HD WIDENER
HW P7NM /
Digitized by Google

Ger 330.45

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 17 April, 1896.

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung: Buch IV. (Schluß) und Quellenbeilage.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1858.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

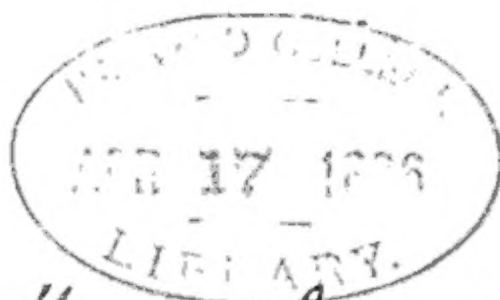
Von

Wilhelm Giesebrecht.

Zweiter Band.

Blüthe des Kaiserthums.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1858.



Vorrede.

Die deutsche Kaisermacht gelangte, wie jetzt allgemein anerkannt wird, auf ihren Höhepunkt und zu ihrer freiesten Entwickelung innerhalb der in diesem Bande behandelten Periode. Aus den unmittelbar darauf folgenden Kämpfen ging das Kaiserthum, ungeachtet namhafter Siege, doch schon so geschwächt hervor, daß es die seiner Idee entsprechende Machtstellung nicht wiedergewinnen oder doch nicht dauernd behaupten konnte. Zwar nicht die Blüthe der Kaiserzeit — denn die späteren Epochen derselben bieten noch bei Weitem reichere und anziehendere Entwicklungen und Verwicklungen dar — ist in diesem Bande dargestellt, aber doch die Zeit, wo die Macht der Kaiser selbst am Stärksten war und in ihrer vollen Blüthe stand.

Wenn sich das innere Wesen jeder bedeutsamen historischen Erscheinung in der Zeit ihrer frischesten Entfaltung am Klarsten zu Tag legt und deshalb derartige Culminationspunkte in der Geschichte immer ein besonderes Interesse gewähren, so muß gerade diese Periode für den Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit eine eminente Bedeutung besitzen, und der Leser wird ihm verzeihen, wenn er mit einer gewissen Vorliebe bei derselben verweilt. Der Verfasser kann daher wohl auf Nachsicht dafür rechnen, daß seine Darstel-

lung in diesem Theile des Werks ausgeführter ist, als es in dem Plane des Ganzen begründet scheinen möchte und auch, die Wahrheit zu gestehen, ursprünglich war.

Aber nicht allein eine besondere Vorliebe für diesen Theil seiner Aufgabe ließ den Verfasser hier länger verweilen; es gab überdies noch einen andern, in dem Stand der Forschung beruhenden Grund. Niemand wird leicht Stenzels Verdienste um die Aufhellung dieser Zeit hoch genug anschlagen, und auch Gfrörers Arbeiten über dieselbe verdienen nach manchen Seiten gerechtere Anerkennung, als sie gefunden haben; aber demungeachtet muß der Verfasser bekennen, daß die Werke dieser Forscher ihm, seitdem die Monumenta Germaniae bis zum Abschluß der Quellenschriften des elften Jahrhunderts vorgeschritten sind, so wenig genügten, daß er bei einem jeden Schritt nach vorwärts sich mehr und mehr genöthigt sah, die Quellenforschung von Frischem zu beginnen. Er glaubt durch seine Untersuchungen da zu wesentlich neuen Resultaten gelangt zu sein, nicht sowohl im Einzelnen, wie sie bei jeder gewissenhaften Arbeit niemals fehlen werden, sondern im Ganzen und Großen; damit erwuchs aber auch der Wunsch oder vielmehr die Pflicht, diese Resultate nicht als unerwiesene Hypothesen hinzustellen, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange darzulegen.

Niemals möchte bisher in einer Reichsgeschichte der Verbindung des Reichs mit dem Episkopat eine so entscheidende Bedeutung beigelegt sein, wie es hier geschehen ist; niemals ist unseres Wissens der Nachweis versucht worden, daß die kirchlichen Reformbestrebungen sich durch das ganze elfte Jahrhundert hinzogen und recht eigentlich die Signatur desselben abgaben; niemals ist die Gefahr, welche schon damals dem deutschen Volke von der Entwickelung einer bedeutenden Slawenmacht drohte, scharf ins Auge gefaßt. Und so abweichend unsere Ansicht der allgemeinen Entwickelung von der herkömmlichen sein möchte, so verschieden ist zugleich die

Auffassung der hervortretendsten Persönlichkeiten. Das Bild Heinrichs II., wie es hier dem Leser entgegentritt, erinnert kaum von fern an die gangbaren Darstellungen. Den Glanzlichtern, welche man bisher über die Gestalten Konrads II. und Heinrichs III. so reichlich ausgestreut hat, glaubten wir einige Schatten hinzufügen zu müssen, die aber unseres Erachtens nur dazu dienen werden, diese großen Kaiser in ein klareres und weniger blendendes Licht zu stellen. Heinrichs III. Regierung erscheint nicht mehr als eine ununterbrochene Reihe glücklicher Siege, sondern wir meinen gezeigt zu haben, daß der Wendepunkt der Dinge, welchen man erst in die Zeit nach seinem Tode zu verlegen pflegte, schon in die letzten Jahre seiner in ihren Anfängen so glanzvollen Regierung fällt. Je bestimmter nun der Verfasser früher ausgesprochen hat, daß er dem Reiz der Neuheit auf Kosten der Wahrheit nicht nachzugeben gewillt ist, je wichtiger mußte ihm der Nachweis sein, daß das Neue nach seiner wohlerwogenen Ueberzeugung hier allein das Wahre und Richtige ist. Selbst wo er mit Gfrörer übereinstimmte, konnte er sich bei der großen Verschiedenheit, welche in den Grundanschauungen wie in der Methode zwischen diesem Forscher und ihm obwaltet, einer Begründung seiner Ansicht ohne Mißdeutung nicht überheben.

Bei der Ausführlichkeit, welche die Bearbeitung dieser Periode aus den angeführten Gründen gewonnen hat, schien es zweckmäßig, mit ihr den zweiten Band des Werkes abzuschließen. Hätte man die Regierung Heinrichs IV. und V. nach dem ursprünglichen Plane noch in diesen Band hineinziehen wollen, er würde einen schwer zu bewältigenden Umfang gewonnen haben. Im Uebrigen ist die gleiche Einrichtung beibehalten worden, wie sie im ersten Bande getroffen war und unseres Wissens Zustimmung gefunden hat.

Zwei Jahre sind verflossen, seit der Verfasser die Vorrede zum ersten Bande schrieb, und es mag ihm jetzt wohl

vergönnt sein, ein Wort darüber zu sagen, in wie weit sich die Hoffnungen erfüllt haben, mit denen er die Anfänge seiner Arbeit in die Welt sandte. Offen sprach er in jener Vorrede aus, daß er keinen andern Zweck verfolge, als dem deutschen Volke die ruhmreichste Epoche seiner Geschichte zu veranschaulichen, daß er deshalb in weiten Kreisen eine lebendige Theilnahme zu erwecken wünsche und hoffe. Mit Genugthuung hat der Verfasser gesehen, wie seine Absicht bei einsichtigen und patriotischen Männern Würdigung gefunden hat, und mit Dank erkennt er, daß sich eine nicht geringe Theilnahme für seine Arbeit hier und da an den Tag gelegt hat; vor Allem ist die Kritik mit Wärme auf die Idee des Werks eingegangen und hat die der Oeffentlichkeit übergebenen Theile desselben mit großer Nachsicht behandelt. Daß ferner auch in der Zerstreuung lebende Deutsche dem Unternehmen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, daß sogar geachtete Zeitschriften fremder Nationen für dasselbe ein lebhaftes Interesse kundgaben, mußte dem Verfasser eine eben so wohlthuende Anerkennung, als eine dringende Aufforderung sein, seine volle Kraft an die Fortsetzung der begonnenen Arbeit zu setzen. Aber trotz dieser ermuthigenden Beweise von Theilnahme verhehlt er sich nicht, daß seine Absicht nur zum geringen Theile bisher erreicht ist, daß sein Buch viele Kreise, für die es berechnet ist, gar nicht einmal berührt, geschweige denn tiefer erfaßt hat. Aber der Mangel einer so allgemeinen Wirkung, wie sie sich bei einem populären Unternehmen jeder Schriftsteller wünschen muß und wie sie der Verfasser bei einem durch und durch deutschen Buche von Deutschen glaubte hoffen zu können, entmuthigt ihn so wenig, daß er vielmehr in ihm nur eine Aufforderung mehr sieht, das Werk dem Ideale immer näher zu führen, das ihm vorgeschwebt hat und vorschwebt. Er lebt noch jetzt der Ueberzeugung, daß, wenn es ihm gelingen sollte, das Bild jener großen Zeit mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, das Buch

auf das Herz und die Gesinnung jedes deutschen Lesers mit zwingender Gewalt einen fesselnden, anregenden und aufrichtenden Einfluß üben muß. Wie sehr einzelne Ausstellungen, welche dem Verfasser mitgetheilt wurden, von ihm beherzigt sind, wird schon dieser Band zeigen, und noch deutlicher die Folge darthun.

Indem der Verfasser der freundlichen Theilnahme und der kräftigen Förderung dankbar gedenkt, welche ihm von manchen Seiten zu Theil geworden sind, kann er nicht unterlassen, auch hier öffentlich ins Besondere Sr. Excellenz dem Herrn Minister von Raumer den tiefgefühltesten Dank abzustatten. Nicht allein, daß derselbe unter ehrender Anerkennung dem Buche in die höheren Schulen, wo es vor Allem wirksam sein möchte, schnellen Eingang bereitet hat; er eröffnete auch dem Verfasser einen ebenso anziehenden als ehrenvollen Wirkungskreis, den er weder jemals erwarten noch beanspruchen konnte, und der ihm die Freiheit gewährt, ungestört seiner Neigung für historische Studien zu leben. Nicht zu bewältigende Schwierigkeiten haben bisher die Förderung des Unternehmens vielfach aufgehalten; möchte es unter günstigeren Verhältnissen nun um so schneller dem Ziele entgegengehen.

Königsberg, 25. August 1857.

W. Giesebrecht.

Inhalt.

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II.
1002—1024.

Seite

1. Das Reich nach dem Tode Ottos III. . . . . 3—13.

Bedeutung des Ottonischen Kaiserreichs 3. 4. Innere Schwäche desselben 4—7. Stellung der Krone zum Episkopat 7—9. Verfall der äußern Macht 9. 10. Innere Fehden 11. Lockerung der alten Sitte 11. 12. Gefahr einer Zersplitterung des Reichs 12. 13.

2. Die Thronbesteigung Heinrichs II. . . . . 13—27.

Die drei Thronbewerber 13. Heinrichs früheres Leben 13. 14. Seine ersten Schritte, um sich das Reich zu sichern 14. 15. Markgraf Eckard sein Nebenbuhler 15. Versammlung zu Frosa 16. Markgraf Lothar tritt Eckard entgegen und begiebt sich zu Heinrich 16. 17. Zusammenkunft der Sachsen in Werla 17. Herzog Hermann tritt als Thronbewerber hervor 18. Mord des Markgrafen Eckard 19. Boleslaws von Polen Einfall in die Marken 20. Heinrichs Anerkennung in Franken und Krönung zu Mainz 21. Kampf in Schwaben 22. Huldigung der Thüringer und Sachsen 22. 23. Der Pole Boleslaw liefert die Marken aus; sein Bund mit Markgraf Heinrich und Lebensgefahr 23. 24. Kunigundens Krönung in Paderborn 24. 25. Huldigung der niederlothringischen Großen zu Aachen 25. Unterwerfung Herzog Hermanns 25. Huldigung der Oberlothringer 26. Heinrich allgemein in Deutschland als König anerkannt 26. 27.

3. Sicherung der Machtstellung des Reichs . . . . 27—48.

a. Verlust der Lombardei und Böhmens. Arduins Krönung 28. Niederlage Ottos von Kärnthen und Ernsts von Oestreich an den Euganeischen Höhen 29. Boleslaw von Polen bemächtigt sich Böhmens 30. König Heinrichs Bedrängniß und Unterhandlungen mit Boleslaw

Seite

31. 32. b. Die Empörung des Markgrafen Heinrich. Des Markgrafen Aufstand und Boleslaws Einfall in die Marken 32. 33. Der König in Franken Sieger 33. 34. Des Königs Bund mit den Liutizen 34. Herstellung des Bisthums Merseburg 35. Brun von Querfurt und neue Regungen in der Mission 36. Die Aufständigen unterwerfen sich 36. 37. c. Der erste Zug König Heinrichs nach Italien. Eindringen in Italien 38. Wahl und Krönung zu Pavia; Arduin schließt sich in eine Bergfeste ein 38. 39. Aufstand in Pavia 39. 40. Rückkehr des Königs nach Deutschland 40. d. Herstellung der deutschen Herrschaft in Böhmen und in den Marken. Der König verjagt Boleslaw Chrobry aus Böhmen 41. Jaromir als Herzog von Böhmen eingesetzt 42. Unterwerfung des Milzenerlandes 42. e. Der erste Feldzug Heinrichs gegen Polen. Der König dringt bis in die Nähe von Posen vor 43. Der Friede zu Posen 44. f. Die Züge Heinrichs gegen die Friesen, Balduin von Flandern und nach Burgund. Zug gegen die Westfriesen 45. Zug gegen Balduin von Flandern 46. König Rudolf von Burgund sichert Heinrich die Nachfolge in seinem Reiche zu und tritt ihm Basel ab 47.

4. Die Gründung des Bisthums Bamberg . . . . 48—59.

5. Heinrichs II. Regiment . . . . 59—89.

Gegensatz gegen die Regierung seines Vorgängers 60. Streben nach Regelung der verwirrten Verhältnisse des Reichs 61. 62. Heinrichs Stellung zum Adel 63. 64. Theilnahme der Fürsten an der Reichsregierung 65. Das Princip der Erblichkeit der Reichslehen stillschweigend anerkannt 65. 66. Beschworene Landfrieden aufgerichtet 66. Geschriebene Ordnungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens; die Anfänge eines geschriebenen deutschen Landrechts 66. 67. Heinrichs Strenge 68. Enge Verbindung des Reichs mit den kirchlichen Gewalten 69. Heinrichs Stellung zur Kirche 70—76. Wie Heinrich das Investiturrecht übte? 76—78. Wie Heinrich mit dem Kirchengut umging? Reformation und Beraubung der Klöster 78—83. Cluniacensische Reformen in Lothringen 70—82. Lasten der deutschen Bischöfe 83. Ihre Abhängigkeit vom Reich 84. Opposition mancher Bischöfe 85. Heinrich und Meinwerk von Paderborn 86—88. Charakter des Königs 88. Entstelltes Bild der Legende 89.

6. Heinrichs zweiter Krieg gegen Boleslaw Chrobry. Fehde mit den Luxemburgern . . . . 89—103.

Boleslaws Bild in der Sage und Legende 90. 91. Das Urtheil der Deutschen über ihn 91. Boleslaws wahre Bedeutung 92. Aufkündigung des Posener Friedens 93. Der Krieg wird von den Sachsen lässig geführt, während Boleslaw sich abermals in der Lausitz festsetzt 94. Der König zerfällt mit seinen Schwägern 95. Belagerung und Eroberung von Trier 95. Der innere Krieg ergreift ganz Lothringen 96. Der König entsetzt seinen Schwager des Herzogthums Baiern 96. Angriff des Königs auf Metz; die Stadt behauptet sich; Waffenstillstand 96. 97. Unordnungen in Sachsen und verrätherische Umtriebe mit den Polen 97. Stephan von Ungern unterstützt König Heinrich 97. 98.

Seite
Feldzug des Jahres 1010; Boleslaw wird aus den Elbgegenden zurückgedrängt 98. 99. Reichstag zu Mainz; Waffenstillstand erneuert; Bruch desselben durch die Luxemburger 99. 100. Feldzug des Jahres 1012 gegen die Luxemburger 100. 101. Die Synode von Coblenz; Dietrich von Metz unterwirft sich dem Könige 102. Friede mit Boleslaw, welcher die Ober- und Nieder-Lausitz als Lehen des Reichs empfängt 103.

7. Heinrichs II. Römerzug und Kaiserkrönung .... 103—112.

Die Beweggründe Heinrichs zum Römerzuge; der Zustand Deutschlands 104. 105. Der Zustand Italiens 106 107. Vertrag zwischen Heinrich II. und Benedict VIII. 108. Ankunft des Königs in Italien 109. Kaiserkrönung 110. Empörung in Rom 111. Rückkehr des Kaisers 111. Arduins letzte Zeiten 112.

8. Der letzte Krieg mit Boleslaw Chrobry .... 113—126.

Boleslaws Krieg gegen Großfürst Wladimir 113. 114. Mieczislaw wird von Udalrich von Böhmen festgehalten und dem Kaiser überliefert 115. Neue Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und Boleslaw Chrobry 116. Unglücklicher Feldzug gegen Boleslaw im Jahre 1015; Meißen wird von den Polen vergebens belagert 117—119. Stillstand im Kriege; Zwistigkeiten der sächsischen Fürsten 119. Vergebliche Unterhandlungen mit Boleslaw 120. Großer Bund des Kaisers, des Königs von Ungern und des russischen Großfürsten gegen Boleslaw 120. 121. Aussöhnung des Kaisers mit seinen Schwägern 121. Feldzug des Jahres 1017 gegen Boleslaw 122—124. Friede zu Bautzen 125. Boleslaws Zug gegen Rußland und Eroberung von Kiew 126.

9. Heinrichs Kämpfe um das burgundische Reich ...... 127—131.

Widerstand des burgundischen Adels gegen die Erbfolge Heinrichs 127. Otto Wilhelm 127. 128. Das Straßburger Abkommen 128. Heinrichs erster unglücklicher Versuch sich Burgunds zu bemächtigen 129. Rudolf übergiebt Heinrich das Reich 129. Zweiter unglücklicher Zug des Kaisers nach Burgund 130. Vereinigung der burgundischen Bischöfe zur Erhaltung des Landfriedens 131.

10. Vollständiger Sieg Heinrichs über die inneren Feinde . . 131—153.

Beruhigung Unterlothringens; Gräfin Adela, die deutsche Medea 131—143. Beruhigung Oberlothringens 143. 144. Die schwäbische Fehde 144. 145. Die Macht der Babenberger 145. 146. Die Verhältnisse Sachsens 146. 147. Aufstand der Abodriten 148. Aufstand Herzog Bernhards und seine Aussöhnung mit dem Kaiser 149. 150. Zug des Kaisers gegen Balduin von Flandern 150. Fehde des Grafen Otto von Hammerstein 151. 152. Heribert von Köln stirbt; die rheinischen Erzbisthümer kommen sämmtlich an baierische Kleriker 152. 153. Triumph des Kaisers 153.

11. Papst Benedict VIII. und Heinrichs dritter Zug nach Italien 153—171.

Stellung Benedicts VIII. 153—155. Seine Theilnahme am Kampf gegen die Araber 155. 156. Aufstand des Melus in Bari 157. Ankunft der Normannen in Unter-Italien 158. Benedict VIII. weist die Normannen an Melus; unglücklicher Einfall des Melus mit den Nor-

Seite
mannen in Apulien 159. Reise des Papstes nach Deutschland 160. 161. Ausbreitung der Griechen in Unter-Italien 161. Dritter Zug des Kaisers nach Italien; Belagerung von Troja; Unterwerfung der langobardischen Fürstenthümer 162—166. Reformatorische Richtung Benedicts VIII. und die Satzungen von Pavia 166—171.

12. Einleitungen zur Reformation der abendländischen Kirche. Des Kaisers Tod . . . . 171—191.

Erzbischof Aribo von Mainz und das Provinzialconcil zu Seligenstadt 171—173. Des Kaisers Vorbereitungen zu einer Reform der Kirche 173. 174. Zusammenkunft mit König Robert von Frankreich 174—177. Fabeln über eine beabsichtigte Abdankung des Kaisers 178. Vorbereitungen zu einem allgemeinen Concil in Pavia 179. Aribos Streit mit Rom 179—181. Tod Benedicts VIII. 181. Tod Heinrichs II. 182—184. Die Verhältnisse im Norden. Die Macht Knuds von Dänemark 184—187. Innerer Zustand des deutschen Reichs 188. Interregnum 189. Was Heinrich geleistet hatte und was er nicht vollendete? 190. 191.

Anhang. Heinrich II. und der heilige Brun . . . . 192—199.

Fünftes Buch.

Das deutsche Kaiserthum auf seiner Machthöhe. Konrad II. und Heinrich III.

1024—1056.

Seite
1. Konrads II. Anfänge . . . . 203—223.

a. Konrads II. Wahl und Krönung 203—211. Konrads Stellung zu Aribo von Mainz und dem jüngern Konrad 212. b. Der Königsritt. Gisela vom Erzbischof von Köln gekrönt 213. Konrads Aufnahme in Sachsen 214. Die Händel zwischen Aribo von Mainz und Godhard von Hildesheim 215. Umritt in Franken, Baiern, Kärnthen, Schwaben 215. 216. Die Verhältnisse Italiens und Burgunds 216. 217. Vorbereitungen zum Römerzug 218. c. Die erste Verschwörung gegen Konrad II. Tod Boleslaw Chrobrys; Verbindung Konrads mit Knud; Abtretung der Mark Schleswig 218—220. Verbindung des Königs Robert von Frankreich, des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, des Grafen Odo von der Champagne, des Markgrafen Balduin von Flandern, der Herzöge Gozelo und Friedrich von Lothringen, des Herzogs Ernst von Schwaben und des jüngern Konrad gegen die deutsche Krone 220—222. Beseitigung der Gefahr und völlige Unterwerfung Lothringens 222. Konrad geht über den Brenner 223.

2. Konrads II. Romfahrt und ihre nächsten Folgen . . . . 223—242.

Der lombardische Adel sucht die Macht der Bischöfe zu brechen und beruft Wilhelm von Aquitanien auf den Thron 224. Wilhelm verschmäht die Krone Italiens 225. 226. Konrad, durch Aribert gekrönt, unterwirft die Lombardei und Ravenna 226—228. Tuscien kommt an Markgraf Bonifacius 229. Die Schwäche Johanns XIX. 229. Kaiser-

Seite

krönung Konrads und Aufstand in Rom 230. 231. Beschlüsse der römischen Synode und Verhandlungen des Kaisers mit Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund 231—234. Verhältnisse Unter-Italiens; Unterwerfung der langobardischen Fürsten und Aufnahme der Normannen durch den Kaiser 234. 235. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 236. Neue Empörung des Herzogs Ernst und des Grafen Welf gegen Konrad; Verbindung der Verschworenen mit Konrad dem Jüngern und Miecziſlaw von Polen 236. 237. Schnelle Bewältigung des Aufstandes und Bestrafung der Verschworenen 238. 239. Concil zu Frankfurt 240. Erbvertrag mit König Rudolf von Burgund 241. Heinrich III. wird vom Erzbischof von Köln gekrönt 242.

3. Die Kämpfe um die Erbschaft Boleslaw Chrobrys . . . 242—255.

Miecziſlaw wird von den Dänen, Ungern und Russen angegriffen 242. Spannung zwischen dem Kaiser und Stephan von Ungern 243. Miecziſlaw fällt in die deutschen Marken ein 243. Bretiſlaw erobert als Bundesgenosse des Kaisers Mähren 244. 245. Erster unglücklicher Zug des Kaisers gegen Polen 246. Neuer Einfall der Polen in die Marken 246. Unglücklicher Zug des Kaisers gegen Ungern 247. Die dritte Empörung und das Ende Herzog Ernsts von Schwaben 248—250. Zweiter glücklicher Kriegszug des Kaisers gegen Miecziſlaw 251. Polens Zerstückelung und Demüthigung 252. 253. Böhmische Wirren 254. Herstellung der friedlichen Verhältnisse mit Ungern 255.

4. Burgunds Einverleibung in das Kaiserreich . . . . 255—263.

Tod König Rudolfs von Burgund 255. Odo von Champagne bemächtigt sich des größten Theils von Burgund 256. Bündniß Konrads mit Heinrich I. von Frankreich 257. Konrad wird in Peterlingen zum König von Burgund gekrönt und unterwirft den alamannischen Theil des Reichs 258. Konrads Einfall in die Champagne 258. 259. Ober- und Niederlothringen unter Herzog Gozelo vereinigt 259. Neuer Zug Konrads gegen Odo nach Burgund; Erzbischof Aribert und Markgraf Bonifacius unterstützen den Kaiser; ganz Burgund unterwirft sich 259. 260. Bedeutung der neuen Erwerbung für das deutsche Reich; Folgen derselben für die burgundischen Länder 261—263.

5. Konrads II. Regiment . . . . 263—292.

Die kaiserliche Macht steht unbestritten da 263. 264. Charakteristik Konrads 265. Erblichkeit der Beneficien 266. 267. Sorge Konrads für den Landfrieden und allgemeinen Rechtsschutz 268. Streben nach einem erblichen Kaiserthum 269. Konrad überträgt die Herzogthümer Baiern und Schwaben seinem Sohne und Nachfolger 270. 271. Widerstreben der Großen gegen die Einziehung der Herzogthümer 271. Vorgänge bei der Absetzung Adalberos von Kärnthen 272. 273. Konrad nöthigt seine nächsten Verwandten, in den geistlichen Stand zu treten 274. Die Abhängigkeit der Kirche und des Klerus 275—279. Aribos Ende und sein Nachfolger Bardo 280. 281. Hermann von Köln 281. 282. Tiefer Verfall des Papstthums 282. 283. Streitigkeiten mit den Liutizen 284. 285. Erster Wendenkrieg Konrads 285. Vermählung des jüngern Heinrich mit der dänischen Gunhild 286. Zweiter Wendenkrieg Konrads

Seite

286. Das Ersterben der Mission in Magdeburg 287. Lebendige Missionsbestrebungen in Bremen 287—289. Die nordischen Reiche nach Knuds Tode 289. 290. Das Heidenthum unter den Abodriten 291. Verweltlichung des Reichs und der Kirche 292.

6. Konrads II. zweiter Zug nach Italien und Tod . . . . . 293—320.

a. Aribert von Mailand und Konrads Lehnsgesetz. Ariberts Geschichte und seine Macht 293—295. Aufstand der Valvassoren 296—298. Markgraf Bonifacius von Tuscien vermählt sich mit Beatrix von Lothringen 298. 299. Konrad geht zum zweiten Male nach Italien 299. Ariberts Gefangennehmung und Flucht 300. 301. Vergebliche Belagerung Mailands 302. Konrads Lehnsconstitution 303. Ariberts Absetzung und Widerstand 304. Ariberts Verbindung mit Odo von Champagne 305. Odos Einfall in Lothringen und sein Tod 305. Bestrafung der Mitverschworenen Ariberts 306. Einäscherung Parmas 307. Konrads römisches Edict 308. b. Pandulf IV. von Capua und die Normannen. Verfall des griechischen Kaiserthums und der arabischen Macht in Sicilien 309. 310. Die langobardischen Fürstenthümer und Pandulf IV. von Capua 311—313. Konrads Auftreten in Unter-Italien; Absetzung Pandulfs; Waimar von Salerno erhält Capua; der Normanne Rainulf wird mit Aversa belehnt; der Baier Richer wird Abt von M. Cassino 313. 314. Einverständniß des morgen- und abendländischen Reichs: Waimar, die Normannen und lombardische Söldner unterstützen die Griechen in Sicilien 315. Rückkehr des Kaisers; die Königin Gunhild stirbt 316. Belagerung Mailands durch die lombardischen Fürsten, städtische Miliz, Carroccio 316. 317. c. Das Ende Konrads II. Konrad geht nach Burgund und läßt seinen Sohn zum König krönen 318. Konrads Tod und Begräbniß 319. 320. Das Ende des jüngern Konrad 320.

7. Heinrichs III. Anfänge . . . . 321—373.

a. Regierungswechsel. Ausgleichung mit Aribert von Mailand 321—323. b. Heinrichs III. Kriege mit Herzog Bretislaw von Böhmen. Bretislaw als Vorkämpfer des Christenthums im Osten 324. 325. Verhältnisse Ungerns unter Peter von Venedig 325. Bretislaws Einfall in Polen 326—328. Heinrichs doppelter Kriegszug gegen Böhmen 329—333. Bretislaws Unterwerfung 333. c. Die ersten Ungernkriege Heinrichs III. Rückkehr Kasimirs nach Polen 334. Vertreibung Peters aus Ungern, Erhebung Abas und Einfall desselben in das deutsche Reich 334—336. Erster Heereszug Heinrichs nach Ungern 336. 337. Zweiter Heereszug nach Ungern 338. Aba tritt das Land von der Fischa bis zur Leitha und Marchmündung ab 338. Freigebigkeit des Königs gegen seine Vasallen 339. 340. Liutpold von Oestreich Markgraf des neugewonnenen Theils, der später mit der Markgrafschaft Oestreich verbunden wird 340. Heinrich von Luxemburg wird Herzog von Baiern 341. Die kärnthensche Mark (Steiermark) und die Markgrafschaft Krain 341. d. Die Verlobung Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers 342. 343.

Seite
8. Heinrichs III. Vermählung mit Agnes von Poitiers und ihre nächsten Folgen . . . . 344—363.

a. Faustrecht und Gottesfriede in Frankreich. Schwäche des Königsthums in Frankreich und Unsicherheit des Rechts 344. 345. Stellung des französischen Klerus und Ansehen desselben 346—348. Eigenthümliche Gegensätze im Aquitanien 348. 349. Die aquitanischen Bischöfe versuchen einen allgemeinen Gottesfrieden herzustellen 350. Die Treuga Dei und der Antheil Odilos an derselben 351—353. b. Heinrichs III. Stellung zu Frankreich. Heinrichs Hochzeitsreise 353. Giselas Tod 354. Heinrichs Stellung zu Agnes Familie, vornehmlich zu ihrem Stiefvater Gaufried von Anjou 355—357. Heinrichs Verhältniß zu Cluny und Theilnahme an den Friedensbestrebungen der Congregation 357. 358. Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens 358. Wirkung des Friedensedicts in Italien; Ariberts Tod 359. Heinrich III. erklärt sich öffentlich gegen die Simonie 360. Heinrichs politische Absichten bei seinen Verhältnissen zu den Cluniacensern 360—363.

9. Große Pläne und große Hindernisse . . . . 363—381.

Heinrichs Absichten 363. Tod Herzog Gozelos; Zerwürfniß des Königs mit Herzog Gottfried 364. 365. Dritter Kriegszug des Königs gegen Ungern 365—367. Herstellung König Peters in sein Reich; Abhängigkeit desselben von Heinrich 368. Auflehnung und Absetzung Gottfrieds 368. 369. Der König bekämpft den Aufstand in Lothringen und Burgund; das Herzogthum Schwaben kommt an den Pfalzgrafen Otto 369. 370. Vierte Reise des Königs nach Ungern; Peter überträgt sein Reich dem König Heinrich und empfängt es als Lehen von ihm zurück 371. Herzog Gottfried unterwirft sich und wird nach Gibichenstein gebracht 372. Heinrichs Kriegszug gegen die Liutizen; die Verhältnisse der wendischen Marken 372. 373. Gefährliche Krankheit des Königs 373. 374. Herzog Gozelo von Niederlothringen stirbt; Zug des Königs gegen den Grafen Dietrich von Holland 374. Herzog Gottfried demüthigt sich vor dem König; Unterlothringen kommt an Friedrich von Luxemburg 375. Die Mark Meißen erhält der Graf Wilhelm von Weimar 376. Der König als Schiedsrichter der Herzöge von Polen, Böhmen und Pommern 376. Sieg des Norwegers Magnus über die Abodriten an der Skotbargara 377. Aeußere Macht des Reichs 378. Die Stellung des Königs gegen die Fürsten und die hohe Geistlichkeit 379. 380. Aufbruch des Königs zur Romfahrt und Aufnahme desselben in der Lombardei 381.

10. Heinrichs III. erster Zug nach Italien . . . . 381—405.

a. Heinrichs Kaiserkrönung und Kirchenreform. Nicolaitismus und Simonie 382. 383. Verweltlichung der Kirche Italiens und die Wirksamkeit der Eremitenmönche 384. 385. Zustand der römischen Kirche 385. Die Laster Benedicts IX. 386. Schisma 386. 387. Der Pontificat Gregor VI. 388—390. Die Synoden zu Pavia, Sutri und Rom; Absetzung der drei Päpste 390. 391. Einsetzung Clemens II.

Seite
392. Kaiserkrönung Heinrichs III. 393. 394. Erste Anordnungen Clemens II. 395. b. Heinrich III. belehnt die Normannen mit Apulien; Arduin führt die Normannen nach Apulien 397. Kämpfe mit den Griechen und Niederlassungen der Normannen in Apulien 398—401. Wilhelm der Eisenarm nimmt Apulien von Waimar von Salerno zu Lehen 401. Pandulf VI. gegen Waimar 402. Der Kaiser giebt Capua an Waimar zurück und belehnt Raidulf mit der Grafschaft Aversa, Trogo mit der Grafschaft Apulien 403. Feindseligkeiten Benevents gegen den Kaiser 404. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 404. 405. Der Graf Welf erhält das Herzogthum Kärnthen 405.

11. Der letzte Kampf mit Herzog Gottfried . . . . 406—419.

Heinrichs und Gottfrieds Stellung gegen einander 406. 407. Gottfrieds Verhandlungen mit dem König von Frankreich, den Grafen von Flandern, Mons und Holland 407. Ermordung des Königs Peter und ephemere Herstellung des Heidenthums in Ungern 407. 408. Der Aufstand in Lothringen bricht aus; der Kaiser zieht gegen Graf Dietrich und die Friesen; Herzog Gottfried zerstört die Kaiserburg in Nymwegen und die Kirche zu Verdun 409. Gottfried wird seines Herzogthums abermals entsetzt, und Oberlothringen kommt an den Grafen Adalbert vom Elsenzgau 410. Folgen der neuen Empörung Gottfrieds 410. Die Anordnungen des Kaisers in Italien werden erschüttert 410. 411. Die Tusculaner werfen Benedict X. auf; der Kaiser ernennt Poppo von Brixen zum Nachfolger Clemens II. 411. 412. Markgraf Otto von Schweinfurt wird mit dem Herzogthum Schwaben belehnt 412. Gefahrvolle Lage des Kaisers 413. Heinrich erhält das obere Deutschland und Burgund in der Treue 413. Die Ordnung in Rom hergestellt; Poppo als Damasus II. geweiht 414. Der Kaiser in Sachsen vereitelt die Anschläge der Billinger und schließt einen Bund mit König Svend von Dänemark 414. 415. Freundschaftsbund mit König Heinrich von Frankreich 415. Brun von Toul besteigt als Leo IX. den Stuhl Petri 415. 416. Kampf der lothringischen Bischöfe gegen Gottfried und seine Verbündeten; Herzog Adalbert und Graf Dietrich fallen 416. Der Kaiser verleiht Oberlothringen dem Grafen Gerhard vom Elsaß, Baiern dem Grafen Konrad aus dem Hause der lothringischen Pfalzgrafen 416. 417. Kriegszug des Kaisers gegen Gottfried und Balduin; die Könige Swend und Edward unterstützen den Kaiser; der Papst excommunicirt die Rebellen 417. Gottfried und Balduin unterwerfen sich 418.

12. Neuer Aufschwung des Reichs und der Kirche . . . . . . 419—446.

a. Heinrichs III. kaiserliches Regiment. Mangel geschriebener Reichsgesetze 419. 420. Mangel einer consequenten Politik 420. Strenges Regiment Heinrichs 421. 422. Mißstimmung über die Strenge dieses Regiments 422. 423. Nothwendigkeit großer Erfolge 423. Durch die Reform der Kirche sucht Heinrich die Herrschaft im ganzen Abendlande zu gewinnen 423. 424. b. Die Anfänge Leos IX. Die Jugendgeschichte Bruns 424—426. Brun als Bischof von Toul und als Unterhändler der Kaiser mit Frankreich und Burgund 427. Brun wird als Leo IX. auf den Stuhl Petri erhoben 428. Thätigkeit Leos IX.

Seite

429. Erste Ostersynode in Rom 430. Concil zu Reims 431. 432. Concil zu Mainz 433. Zweite Ostersynode in Rom 433. Des Papstes Thätigkeit in Unter-Italien 434. Concil zu Vercelli 435. Zweite Reise nach Deutschland 435. Persönlichkeit des Papstes 436. 437. c. Adalbert von Bremen und der Abodrite Godschalk. Bedeutung Bremens für den Norden unter Erzbischof Adalbert 438. 439. Godschalks Bund mit Adalbert 439. Frühere Geschichte Godschalks 440. 441. Godschalks Eifer für die Mission und die Erfolge seiner Thätigkeit 441. Adalberts Wunsch, Hamburg zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben 441. 442. Adalberts Verhältniß zum Kaiser 442. Das Verhältniß des hohen deutschen Klerus zum Kaiser; die Stellung der Erzbischöfe von Mainz und Köln 442—444. d. Geburt Heinrichs IV. und Abt Hugo von Cluny 444—446.

13. Umschwung des Glücks . . . . 447—480.

Die letzten Ungernkriege Heinrichs III. Neue Feindseligkeiten mit den Ungern; Befestigung und Ueberfall der Haimburg 447. 448. Rüstungen des Kaisers gegen Kasimir von Polen 448. Zug gegen Lambert von Löwen 448. Der Kaiser schickt Herzog Gottfried gegen Balduin von Flandern 449. Fünfter Zug des Kaisers nach Ungern 449—451. Der Kaiser geht nach Burgund 451. 452. Sechster Zug des Kaisers nach Ungern; vergebliche Belagerung von Preßburg; vereitelte Bestrebungen des Papstes einen Frieden zu vermitteln 452. 453. b. Empörung Konrads von Baiern und Balduins von Flandern. Schwächung des kaiserlichen Ansehens durch den letzten unglücklichen Krieg gegen Ungern 453. Friede zwischen Herzog Konrad von Baiern und Bischof Gebhard von Regensburg 453. 454. Vergebliches Einschreiten des Kaisers und des Papstes 454. Konrad wird seines Herzogthums entkleidet 454. Der junge Heinrich wird zum König gewählt 455. Konrad vereitelt den Frieden mit den Ungern und macht mit ungerschem Beistand Einfälle in das Reich 456. Aufstand in Baiern; der Kaiser setzt seinen Sohn Heinrich als Herzog in Baiern unter der Obhut des Bischofs Gebhard von Eichstädt ein; Herstellung der Ordnung in Baiern und Zurückweisung der Ungern 456. 457. Landtag mit den lombardischen Großen zu Zürich und die auf demselben erlassenen Gesetze 457. 458. Der Kaiser schlichtet die Streitigkeiten zwischen Kasimir von Polen und Bretislaw von Böhmen; Kasimir erhält gegen einen Zins Breslau und die anderen Burgen Schlesiens 458. Bretislaws Ende 459. Heinrich IV. wird vom Erzbischof von Köln gekrönt; Baiern kommt an des Kaisers zweiten Sohn Konrad 459. Zweiter Feldzug des Kaisers gegen Balduin von Flandern 459—461. Gefährdete Lage Italiens 461. c. Leo IX. und die Normannen. Leo IX. sucht Rom zum Mittelpunkt der Reform zu machen 461—463. Freiere Stellung des Papstes zum Kaiser und Aufnahme der alten Ansprüche Roms 463. 464. Benevent huldigt dem Papste und veranlaßt das Zerwürfniß zwischen dem Papst und den Normannen 464. 465. Drogos Ermordung; Humfred wird zum Grafen von Apulien erhoben 465. Erste verunglückte

Seite
Unternehmung des Papstes gegen die Normannen 466. Revolution in Salerno und Ermordung Waimars; Gisulf wird durch die Normannen in Salerno eingesetzt, Amalfi und Sorrento von Salerno getrennt 466. 467. Der Papst sucht vergeblich den Beistand des Kaisers gegen die Normannen zu gewinnen; der Kaiser überläßt dem Papste Benevent 467. 468. Mißstimmung der deutschen Bischöfe gegen den Papst 468. 469. Aufstand der Lombarden gegen den Papst zu Mantua 469. Zweiter Kriegszug des Papstes gegen die Normannen; Schlacht bei Civitate 470—472. Graf Humfred geleitet den Papst nach Benevent 472. 473. Verhandlungen Leos mit den Griechen und Gesandtschaft des Papstes nach Constantinopel 474. 475. Leos Rückkehr nach Rom und Tod 476. Ermordung des Markgrafen Bonifacius und Vermählung seiner Wittwe mit Herzog Gottfried 477. 478. Hildebrand hindert den völligen Abfall Italiens vom Kaiser und nöthigt Gebhard von Eichstädt den Stuhl Petri zu besteigen 478—480. Gebhard wird als Victor II. geweiht 480.

14. Heinrichs III. letzte Zeiten . . . . 481—502.

a. Heinrichs III. zweiter Zug nach Italien. Der Kaiser nimmt den Grafen Theobald von der Champagne als Vasallen an und erhebt Ansprüche auf die Oberhoheit über Spanien 481. Zweite Reise des Kaisers über die Alpen; erste Tagfahrt auf den Roncalischen Feldern; Concil zu Florenz 482. Gottfried flüchtet vor dem Kaiser nach Flandern; der Cardinal Friedrich wird Mönch in M. Cassino; Beatrix und Mathilde müssen dem Kaiser folgen 483—485. Victor II., Statthalter des Kaisers in Italien, wird mit Spoleto und Camerino belehnt 486. Die langobardischen Fürsten von Benevent kehren in ihre Stadt zurück 486. Bund zwischen dem morgen- und abendländischen Reiche gegen die Normannen, der aber erfolglos bleibt 487. Rückkehr des Kaisers nach Deutschland 487. b. Fürstenverschwörung gegen den Kaiser. Gebhard von Regensburg, die Seele der Verschwörung 488. Mitverschworene 489. Herzog Welfs Reue und Tod 490. Welf, der Sohn des Markgrafen Azzo von Este, übernimmt die welfischen Erbgüter 490. Unterdrückung der Verschwörung und Bestrafung der Verschworenen 490. Verlobung Heinrichs IV. mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa 490. 491. Anno wird Erzbischof von Köln 491. 492. c. Das Ende Heinrichs III. Die Wenden überschreiten die sächsische Grenze 493. Zusammenkunft des Kaisers mit König Heinrich von Frankreich 494. Gottfried unterwirft sich; Nachgiebigkeit des Kaisers 494. 495. Ankunft Victors II. in Goslar 495. Vernichtung des sächsischen Heeres durch die Wenden 496. Des Kaisers Krankheit und Tod 496. Der Eindruck der Todesbotschaft 497. Agnes und der Papst als Verweser des Reichs 498. Aussöhnung mit Gottfried und Balduin; Anordnungen auf dem Reichstag zu Regensburg 499. Victors II. Tod 499. Wahl Stephans X.; Uebermacht Herzog Gottfrieds 500. 501. Unruhen in Sachsen und Franken 501. 502.

15. Rückblick . . . . 503—514.

Quellen und Beweise zum vierten und fünften Buch.

Seite
I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel . . . . 517—540.
1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtschreiber . . . . 517—530.
2. Annalen und Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts . . . . 530—536.
3. Quellenschriften aus späterer Zeit . . . . 536—538.
4. Actenstucke und Urkunden . . . . 539.
5. Hulfsmittel . . . . 539. 540.
II. Anmerkungen zum vierten und fünften Buch . . . . 541—598.
III. Einige Documente . . . . 599.
1. Brief des Erzbischofs Brun an König Heinrich II. Winter 1008 . 600.
2a. Brief des Erzbischofs Aribo von Mainz an den Bischof Meginhard von Wurzburg. 1021 . . . . 604.
2b. Brief desselben an die Kaiserin Kunigunde. 1024 . . . . 605.
3. Brief der Mainzer Suffragane an Papst Benedict VIII. 1024 . . 606.
4. Brief des Abts Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof 607.
5. Brief des Erzbischofs Aribo an die Wormser. Herbst 1025 . . . 608.
6. Brief desselben an den Bischof Gebhard von Hildesheim. 1026 . . 609.
7. Brief der Herzogin Mathilde an den König Miecziſlaw von Polen. 1026 oder 1027 . . . . 610.
8. Brief an den Bischof Azeko von Worms. November oder December 1035. 611.
9. Brief an denselben. Juli 1036 . . . . 612.
10. Brief des Abts Siegfried von Görz an den Abt Poppo von Stablo. Spätsommer 1043 . . . . 613.
11. Brief desselben an den Bischof Brun von Toul. Spätsommer 1043 618.
12. Brief Heinrichs III. an den Abt Hugo von Cluny. Anfang d. J. 1051 619.
13. Brief der Kaiserin Agnes an denselben. October 1056 . . . . . . 620.

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II.

1002—1024.

1.

Das Reich nach dem Tode Ottos III.

Wie die sächsischen Stämme einst die Freiheit, den Glauben, 1002.
die Sprache der Väter vor römischer Bewältigung geschützt hatten, so hatten sie wiederum nach einem Jahrtausend, nachdem sie das Christenthum und die Ordnungen des fränkischen Reichs angenommen, die Kirche Christi und das Erbe Karls des Großen vor der Zerstörungswuth heidnischer, barbarischer Stämme gerettet. Den Siegern fiel nach Gebühr der Kampfpreis zu. Das Reich Karls des Großen ging von den Franken auf die Sachsen über. Der Papst schmückte in Otto dem Großen einen sächsischen Edling mit der Krone der römischen Kaiser. „Auf eure Treue bauend, ihr felsenfesten Sachsen, siegten unsere Vorfahren, wurden Könige, und aus Königen zum Heile der Welt zu Kaisern!“ so sprach einst Heinrich II., der Letzte des sächsischen Kaiserhauses.

Mitten in das Herz Europas verlegte Otto der Große den Sitz seines sächsisch-fränkischen Reiches, in dem er die deutschen Stämme zuerst zu einem deutschen Volke verband. Dieses deutsche Volk war der Kern; das deutsche Land der Mittelpunkt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Eine kolossale Feste inmitten des Abendlandes schützte dieses Reich die gesammte germanisch-romanische Welt, die Hütherin aller Ueberlieferungen einer höheren Gesittung, hinter seinen Wällen vor dem Ansturm der Feinde und wurde alsbald zu einer Zwingburg für diese selbst. Unter dem Schutz dieses Reichs erhoben sich die Italiener und Franzosen zuerst zu dem Bewußtsein einheitlicher Nationen, entstanden zuerst unter diesen Völkern nationale

1002. Institutionen. In der Abhängigkeit von diesem Reiche gediehen zuerst die scandinavischen und westslawischen Stämme zu kirchlichen und staatlichen Ordnungen, die sie den Kulturvölkern des Abendlandes näher und näher brachten. Selbst die freien Magyaren konnten sich dem Einfluß des Kaiserreichs nicht mehr entziehen; erst unter dem Beistande desselben kam das Königthum unter ihnen auf, gewann der christliche Glaube bei ihnen den Sieg. Die römisch-katholische Kirche, wie sie sich weithin über die abendländische Welt erstreckte, erwachte aus langem Schlafe zu neuem Leben; die Mission erstand und hatte die schönsten Erfolge. So war das deutsche Kaiserthum der Eiche gleich, die von dem Boden aus, wo ihr mächtiger Stamm himmelwärts aufstrebt, die knorrigen Wurzeln unter der Erde nach allen Seiten treibt und zugleich weithin die Menschen mit ihren laubreichen Aesten und Zweigen schirmt.

Das Kaiserreich war ein Kriegsstaat und geistlicher Staat in Einem; der Kaiser der große Heeresfürst Europas und zugleich der Statthalter Christi, mit dem Schwerdte zur Rache über alle Uebelthäter und zur Vernichtung „aller Heiden und schlechten Christen" belehnt. Eine ungeheure, kaum noch durch die alten Rechtsgewohnheiten der deutschen Stämme gemäßigte Gewalt schien in seine Hand gelegt. Wie hätte da nicht der Versuch gewagt werden sollen, das Kaiserthum über alle bisherigen Schranken menschlicher Macht zu erheben, eine absolute Universalmonarchie auf dasselbe zu gründen? Die Nachkommen des ersten Otto steuerten auf dieses Ziel hin. Wie sie den Sitz und Mittelpunkt der Herrschaft von Deutschland mehr und mehr nach Italien verlegten, so faßten sie auch ein Regiment in das Auge, das mit der begrenzten fürstlichen Macht, wie sie bis dahin allein unter den Deutschen bekannt war, wenig gemein hatte. Nicht die Erblichkeit der Krone, nicht allein die Ausbreitung und einheitliche Verbindung des Reichs erstrebten sie; Otto III., der Sohn einer griechischen Kaisertochter, begann den Grundstein zu legen zu einem abendländischen Imperium, welches dem von Byzanz an Vollgewalt mindestens gleich käme.

Hochgesteckten, fernliegenden Zielen jagten der Sohn und der Enkel Ottos des Großen nach, aber ihre Kräfte schwanden, ehe sie zu denselben gelangten. Und schlimmer noch, daß sie über dem Fernen meist das Nächste versäumt hatten! Bald zeigte es sich, daß sie weder die inneren Gegensätze im Reiche zu bewältigen, noch den Umfang des ererbten Reichs zu behaupten vermochten. Ueberall, außen und innen, geriethen sie in endlose Verwickelungen, denen sie sich nur mit Mühe

entzogen. Otto III. starb verlassen von der Welt, die er mit der 1002.
heraufbeschworenen Macht der alten Imperatoren zu beherrschen geträumt hatte.

Die Ottonen hatten das heilige römische Reich deutscher Nation begründet, und dieses Reich erhielt sich, als eine Nothwendigkeit, als eine himmlisch-schützende Macht von den Völkern gefürchtet und verehrt. Aber zu großen gesetzlichen Ordnungen, auf denen wie auf einem sicheren Fundament das Kaiserthum ruhte, brachten es die Ottonen mit Nichten. Zu einer umfassenden Reichsgesetzgebung, wie die der karolingischen Capitularien, haben sie niemals auch nur den Versuch gemacht. Das Schiff des Reichs schwankte noch umher auf den unstäten Wogen einer vielfach wandelnden Politik und unsicherer Traditionen.

Die Epoche, welche das Kaiserthum herstellte, war eine Zeit der gewaltigsten Gährung im ganzen Abendlande. Alle Theile des europäischen Staatslebens hatten sich aufgelöst und zersetzt; die Dinge fingen erst allgemach an sich zu klären und neue Gestalt zu gewinnen. Die Machtverhältnisse der Reiche hatten sich verschoben, die Stammesunterschiede verändert. Das ganze Leben erhielt durch die Allgewalt, mit der die Ideen des Lehnwesens vordrangen, eine neue Richtung. Das Ritterthum begann seinen Lauf um die Welt; die alte Gemeinfreiheit sank überall ohnmächtig darnieder. Wohl nirgends war der Umschwung bemerklicher, als in den deutschen Ländern; von der Kaiserpfalz aus bis zu dem Heerde des Bauern nahm man seine furchtbaren Erschütterungen wahr. Die uralte Gauverfassung löste sich auf; geistliche und weltliche Herrschaften bildeten sich in dem Gaubezirk. Die alten freien Gaugenossen wurden zum größten Theil Hintersassen der weltlichen und geistlichen Großen; nur einer Minderzahl gelang es sich als reichsfreie Leute zu retten. Nicht mehr der Grad der Freiheit bestimmte fortan den Stand, sondern die Stellung im Reichsheer, der ritterliche Lehndienst; immer größer wurde die Kluft zwischen dem Ritter im Sattel und dem Bauer am Pfluge. Und schon begannen die Deutschen, bisher auf ihren Fluren und Feldern, in freiliegenden Dörfern und waldbeschatteten Weilern wohnend, sich in großer Zahl in die Mauern der Burgen und Städte einzuschließen. Es entstanden die städtischen Gewerbe, und auch der Bürger schied sich vom Bauer.

Eine der größten, folgenreichsten Umwälzungen war im Zuge, welche unser Volk jemals erfahren hat. Und sie vollzog sich nicht durch eine allgemeine Gesetzgebung geregelt, nicht durch eine Alles be-

1002. herrschende Persönlichkeit geleitet, sondern lediglich nach den augenblicklichen Machtverhältnissen, oft genug unter Gewalt und Zwang. Die Kaiser haben diese Umwälzung nicht gehemmt — sie hätten es auch bei dem festesten Willen kaum vermocht — sie haben sie eher hervorgerufen und gefördert. Nicht daraus kann ihnen ein Vorwurf erwachsen, wohl aber erforderte die Sicherung des Reichs, daß sie diesen Umschwung der Verhältnisse besser genutzt hätten, als sie es thaten. Nicht die Krone zog aus ihm den großen Gewinn, sondern der Adel und Klerus. Alles baute, Alles gründete, Alles schuf in den deutschen Landen; aber während sich Otto III. Nebelschlösser auf Wolken baute, gründeten die Grafen und Bischöfe ihre Burgen auf Felsenklippen und brachten die Erndten der unter ihnen liegenden reichen Ebenen in ihre Scheuern. Der Trieb nach der Macht und dem Besitz war erwacht; mit unwiderstehlicher Kraft beherrschte er die Gemüther. Es war nicht mehr der Platz auf der Bärenhaut, den der Deutsche jetzt vor Allem liebte. Vielmehr war eine Thätigkeit ohne Gleichen, ein Habern und Reiben, ein Ringen und Kämpfen um Reichthum und Gut, ohne Maß und Grenze; kaum ein Fußbreit deutschen Landes war unbestritten. Mit ihren Kriegen im Süden beschäftigt, haben die Ottonen der Hitze dieses Wettstreits sich zu wenig ausgesetzt und auch nur knappen Lohn aus demselben gewonnen.

Durch die Treue eines unermeßlichen, stets schlagfertigen und kampflustigen Vasallenheers hatten Heinrich und Otto der Große vor Allen ihre Herrschaft begründet; darauf beruhte die Stärke ihres Reichs in den Kämpfen der Zeit, darin aber auch zugleich die Schwäche seiner inneren Entwickelung. Die großen Reichsvasallen — „Saft und Kraft des Reichs," wie sie ein Mann jener Zeit nennt — hatten ihren reichen Antheil an den errungenen Siegen gehabt, zugleich aber auch ihren vollgemessenen Antheil an der Beute gewonnen. Zu dem von ihren Vätern ererbten Allodialbesitz hatten sie Lehen über Lehen, nicht selten auch große Schenkungen von Reichsgut davon getragen. Die Kriege hatten sie erstaunlich bereichert, und mit ihrem Reichthum unterhielten sie zahlreiche Dienstgefolge, bauten Burgen und ummauerten ihre Städte, mehr schon zu ihrer eigenen Vertheidigung, als zur Sicherung des Landes. Mit der Macht der Kaiser war so ihre eigene gestiegen und stieg von Tag zu Tag. Aber diese Macht war wenig befestigt, so lange die Lehen nicht erblich waren und der Grundsatz galt, daß alle Verleihungen vom Reichsgut nur für die Dauer der jeweiligen Regierung Gültigkeit hätten. Es lag da in der Natur der Dinge, daß sie in gleicher Weise, wie die Kaiser, ihre Macht zu be-

festigen, zu erweitern, ihre Gebiete in sich abzurunden suchten. Trach- 1002.
teten jene nach der Erblichkeit der Krone, so sie nach der Erblichkeit ihrer Lehen; gingen jene auf Eroberungen für das Reich aus, so faßten sie die Abschließung ihres Gebiets, das sie kaum noch als einen Amtssprengel ansahen, scharf in das Auge. Was die französischen und burgundischen Kronvasallen längst erlangt hatten, glaubten sie mit mindestens gleichem Rechte fordern zu dürfen. Daß sie ursprünglich Beamte des Reichs waren, fingen diese Herzöge, Markgrafen und Grafen immer mehr an zu vergessen; nicht der König mache sie, meinten sie, sondern sie den König. Treu und hold ihm als ihrem Lehnsherrn, so lange ihr Interesse mit dem seinen gleichen Schritt ging, traten sie, ein kraftvolles, hochgemuthetes und stolzes Geschlecht, bei der leisesten Verletzung ihrer vermeintlichen Ansprüche und Rechte dem Gesalbten des Herrn sofort verwegen und keck gegenüber. Nur auf Bedingungen hin glaubten sie sich ihm zu herkömmlich begrenzten Diensten und zum Gehorsam verpflichtet; darüber hinaus sahen sie sich als seines Gleichen, als hochfreie Männer gleich ihm an.

So fehlte es nie an Zündstoff für innere Kriege. Eine lange Reihe derselben geht durch die Geschichte der Ottonen, und meist erwuchs den misvergnügten Großen ein Haupt aus der herrschenden Familie selbst. Die fränkische Sitte der Erbfolge hatte einst allen Gliedern des königlichen Hauses einen gewissen Antheil an dem Erbe der Väter gesichert; das deutsche Reich fiel durch die Wahl ungetheilt in die Hand eines Einzigen. Die Brüder und Vettern, die Oheime und Schwäger des Königs standen nur den anderen Großen des Reichs gleich, aber sie waren unter ihnen meist die mächtigsten, anspruchsvollsten und trotzigsten; nur zu oft bereit, durch Empörung ihr vermeintliches Anrecht am Regiment zur Geltung zu bringen. Wie oft ist den Ottonen gerade von ihren nächsten Verwandten die Krone bestritten worden! Und welche gefahrvolle Wendungen für den Bestand des Reichs selbst nahmen meist diese Kämpfe! Durch glückliche Fügungen waren freilich noch immer die Empörungen niedergeworfen worden, aber sie hatten nichtsdestoweniger das Reich geschwächt und dauernd traurige Folgen zurückgelassen.

Noch andauernder als die Prärogativen der Krone wurden die Privilegien und der große Grundbesitz der Kirche von dem hohen Adel angefochten. Krone und Episcopat, in gleicher Weise von einem und demselben Feinde bedrängt, hatten zuletzt einen Bund geschlossen, der beiden Theilen unermeßliche Vortheile gewährte. Den Bischöfen gelang es erst so, sich in dem Besitzthum ihrer Kirchen einigermaßen zu

1002 sichern, und sie erhielten zugleich einen unmittelbaren, fast unbegrenzten Einfluß auf alle Reichsgeschäfte. Dem Reiche aber kam die Bildung, die Klugheit und Geschäftskenntniß des Klerus tausendfach zu gut; es gewann, wie ein Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückt, „die Lootsen, die allein in jenen Tagen das Staatsschiff ohne Verlust in den sicheren Hafen zu führen vermochten."

Die Bischöfe jener Epoche, meist den vornehmsten Häusern entsprossen, mitten in den weltlichen Geschäften des Reichs lebend, in Person oft ihre Vasallen dem Heere der Kaiser zuführend und die Schlachten ihres Volks mitschlagend, waren nicht gerade geistliche Hirten, wie sie das Evangelium fordert; aber es fanden sich unter ihnen viele Männer von hochherzigen Gesinnungen, großartigen Anschauungen und klarer Erkenntniß der Weltlage. Geistige Kraft, Unverdrossenheit, Rührigkeit und Erfahrung waren in dem Episcopat damals in einem höheren Maße vereinigt, als in irgend einem andern Stande. Wie unähnlich die Glieder desselben auch sonst den ersten Jüngern des Herrn sein mochten, sie waren dennoch das Salz der Erde. Unsterbliche Verdienste erwarben sich diese Kirchenfürsten unfraglich um das deutsche Volk, unberechenbare Wohlthaten leisteten sie dem Reiche; aber auch sie dienten ihm nicht ohne hohen Lohn, wenn nicht für sich und ihre Familien, so doch für ihre Kirchen. Von Jahr zu Jahr wuchsen ihre Immunitäten, in die schon ganze Grafschaften aufgingen; unaufhörlich erhielten sie neue Privilegien und neue Schenkungen; mit verschwenderischer Gunst theilten die Kaiser die Regalien an sie aus. Es ist richtig, daß die Bischöfe damals noch diese Gunst meist durch Treue und Opferwilligkeit lohnten. Aus bischöflichen Vasallen bestanden größtentheils jene glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöfe wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt. Aber wie sehr würde man irren, wenn man sie lediglich für dienstbeflissene Beamte der Krone hielte! Das zeitliche Wohl ihrer Kirchen stand ihnen zuletzt doch höher, als das Interesse des Reichs. Was ihnen der heilige Martin, Moritz, Andreas, oder wer sonst ihr Schutzpatron war, zu gebieten schien, fiel ihnen schwerer in die Waage, als Wort und Gebot der Kaiser. Mit Unwillen sahen sie es, wenn der Nachfolger auf dem Throne, wie es häufig geschah, ihrem Heiligen wieder entzog, was der fromme Vorgänger willig geopfert hatte, wenn die Kaiser so oft willkührlich im Interesse des Reichs über das Gut ihrer Kirchen verfügten. Sie wußten es recht wohl, daß die Besetzung der Bisthümer nach kaiserlicher Gunst nicht den alten kirchlichen Bestimmungen entsprach. Auch

hatten sie es nicht ganz vergessen, daß sie noch einen andern Herrn 1002.
auf Erden hatten, als den Kaiser. Das Band, mit dem sie einst der angelsächsische Mönch an den heiligen Petrus und dessen Nachfolger geknüpft hatte, war gelockert, nicht gelöst; die pseudoisidorischen Decretalien waren bei Seite gelegt, nicht vernichtet. Und noch lebte Papst Silvester II., und die französischen Mönche zogen eines nach dem andern von jenen verstaubten Kirchengesetzen wieder an das Tageslicht.

An weltlicher Macht standen die Bischöfe den Herzögen und Grafen kaum nach. Auch sie hatten jetzt große Vasallenheere, befestigte Städte und starke Burgen; überdies durch die bessere Bewirthschaftung ihrer Herrschaften meist sicherere Einkünfte und einen gefüllteren Schatz. Diese Macht der Kirche schien und war noch ein Bollwerk der Krone gegen den Uebermuth der weltlichen Fürsten, aber sie konnte doch nicht minder dereinst der Geistlichkeit auch als Wehr gegen die Gewalt der Krone dienen. Schon zeigte es sich deutlich, daß die Kaiser nicht überall auf die Ergebenheit des Klerus zählen konnten. Wie hartnäckig hatte nicht Willigis von Mainz sein Recht gegen seinen kaiserlichen Zögling vertheidigt! Wenige Jahre nach Ottos III. Tode geschah es, daß ein Magdeburger Dompropst seinem Könige erklärte, die Freiheit des Volks würde durch die Willkühr des Herrschers vernichtet und nur ein leerer Schein der Freiheit bliebe übrig, wenn man sich allen Geboten des Königs füge.*) Und nicht so lange nachher wagte ein Bischof von Metz den König beim römischen Papst zu belangen. So fand die Krone auch in der hohen Geistlichkeit schon eine neue Schranke ihrer Gewalt.

Nur eine imponirende Stellung in den außerdeutschen Ländern hätte dem Kaiser da noch im Innern des Reichs einen allgebietenden Einfluß zu sichern vermocht, wie ihn einst Otto I. geübt hatte. Aber seit jener unheilvollen Schlacht in Calabrien war die Herrschaft der Kaiser über die fremden Nationen mehr und mehr gelähmt worden; Schritt für Schritt ging der errungene Principat über die abendländischen Völker zurück. Die Dänen erkannten die Abhängigkeit vom Kaiser nicht mehr an; die von Otto I. begründeten Bisthümer bestanden fast nur dem Namen nach. Die Mehrzahl der wendischen Stämme hatten das Joch der Deutschen und mit ihm den Zwang des Chri-

---

*) Der Propst Walthard berief sich dabei auf einen Ausspruch des Dichters Lucanus, den er aber wunderlich genug verdreht hatte. Vergl. Lucan. Phars. III. 145. und Thietmar V. 24.

1002. stenthums abgeschüttelt; in zwanzigjährigen Kämpfen hatten sie ihre Freiheit behauptet. Nur die Abodriten und Wagrier bewahrten mit dem Christenthum noch eine gewisse Abhängigkeit vom Reich, aber auch ihr Verhältniß war unsicher und schwankend. Dann waren in Osten von zwei immerdar ruhmreichen Fürsten gewaltige Reiche begründet worden, nicht ohne Beihülfe des dritten Otto, der die Macht des Kaiserthums, indem er sie auf eine unerreichte Höhe zu heben suchte, in Wahrheit untergrub. Das polnische und ungersche Reich, wie sie von Boleslaw Chrobry und Stephan dem Heiligen errichtet waren, schwächten oder vernichteten den Einfluß der deutschen Herrschaft und der deutschen Kirche in Gegenden, wo er bereits festen Fuß gefaßt hatte, oder wo sich ihm doch ein weites Feld für die Zukunft eröffnete. Indessen war auch im Westfrankenreiche der letzte Schimmer deutscher Oberherrschaft erblichen. Der Stamm der Karolinger, der sich lange nur durch den Schutz der Ottonen auf Frankreichs Thron erhalten hatte, war aus der Herrschaft verdrängt und starb bald auf deutscher Erde aus; das neue Geschlecht der Capetinger gründete aber von Anfang an seinen Thron auf die Selbstständigkeit der französischen Nation. Und schon erhob sich auch Italien abermals zu dem Gedanken eines freien, einheimischen Königthums. Unter den Großen des Landes fand sich in Arduin ein Mann, der den Versuch wagte, die Rolle Hugo Capets für Italien auf sich zu nehmen und ein neues Königshaus dort zu begründen. Als Otto III. starb, stand ganz Italien in Aufruhr, und alle Verbindungen Deutschlands mit Rom waren für den Augenblick unterbrochen. Ueberall waren die Nationen sich ihrer eigenen Kraft bewußt geworden und wollten sich selbstständig und nach ihrer Art regiert sehen. „Jedes Volk“ — meint im Eingange seines Decrets der heilige Stephan — „wird am Besten nach seinen eigenen Gesetzen regiert.“

Wie beengt war da der weite Wirkungskreis, den Otto der Große dem deutschen Volke eröffnet hatte! Das Feld des Ruhmes war überall geschmälert; kaum irgendwo zeigte sich dem Adel, dessen Kampflust mehr als je erregt war, eine Gelegenheit zu glorreichen und gewinnverheißenden Unternehmungen, und der Geistlichkeit wurde jene segensreiche Arbeit an der Mission behindert, die sie mit so edlem Eifer angegriffen hatte Bald traten die traurigen Folgen der schwindenden äußeren Macht auch im Inneren des Reichs hervor. Die kriegerische Kraft des Adels warf sich, seitdem sie außerhalb des Reichs keine Befriedigung mehr fand, aufs Neue in innere Fehden. Schon konnte der Landfriede in keinem deutschen Lande mehr streng gehand-

habt werden. „Unsere Vorfahren" — so klagt Thietmar, der in 1002.
der Merseburger Chronik seiner Zeit einen treuen Spiegel vorhielt — „unsere Vorfahren, die wackeren Ritter, allezeit getreu ihren Königen, ließen ihre Kampflust an den fremden Völkern aus, aber wütheten nicht gegen das Reich, wie es jetzt an der Sitte." In diesen inneren Fehden verwilderte von Neuem der Adel, während die Geistlichkeit, seitdem die Mission ihr entschwand, mehr und mehr ihren höheren Beruf aus den Augen verlor und nur allzusehr in weltliches Treiben versank. „Unsere Vorfahren, die heiligen Väter," — schrieb Bischof Arnulf von Halberstadt — „verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten, wir denken nur daran, die Leiber zu pflegen; sie stritten um den Himmel, wir streiten um irdisches Gut." Nicht allein, daß das Sinken der kaiserlichen Macht der Krone das Uebergewicht über die Reichsfürsten nahm; es löste zugleich auch die sittlichen Bande des Reichs auf und untergrub damit immer mehr das Fundament desselben in seiner Tiefe.

So bedrohlich diese Anzeichen für die Zukunft des Reichs waren, so mußte doch den tiefer Blickenden vor Allem der Verfall der alten Sitten, der sich gleichzeitig in unserem Volke ankündigte, mit ernster Besorgniß erfüllen. Die Deutschen hatten in Italien alle Genüsse des Lebens, alle Laster einer verwilderten Nation kennen gelernt. Mit der höheren Bildung und dem gesteigerten Handelsverkehr war auch das Gefallen an dem äußeren Schmuck des Lebens gestiegen. Der Hang zur Ueppigkeit und Prunksucht griff weiter und weiter um sich und hatte namentlich die höheren Kreise des Volkes erfaßt. Die Liebe zum Besitz steigerte sich zu unersättlicher Habgier; das Gold fing an, eine unwiderstehliche Macht über deutsche Herzen zu üben. Die Verderbniß ergriff die Weiber nicht minder schnell, als die Männer. Die einst so tugendsamen Edelfrauen schmückten sich schon hoffärtig mit eitlem Tand, lernten die Künste der Gefallsucht und überließen sich vielfach dem üppigsten Leben. Unzucht und Ehebruch galten vielen von ihnen bereits als erläßliche Sünden, und auf dem abschüssigem Wege der Sünde geriethen sie schnell von Gräuel in Gräuel. Schon gaben deutsche Frauen dem Mordstahl ihre eigenen Gatten, ihre eigenen Kinder preis. Wir werden alsbald von der Gräfin Adela, einer deutschen Medea, zu erzählen haben. Ihr Beispiel stand nicht allein. Thietmar von Merseburg klagt besonders seine Zeit an wegen der Menge der verführten Mädchen und jener ehebrecherischen Frauen, „die dem holden Abo und dem sanften Jason zu Liebe ihre rechtmäßigen Ehegatten verschmähen und endlich der mörderischen Hand des

1002. Buhlen überliefern." Auf einer Synode zu Frankfurt im Jahre 1027 wurde über zwei edele Frauen, Goderun und Willekuma, Gericht gehalten: der einen wurde der Mord des Grafen Siegfried, der andern der Tod ihres eigenen Sohnes vorgeworfen. Je größer von jeher der Zauber war, den Frauenliebe und Frauenwort auf die Deutschen übten, je tiefer mußte solcher Verfall weiblicher Sitte verderblich in das innerste Leben der Nation eingreifen.

Die Sitte eines Volks ist freilich von härterem Stoff, als daß sie sich plötzlich zersetzte, wie der Schnee auf den Fluren schmilzt bei den ersten Lüften des Frühlings. Die markige Kraft der alten Germanen war noch mit Nichten gebrochen; kein Volk war noch an ritterlichen Tugenden reicher, als die Deutschen; Heldenmuth, Standhaftigkeit, Tapferkeit, waren mit ihrem Namen verwachsen. Es gab andere hohe sittliche Eigenschaften, die sich sogar erst jetzt mit der höheren Kultur in unserem Volke entwickeln konnten und entwickelten. Aber zu leugnen ist nicht, daß jene zartesten und doch stärkesten Tugenden, der Reinheit und Keuschheit, der Wahrheit und Schlichtheit, der Treue und Liebe — jene Tugenden, um die einst vornehmlich Tacitus die Germanen bewundert und beneidet hatte — in bedenkliche Abnahme geriethen; und zwar zuerst und zumeist in den höheren Ständen, welche über das Schicksal des Volks fast schon ausschließlich entschieden. Je gewisser es aber ist, daß es vor Allem die sittliche Tüchtigkeit und Reinheit unseres Volks waren, auf denen als auf ihrem innersten Grunde die Herrschaft und Weltstellung der Kaiser beruhte, je drohender waren diese Anzeichen sittlicher Fäulniß für den Bestand des Kaiserreichs, für die Zukunft Europas.

Noch stand der Kaiserthron, noch leuchtete weithin sein Glanz, aber er ruhte nicht auf dem sichersten Grunde. Der trügerische Schimmer, der um das phantastische Römerreich Ottos III. spielte, hat die Nachwelt mehr geblendet, als die Zeitgenossen. Diese erkannten recht wohl, in wie gefährdeter Lage das Reich war, als der letzte Sproß vom Mannsstamm Ottos des Großen ein unglückliches Ende fand. Wer auch sein Nachfolger werden sollte, die schwierige Aufgabe fiel ihm zu, das Reich auf dem einmal gelegten Grunde neu zu befestigen. Und fürwahr, unter den ungünstigsten Umständen war diese Aufgabe zu lösen. Bisher war die Macht unverkürzt von dem Vater auf den Sohn übergegangen; jetzt zum ersten Mal seit einem Jahrhundert konnten die Reichsfürsten, die im Wesentlichen das Wahlrecht des Volkes übten, daran denken, dieses Recht zu benutzen, um dem Fürsten ihrer Wahl Bedingungen zu stellen, und die Meisten von ihnen

waren nicht gewillt, sich diese Gunst des Geschicks ohne Gewinn entgehen zu lassen. Und bald zeigten sich überdies mehrere Bewerber um die Krone, mit ihnen die Gefahren innerer Spaltungen; selbst die Einheit des Reichs wurde noch einmal in Frage gestellt. Die Ehre des deutschen Volks, das Heil der Welt lag auf der Waage! 1002.

2.

Die Thronbesteigung Heinrichs II.

Kaum hatte sich die Nachricht vom Tode Ottos III. durch die deutschen Gaue verbreitet, als auch schon drei edle Männer begierig die Hand nach der Krone des Reichs ausstreckten. Es waren der Herzog Heinrich von Baiern, der nächste Verwandte des verstorbenen Kaisers; der ruhmreiche Markgraf Eckard von Meißen, die Blüthe des deutschen Adels; und der reiche Herzog Hermann von Schwaben, ein weichherziger Mann, der mehr den Einflüsterungen Anderer als der Stimme des eigenen Herzens folgte. Auch der junge Ehrenfried, der Sohn des Pfalzgrafen Hermann und Schwager Ottos III., soll seine Gedanken zum Throne erhoben haben und von dem sterbenden Kaiser den Fürsten empfohlen sein; in den Wahlkampf hat er sich nicht begeben.

Heinrich von Baiern trat zuerst und am Offensten mit seinen Absichten an den Tag; die ehrgeizigen Bestrebungen seines Vaters und Großvaters nahm er auf unter Umständen, die ihm einen glücklicheren Erfolg verhießen. Unter den Augen des trefflichen Bischofs Wolfgang von Regensburg hatte er eine ausgezeichnete Erziehung genossen und seine guten Gaben günstig entwickelt. Von früh an der Kirche aufrichtig ergeben, galt er viel bei der Geistlichkeit. Auch bei dem Volke seines Landes hatte er sich Ansehen gewonnen, da er sein Herzogthum seit mehreren Jahren rühmlich verwaltet. Der letzten Ermahnung seines Vaters eingedenk, hatte er gegen die Sitte seines Hauses seinem kaiserlichen Vetter unverletzt die Treue, selbst unter schweren Anfechtungen, bis an dessen Ende bewahrt; den Gehorsam, den er von Anderen forderte, bewies er zuerst. Bei seiner Jugend — er hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht — konnte man eine kraftvolle Regierung von ihm erwarten; um so mehr, als er im hohen Maaße jene Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit

1002. kundgab, die seinen Vater und Großvater ausgezeichnet hatten. Auch ihren Ehrgeiz besaß er. Aber nicht besondere Verdienste, die er sich bereits erworben hatte, waren es und konnten es sein, auf die er seine Ansprüche gründete; es war vielmehr lediglich seine nahe Verwandtschaft mit den Ottonen. Nachdem der Mannsstamm Ottos des Großen ausgestorben war, glaubte er sich als der älteste Enkel des zweiten Sohnes Heinrichs I. jetzt nach Erbrecht zum Throne berufen.

Und in der That, wenn man die deutsche Krone als ein Erbgut der Ludolfinger ansah, waren Heinrichs Ansprüche unbestreitbar. Nur einen Mann gab es, der sie vielleicht hätte anfechten können. Es war der alte Herzog Otto von Kärnthen, der Sohn der Liutgarde, der ältesten Tochter Ottos des Großen. Aber Herzog Otto zeigte nicht die geringste Neigung auf den Wahlplatz herabzusteigen. Sobald Heinrich mit ihm in Unterhandlungen trat, erklärte er, daß er nicht gewillt sei, die schwere Last der Reichsregierung auf seine Schultern zu nehmen, daß er vielmehr Heinrichs Wahl auf alle Weise befördern wolle. Dies Versprechen hielt der alte Herzog; selbst als sein Sohn Konrad, der Eidam Herzog Hermanns von Schwaben, auf die Seite seines Schwiegervaters trat. Von dieser Seite gesichert und ermuthigt durch die Zustimmung aller baierschen Grafen und Bischöfe ging Heinrich geraden Wegs auf sein Ziel los und säumte nicht von dem Reich wie von seinem Erbgut Besitz zu ergreifen.

Schon als Heinrich den Leichenzug seines kaiserlichen Vetters bei Polling empfing und dann über Augsburg nach Neuburg an der Donau begleitete, legte er unverhohlen den Fürsten an den Tag, daß er sich als den rechtmäßigen Erben der Krone ansah. Er verlangte von jedem sofort das Versprechen der Wahl; er bemächtigte sich der Kaiserleiche, gleich als ob ihm allein die Sorge für ihre Bestattung obläge; er brachte die Reichsinsignien in seine Hand und setzte Erzbischof Heribert von Köln in Haft, weil er heimlich die heilige Lanze vorausgeschickt hatte. Nicht eher entließ er den Erzbischof, als bis er ihm die Auslieferung der Lanze angelobt und zum Unterpfand seines Worts seinen Bruder als Geißel gestellt hatte. Erst als er im Besitz aller Reichsinsignien war, gab er auf Bitten seines Schwagers Heinrich die Kaiserleiche frei und schied von dem Trauergeleit; doch nicht ohne sich von jedem der Fürsten besonders zu verabschieden und ihm seine Wahl noch einmal dringend ans Herz zu legen.

Dennoch hatten Heinrichs Bewerbungen damals nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Der Bischof von Augsburg allein ging bestimmte

Verpflichtungen gegen ihn ein; Erzbischof Heribert und die anderen 1002.
Fürsten ließen sich nur zu der Erklärung bewegen, sie würden sich gern dem fügen, was die Mehrzahl beschließe. Wir hören, sie fanden Vieles an Heinrich auszusetzen; vor Allem gewiß, daß er auf sein Erbrecht pochte, während sie frei ihr Wahlrecht zu üben gedachten. Ueberdies war er kränklich; ein angebornes, von seinen Vorfahren ererbtes Leiden, das man als Kolik bezeichnete, hemmte ihn oft Wochen lang an jeder angestrengten Thätigkeit. Er lebte in bisher kinderloser Ehe mit Kunigunde, der Tochter des rheinischen Grafen Siegfried, einer weitläufigen Verwandten des kaiserlichen Geschlechts. Graf Siegfried hatte eine große Anzahl von Kindern, aber ohne ein reiches Erbe hinterlassen. Das ganze Haus, später nach der Luxemburg benannt, die es erst seit einem Menschenalter erworben hatte, erwartete seinen Glückstern von dem reichen und mächtigen Baiernherzog und gab sich, je größer Kunigundens Einfluß auf ihren Gemahl war, um so schrankenloseren Hoffnungen hin.

Indessen war auch Markgraf Eckard als Heinrichs Mitbewerber hervorgetreten. Kein Erbrecht konnte er geltend machen, aber um so mehr empfahl ihn der Glanz ausgezeichneter Thaten. Schon in den Kämpfen Ottos II. gegen die Araber hatte er sich ausgezeichnet und dann wesentlich dazu beigetragen, daß Otto III. als Knaben die Krone erhalten blieb; damals stritt er gegen den Vater dieses Heinrichs, als dessen Nebenbuhler er jetzt auftrat. Zum Lohn seiner Dienste hatte er die Markgrafschaft Meißen, die seinem Vater entzogen war, zurückerhalten und hier in siegreichen Schlachten gegen die Wenden und Böhmen um so größeren Ruhm gewonnen, je weniger Erfolge man in den anderen Marken erzielte. In heißen Kämpfen nahm er die Feste Meißen den Böhmen ab und stellte das von Otto I. errichtete Bisthum her; die Milzener in der Oberlausitz unterwarfen sich seinem Schwerdte; glückliche Kriegszüge führten ihn bis in das Herz des Böhmerlands, Herzog Boleslaw II. mußte sich vor ihm beugen, dann dessen Sohn Boleslaw III. „der Rothe,“ ein böser und unfähiger Fürst, ihm den Lehnseid schwören. Der streitbare Polenfürst Boleslaw Chrobry war Eckard durch nahe Verwandtschaft verbunden, die dieser noch durch eine Verbindung seines Sohnes Hermann mit einer Tochter des Polen erneuerte und verstärkte; gegenseitige Achtung knüpfte außerdem einen festen Freundschaftsbund zwischen den beiden ausgezeichneten Fürsten.

An glänzender Anerkennung hatte es Eckard weder vom Kaiser noch von dem Volke gefehlt; dieses hatte ihn durch seine Wahl zum

1002. Herzog von Thüringen erhoben, jener ihm den größten Theil seiner Lehen als Eigenthum überlassen. Als Eckard zu Rom Crescentius und die Engelsburg zu Fall gebracht hatte, gab es keinen der weltlichen Großen des Reichs, der mehr am Hofe gegolten hätte als er. „Eckard war," wie Thietmar sagt, „eine Zierde des Reichs, eine Säule des Vaterlands, die Hoffnung der Seinigen, ein Schrecken der Feinde — ein vollendeter Mann, wenn er sich selbst zu beherrschen vermocht hätte." Gewiß würde Eckard, der noch in den Jahren rüstiger Manneskraft stand, wäre er an die Spitze des Reichs gestellt worden, demselben den kräftigsten Aufschwung gegeben haben.

Auf die Thüringer konnte Eckard bei seiner Bewerbung um die Krone unbedingt zählen. Auch der Fürsten des östlichen Sachsens glaubte er sicher zu sein, da er mit den einflußreichsten unter ihnen in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen bestand. Er war mit Swanehild, der Tochter Hermann Billings und Wittwe des Markgrafen Thietmar, vermählt und somit der Schwager Herzog Bernhards und Stiefvater des jungen Markgrafen Gero, unter dem die Ostmark stand. Bei den Sachsen war bisher die Herrschaft gewesen; wollten sie dieselbe bei ihrem Stamme erhalten, so war Niemand derselben würdiger, als er. Als sich daher die Großen Ostfalens auf die Kunde vom Abscheiden Ottos III. zu Frosa (unweit Magdeburg) versammelten und über die Lage des Reichs beriethen, wandten sich sogleich Aller Blicke auf Eckard, und ungescheut trat dieser selbst mit seinen Ansprüchen hervor. In der Versammlung waren außer andern Bischöfen und Großen des Landes Herzog Bernhard, Erzbischof Gisiler und die Markgrafen Gero und Lothar. Sie alle waren Eckard geneigt, außer dem Letzten.

Markgraf Lothar, aus dem Geschlecht der Stader Grafen und mit der Nordmark belehnt, war vor geraumer Zeit mit Eckard in erbitterte Feindschaft gerathen. Sie hatten sich früher nahe gestanden und sogar ein Eheverlöbniß zwischen ihren erstgebornen Kindern geschlossen. Als aber Eckard von Ehren zu Ehren stieg, mochte die Verbindung seiner Tochter Liutgarde mit Lothars Sohn Werner seinen Anforderungen an die Zukunft nicht mehr entsprechen; ohne genügenden Grund suchte er den in aller Form geschlossenen Vertrag zu lösen. Der junge Werner, um seine Braut bekümmert, wagte sie mit Einwilligung seines Vaters zu entführen, wurde aber alsbald genöthigt, sie auszuliefern, und mußte in erniedrigender Weise für sein Vergehen um Verzeihung bitten. Dies war drei Jahre zuvor geschehen; seitdem hatte Lothar den ihm angethanen Schimpf nimmerdar vergessen, und

die Stunde der Vergeltung war jetzt gekommen. Als er die Bereitwilligkeit der sächsischen Fürsten sah, Eckards Bewerbungen um die Krone zu unterstützen, berief er die Angesehensten derselben zu einer geheimen Unterredung und wußte sie hier zu dem Versprechen zu bewegen, weder im Besondern, noch gemeinschaftlich eine Verpflichtung wegen der Königswahl einzugehen, ehe sie nicht auf einem neuen Tage zu Werla zusammenträten. Nur Eckard weigerte sich eines solchen Versprechens und brach, da er sah, wohin Lothars Absichten gingen, unmuthig in die Worte aus: „Markgraf Lothar, weshalb trittst du mir entgegen?" „Merkst du nicht," antwortete Lothar, „daß dir das vierte Rad am Wagen fehlt?" Damit waren Eckards Hoffnungen zu Frosa vereitelt. Der günstigste Augenblick war verstrichen, ohne daß er zu einem sicheren Ziel gelangte, und bald trübten sich seine Aussichten mehr und mehr. 1002.

Markgraf Lothar begab sich sogleich mit seinem Oheim Rikbert, den Otto III., wir wissen nicht aus welchem Grunde, der Grafschaft entsetzt hatte, heimlich nach Bamberg zu Herzog Heinrich und unterrichtete ihn von der Lage der Dinge in Sachsen und Eckards Absichten. Heinrich empfing den Markgrafen auf das Beste, verbürgte Rikbert die Rückgabe seiner Grafschaft und fesselte beide ganz an sein Interesse. Sie riethen ihm einen Vertreter nach Werla zu senden, um dort die sächsischen Großen auf seine Seite zu ziehen und vornehmlich die Schwestern Ottos III., Sophie und Adelheid, die unter ihrem Volke das größte Ansehen genossen, für sich zu gewinnen. Heinrich, ihrem Rathe folgsam, sandte sogleich einen seiner Vasallen nach Werla, der sich auf das Geschickteste seines Auftrages entledigte. Glänzende Belohnungen versprach er Allen, die Heinrichs Wahl unterstützen würden, und mit zum Himmel erhobener Rechte gelobten die anwesenden Fürsten feierlich, in allen Dingen Heinrich ihre Dienste zu widmen und ihm zum Reich zu verhelfen, das ihm „nach Erbrecht" gebühre. Auch die Schwestern Ottos III. wurden völlig für Heinrich gewonnen, so daß nun die ganze kaiserliche Familie auf seiner Seite stand.

Eckard war bei diesen Vorgängen nicht zugegen gewesen, aber er erhielt schleunigst davon Kunde. Im ersten Augenblicke unterdrückte er seinen Unmuth, aber ein Mann wie er konnte es nicht lange über sich gewinnen, seine Entrüstung zu bergen. Vor Allem war er auf die kaiserlichen Schwestern erbittert, und auf eine rohe Weise ließ er sie seinen Zorn verspüren. Sie hatten für den Abend desselben Tages, wo sich die Sachsen für Heinrich erklärten, ein festliches Mahl ihren

1002. Anhängern bereitet; ehe noch die Gäste eintrafen, drang Eckard mit dem Herzog Bernhard, dem Bischof Arnulf von Halberstadt und Anderen seiner Freunde in den Saal, sie ließen sich keck an der reichbesetzten Tafel nieder und verzehrten, was für Andere zugerichtet war. Dieses eines ritterlichen Mannes unwürdige Benehmen erbitterte allgemein gegen Eckard, und bald sah er seine Sache unter den Sachsen zu Werla verloren. Er beschloß deshalb, sich nach Duisburg zu begeben, wo er mit Herzog Hermann und dessen Anhängern zusammentreffen und sich mit ihnen gegen Heinrich verständigen wollte.

Denn inzwischen war auch Herzog Hermann von Schwaben offen mit seinen Bewerbungen um die Krone hervorgetreten. Er war Heinrich verwandt; seine Gemahlin Gerberga war eine burgundische Königstochter, eine Stiefschwester von Heinrichs Mutter Gisela. Gerberga, eine Nichte der Kaiserin Adelheid, hatte ihren Gemahl zugleich in verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Kaiserhause gebracht, und diese waren noch verstärkt worden, als Hermann seine Tochter Mathilde dem fränkischen Konrad, dem Sohne des Herzogs Otto von Kärnthen, vermählte. Aber weder Erbansprüche an die Krone konnte Hermann gegen Heinrich geltend machen, noch nennenswerthe Verdienste gegen Eckard in die Wagschale legen. Trotzdem hatte er sich von Andern — namentlich waren es mehrere rheinische Bischöfe und jüngere Fürsten — verleiten lassen, seine Augen auf den Thron zu richten. Vor Allem empfahlen ihn seine Milde, Nachgiebigkeit, Bescheidenheit und Frömmigkeit seinen Anhängern; sie hofften einen nachsichtigen König in ihm zu finden, der ihnen freien Spielraum ließe, ihre besonderen Interessen zu fördern. Dazu war Hermann überaus reich an Geld und Gut; Schwaben und der Elsaß boten ihm große Hülfsquellen dar, und auch auf den Beistand seines burgundischen Schwagers, des Königs Rudolf, mochte er zählen.

Hermann hatte die Leiche Ottos III. nach Achen geleitet; dort
5. April. hatten die bei der Bestattung anwesenden Großen Schwabens und Unterlothringens ihm ihren Beistand zugesagt und besonders Heribert von Köln eifrigst Hermanns Erhebung betrieben. Bald danach erreichte ihn Markgraf Eckards Aufforderung nach Duisburg zu kommen, aber er wies sie zurück, wie denn in der That eine Verhandlung mit diesem Nebenbuhler zu keinem Ziel führen konnte. So von Neuem in seinen Berechnungen getäuscht, beschloß Eckard nach seiner Heimath zurückzukehren. Auf dem Heimwege wurde er zu Hildesheim von Bischof Bernward mit königlichen Ehren empfangen.

Weniger festlich war schon der Empfang zu Paderborn, wo ihn Bischof Rethar durch Ermahnungen von seinem verwegenen Streben abzubringen suchte. Als er dann in Nordheim, einer Besitzung des Grafen Siegfried, einkehrte, warnte ihn bereits die Gräfin Ethelinde auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Sie theilte ihm mit, daß ihre Stiefsöhne Siegfried und Benno mit mehreren anderen angesehenen Herren sich gegen ihn verschworen und ihm auf dem Wege Nachstellungen bereiteten. Sie bat ihn, in Nordheim zu übernachten, oder mindestens nicht die Straße nach Pöhlde zu nehmen, die er zu ziehen beschlossen hatte. Aber Eckard ließ sich nicht schrecken; er verfolgte den bezeichneten Weg, indem er jedoch seine bewaffneten Begleiter vorsorglich zusammenhielt. Die Verschworenen harrten seiner, aber es fehlte ihnen eine günstige Gelegenheit, ihm auf der Straße beizukommen; deshalb folgten sie ihm heimlich nach Pöhlde, entschlossen, hier in der Nacht ihren Anschlag auszuführen. 1002

Eckard, als er zu Pöhlde eingetroffen war, begab sich nach der Abendmahlzeit zur Ruhe; das Lager war ihm in einem Gemach zu ebner Erde bereitet. Einige der Seinen begleiteten ihn, die Andern lagerten sich in einem nahen Saale. Kaum waren die Letzteren vom Schlafe überwältigt, so brachen die Verschworenen in den Saal und überwältigten die Schlaftrunkenen. Ein gewaltiger Lärm erhebt sich. Eckard springt vom Lager auf, wirft seine Kleider in den Kamin, um bei der hochaufschlagenden Flamme deutlicher um sich schauen zu können und öffnet das Fenster. Aber schon wird er selbst von den Feinden umringt, welche das Fenster ersteigen und die Thür erbrechen, an der sein treuer Diener Hermann blutend niedersinkt. Die geringe Begleitung, die Eckard umgiebt, wird überwältigt; er allein leistet noch Widerstand, bis ihn ein Lanzenstoß Siegfrieds in den Rücken trifft. Da sinkt auch er und haucht den letzten Athem aus. Die Feinde plünderten seinen Leichnam und hieben ihm das Haupt ab.

So endete Eckard, der ausgezeichnetste Kriegsmann seiner Zeit, dessen Verlust man bald genug schmerzlich empfand. Siegfrieds und seiner Genossen Beweggründe zu der blutigen That waren schon den Zeitgenossen dunkel. Einige meinten, sie hätten die den kaiserlichen Fürstinnen angethane Schmach rächen und sich deren Dank verdienen wollen. Andere sahen dagegen Herzog Heinrich als den geheimen Anstifter des Mordes an; abgesehen von dem Vortheile, der ihm in diesem Augenblick aus dem Tode seines Nebenbuhlers erwuchs, meinten sie, habe Heinrich gegen ihn schon längst auf eine blutige

1002. Rache gebrütet, da er einst auf Betrieb des mächtigen Mannes von Otto III. gegeißelt war. Soviel scheint gewiß, daß die Mörder Eckards straflos ausgingen, und nahe liegt allerdings der Verdacht, daß Herzog Heinrich dem Morde nicht fern stand. Dieses Ereigniß füllt eins der dunkelsten und schwärzesten Blätter in seiner Geschichte.

Der Tod Eckards machte sich sogleich nicht nur im Reiche, sondern noch mehr in den wendischen Marken, in Böhmen und Polen fühlbar. Boleslaw, der kühne und hochstrebende Pole, betrauerte nicht so sehr den Tod des Freundes, als er über den Untergang dieses ihm allein gefährlichen deutschen Grenzhüters frohlockte. Jetzt, glaubte er, sei seine Stunde gekommen; er sammelte sofort sein Heer, bemächtigte sich der ganzen Ostmark auf dem rechten Elbufer, nahm Bautzen im Lande der Milzener ein und gewann die Feste Strehla, die durch den Elbübergang für ihn besonders wichtig war. Die Einwohnerschaft von Meißen, durch Boleslaws Geld gewonnen, empörte sich gegen die deutsche Besatzung und öffnete dem Polen die Thore, nachdem der Burggraf mit den Seinen nur mit Mühe freien Abzug erlangt hatte. Alles Land bis zur Elster fiel in seine Hand, und überall legte er polnische Besatzungen in die deutschen Festen. Der größte Theil der Ostmark und die ganze Mark Meißen waren bereits in seinem Besitz, als die sächsischen Fürsten endlich anfingen, Maaßregeln zu ergreifen, um ihm entgegenzutreten. Aber der schlaue Polenherzog wußte diese zu hintertreiben, indem er ihnen Boten entgegensandte und sie überredete, er habe im Einverständniß mit Herzog Heinrich gehandelt; dessen Entscheidung werde er sich unterwerfen, wenn derselbe zur Krone gelange; sollte dies nicht der Fall sein, so verspreche er, sich dem Willen der sächsischen Fürsten zu fügen. Die Fürsten glaubten seinen trügerischen Worten und bewiesen ihm sogar eine unziemliche Unterwürfigkeit und Freundschaft.

Der Verlust der wendischen Gegenden, die Eckard dem Reiche wiedergewonnen hatte, war nicht allein für dieses sehr empfindlich; er bedrohte zugleich den Böhmenherzog, dessen Land mehr und mehr von den eroberten Gebieten des Polenherzogs umspannt wurde. Schon hatte dieser Schlesien, Chrobatien und Mähren in seiner Gewalt und setzte sich nun auch in den Elbgegenden fest, die ihm den bequemsten Eingang in das Innere des böhmischen Landes darboten. Der Böhmenherzog begriff, daß es auf die Vernichtung seiner Herrschaft abgesehen war, und schloß sich deshalb auf das Engste an Heinrich an.

Heinrichs Anhang wuchs von Tage zu Tage. Die Baiern, die 1002.
Kärnthner und die Großen der baierschen Marken waren mit ihm, der Böhme unterstützte ihn, die Sachsen hatten sich theils schon zu Werla für ihn entschieden, theils gingen sie nach Eckards Tode zu ihm über. Vor Allem erklärten sich jetzt auch Herzog Bernhard und die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt für ihn und ließen es ihn leicht verschmerzen, daß sich Erzbischof Gisiler und einige andere Herren auf Hermanns Seite wandten. Als Heinrich im Anfange des Juni mit einem baierschen Heere in Franken erschien, fiel auch hier Alles ihm zu. Bei Worms wollte er über den Rhein setzen, aber Herzog Hermann hielt das andere Rheinufer mit Heeresmacht besetzt und wehrte ihm den Uebergang. Durch einen verstellten Rückzug nach Lorsch täuschte indessen Heinrich den Schwaben, ging über den Rhein und fand in Worms günstige Aufnahme. Hier traf er mit Erzbischof Willigis zusammen, mit dem er sich ohne Zweifel bereits früher verständigt hatte. Von der größten, ja fast entscheidender Wichtigkeit war es für ihn, daß der erste Kirchenfürst und Erzkanzler des Reichs sich auch diesmal für die Besetzung des Throns nach Erbrecht entschieden hatte. So wurde Willigis jetzt der eifrigste Beförderer der Sache Heinrichs, nachdem er einst als der thätigste Widersacher seines Vaters aufgetreten war und ihn zu Fall gebracht hatte. Willigis Einfluß wirkte auf die geistlichen und weltlichen Großen Frankens und weit über die Grenzen Frankens hinaus bestimmend ein. Auch der kluge Bischof Burchard von Worms schlug sich auf Heinrichs Seite, nachdem er das Versprechen erhalten hatte, daß ihm die volle Herrschaft in seiner Stadt zufallen solle, die er bis dahin noch mit den Grafen, den Nachkommen des auf dem Lechfelde gefallenen Konrad, hatte theilen müssen. Nicht ohne große persönliche Opfer brachte Heinrich dieses Versprechen zur Erfüllung, gewann sich aber dadurch einen treuen Anhänger von großer Bedeutung.

Von Worms eilte Heinrich nach Mainz, und wurde hier von den anwesenden fränkischen, oberlothringschen und baierschen Großen am 6. Juni zum König erwählt und von Erzbischof Willigis noch an demselben Tage gesalbt und gekrönt. Alle anwesenden Fürsten leisteten ihm den Lehnseid und wurden von ihm als Vasallen des Reichs neubelehnt. Seitdem Heinrich so, nur von einzelnen Stämmen erwählt, an ungewohnter Stelle auf ungewöhnliche Weise gekrönt war, nahm er den königlichen Namen an und betrachtete sich als im vollen Besitz des ererbten Reichs. Aber er war es mit Nichten. Die Sachsen grollten, daß Wahl und Krönung ohne ihr Wissen und ohne

1002. ihre Betheiligung geschehen waren; Herzog Hermann stand noch in den Waffen, und sein Anhang war außer in Schwaben und dem Elsaß auch in Niederlothringen weit verbreitet.

Alsbald nach der Krönung verließ der neue König Mainz; schon am 10. Juni war er wieder in Worms und ging über den Rhein zurück. Gleich darauf brach er in Schwaben ein, das er vom Norden bis nach dem Süden verheerend durchzog. So drang er bis zum Bodensee vor. Indessen hatte sich Hermann — den Vorschlag zu einer Reichstheilung, den er damals machte, wies Heinrich entschieden zurück — mit seinem Heer gegen Straßburg gewandt, da der Bischof dieser Stadt die Wahl seines Gegners befördert hatte. Straßburg wurde belagert; mit Hülfe seines Eidams Konrad nahm Hermann die Stadt ein, die fürchterlich litt; selbst die bischöfliche Kirche wurde ihres Schatzes beraubt und eingeäschert. Nach diesem Zerstörungswerk wollte Hermann, wie das Gerücht meldete, sich nach dem Bodensee ziehen, um mit Heinrich hier im offnen Kampfe zu entscheiden. Heinrich wartete mehrere Tage des Gegners, aber vergeblich; endlich
29. Juni. brach er auf, um seinen Rückzug anzutreten. Den Rath seiner Freunde, die Gräuel von Straßburg an den Hermann geneigten Bischöfen von Basel und Chur zu rächen, wies er mit Abscheu zurück und begnügte sich, auf dem Rückwege nach Franken alle Güter des Herzogs, auf die er stieß, zu verwüsten.

Am 10. Juli war Heinrich zu Bamberg, seinem Lieblingsaufenthalt. Aber nur kurze Zeit verweilte er hier, denn es trieb ihn nach Thüringen und Sachsen. Als er die Grenzen Thüringens betrat — am 20. Juli war er zu Kirchberg unweit Jena — kam ihm der alte Graf Wilhelm, nach Eckards Tode der angesehenste Mann im Lande, mit den andern Großen des Landes entgegen. Sie alle huldigten willig dem neuen Könige, der ihnen dagegen den verhaßten Schweinezins, den sie seit undenklichen Zeiten dem Fiscus bezahlten, fortan erließ. Gleich darauf brach der König nach Merseburg auf, der Stadt seiner Väter.

Die sächsischen Großen hatten sich insgesammt zu Merseburg eingestellt und empfingen hier am 23. Juli festlich den König. Sie waren gewillt ihm zu huldigen, aber freilich nicht ohne sich ihr Wahl-
24. Juli. recht und ihre Landesrechte zu wahren. Der folgende Tag war zur Huldigung bestimmt. Da trat Herzog Bernhard als Sprecher der Sachsen auf und legte dem Könige die Absicht und zugleich die Forderungen des Volkes vor. Heinrich, dem die Rede in seltener Weise zu Gebote stand, belobte in gewinnenden Worten die Treue der Sach-

sen gegen ihre früheren Könige und versprach ihnen zum Lohn dafür 1002
seinen besonderen Schutz; er erklärte ihnen sodann auf ihren ausdrücklichen Wunsch — „unbeschadet der Würde des Reichs," fügte er jedoch hinzu — daß er nicht wider ihren Willen, sondern nur auf ihre besondere Einladung und unter ihrer Zustimmung als König nach Sachsen gekommen sei, und erkannte damit ihr Wahlrecht an; ferner versprach er ihre Landesrechte in allen Stücken zu bewahren und auf ihre verständigen Wünsche, soweit es in seiner Macht stehe, jederzeit zu achten. Darauf erfolgte unter allgemeinem Jubel die Wahl, und Herzog Bernhard übertrug unter Ueberreichung der heiligen Lanze Heinrich die Regierung des Landes, worauf ihm alle Vasallen des Reichs den Lehnseid leisteten. Nie hatte eine ähnliche Huldigung in den deutschen Ländern stattgefunden. Bedingung war gegen Bedingung abgewogen, Recht gegen Recht gestellt, Belehnung gleichsam gegen Belehnung ertheilt.

Auch Herzog Boleslaw von Polen war in Merseburg zur Huldigung erschienen und stellte, seinem Versprechen getreu, die Entscheidung über die eroberten Marken dem neuen König anheim. Er hoffte sie als Reichslehen von ihm zu erlangen; namentlich lag ihm an der Burg Meißen, für die er unermeßliche Summen dem Könige bot. Aber Heinrich erkannte, welche Gefahren die Marken in den Händen des Polen über das Reich heraufbeschwören würden, und wies alle Anerbietungen desselben hartnäckig ab. Boleslaw mußte das Land der Milzener und Lausitzer dem Könige ausliefern und erlangte nur soviel, daß mit der Mark und Burg Meißen sein Stiefbruder Gunzelin*), ein Bruder des ermordeten Markgrafen Eckard, belehnt wurde. In seinen Erwartungen getäuscht und unmuthig, verständigte sich der Pole noch zu Merseburg mit einem Manne, der bei dem Kaiser in nicht geringem Ansehen stand, aber nichtsdestoweniger tiefen Groll gegen ihn im Herzen hegte. Es war der Babenberger Heinrich, ein trefflicher, ritterlicher Mann, der die Mark auf dem Nordgau verwaltete und bis dahin die Erhebung König Heinrichs trotz der alten Feindschaft ihrer Familien auf alle Weise gefördert hatte. Aber durch große Versprechungen war er gewonnen worden; die festeste Zusicherung hatte er von Heinrich erhalten, daß er als König ihn mit dem

*) Die Verwandtschaft ist unklar; wahrscheinlich war Boleslaws Mutter, die böhmische Dubrawa, in früherer Ehe mit Eckards und Gunzelins Vater, dem Markgrafen Günther, vermählt gewesen. Gunzelin und Eckard waren wohl ebenfalls Stiefbrüder.

1002. Herzogthum Baiern belehnen würde. Bald nach der Krönung hatte er den König an sein Versprechen erinnert, aber dieser war seinem Drängen ausgewichen, indem er sich auf das alte Wahlrecht der Baiern berief, die Belehnung auf eine unbestimmte Zeit verschob und an die Bedingung der Zustimmung der baierschen Großen knüpfte. Markgraf Heinrich sah hierin eine beschönigte Abweisung und zugleich eine freventliche Verletzung des gegebenen Worts; er konnte den Treubruch des Königs nicht verwinden, fühlte sich bitter gekränkt und lieh um so eher den verführenden Reden des Polenherzogs sein Ohr. Die Anschläge, mit denen beide umgingen, scheint man am Hofe sogleich geahnt und gefürchtet zu haben, und so ein Ereigniß herbeigeführt zu sein, dessen traurige Folgen man noch lange nachher beklagte.

Als Herzog Boleslaw, vom König entlassen und reich beschenkt, vom Markgrafen Heinrich geleitet, aus der Hofburg ritt, sah er plötzlich durch eine bewaffnete Schaar das äußere Thor gesperrt. Der Ausgang war ihm behindert, und nur mit Lebensgefahr gelang es dem Markgrafen seinem Freunde Bahn zu brechen. So entkam der Herzog; das bewaffnete Gefolge desselben wurde aber am Thor überfallen und einzelne Ritter im Handgemenge verwundet. Nur durch die Dazwischenkunft Herzog Bernhards kamen die Polen noch mit dem Leben davon.

Ein unerhörtes Begegniß, auf dessen Urheber abermals ein undurchdringliches Dunkel ruht! Der Geschichtschreiber Thietmar, dem wir die besten Nachrichten über diese Dinge verdanken, betheuert hoch und theuer, der König selbst sei an Allem unschuldig gewesen. Aber gewiß ist, daß Boleslaw nicht von der Meinung abzubringen war, König Heinrich habe ihm bei diesem Anschlag nach dem Leben getrachtet. Von diesem Augenblicke an wurde er der unversöhnlichste Feind des Königs und sann sogleich, Wuth schäumend, auf Thaten der Rache. Er verabschiedete sich vom Markgrafen Heinrich mit der Zusage treuer Hülfe, wenn er je derselben bedürfen sollte. Als er auf seinem Heimwege an die Elbe kam, steckte er Strehla in Brand, führte Viele der in den Marken angesiedelten Deutschen in die Gefangenschaft und entsandte heimlich Boten nach Sachsen, um die einflußreichsten Männer des Landes gegen den König aufzuwiegeln.

Gegen Ende des Monats Juli verließ der König Merseburg und
9. August. ging über Grona nach Korvei, wo ihm seine Gemahlin Kunigunde begegnete. Mit ihr begab er sich nach Paderborn, wo sie am 10. August feierlich von Erzbischof Willigis als Königin geweiht und gekrönt

wurde. Noch an demselben Tage wurde auch Ottos III. Schwester 1002.
Sophie als Aebtissin von Gandersheim geweiht, und zwar vollzog Willigis die Weihe, indem sich der Bischof von Hildesheim klug in die Zeitumstände zu schicken wußte. Große Festlichkeiten fanden damals in Paderborn statt, die aber auf eine bedauerliche Weise gestört wurden. Zwischen dem baierschen Gefolge des Königs und der sächsischen Bevölkerung kam es zu schlimmen Händeln, die selbst die Königsburg mit Blut erfüllten. Ohne die Dazwischenkunft des Herzogs Bernhard wäre ein furchtbares Gemetzel entstanden, das leicht für die Einheit des Reichs hätte bedenkliche Folgen nach sich ziehen können.

Gleich darauf begab sich der König nach Duisburg am Rhein, 18. August.
wo er die Großen Niederlothringens zur Huldigung erwartete. Aber nur wenige Bischöfe stellten sich ein; zögernd endlich auch Heribert von Köln, nicht allein wegen seiner Gefangenschaft dem Könige zürnend, sondern auch über dessen übereilte und ungewöhnliche Krönung zu Mainz erbittert, doch der Uebermacht weichend. Der König entschloß sich endlich die Großen, die sich vor ihm nicht stellten, in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Er durchzog Niederlothringen und gewann allmählich die Meinung der Menschen für sich; am 8. September wurde ihm von allen Großen des Landes zu Achen gehuldigt und er feierlich auf den Königsstuhl Karls des Großen erhoben. Nicht alle sahen es mit freudigem Herzen; Mancher vergoß bittere Thränen, indem er Ottos III., des Wohlthäters Achens, gedachte. Noch wußte man nicht, wessen man sich von Heinrich zu versehen hatte.

Der König kehrte darauf an den Rhein und nach Franken zurück. Er war Willens hier zu überwintern und mit dem Beginn des Frühjahrs Hermann in Schwaben zu überfallen und zur Unterwerfung zu nöthigen. Aber schon mistraute Hermann selbst seinen Kräften und dachte an Unterwerfung. Als Heinrich über Speier nach Bruchsal kam, erschien am 1. October demüthig der Schwabenherzog vor ihm und bat um Gnade. Diese gewährte ihm Heinrich, indem er ihm auch sein Herzogthum und seine Reichslehen beließ.

Als Heinrich so seine Nebenbuhler überwunden hatte, zog er über Augsburg nach Regensburg, der Hauptstadt seines baierschen Herzogthums. Mit endlosem Jubel wurde er hier von dem Bischof der Stadt, der Geistlichkeit und der gesammten Bevölkerung empfangen. Er verweilte im November und December in Regensburg und bewies den Baiern, daß er über seinen neuen Unterthanen

seine alten Getreuen nicht vergessen habe, sondern sie vor Allen auszeichnen und ehren wolle. Gegen Weihnachten begab sich dann der König nach Franken und feierte das Weihnachtsfest zu Frankfurt, wo ihm Herzog Hermann nach der Sitte der Vorfahren beim Königsmahl diente.

1003. Mit dem Anfange des neuen Jahrs eilte Heinrich, von Herzog Hermann begleitet, nach Oberlothringen, dem einzigen deutschen Lande, das ihn noch nicht als König gesehen hatte. Herzog Dietrich, der Sohn der klugen Beatrix, hatte sich während der Thronstreitigkeiten parteilos gehalten; wie hätte er sich jetzt dem Glücke Heinrichs widersetzen sollen? Zu dem großen Landtage, den der König auf die Mitte des Juni nach Diedenhofen berufen hatte, stellte er sich mit allen Großen des Landes ein. Alle huldigten hier dem neuen Herrn, der mit Ernst und Strenge auftrat und sie empfinden ließ, was sie von ihm zu erwarten hatten. Von Diedenhofen zog Heinrich nach Achen, wohin er die Großen des niederen Lothringens beschieden hatte.
23. Januar. Am Grabe Ottos III. feierte er den Todestag dieses seines Vorgängers im Reiche, in dessen Erbe er nun eingetreten war. Seinen Umritt in den deutschen Ländern hatte er vollendet, die Anerkennung aller deutschen Stämme gewonnen, die dem Reiche drohenden Gefahren innerer Spaltung beseitigt. Schneller, als man hatte hoffen können, war die Einheit hergestellt; es hatte sich gezeigt, daß menschliche Willkühr nicht mehr das Band zerreißen konnte, das sich um die deutschen Stämme geschlungen hatte.

Es ist uns ein Lied eines italienischen Klerikers aus jener Zeit erhalten, das die Lage der Dinge nicht übel schildert. „Nicht Hoch noch Niedrig," heißt es dort, „vermag gegen Gottes Rathschluß zu kämpfen. Kaum in drei Monaten endete Aller Leid, und ohne Blutvergießen gewann Heinrich die Herrschaft. Die Welt eilt von allen Seiten, sich um seinen Thron zu sammeln. Baiern triumphirt; das tapfere Frankenland dient; Schwaben sieht seine Ränke vereitelt und beugt seinen Rücken; Lothringen huldigt; Thüringen ist treu; das streitbare Sachsen eilt herbei, sich zu unterwerfen; der Slawe nimmt wieder das gewohnte Joch zu seiner Schmach auf den Nacken und zahlt seinen Tribut wie vor Zeiten. Schon erhebt auch Italien, die große Mutter der Könige, seine Stimme: „Heinrich, eile herbei! Alles wartet deiner; niemals mögest du zu deinen Zeiten einen Arduin leben lassen!" Von allen Seiten stürmt und fliegt man zu Heinrich; wie Germanien und das grimme Belgien ihm ihre

Kniee beugen, so eilt auch Bischof Leo*) über die Alpen, und Baiern 1002.
scheint ihm eine neue Heimath zu werden."

Nicht ganz so willig, wie es der schmeichelnde Dichter schildert, hatte man sich Heinrich gefügt. Doch waren es allerdings große Erfolge, die er bisher errungen; an seinem Erbrecht hatte er festgehalten und sich in der That die allgemeine Anerkennung in den deutschen Ländern gewonnen. Aber wie war es geschehen? Nicht durch gemeinsame Wahl aller Stämme, wie seine Vorgänger, war er zum König erhoben: von einem Stamme war er zum andern gezogen, und nur durch die größten Versprechungen und Zugeständnisse, die er zum Theil weder erfüllen konnte noch wollte, hatte er sich die Stimmen gesichert. Durch Mord und einen verheerenden Kriegszug im Reiche war er seiner Nebenbuhler entledigt. Nicht nach der geheiligten Sitte der Väter hatte er zu Achen, sondern in neuer Weise zu Mainz die Krone empfangen. Gleichwie ein Lehnsamt hatten ihm die Sachsen das Regiment in ihrem Lande übertragen. Unmöglich konnte die so begründete Herrschaft unter einem trotzigen Volke, wie das deutsche war, sogleich festen Bestand gewinnen. Jedermann konnte voraussehen, daß es Heinrichs Regierung an inneren Kämpfen nicht fehlen würde.

3.

Sicherung der Machtstellung des Reichs.

Schon im Anfange des Jahres 1003 zeigte sich aller Welt, wie 1003.
tief das Ansehen der deutschen Herrschaft unter den Völkern des Abendlandes gesunken war. Als der König sich in den letzten Tagen des Januar von Achen nach Mastricht begab, ereilten ihn die betrübendsten Nachrichten aus Italien.

a. Verlust der Lombardei und Böhmens.

Arduin von Ivrea hatte, als er unmittelbar nach Ottos III. Tode wieder hervorgetreten war, schnell die ganze Lombardei in Auf-

---

*) Leo von Vercelli.

1003. ruhr gegen die deutsche Herrschaft versetzt. Zu seinen alten Anhängern gesellten sich zahlreiche neue; selbst seine erbittersten Gegner, die Bischöfe, konnten schutzlos dem wilden und ungestümen Manne keinen Widerstand mehr bieten. So wurde Arduin, ehe noch in Deutschland über die Nachfolge entschieden war, schon am 15. Februar 1002 in Pavia zum König Italiens gekrönt. Arduin trat im Anfange seiner Regierung scheinbar in die Fußstapfen Ottos III. Die Münzen behielten dasselbe Gepräge, selbst der kaiserliche Name erhielt sich auf denselben. Die Kanzelei blieb in den Händen des Bischofs von Como, und in Arduins Urkunden finden sich zuweilen noch jene weitschichtigen Titel, welche die phantastische Weise des jungen Kaisers liebte. Vor Allem aber zeigte Arduin jetzt die Freigebigkeit der Ottonen den lombardischen Bischöfen und wußte durch große Versprechungen sogar den Erzbischof von Mailand zu gewinnen, dem er zuvorkommend entgegenging, als derselbe von seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel zurückkehrte. Indessen ließ sich Arduins arge und gewaltthätige Natur nicht lange zurückdrängen. Sein alter Haß gegen die Bischöfe brach bald genug wieder hervor, und der Erzbischof von Mailand, die Bischöfe von Como, Cremona, Piacenza, Pavia und vornehmlich der arg gemishandelte Bischof von Brescia sehnten sich nach kurzer Zeit bereits wieder nach der Erlösung von Arduins Tyrannei.

Auch gab es noch manche Bischöfe und Herren der Lombardei, die sich niemals dem neuen Gewalthaber gefügt hatten. Bischof Leo von Vercelli, der Freund Kaiser Ottos und Papst Silvesters, der unversöhnlichste Widersacher Arduins, beharrte muthig im Widerstande gegen ihn; nicht minder der Erzbischof Friedrich von Ravenna, von Geburt ein Sachse und der nationalen Erhebung Italiens deshalb entgegen. Auch die Bischöfe von Verona und Modena hatten offen gegen Arduin Partei ergriffen; jener hielt sich durch den Schutz des Herzogs von Kärnthen gesichert, dieser durch den Markgrafen Tedald, in dem die deutsche Partei ihre mächtigste Stütze fand. Tedald, der Sohn jenes Azzo, der einst die Kaiserinn Adelheid nach Canossa geleitet hatte (ein Dienst, der ihm reichlich gelohnt wurde), war seinem Vater in der Macht gefolgt und hatte damals die Graffschaften von Modena und Reggio inne. Wie sein Haus im Anschlusse an die Herrschaft der Deutschen schnell emporgekommen war, hielt er jetzt treu an derselben fest und erwartete sehnsüchtig mit allen Gegnern Arduins die Herstellung der deutschen Obermacht in Italien. Sobald daher Heinrich die Krone gewonnen hatte, ergingen an ihn die dringendsten Aufforderungen,

mit Heeresmacht über die Alpen zu kommen; Bischof Leo von Vercelli eilte selbst nach Regensburg und legte die Wünsche Italiens am Throne des neuen Königs nieder. 1003.

Da Heinrich jetzt die deutschen Länder unmöglich verlassen konnte, entbot er den alten Herzog Otto von Kärnthen, dessen Mark von Arduin am meisten bedroht war, mit einem Heere in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Von dem ritterlichen Babenberger Graf Ernst, einem jüngern Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich, begleitet, trat Herzog Otto in den letzten Tagen d. J. 1002 den Zug an; aus Kärnthen, Oestreich und dem Friaul hatte sich das Heer gesammelt, das jedoch nicht sehr zahlreich war und kaum 500 Ritter faßte. Arduin hielt in Besorgniß vor einem Ueberfall alle Zugänge des Landes besetzt; er selbst warf sich auf Verona, nahm die Stadt ein und besetzte die Klausen an der Etsch. Bis nach Trient rückte er vor, wo er einem deutschen Heere zu begegnen hoffte. Aber nirgends zeigte sich hier ein Feind, so daß Arduin in die Nähe von Verona zurückkehrte, wo er das Weihnachtsfest feierte. Die Deutschen hatten ihren Weg durch das Brentathal genommen und waren bis zu einem Paß gelangt, auf dem sie die Euganeischen Höhen zu überschreiten und so in die Tiefebene hinabzusteigen gedachten. Aber auch diesen Paß fanden sie von Arduins Leuten besetzt und erfuhren, daß Arduin selbst nicht weit sei. Da schickten sie sofort Boten an ihn und verlangten freien Durchzug durch den Paß, oder daß er sich ihnen diesseits desselben zu ehrlichem Kampfe stelle. Arduin hielt jedoch die Boten zurück, rückte am andern Morgen mit einer den Deutschen weit überlegenen Streitmacht vor, erreichte am Mittag den Paß und überfiel den völlig unvorbereiteten Feind. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Deutschen die Flucht ergreifen. Dieser Sieg italienischer Krieger über ein deutsches Heer war ein neues, die Welt in Verwunderung setzendes Ereigniß; er erhöhete Arduins verwegenen Muth und befestigte seine Herrschaft. Schwer empfand man in Deutschland die Niederlage, und rechnete es dem neuen Könige hoch an, daß er mit männlicher Fassung die schlimme Kunde ertrug, ja sogar Herzog Otto und Graf Ernst von Oestreich, als sie bald darauf vor ihm erschienen, zu trösten suchte und durch besondere Gunstbezeugungen ehrte.

So tief Heinrich die Schmach berührte, welche dem Reiche in Italien widerfahren war, mußte er es doch für den Augenblick auf-

1003. geben, sie zu rächen. Denn ein schwereres Gewitter zog am östlichen Himmel auf. Der Pole Boleslaw hatte seine Hand bereits nach Böhmen ausgestreckt und erhielt im Reiche selbst weitverzweigte Verbindungen mit allen Feinden des Königs.

In Böhmen entwickelten sich mit unglaublicher Schnelligkeit die Dinge in einer für den Polen nur allzu günstigen Weise. Herzog Boleslaw der Rothe wüthete mit tyrannischer Grausamkeit gegen sein Volk und gegen seine eigene Familie. Seinen älteren Bruder Jaromir ließ er entmannen, den zweiten, Udalrich mit Namen, wollte er im Bade ersticken lassen; da der Mord vereitelt wurde, verbannte er die Brüder mit seiner Mutter aus dem Lande. Die Böhmen empörten sich endlich, verjagten den Herzog, riefen einen in Polen lebenden Verwandten des Herzoglichen Hauses, Wladiwoi mit Namen, aus der Verbanmung zurück und erkannten ihn als ihren Herrn an. Wladiwoi beeilte sich, König Heinrich zu Regensburg zu huldigen (November 1002), um so seine Herrschaft zu sichern. Dennoch endete sie bald; ein wüster Trunkenbold, richtete er sich schnell in seinen Lüsten zu Grunde und starb schon nach wenigen Wochen, zur Freude des Volks. Die Böhmen luden darauf Jaromir und Udalrich ein, in das Land zurückzukehren, und übertrugen diesen Brüdern ihres vertriebenen Herzogs gemeinsam die Herrschaft. Er selbst hatte sich inzwischen nach Deutschland geflüchtet und bei dem Markgrafen Heinrich zu Schweinfurt, dem Bundesgenossen und Freunde des Polenherzogs, um Aufnahme gebeten. Der Markgraf war ein alter Feind des verruchten Böhmen und ließ ihn deshalb zuerst in das Burgverließ werfen; bald aber befreite er ihn nicht nur, sondern gab ihm auch sicheres Geleit zu dem Polenherzoge. Der Markgraf sah, wie der Vertriebene seinem polnischen Freunde jetzt trefflich dienen und ihre gemeinsamen Absichten gegen den König unterstützen könne. Kaum waren Jaromir und Udalrich hergestellt, so drang auch in der That der Polenherzog mit einem starken Heere in Böhmen ein und führte Boleslaw den Rothen jetzt als seinen Schützling zurück. Aber die unsinnige Wuth des Tyrannen hatte sich durch die Verbannung nur gesteigert; in kürzester Frist empörte er abermals das ganze Volk gegen sich, das sich flehentlich an den Polenherzog wandte, um es von dem entsetzlichen Wütherich zu befreien, den er ihm zum Herrn bestellt habe. Gern vernahm der Pole diesen Wunsch der Böhmen. Arglistig beschied er seinen Schützling zu einer Zusammenkunft; hier ließ er denselben überfallen und blenden. Der Geblendete wurde der Regierung beraubt, des Landes verwiesen; der Pole selbst aber eilte nach Prag,

wo ihn die Böhmen festlich empfingen und als Herzog ausriefen. 1003.
Schlag auf Schlag waren sich die Ereignisse gefolgt. Schon im März des Jahrs 1003 war Boleslaw Chrobry im Besitz Böhmens und hatte damit erreicht, wonach er seit langen Jahren getrachtet.

Im Kampf gegen die böhmische Macht hatte sich das polnische Reich erhoben; im Anschluß an die deutschen Könige die Mittel zu jenem Kampfe gefunden, in dem es nun den vollständigsten Sieg errungen hatte. Böhmen und Polen waren in der Hand des tapfersten und kühnsten Kriegsfürsten jener Zeit vereint; er stand im Begriff ein Slawenreich zu begründen, wie es die Welt niemals gesehen hatte. Alle die slawischen Stämme, wie sie von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, von der Elbe bis zur Wolga und zum Dniepr hundertfach gespalten wohnten, umfaßte sein weitschauender Blick; er hoffte sie alle seinem Schwert zu unterwerfen, sie alle zu einem Reich zu verbinden. Die glücklichen Zeiten Böhmens waren vorüber, und der Stern der Piasten erhob sich aus der Nacht der Premysliden im schimmerndsten Glanze. Mit den Erfolgen wuchs das Selbstvertrauen Boleslaws von Tag zu Tag! Schon zerriß er die Abhängigkeit vom Kaiserreiche; der siegreiche Slawe sollte dem falschen Deutschen fortan nicht mehr zollen und dienen. Entschlossen warf er sich in den Kampf gegen die Macht, die ihn bis dahin gehoben hatte; sein eigener Herr wollte er sein und selbst eine Königskrone tragen, wie sie Rom dem frommen Magyarenkönig verliehen hatte. War ja doch auch er ein Apostel Roms. Unter seinem Schutze zogen die Heidenboten Roms nach dem fernsten Norden und Osten; Kirchen und Klöster erhoben sich in Ländern, die bis dahin nie einen Priester und Mönch gesehen hatten. Bald eilten seine Gesandten nach Rom; er erbot sich zu einem Zins an St. Peter, wenn ihm der Papst die Königskrone gewähre. Lieber wollte der Pole St. Peters Nachfolgern steuern, als den deutschen Königen Tribut zahlen.

Und wie stand es jetzt um die Ehre des deutschen Namens? Auf den Abfall Italiens war der Verlust Polens und Böhmens mit Blitzesschnelle gefolgt; die erbittertsten Feinde des Reichs frohlockten in ihren Siegen. Und doch war das nicht das Schlimmste in Heinrichs verzweifelter Lage. Schon wußte er, wie sich auch seine Gegner im eignen Lande regten, wie es im Innern des Reiches gährte und sich die kaum gegründete Herrschaft aufzulösen drohte. Alle seine Feinde waren die Freunde des Polen, und nur Wenige gab es, auf deren Treue er sich mit Grund verlassen konnte. In seiner nächsten Nähe unterhielt Boleslaw Verbindungen; die angesehensten Män-

1003. ner des Reichs standen mit ihm auf vertrautem Fuße. König Heinrich war kein Mann weichen und beugsamen Geistes, aber doch entschloß er sich in dieser unendlichen Bedrängniß zu den größten Opfern. Nachdem er wenige Monate vorher dem Polen jedes Zugeständniß versagt hatte, eröffnete er, als er um Ostern 1003 nach Sachsen kam, mit ihm heimlich Unterhandlungen und erbot sich ihm Böhmen als Reichslehn zu geben. Aber so bereit sich Boleslaw noch vor Kurzem zur Huldigung gezeigt, jetzt wollte er nicht mehr ein Vasall der Deutschen sein; stolz wies er jedes Anerbieten des Königs zurück. Schon war er zum Kampf gerüstet, und schon erhoben sich auch seine Bundesgenossen in Deutschland.

---

b. Die Empörung des Markgrafen Heinrich.

Der Aufstand brach im Innern des Reichs aus, ehe es Heinrich erwartet hatte. Baiern und die baierschen Marken vor Allem ergriff er. Es waren ritterliche und hochgepriesene Männer, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten; Männer, die selbst dem König den Weg zum Throne gebahnt hatten. Zuerst von Allen erhob sich Markgraf Heinrich gegen den wortbrüchigen Herrn, der Führer und Mittelpunkt des Aufstands; dann des Markgrafen Vetter, der treffliche Ernst von Oestreich, so eben noch vom Könige trotz seiner Niederlage in Italien hochgeehrt. Und offen trat zum Staunen der Welt selbst des Königs eigener Bruder, der wahrscheinlich sich gleich dem Markgrafen Hoffnungen auf das Herzogthum Baiern gemacht und in diesen getäuscht hatte, auf die Seite der Rebellen. Alles, was die Heinriche einst an den Ottonen gesündigt hatten, sollte Heinrich jetzt durch den Bruder büßen. Heinrich, Ernst und Brun standen noch allein in den Waffen, aber weitverzweigt war die Verschwörung durch alle Theile des Reichs und reichte hinauf bis zu den ersten Männern am Throne.

Von Feinden rings umdrängt, übersah König Heinrich doch sogleich mit scharfem Blick, daß es für ihn keine andere Rettung gäbe, als entschlossen zunächst der Empörung im Innern entgegenzutreten. Denn kam der Markgraf zu Kräften und lächelte das Glück seinen ersten Versuchen, überall wären jene geheimen mächtigen Widersacher des Königs aufgestanden, die nur Furcht noch vom Abfall fernhielt. Gleich nach Pfingsten*) eilte daher König Heinrich nach Baiern, sammelte

*) Das Pfingstfest hatte der König zu Halberstadt gefeiert.

ein Heer und rückte dem Markgrafen entgegen. Dieser hatte seine Burgen bewehrt und zog sich mit seinen Genossen hinter ihre Mauern zurück. Aber schon im August fiel eine nach der andern in die Hände des Königs. Zuerst Amerdal*), dann Creussen**), wohin sich Weib und Kind des Markgrafen geflüchtet hatten, von Burchard, dem Bruder desselben, vertheidigt. Vergebens eilte der Markgraf zum Entsatz Creussens herbei; seine Schaar wurde überfallen, und Ernst von Oestreich gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Kaum rettete sich der Markgraf nach dieser Niederlage; kaum konnte Burchard das Weib und die Kinder des Markgrafen flüchten. Amerdal und Creussen wurden in einen Schutthaufen verwandelt. 1003.

Indessen war Boleslaw in die Marken eingefallen und rückte auf Meißen vor; von jeher sein Augenmerk, seit er im Besitz Böhmens war, ihm doppelt wichtig. Er erwartete von seinem Bruder Gunzelin die freiwillige Uebergabe der Stadt, aber dieser traute seiner Umgebung nicht und fürchtete das Glück des Königs. Mit Heeresmacht zog deshalb der Pole über die Elbe; das linke Elbufer zwischen Strehla und Zehren wurde verwüstet, bis dicht vor Meißen schwärmten die polnischen Reiter. Aber plötzlich traten sie den Rückzug an; sei es, daß Boleslaw von dem Misgeschick des Markgrafen Kunde hatte, sei es, daß der Widerstand der kleinen Burg Mügeln ihn entmuthigte. Er führte sein Heer über die Elbe zurück und begnügte sich, jenseits das Milzenerland besetzt zu halten.

Schon erkannte Markgraf Heinrich, daß sein Spiel verloren, sein Anschlag gescheitert sei. Jene mächtigen Freunde, die mit ihm die Fäden gesponnen, zogen ihre Hände zurück; alle seine Burgen fielen, und Boleslaws erster Angriff auf die Marken misglückte. Nur Siegfried, der Mörder Eckards, der sich in dem Lohne seines Verbrechens getäuscht zu haben scheint, führte dem Markgrafen noch eine Hülfsschaar zu, die aber dieser zurückwies. Da eilte er nach seiner Feste Kronach***), mit eigener Hand steckte er sie in Brand, dann ergriff er mit Brun und seinen letzten Anhängern die Flucht nach Böhmen. Alle seine Burgen bis auf Schweinfurt, damals der Hauptsitz seines Geschlechts, waren eingeäschert oder doch entwaffnet. Um auch Schweinfurt zu zerstören, sandte der König den Bischof von Würzburg und den Abt von Fulda ab. Eila, die alte Mut-

*) Unweit Amberg.

**) Bei Baireuth.

***) Goldkronach am Fichtelgebirge.

1003. ter des Markgrafen, flüchtete sich in die Kirche der Burg und betheuerte, die Trümmer derselben würden ihr Grab sein. So rettete sie mindestens das Gotteshaus; aber die Wohnhäuser auf der Burg wurden zerstört, die Wälle abgetragen.

Der Sieg des Königs über die Aufständigen schien vollständig, aber damit war Boleslaw nicht vernichtet, der überdies jenen noch immer Zuflucht und Rückhalt gewährte. Noch im Winter beschloß deshalb der König ihm anzugreifen und begab sich, nachdem er im Herbst der Jagdlust im Speßhard obgelegen hatte, nach Sachsen. Nicht Vorbereitungen zum Kriege gegen den Polen allein beschäftigten ihn hier, sondern noch andere umfassendere Pläne, um die Stellung seines Gegners vollends zu untergraben. Nichts war ihm dabei wichtiger als dem zwanzigjährigen Kriege mit den Wenden ein Ziel zu setzen und friedliche Verbindungen mit ihnen zu eröffnen. Und hiezu boten die Wenden jetzt unerwartet selbst die Hand.

Boleslaws wachsende Macht war ihnen nicht minder furchtbar als dem Könige. Des Polen Herrschaft, die sich schon über die Pommern erstreckte, bedrohte unaufhörlich auch die Stämme jenseits der Oder. Und was hatten sie von derselben zu erwarten? Weder ihre Gemeindefreiheit, noch ihren Glauben würde er ihnen belassen haben; war doch sein Regiment schärfer, sein Bekehrungseifer frischer und feuriger, als der der Sachsen. So schickten denn gerade die wendischen Stämme, die zu dem Aufstande des Jahrs 982 das Zeichen gegeben, die am Hartnäckigsten in zahllosen Kämpfen ihre Freiheit und ihr Heidenthum vertheidigt hatten, die Liutizen, schon Ostern 1003 nach Quedlinburg Gesandte zum König, die von ihm auf alle Weise geehrt wurden. „Aus Feinden der Deutschen," sagt Thietmar, „wurden die Liutizen die besten Freunde des Königs." Sie traten in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche zurück, räumten dem Könige mehrere Festen in ihrem Lande ein, gaben ihm Tribut und kamen in wichtigen Fällen vor seinen Richterstuhl; im Uebrigen überließ er ihren Landesgemeinden die Entscheidung aller inneren Angelegenheiten und gewährte ihnen selbst die freie Ausübung ihres alten Götzendienstes mit seinen blutigen Opfern. Vor Allem versprachen sie ihm Heeresfolge gegen seine Feinde; mochten sie unter der Vortragung ihrer Götzen ihm zuziehen, ihm war ihre Hülfe jetzt hocherwünscht.

Nur durch Duldung des Heidenthums ließ sich ein Anfang zur Herstellung der deutschen Herrschaft unter diesen wendischen Stämmen machen, aber wie wenig Heinrich gewillt war, bei diesem Anfange ste-

hen zu bleiben, zeigt die Fürsorge, die er eben damals für die Bis- 1003
thümer im Wendenlande bewies. Es ist bekannt, wie man alle Verluste, welche die Kirche hier erlitten hatte, der Auflösung des Bisthums Merseburg und der Rache des heiligen Laurentius zuschrieb. Wie oft hatte Otto III. versucht, die Schuld zu sühnen, aber an der Geschmeidigkeit und List Erzbischofs Gisiler waren immer von Neuem seine Absichten gescheitert. Heinrich war jetzt entschlossen, um jeden Preis den Heiligen zu versöhnen und Merseburg herzustellen; in kürzester Zeit kam er damit zum Ziele. Obwohl er sich mit Gisiler ausgesöhnt hatte und ihm sogar zu manchem Dank verpflichtet war, nahm er doch wenig Rücksicht auf die Listen des alten Ränkeschmieds. Als
er im Januar 1004 zu Dornburg*) an der Elbe Hof hielt, sandte 1004.
er Erzbischof Willigis an Gisiler und verlangte auf das Gemessenste die Herstellung des Bisthums. Gisiler wünschte nur zwei Tage Bedenkzeit; ehe noch diese Frist abgelaufen war, hatte ihn der Tod er- 25. Januar.
eilt, und der König zog nach Magdeburg, um selbst über den erzbischöflichen Stuhl zu verfügen. Die Domherren wählten nach ihrem Privilegium der Wahlfreiheit sogleich den Probst Walthard zum Erzbischof, aber durch große Versprechungen bewog der König diesen, dem Bisthum zu entsagen, und überredete die Domherren auf seinen Kaplan Tagino die Wahl zu lenken. Tagino war ein Baier, gleich dem Könige ein Schüler des h. Wolfgang, von ihm seit Jahren in den wichtigsten Geschäften gebraucht und ihm ganz ergeben. Ehe noch Gisiler
bestattet war, erhielt Tagino die Investitur vom Könige und wurde in- 2. Februar.
thronisirt. Sofort eilten dann der König und der neue Erzbischof nach Merseburg. Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen mußten die erforderlichen Abtretungen machen, um den Merseburger Sprengel herzustellen; schon am 6. Februar wurde der königliche Kaplan Wigbert zum Bischof von Merseburg geweiht und durch eine Urkunde vom 4. März die Erneuerung des Bisthums bekräftigt.

So trat die zerstörte Stiftung Ottos des Großen abermals in das Leben, und mit ihrer Herstellung schienen für die Kirche unter den Wenden bessere Tage zu kommen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg kehrten in ihre Sprengel zurück, in denen vorläufig freilich Christenthum und Heidenthum neben einander bestanden; doch mochten sie den baldigen Triumph ihres Glaubens von der Mission und glücklichen Siegen des Königs erwarten. Denn

*) Damals eine oft besuchte kaiserliche Pfalz, von der sich jetzt nur wenige Ueberreste bei Barby finden.

1004. auch die Mission schien wieder aufzuleben, und Magdeburg gewann noch einmal Hoffnung, sich im Osten das weiteste Feld eröffnet zu sehen. Eben damals erschien zu Merseburg Brun von Querfurt, jener sächsische Edling, der zum begeisterten Schüler des h. Romuald geworden war, um die Bahn zu verfolgen, die ihm der Böhme Adalbert zum ersehnten Märtyrertode gewiesen hatte. Von Pereum aus war Brun barfuß nach Rom gewandert und hatte noch von Papst Silvester II. die Weihe als Erzbischof unter den Heiden und mit ihr das Pallium erhalten. Er war zunächst nach Polen bestimmt, um sich dann unter den Völkern weiter im Osten seinen Sprengel zu bilden. Aber als Brun nach Deutschland kam, war der Krieg mit Boleslaw bereits ausgebrochen; welche Aufnahme konnte er da als Deutscher und naher Verwandter des Königs bei dem Polenherzog erwarten? So begab er sich an den Hof des Königs, der ihm auch seine Unterstützung verhieß; doch mußte er sich von dem Magdeburger Erzbischof aufs Neue weihen lassen, unfraglich weil seine neuen Stiftungen nicht unmittelbar dem römischen Papste, sondern dem Erzstifte Ottos des Großen unterworfen werden sollten. Wäre es Heinrich gelungen, die Macht des Polen völlig zu brechen, dann würde auch das Erzbisthum Gnesen sich kaum erhalten, sondern Magdeburg noch einmal seine Provinz bis zu dem äußersten Osten der abendländischen Kirche erstreckt haben.

Alle Veranstaltungen des Königs in den Marken waren gegen Boleslaw gerichtet, der inzwischen noch immer das Milzenerland behauptete und zu derselben Zeit sogar einen Einfall in Baiern gewagt hatte, jedoch ohne erhebliche Folgen. Gegen die Mitte des Februar ging Heinrich über die Elbe. Er wollte zunächst die Polen aus den Marken verdrängen, aber ein plötzlich eintretendes starkes Thauwetter nöthigte ihn zu eiliger Rückkehr. Entmuthigt gab er den Zug für den Augenblick auf und begnügte sich Markgraf Gunzelin und den Andern an der Grenze befehligenden Grafen Verstärkungen zurückzulassen. Er selbst begab sich nach Merseburg. Hier erfuhr er zu seiner großen Freude, daß sein Bruder Brun bereits Böhmen verlassen und sich nach Ungarn zu König Stephan, seinem Schwager, geflüchtet habe, durch dessen Verwendung er Verzeihung zu finden hoffe; daß auch Markgraf Heinrich aufrichtig seine Fehl bereue und sich zu demüthigen entschlossen sei. Bald darauf erschien Markgraf Heinrich selbst bußfertig am Hofe; er wurde auf unbestimmte Zeit nach Giebichenstein in Haft gebracht, aber die Rückgabe seiner Eigengüter ihm versprochen. Noch vor Jahresfrist wurde er wieder in seine Mark

eingesetzt und hielt fortan mit der ritterlichen Treue eines versöhnten 1004.
Gemüths zum Könige. Einige Wochen nach dem Markgrafen wagte auch Brun, von ungerschen Gesandten begleitet, vor dem Könige zu erscheinen; besonders der Verwendung seiner Mutter Gisela hatte er es zu danken, daß ihm sein Vergehen straflos hinging. Brun trat bald darauf in den geistlichen Stand, wurde zum Kanzler bestellt und erhielt im Jahre 1006 das reiche Bisthum Augsburg. Ernst von Oestreich, der bei Creussen gefangen war, hatte der König anfangs zum Tode verurtheilen lassen; doch wurde auf dringende Verwendung des Erzbischofs von Mainz die Strafe in eine hohe Geldbuße verwandelt. Auch dieser treffliche Jüngling bewies fortan dem Könige unverbrüchliche Treue.

---

c. Der erste Zug Heinrichs nach Italien.

Sobald der König seine Gegner in seinen Händen wußte und damit die Gefahr, daß der innere Krieg sich von Neuem entzünden könnte, beseitigt war, richtete er seine Gedanken auf einen Kriegszug über die Alpen. Schon Weihnachten waren zu Pöhlde der Bischof von Verona und andere Große des italischen Königreichs an seinem Hofe erschienen und hatten ihn dringend zu einem Züge über die Alpen aufgefordert. Bald darauf stellte sich auch ein Gesandter von Rom ein; denn auch hier fürchtete man bereits Arduins Uebermacht. Heinrich zeigte sich bereit, dem Ruf der Italiener zu folgen und von dem Kriege gegen Boleslaw für den Augenblick abzustehen. Nachdem der Aufstand im Innern überwältigt, galt es vor Allem Italien retten; die Kaiserkrone, die ganze Zukunft des deutschen Volks stand hier auf dem Spiele.

Schon in Merseburg erklärte Heinrich den Fürsten seinen Entschluß 24. Febr.
nach Italien zu ziehen, in Magdeburg flehte er noch den h. Moritz um eine glückliche Fahrt an, dann eilte er nach dem Süden. Auf einem großen Fürstentag zu Regensburg übertrug er seinem Schwager 21. März.
Heinrich das vielumworbene Herzogthum Baiern, das er während der Zeit seiner Abwesenheit nicht die Beute eines Ehrgeizigen werden lassen wollte, nicht den Angriffen Boleslaws schutzlos preisgeben durfte. Dann begab er sich nach Augsburg, wo sich ein Heer von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringern um ihn sammelte. Als die Stunde des Aufbruchs gekommen war, trennte er sich von der Königin, die als

1004. Reichsverweserin nach Sachsen ging, wo die Sorge für ihre Person dem Erzbischof Tagino übertragen wurde. Heinrich überstieg die Al-
9. April. pen am Brenner. Am Palmsonntag war er zu Trient, wo er dem Heer von den Anstrengungen des schnellen Marsches Ruhe gönnte.

Arduin hatte Heinrich erwartet; mit dem größten Theil seines Heeres lagerte er bei Verona und hielt die Klausen an der Etsch so stark besetzt, daß es ein fast unmögliches Unternehmen für den Feind war, sie zu gewinnen. Heinrich erfuhr dies und sandte deshalb seinen Kapellan Helmiger an die ihm so eben zuziehenden kärnthnischen Truppen mit dem Befehl ab, Halt zu machen und einen Paß, der von den Kärnthner Alpen in das Brentathal führt, zu besetzen. Dieser Paß ist steil und schwierig; er war deshalb wenig beachtet und von Arduin nur schwach besetzt. Das Aufgebot der Kärnthner bestand zum großen Theil aus Fußsoldaten; diese erklommen im Dunkel der Nacht die den Paß überragende Anhöhe, und in der Frühe des andern Tages drangen die deutschen Ritter in den Paß ein. Vergeblich suchten Arduins Leute sich ihnen zu widersetzen, theils wurden sie in die Brenta gestürzt, theils mußten sie ihr Heil in der Flucht suchen. Sobald Heinrich vernahm, daß der Paß eröffnet sei, brach er selbst mit Hinterlassung seines Gepäcks und des schweren Theils seines Heeres auf, folgte den Kärnthnern durch den Paß und stieg in die Ebene an der Brenta hinab, wo er im Lager den Gründonnerstag,
13–16. April. Charfreitag und Ostern feierte. Nachdem er durch den Pfalzgrafen die Strafe des Königsbanns allen Heeresflüchtigen hatte androhen lassen,
18. April. den Tapfern aber große Belohnungen verheißen hatte, ging er über die Brenta und schlug abermals ein Lager auf, indem er Kundschafter ausschickte, um den Standort Arduins zu erspähen.

Dieses unerwartete Eindringen Heinrichs in Italien verbreitete unter Arduins Heer einen panischen Schrecken. Wie Spreu stob es auseinander; Arduin selbst verließ flüchtig Verona, das Heinrich alsbald die Thore öffnete. Das bei Trient zurückgelassene Heer fand jetzt keine Hindernisse mehr, sich mit dem Könige zu vereinigen; auch der getreue Markgraf Tedald führte ihm aus der Lombardei neue Streitkräfte zu; mit einem zahlreichen Heere setzte Heinrich seinen Weg fort. Brescia, Bergamo, endlich Pavia selbst, die Königsstadt, öffnete ihm willig die Thore. Erzbischof Friedrich von Ravenna, der sich Arduin niemals gebeugt, Erzbischof Arnulf von Mailand, fast alle lombardischen Bischöfe und viele Große des Landes schlossen sich Heinrich an und geleiteten ihn nach Pavia. Hier wurde er am 15. Mai nach

der Michaelskirche geführt, einmüthig durch Handaufhebung zum Kö- 1004.
nig Italiens erwählt und auf den Thron erhoben; alle anwesenden Großen huldigten ihm, und der Erzbischof von Mailand salbte ihn zum König der Lombarden. Es war das erste Mal, daß ein deutscher König in Pavia besonders gekrönt wurde, daß die Italiener besonders ihr Wahlrecht übten. Die Ottonen hatten sich als geborene Könige Italiens betrachtet; Heinrich gewann die Krone durch die Wahl der Lombarden.

Aber wie dem auch war, nirgends war Heinrich auf Widerstand gestoßen; seine Erscheinung hatte ganz anders gewirkt, als jenes kleine Heer, das er vor Jahresfrist ausgeschickt hatte; fast ohne Schwerdtstreich hatte er Reich und Krone erobert. Arduin, der sich auf eine kleine Bergfeste zurückgezogen hatte, wo ihn Heinrichs Leute belagerten, schien völlig vernichtet, der Besitz Italiens Heinrich und den Deutschen für immer gesichert. Offen stand der Weg nach Rom und zum kaiserlichen Thron, wenn ihn auch Heinrich jetzt nicht einzuschlagen Willens war.

So dachte der König und sein Heer; aber sie alle trügte ein blendender Schein. Es gab wirklich eine nationale Partei in Italien; weniger unter den Großen des Landes, deren Politik meist nur der Vortheil bestimmte, als unter dem niedern Lehnsadel und in den städtischen Bevölkerungen. Diese Partei haßte die Deutschen und hing deshalb Arduin an; daß sie noch nicht entmuthigt und gebrochen war, zeigten die unerwarteten Vorgänge am Abende des Krönungstages.

Als es dunkelte, geriethen einige Pavesen von Wein erhitzt, mit Deutschen in Streit. Bald ergriff die ganze Bevölkerung der Stadt gegen die Deutschen Partei, bewaffnete sich und stürmte nach der königlichen Burg. Vergeblich versuchte der Erzbischof Heribert von Köln von einem Fenster aus die Masse zu beschwichtigen; ein Hagel von Steinen und Pfeilen trieb ihn zurück. Die wenigen Ritter, welche die Leibwache des Königs bildeten, vertheidigten muthig die Pfalz gegen die anstürmende Menge, bis sich die in der Stadt vertheilten Deutschen zusammenschaarten und die Wache der Pfalz übernahmen. Da gelang es die Städter etwas zurückzutreiben, aber ein dichter und dichter fallender Hagel von Steinen und Pfeilen hinderte, sie weiter zu verfolgen und ihre Schaaren völlig zu zersprengen. Indessen war die Nacht eingebrochen, und die Deutschen steckten, um den Kampfplatz besser zu übersehen, die nächsten Häuser um die Königsburg in Brand. Der größte Theil des deutschen Heeres lagerte vor der Stadt, vornehmlich die Schwaben, Franken und Lothringer; auch zu ihnen

1004 kam so die Kunde von der Empörung der Stadt. Eiligst rückten sie aus, aber sie fanden die Thore versperrt, die Wälle und Mauern vertheidigt. Der Sturm begann; ein heftiger Kampf entspann sich, in dem Giselbert, ein Bruder der Königin, eine tödtliche Wunde erhielt. Die ganze Nacht wurde an der Königsburg, wie an den Wällen und Thoren gekämpft; endlich wurden die Thore der Stadt erbrochen, und das deutsche Heer ergoß sich in die engen Straßen. Die Einwohner flüchteten in ihre Häuser; Steinwürfe und Pfeilschüsse aus ihnen tödteten Viele unter den Deutschen, bis diese zuletzt die Wohnhäuser in Brand steckten, um die Empörer in den Flammen zu begraben. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die Feuerbrunst in der fast ganz von Holz aufgeführten Stadt. Schon sah das große Pavia einem Flammenmeer gleich, und viele Tausende fanden in den Feuersgluthen den kläglichsten Tod. Ein fürchterliches Strafgericht war über die Stadt eingebrochen, und des Königs Sinn wurde endlich erweicht. Er gebot dem Feuer und dem Morden Einhalt zu thun und gewährte den Ueberlebenden Verzeihung. Er begab sich in eine kleine Feste bei der Kirche **St. Pietro in cielo d'oro**, wo er noch zehn Tage bei dem Schutthaufen Pavias verweilte.

Die Flammen, welche die Königsstadt der Lombarden verzehrten, hatten weithin geleuchtet. Furcht und Entsetzen beschlich ganz Italien, und von allen Städten, die noch nicht gehuldigt hatten, strömten Gesandte herbei; man war unter Zittern und Zagen freigebig mit Versprechungen, Eiden und Geißeln. Zu Pontelungo unweit Pavia hielt der König einen Reichstag ab und ordnete die Verhältnisse Italiens nach seinem Sinne. Nach einem kurzen Besuche in Mailand, um dem heiligen Ambrosius seine Verehrung zu bezeigen, kehrte er noch einmal nach Pontelungo zurück, entließ die Versammlung, erklärte seinen Willen, über die Alpen zurückzukehren, verhieß aber seine baldige Wiederkunft. Das Pfingstfest feierte er zu Como, wo ihm die Gesandten der tuscischen Städte huldigten; gleich darauf trat er den Rückweg an. Italien hielt der Schrecken in Zaum, und Heinrich wollte die Zeit des Glücks benutzen, um dem Polen das böhmische Land zu entreißen. Vom Comersee aus überstieg er einen der Pässe, die in das Rheinthal führen und betrat um die Mitte des Juni das Herzogthum Schwaben.

4. Juni.

Heinrichs Nebenbuhler Herzog Hermann **II.** war bald nach seiner Demüthigung gestorben (**4.** Mai **1003**) und sein Herzogthum auf seinen unmündigen Sohn Hermann übergegangen. Es schien unmöglich, daß der Knabe die Ruhe des Landes in der erforder-

lichen Weise sicherte; deshalb traf der König selbst auf zwei Land- 1001.
tagen zu Zürich und Straßburg die erforderlichen Vorkehrungen, um den Frieden Schwabens zu schützen. Dann begab er sich über Mainz, wo er einige Tage verweilte, durch Ostfranken nach Sachsen.

---

d. Herstellung der deutschen Herrschaft in Böhmen und in den Marken.

Schon war das Aufgebot des Königs zu einem neuen Zuge gegen die Polen durch alle Theile Sachsens, Thüringens und Baierns ergangen. Am 15. August sollte sich das sächsisch-thüringische Heer in Merseburg sammeln, das der König selbst in den Kampf zu führen gedachte. Am bestimmten Tage traf er in Merseburg ein. Sorgsam verhehlte er seinen Angriffsplan, da Boleslaw sogar in der Nähe des Königs Späher unterhielt. Eine Menge von Fahrzeugen ließ er deshalb auf der Elbe zwischen Meißen und Riesa zusammenbringen, gleich als wolle er seinen Angriff abermals auf das Milzenerland richten; indessen aber wandte er sich von der Saale aus unmittelbar gegen das Erzgebirge, das damals Miriquidui d. h. Schwarzwald genannt wurde. Starke Regengüsse hinderten seinen Marsch, und so fand Boleslaw Zeit, die Zugänge des Gebirges mit Bogenschützen zu besetzen. Aber Heinrichs Krieger wußten sich Bahn zu brechen, und ohne sonderliche Mühen rückte das Heer des Königs in Böhmen ein. Bald erkannte hier Heinrich, wie schwach befestigt Boleslaws Herrschaft war. Stammhaß trennte die slawischen Stämme in noch höherm Grade als die deutschen. Der Böhme war der Herrschaft des Polen längst müde, und da Herzog Jaromir, der vertriebene Sproß des alten Herzogsgeschlechts, sich im deutschen Heere befand, nahm man überall freudig die Deutschen auf. Nachdem Heinrich die Baiern, die von einer andern Seite ihm zugezogen waren, an sich gezogen hatte, rückte er vor Saatz; die Einwohner erschlugen sofort die polnische Besatzung und öffneten Heinrich die Thore. Es lief ein falsches Gerücht um, Boleslaw sei in Prag bereits von den Seinen erschlagen; aber diese Nachricht, absichtlich verbreitet, um die Deutschen sorglos zu machen, wurde bald als trügerisch erkannt und schleunigst Herzog Jaromir mit dem besten Theil des königlichen Heeres und der böhmischen Schaar, die sich um ihn gebildet hatte, gegen Prag gesandt; lebend oder todt sollte er Boleslaw in seine Gewalt zu brin-

1004. gen suchen. Noch in der Nacht brach Jaromir auf, aber doch entkam ihm der Pole; flüchtig verließ er Böhmen, das er nie wieder gewinnen sollte. Prag öffnete willig Jaromir die Thore; man geleitete ihn nach der Burg Wyschehrad, wo er auf den alten Fürstenstuhl erhoben, als Herzog ausgerufen wurde und die Huldigung des Volkes empfing. Auf dem Fuße folgte ihm König Heinrich; unter dem größten Jubel der Böhmen wurde er in Wyschehrad eingeholt und nach der Georgskirche geführt, wo er feierlichst Jaromir mit dem Herzogthum Böhmen belehnte.

Am 8. September war der König noch zu Wyschehrad, dann entließ er die Baiern und führte das sächsische Heer, das Herzog Jaromir mit den Böhmen begleitete, auf sehr beschwerlichen Wegen in das Land der Milzener. Wo die Kriege dieses Jahr begonnen hatten, sollten sie auch ihr Ende finden. Bautzen, der Hauptort des Landes, wurde belagert. Die Stadt aber leistete tapferen Widerstand und der König selbst gerieth bei einem Sturme in Lebensgefahr. Da entbrannte die Wuth des deutschen Heeres; man wollte die Stadt an allen Ecken in Brand stecken, und nur die Dazwischenkunft Markgraf Gunzelins rettete Bautzen vor dem Schicksal Pavias. Endlich auf den ausdrücklichen Befehl Herzog Boleslaws ergab sich die Stadt; die polnische Besatzung zog ab und ein deutsches Heer wurde eingenommen. Auch das Milzenerland gab Boleslaw damit verloren; alle wendischen Marken standen wieder unter der Herrschaft der Deutschen. Der König führte sieggekrönt sein überaus erschöpftes Heer über die Elbe zurück. Am 8. October war er bereits zu Magdeburg und verlebte den Winter in Sachsen, wo er der verdienten Ruhe genoß.

Ein thatenreiches Jahr hatte er beschlossen, von der Elbe war er zum Main und zur Donau, von der Donau zum Po, vom Po zum Rhein, vom Rhein zur Saale und zur Moldau mit seinen Heeren geeilt, und von der Moldau wieder zur Elbe zurückgekehrt. Die gefährlichste Verschwörung war im Inneren erstickt, das königliche Ansehen hergestellt, Italien unterworfen, Böhmen und das Milzenerland Boleslaw entrissen und der bisher unbesiegte Kriegsheld zu schmählicher Flucht genöthigt. So mitten in seiner Siegesbahn mochte Heinrich Vielen der Mann scheinen, der das glückliche Werk Ottos des Großen glücklicher fortzusetzen berufen sei, der mit unbezwingbarer Kraft alle der deutschen Königsmacht widerstrebenden Gewalten zu bändigen wüßte.

6. Die ersten Feldzüge Heinrichs gegen Polen.

Boleslaw Chrobry war durch die Feldzüge des Jahrs 1004 gedemüthigt, nicht vernichtet; ein neuer Angriff schien ihn an den Rand 1005.
des Verderbens bringen zu müssen, und zu diesem traf König Heinrich im nächsten Jahre die Vorkehrungen. Wiederum wurde zum 15. August das Heer aufgeboten und zum Sammelplatz der Sachsen diesmal Leitzkau unweit Magdeburg am rechten Elbufer bestimmt. Zum bestimmten Tage trat das Aufgebot zusammen, und der König selbst stellte sich an die Spitze des Heeres. Man rückte sogleich vor und kam ungefährdet bis Dobrilugk in der Lausitz, wo die Baiern und Böhmen unter ihren Herzögen Heinrich und Jaromir dem Heere zuzogen. Auf dem weiteren Marsche wurde das Heer durch von Boleslaw bestochene Wegweiser in öde Gegenden und in die Sümpfe des Spreewalds verlockt. Doch fand man endlich eine bessere Stelle am Spreeufer, wo man sich lagern konnte. Hier kam es am 6. September zu einem Gefecht, in dem leider mehrere wackere deutsche Ritter den Pfeilen der Polen erlagen. Als die Deutschen über die Spree gingen, zogen ihnen auch die Liutizen zu; die Götzenbilder, die sie ihrem Heereszuge vortrugen, waren den deutschen Bischöfen ein grausenerregender Anblick. Am Tage nach ihrer Ankunft gelangte das Heer des Königs bis an die Oder, wo sich der Bober mündet. Am Bober schlugen die Deutschen ihr Lager auf; Boleslaw lagerte mit einem starken Heere am anderen Oderufer Crossen gegenüber, um dem Feinde den Uebergang über den Fluß und das Eindringen in sein polnisches Land zu verwehren. Acht Tage bemühten die Deutschen sich vergeblich, den Uebergang über die Oder auf einer Schiffbrücke zu bewerkstelligen. Endlich entdeckten Späher eine bequeme Fuhrt, und sogleich gingen sechstausend Mann auf das jenseitige Ufer hinüber. Sobald Boleslaw hiervon Kunde erhielt, ergriff er, da er jedem offenen Kampf mit den Deutschen geflissentlich auswich, mit Zurücklassung seines Gepäcks die Flucht. Der verzögerte Uebergang der Liutizen über den Fluß hemmte die Deutschen an der sofortigen Verfolgung des Feindes. Als man diese begann, gelang es nicht mehr die Polen zu erreichen, die „gleich flüchtigen Hirschen" das Weite suchten.

Ohne einem Feind zu begegnen, drang Heinrich, Alles verheerend und verwüstend, tief in das polnische Land ein. Am 22. September

1005. war er bei Meseritz, wenige Tage darauf in der Nähe von Posen. Als hier sich sein Heer vertheilte, um Lebensmittel aufzusuchen, erlitt es von den Polen, die aus einem Hinterhalt hervorbrachen, große Verluste. Aber trotz des so gewonnenen Vortheils wünschte Boleslaw, mitten in seinem eigenen Lande angegriffen, den Frieden und suchte um denselben nach. Der König schickte, Boleslaws Bitten Gehör schenkend, den Erzbischof Tagino und Andere seiner Vertrauten nach Posen; hier wurde der Friede unterhandelt, abgeschlossen und beschworen. In demselben mußte Herzog Boleslaw auf Böhmen und die von ihm angegriffenen Marken Verzicht leisten und aufs Neue sein Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche anerkennen, doch wurden ihm seine früheren Eroberungen in Chrobatien, Schlesien und Mähren belassen. Das Land der Milzener wurde nicht dem verdächtigen Gunzelin übergeben, sondern von Meißen getrennt und als Markgraf in demselben Graf Hermann, der Sohn des tapferen Eckard und Schwiegersohn des Polenherzogs, vom König bestellt.

Weiter hatte Heinrich auf diesem Zuge ein deutsches Heer gegen Osten geführt, als je einer seiner Vorgänger; die Ehre des Reichs war fleckenlos behauptet; die Marken waren wieder vollständig der deutschen Herrschaft gewonnen; der übermüthige Polenfürst war tief gedemüthigt und hatte seinen Eroberungen feierlichst entsagen müssen — und doch misfiel der Friede fast Allen! Die Böhmen und Liutizen hatten Boleslaws völlige Vernichtung gewollt, dessen Rache sie jetzt zu fürchten hatten; unter den Deutschen hofften Manche, daß Boleslaw mindestens auf die Stufe der Abhängigkeit zurückgebracht werden würde, die er vor Ottos III. Reise nach Gnesen eingenommen hatte, als er noch ein zinspflichtiger Mann war, als er sich vor den stolzen sächsischen Herren beugte und deutsche Priester ungehindert sein Land durchzogen; Andere dagegen hielten es im Geheimen mit diesem muthigen und mächtigen Gegner eines Königs, dessen Strenge und Herrschaft sie fürchteten und dessen glückliche Thaten sie mit Bekümmerniß sahen. Auch die glänzenden Aussichten Magdeburgs waren dahin; der deutschen Mission waren im Osten von Neuem die Wege versperrt. Was aber die Tadler des Friedens auch sagen mochten, die Folge lehrte, daß Heinrich das Erreichbare klug ins Auge gefaßt hatte.

Den nächsten Winter verlebte der König in Sachsen, besonders mit der festeren Ordnung der Verhältnisse in den Marken beschäftigt. Häufig hielt er mit den Wenden zu Werben, Arneburg und Wallersleben Zusammenkünfte und wußte in den Verhandlungen mit ihnen stets sein königliches, oberherrliches Ansehen zu behaupten. Den Räu-

bereien der Wenden, unter denen bisher Sachsen arg gelitten hatte, 1005.
setzte er ein Ziel und gewann Entschädigungen für die erlittenen Verluste; zwei wendische Häuptlinge ließ er mit ihren Gefährten aufknüpfen. Auch die deutschen Burgen an der Wendengrenze wurden wieder hergestellt und in guten Stand gesetzt.

---

f. Die Züge Heinrichs gegen die Friesen, Balduin von Flandern und nach Burgund.

Während der König im Osten das Ansehen des Reichs wahrte, hatte er bereits auch dem Westen seine Aufmerksamkeit zugelenkt. Vor Allem waren es hier die Verhältnisse West-Frieslands und Nieder-Lothringens, die sein Einschreiten heischten. Die Küsten der Nordsee wurden noch immer von plündernden Normannenschwärmen heimgesucht. Die Rhein- und Scheldemündungen, in die sie auf ihren leichten Schiffen einliefen, waren deshalb von den alten Bewohnern verlassen und fast verödet. Loses Gesindel hatte sich in diesen Gegenden niedergelassen und übte dort seine eigene Hand Seeraub und Plünderung aus, zum nicht geringen Nachtheil aller Kaufleute, welche die Nordsee befuhren. Diesen Plagen ließ sich um so weniger steuern, als die königlichen Grafen in diesen Landen bei der störrischen, stets um ihr Dasein kämpfenden friesischen Bevölkerung selten Gehorsam fanden und die benachbarten mächtigen Markgrafen von Flandern immer auf eine Gelegenheit sannen, ihr Gebiet nach dieser Seite auszubreiten und die Grenzen des Reichs zu verrücken. Alle diese Verhältnisse waren dem König bereits entgegengetreten, als er die Fastenzeit des Jahrs 1005 zu Thiel verlebte, einem damals bedeutenden Handelsorte zwischen Nymwegen und Dortrecht mit eigenthümlichen Rechten und Freiheiten, der besonders nach England erhebliche Schifffahrt trieb. Hier waren zu dem Könige auch die Klagen seiner Schwägerin der Gräfin Liudgarde gedrungen, deren Gemahl Graf Arnulf im Kampf gegen die Friesen gefallen war und die nicht im Stande war, den ererbten Besitz und die überkommenen Reichslehen für ihren Sohn Dietrich zu behaupten. Der König hatte darauf noch im Sommer desselben Jahrs die Westfriesen im heutigen Holland mit einer Flotte angegriffen und sie genöthigt, den gerechten Forderungen der Gräfin zu entsprechen. Jetzt aber mußte er sich im Frühjahr

1006. 1006 aufs Neue in diese Gegenden begeben, da inzwischen auch von dem Markgrafen Balduin von Flandern die Grenzen des Reichs angegriffen und überschritten waren.

Markgraf Balduin, einer der mächtigsten Vasallen König Roberts von Frankreich, stolz auf den ererbten Besitz seines reichen Landes und gleich seinen Vorfahren auf die Ausbreitung desselben bedacht, hatte die Verwirrungen des deutschen Reichs benutzt, um die Stadt Valenciennes an sich zu reißen und den Grafen Arnulf aus derselben zu vertreiben; er mochte um so eher hoffen, daß ihm dies ungestraft hingehen würde, als seine Gemahlin Ogiva eine Verwandte der Königin Kunigunde war. Aber Heinrich war nicht gewillt, einen Raub am Reiche ungeahndet zu lassen, und als Balduin mehrmals vergebens aufgefordert war, seine Beute herauszugeben, wurde der Krieg gegen ihn beschlossen. Dieser Krieg bot andere, aber nicht geringere Schwierigkeiten dar, als die früheren Feldzüge Heinrichs. Balduin war ein mächtiger und kraftvoller Fürst; es diente ihm ein zahlreiches, in allen ritterlichen Künsten geübtes Vasallenheer; sein Gebiet lag mit wohlbefestigten Städten und Burgen gleichsam besäet. Wenn es ihm gelang, König Robert oder Einige der großen und kampflustigen Kronvasallen Frankreichs für sich zu gewinnen, konnte sich leicht das alte Gelüst des Westreichs nach dem lothringschen Lande aufs Neue regen. Das Bestreben Heinrichs ging deshalb zunächst dahin, Balduin jede Verbindung von dieser Seite abzuschneiden. Nachdem der alte Bischof Notker von Lüttich an König Robert abgeschickt war, hielten die beiden Könige selbst im Sommer 1006 eine Zusammenkunft an der Maas, bei der König Robert nicht nur versprach, Balduin nicht zu unterstützen, sondern sogar den Deutschen seinen Beistand gegen ihn zusagte. In der That wurde alsbald Balduin vom Westen her durch König Robert und den Herzog Richard von der Normandie angegriffen, während von Osten Heinrichs Heer ihn bedrängte und im Monat September in Valenciennes belagerte. Wiederholentlich wurde ein Sturm auf die Stadt versucht, aber immer vergeblich. Obgleich von allen Seiten umschlossen, behauptete sich Balduin mit solcher Tapferkeit und Ausdauer, daß seine Gegner bald den Feldzug verloren gaben und unverrichteter Sache heimkehrten. Mit verstärkter Heeresmacht griff Heinrich abermals im folgenden Sommer den Flanderer an. Sogar mehrere sächsische Bischöfe mußten ihm Heeresfolge leisten, als er von Neuem an die Westgrenze des Reichs zog. Die Deutschen gingen über die Schelde; von Gent aus, das sie am 19. August besetzten,

wurde Balduins Gebiet weithin verwüstet, bis er sich endlich von der 1007.
Noth überwältigt unterwarf, Genugthuung versprach und Valenciennes zurückgab. Erst, als es bei den späteren Wirren in Lothringen für den König von der größten Wichtigkeit war, daß Balduin sich nicht auf die Seite seiner Gegner stellte, gab er ihm Valenciennes als Reichslehen zurück und fügte im Jahre 1012 noch die Insel Walchern zu. Seitdem besaßen die Markgrafen von Flandern auch vom deutschen Reiche bedeutende Lehen, deren Gesammtheit man später mit dem Namen Reichsflandern bezeichnete.

So schützte der König wie im Osten, so auch im Westen das deutsche Reichsgebiet und wahrte das Ansehen des deutschen Namens und Reiches. Indem er Balduins Angriffen begegnete, schloß er zugleich einen dauernden Bund mit König Robert von Frankreich, der auf der gegenseitigen Anerkennung vollständiger Selbstständigkeit beruhte und in der Folge manche Vortheile dem Reiche gewährte, wie er denn schon damals ermöglichte, daß das Reich ohne Kampf eine nennenswerthe Erweiterung erfuhr, die zugleich eine größere anbahnte.

Als König Heinrich im Sommer 1006 von dem Kriegszuge gegen Balduin zurückkehrte, machte er eine Reise zu seiner Mutter Bruder, dem kinderlosen Burgunderkönig Rudolf III. Dieser überaus schwache Fürst, der seinen übermächtigen und übermüthigen Vasallen gegenüber kaum noch die Herrschaft behaupten konnte, suchte bei dieser Gelegenheit eine Stütze für seine wankende Macht in seinem Neffen zu erlangen; er gewann ihn leicht mit der Aussicht auf die Erbfolge im burgundischen Reiche, dessen Königsgeschlecht in diesem Rudolf seinen letzten männlichen Sprossen hatte. Die Nachfolge in Burgund wurde also König Heinrich vertragsmäßig zugesichert und gleichsam als Unterpfand für dieselbe ihm die Grenzstadt Basel abgetreten, deren Bischof schon in den deutschen Thronstreitigkeiten für ihn Partei ergriffen hatte. Die Erwerbung des burgundischen Reichs behielt König Heinrich während seiner weiteren Regierung unausgesetzt im Auge. Während er mit Frankreich den Frieden sorgsam erhielt, bereitete er auf alle Weise die Einverleibung Burgunds in das deutsche Reich vor, obwohl Burgund nach seiner natürlichen Lage und der vorwiegend romanischen Nationalität seiner Bewohner eher bestimmt schien in das westliche Frankenreich aufzugehen. Noch viele Kämpfe hat Burgund dem deutschen Reiche gekostet, aber die schließliche Erwerbung des Landes war für die Machtstellung des deutschen Volks unfraglich von den wichtigsten, weitgreifendsten Folgen. Andere haben

1007. auch hier geerndtet, was Heinrich gesäet. Nicht allein ein Wahrer des Reichs war dieser kluge Fürst, sondern auch dessen Mehrer.

4.

Die Gründung des Bisthums Bamberg.

1007. Mit seltener Beständigkeit hatte bisher das Glück den jungen König auf seinen rauhen und gefahrvollen Pfaden begleitet. Ueber alle seine inneren und äußeren Feinde hatte er rühmliche Siege davon getragen, und seine Stellung schien nach allen Seiten befestigt. Ein bleibendes Denkmal dieser Siege ist das Bisthum Bamberg, dessen Errichtung nicht minder folgenreich gewesen ist, als die Begründung der wendischen Bisthümer durch Otto den Großen.

Nicht darin liegt die Bedeutung dieser Stiftung, daß sie noch einmal einen tiefen Einschnitt in die schon durch einen mehr als hundertjährigen Bestand geheiligte Diöcesaneintheilung Deutschlands machte; das ist vielmehr ihr wesentlichstes Interesse, was sie für die Verbreitung deutschen Lebens, deutscher Sitte und Sprache nach dem Osten zu zu leisten berufen war und leistete.

Vor der Gründung des Bisthums lagen die Gegenden am oberen Main und der Rednitz zum größten Theil verödet. Die fränkischen Colonisten und nordalbingischen Sachsen, die einst dort angesiedelt waren, hatten die Stürme des zehnten Jahrhunderts fast völlig wieder verdrängt; nur eine dünne und dürftige Bevölkerung, meist slawischen Stammes, hatte sich in dem unsicheren und unfreundlichen Lande erhalten. Die Fichtenwaldungen waren nur an wenigen Stellen gelichtet, nur hie und da ragten kleine Burgen aus ihnen hervor, fast sämmtlich den Babenbergischen Grafen gehörig, und theils zur Vertheidigung der Böhmengrenze theils zur Zwängung der slawischen Bauern im Lande bestimmt. Wie anders nachher! Da erblühte das Bamberger Land zu einer fruchtbaren und reichen Landschaft, in der die deutsche Art vollständig die Oberhand gewann. Die Ausdauer und der Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, schufen es zu einem gesegneten Erndtefeld um. Und nicht allein äußeres Wohlleben gedieh hier, auch geistige Früchte reiften. Bamberg wurde bald eine gesuchte Schule der deutschen Geistlichkeit, die deutsche Kunst und Wissenschaft nach

allen Richtungen förderte. Indem ein kräftiger Stamm echtgermanischen Wesens hier angepflanzt wurde, trieb er bald weithin seine Wurzeln und Aeste und raubte dem andersartigen Gesträuch, das bisher aufgeschossen war, die nährenden Säfte. In den Landesstrichen zwischen dem Main, der Altmühl und dem Böhmerlande starben allmählich alle Reste slawischen Wesens dahin, so daß frisches, urkräftiges deutsches Leben überall Platz gewann. Damals wird zuerst Fürth, ein Menschenalter nach Bambergs Gründung zuerst Nürnberg genannt. Nach und nach verschwanden auch im Würzburger Lande die slawischen Colonisten. Im Osten von Bamberg drangen selbst über die Grenze, die der Kamm des Gebirges zieht, deutsche Sprache und Sitte tief nach Böhmen vor. Denn auch das Egerland wurde jetzt von Deutschen angebaut, nachdem es wohl in Folge jenes glücklichen Kriegszuges, den König Heinrich für Herzog Jaromir unternommen hatte, zum deutschen Reiche geschlagen war. Und um ein Jahrhundert später zog ein Bamberger Bischof bis an die Gestade der Ostsee, um den entlegensten Stämmen der Wenden das Christenthum zu predigen und dadurch ihrer völligen Germanisirung vorzuarbeiten. Man hat oft in der Gründung Bambergs nichts anders sehen wollen, als das Werk frömmelnder Laune eines bigotten Fürsten; sicherlich war es ein Werk, auf das der Himmel den reichsten Segen legte. 1007.

Die Stiftung eines Bisthums war im deutschen Reiche keine geringe Sache. Welche Mühen hatte nicht der große Otto in aller seiner Kaisermacht zu bestehen, um das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen und einige Theile der Halberstädter Diöcese für dasselbe zu gewinnen! Wenn nun König Heinrich schon im fünften Jahre seiner Regierung angriff, was der gewaltige Kaiser kaum in zwanzigjährigen Anstrengungen erreichte, so zeugt dies vorweg für einen Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, wie nicht minder für ein starkes Bewußtsein seiner gesicherten Macht. Die Mittel und Wege, die Heinrich zum Ziele einschlug, enthüllen uns deutlich das innerste Wesen des eigenthümlichen, vielfach verkannten Fürsten. —

Nach dem gewaltsamen Sturze des Babenbergischen Geschlechts unter Ludwig dem Kinde war ein Theil seiner Burgen und Güter nicht wieder zu Lehen ausgethan worden, sondern bei der Krone verblieben. Zu ihnen gehörten die Burgen Babenberg und Aurach im Gau Volkfeld, die Otto II. mit allen zugehörigen Ländereien im Jahr 973 an den Vater König Heinrichs zu freiem Eigenthum schenkte. Vom Vater gingen sie auf den Sohn über, der sich von früher Jugend an gern zu Bamberg aufhielt und für die Verschönerung der Burg kei-

1007. nen Aufwand scheute. Bei seiner Vermählung mit Kunigunde verschrieb er sie als Leibgedinge seiner Gemahlin und fuhr auch als König fort das ihm liebe Besitzthum auf alle Weise zu verbessern. Als ihm dann mehr und mehr die Hoffnung schwand, Leibeserben von Kunigunden zu erhalten, erwuchs in ihm der Gedanke, Bamberg dem Dienste der Kirche zu widmen und ein Bisthum daselbst zu begründen. Längere Zeit trug er nach seiner Sitte den Plan schweigend mit sich umher, bereitete indessen Alles zu seiner Verwirklichung vor. Er begann den Bau eines großen Doms mit zwei Unterkirchen und beschaffte alle Bedürfnisse einer bischöflichen Kirche mit emsiger Sorgfalt. Vor Allem aber bedurfte er, um dem neuen Bisthum einen genügenden Sprengel zuweisen zu können, von den Bischöfen von Würzburg und Eichstädt der Abtretung eines Theils ihrer Diöcesen im Volkfeld und Radenzgau, und an beide konnte er um so weniger dringende Forderungen stellen, als Bischof Heinrich von Würzburg, der Bruder des Erzbischofs Heribert von Köln, bis dahin einer seiner entschiedensten und thätigsten Anhänger gewesen war, der Bischof Megingaud von Eichstädt aber, ein überaus halsstarriger Mann, dem königlichen Hause selbst angehörte.

Im Jahre 1007 trat der König endlich mit seiner Absicht offen hervor. Am 6. Mai, seinem Geburtstage, schenkte er alle seine Eigengüter im Volkfeld und im Radenzgau an die Bamberger Kirche und berief auf Pfingsten eine Synode nach Mainz, in der er seinen Plan durchzusetzen erwartete. Vier Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch der Bischof von Würzburg, während der Eichstädter ausgeblieben war. Mit dem Bischofe von Würzburg trat der König zunächst in geheime Verhandlungen und wußte ihn in der That zu bewegen, die gewünschten Abtretungen zu machen, indem er ihm dafür sowohl 150 Hufen Landes in der Meiningen-Mark überließ, wie auch die Erhebung seines Bisthums zu einem Erzbisthum, dem Bamberg untergeordnet werden sollte, in Aussicht stellte. So ließ sich der Bischof bewegen den beanspruchten Parochien zu entsagen und übergab zum Unterpfand dessen seinen Stab in die Hände des Königs. Die Entsagung des Bischofs wurde sofort der Synode mitgetheilt, welche dieselbe genehmigte und im Vereine mit dem Könige zwei seiner Kapellane nach Rom sandte, um die Einwilligung des Papst zur Stiftung des neuen Bisthums und der dadurch bedingten Veränderung der Diöcesangrenzen zu erlangen. Der Würzburger selbst unterstützte das Gesuch der Synode durch ein Schreiben, und der Papst Johann XVIII. nahm keinen Anstand die Stif-

tung König Heinrichs anzuerkennen. Im Juni brachte der Papst auf 1007.
einer Synode in der Peterskirche die Sache zur Verhandlung. Die Gründung des neuen Bisthums wurde hier nicht allein genehmigt, sondern dasselbe durch eine päpstliche Bulle auch in den besonderen Schutz des Stuhls Petri genommen; im Uebrigen aber, hieß es in der Bulle, solle der Bischof von Bamberg seinem Metropoliten gehorsam und untergeben sein. Unter diesem Metropoliten konnte nur der Erzbischof von Mainz verstanden sein; die eitlen Hoffnungen des Würzburger Bischofs waren also vernichtet, er selbst sah ein, daß ihn der König mit nichtigen Versprechungen getäuscht hatte.

In der That hatte Heinrich weder ernstlich daran gedacht, Würzburg zu einem Erzbisthum zu erheben, noch daran denken können. Es wäre das der tiefste Eingriff in die Rechte des Mainzer Erzbischofs gewesen; nimmermehr hätte ein Mann, wie Willigis, dem der König überdies seine Krone dankte, ihn ungestraft hingehen lassen. Wir wissen, welchen Sturm einst Willigis erregte, um seine Ansprüche auf Gandersheim zu wahren, und es war das schon wahrlich kein geringes Opfer, daß er dennoch vor Kurzem, um Bischof Bernward an den König zu fesseln, jenen Ansprüchen feierlich entsagt hatte. Am 5. Januar 1007 war nehmlich die neue Klosterkirche zu Gandersheim in Gegenwart des Königs von Willigis und Bernward gemeinschaftlich eingeweiht worden, und bei dieser Gelegenheit hatte Willigis seine Rechte an Gandersheim mit seinem Stabe an den Hildesheimer Bischof übergeben. Unmöglich konnte daher der König jetzt von dem Erzbischof, dessen Machtstellung in Kirche und Reich eine unvergleichliche war, ein anderes, noch bei Weitem größeres Opfer fordern; sein Versprechen war in der That nichts als ein Köder gewesen, um den Würzburger desto sicherer in die Falle zu locken.

Sobald König Heinrich die päpstliche Bulle in Händen hatte, eilte er das neue Bisthum in das Leben zu rufen. Jedes Bedenken, das die Stiftung noch gefährden könnte, suchte er jedoch zuvor zu beseitigen. Er gewann die Einwilligung seines Bruders Brun, den er vor Kurzem zum Bischof von Augsburg erhoben hatte; er erlangte die Zustimmung der Herzöge und Grafen des Reichs;*) er versammelte endlich die stattlichste Synode, die noch jemals in Deutschland

*) Wahrscheinlich geschah dies auf einem Reichstage zu Achen, der am 22. October 1007 gehalten wurde.

1007. gehalten war, um so den Anfängen seiner Stiftung eine ganz besondere Weihe zu geben.

Am 1. November 1007 trat die Synode in Frankfurt zusammen. Nicht nur die Anwesenheit aller deutschen Bischöfe hatte der König in Anspruch genommen; auch aus Italien, aus dem burgundischen Reiche, das er schon als sein Erbe ansah, hatte er die geistlichen Würdenträger beschieden, und selbst bis nach Ungern, dem Reiche seines Schwagers, war der Ruf zur Synode erschollen. So waren denn in Frankfurt vier deutsche, zwei burgundische und der Erzbischof von Ungern erschienen; außerdem hatte eine große Zahl von deutschen, burgundischen und italienischen Bischöfen sich eingestellt. Auch Bischof Brun von Augsburg, der Bruder des Königs, war unter den Anwesenden, wie der Bischof von Eichstädt, obgleich dieser sich zu der Abtretung des beanspruchten Theils seiner Diöcese auf keine Weise hatte bewegen lassen, so daß der König am Ende davon Abstand nahm. Dagegen fehlte in der Versammlung der Würzburger Bischof. Betrogen, wie er war, sann er auf Rache; mit einem Schlage wollte er die Hoffnungen des Königs im Augenblick ihrer Erfüllung vernichten. Er schickte deshalb seinen Kapellan Berengar zu der Synode mit der Weisung ab, gegen die Errichtung des neuen Bisthums entschiedene Einsprache zu erheben.

Der König sah sich inmitten der glänzenden Versammlung, die er zur Verherrlichung seiner Stiftung berufen hatte, plötzlich in die traurigste Lage versetzt. Die Einsprache des Würzburger Bischofs konnte die Begründung des Bisthums, wenn auch nicht völlig vereiteln, doch gefährden oder auf ungewisse Zeit verschieben; es mußte ihm Alles daran liegen, die Synode so für sich zu gewinnen, daß er mit der Wucht ihres Ansehens die vereinzelte Einsprache des Würzburgers niederzudrücken vermochte. Nur durch untrügliche Zeichen der tiefsten Ergebenheit konnte er hoffen, die versammelten Bischöfe ganz für sich und seine Absichten zu stimmen. Kaum war daher die Synode eröffnet, so warf er sich vor der Versammlung wie ein Schutzflehender zur Erde nieder. Erzbischof Willigis erhob den König, und dieser begann nun mit der ihm eigenen Redegabe, der selten Jemand widerstand, auseinanderzusetzen, wie er, da ihm keine Hoffnung auf leibliche Nachkommen geblieben sei,*) sich Gott und Christus zum Erben erwählt habe,

*) Daß übrigens Heinrich noch nicht alle Hoffnung auf Nachkommen aufgegeben hatte, geht aus den noch erhaltenen Gebetbüchern hervor, die er für Bamberg anfertigen ließ. In ihnen finden sich Gebete für den König, seine Gemahlin und ihre Nachkommenschaft.

wie er deshalb schon längst mit dem Wunsche umgegangen sei, mit 1007.
Einwilligung des Bischofs von Würzburg zu Bamberg ein Bisthum zu gründen, und diesen Wunsch heute in Ausführung zu bringen hoffe. „Und so wende ich mich an euch, fromme Väter" — fuhr er fort — „und bitte euch: laßt es nicht dahin kommen, daß wegen der Abwesenheit dieses Bischofs, der von mir erlangen wollte, was ich ihm nicht bewilligen durfte, meine gute Absicht vereitelt werde; zumal ja aus dem Stabe, den er mir als Zeichen seiner Einwilligung übergeben hat, klar und offenkundig ist, daß er nicht aus Gewissensbedenken, sondern nur aus Erbitterung über die ihm versagte Erhöhung hier nicht erschienen ist. Mögen alle Anwesenden es sich wohl zu Herzen nehmen, daß er sich nur aus Ehrgeiz das Wachsthum unserer heiligen Mutterkirche durch eine thörichte Gesandtschaft zu hemmen erkühnt. Zur Sicherung meiner Stiftung aber trägt die Güte meiner anwesenden Gemahlin und meines einzigen Bruders und Miterben bei, denen ich beiden, was sie einbüßen, in der ihnen genehmen Weise vergütigen werde. Und selbst jener Bischof soll, wenn er erscheinen und sein Versprechen erfüllen will, mich zu jeder Entschädigung bereit finden, zu der ihr selbst eure Genehmigung ertheilt."

Nach dieser Rede des Königs erhob sich Berengar, der Gesandte des Bischofs von Würzburg. Er erklärte, daß sein Bischof lediglich aus Furcht vor dem Könige nicht erschienen sei, daß derselbe aber niemals in eine Minderung seiner Kirche eingewilligt habe; er beschwor die Versammlung nicht in die Absichten des Königs einzugehen, indem er sie vor den Folgen eines so üblen Vorgangs warnte; auch brachte er es dahin, daß die alten Privilegien Würzburgs vor den Bischöfen verlesen wurden. Seine Worte blieben auf die Synode nicht ohne allen Eindruck; aber der König warf sich, so oft er die Gemüther der Bischöfe schwanken sah, immer aufs Neue vor ihnen zur Erde nieder und bat in der beweglichsten Weise für seine Stiftung. So erreichte er endlich doch seine Absicht. Als der Erzbischof von Mainz schließlich die Versammlung um ihre Willensmeinung befragte, da erklärte zuerst der Erzbischof von Magdeburg, es stehe nach den Worten des Königs der Errichtung des neuen Bisthums kein Hinderniß mehr im Wege, und alle Anwesenden pflichteten dieser Meinung bei. Die ganze Versammlung gab endlich schriftlich ihre Zustimmung zu dem Privilegium des Papstes für Bamberg und unterzeichnete die Verhandlungen der Synode.

Obgleich der Bau des Bamberger Doms noch nicht vollendet war, trat doch sofort das neue Bisthum in das Leben. Als der erste Bischof wurde Eberhard, ein Verwandter des Königs, der ihm bis da-

1007. hin als Kanzler treu gedient hatte, eingesetzt und noch an demselben Tage von Willigis feierlich geweiht. Zugleich stellte der König 29 Urkunden aus, durch welche er dem neuen Bisthum sechs Abteien unterwarf und zahlreiche Schenkungen machte, sowohl in unmittelbarer Nähe Bambergs wie in weiterer Ferne, in Schwaben und dem Elsaß, in Baiern und Kärnthen.

Indessen war die Zustimmung des Würzburger Bischofs nicht zu erreichen. Rache brütend, verkroch er sich in die entlegensten Winkel seiner Diöcese; weder den Mahnungen des Königs, vor ihm zu erscheinen, leistete er Folge, noch ließ er seine Freunde und Amtsbrüder vor sich, wenn sie zu ihm eilten, um ihn von seinem vergeblichen und gefahrvollen Widerstande abzumahnen; auch ihre Briefe hatten keinen Erfolg.

Es ist uns ein äußerst merkwürdiges Schreiben an den Würzburger aus jener Zeit erhalten. Der Schreiber ist der Bischof Arnulf von Halberstadt, der sich wie Andere bereits vielfach umsonst bemüht hatte, eine Unterredung mit seinem Amtsbruder zu erlangen. In der eindringlichsten Weise sucht Arnulf in diesem Schreiben ihn aus seinem finsteren Groll und starren Trübsinn aufzuscheuchen. „Du zuerst oder doch als einer der Ersten,“ schreibt er ihm, „erwähltest Herzog Heinrich zum Herrn, ehe er noch König war; Du bestandest mit allen Kräften und mit aller Macht auf seiner Wahl. Und dann herrschte immer die größte Zärtlichkeit und Liebe zwischen euch; Niemand war eifriger in freiwilligen Dienstleistungen als Du, Niemand bereitwilliger sie als Freundschaftsbeweise anzunehmen, als er; durch das innigste Liebesband schienet ihr gleichsam unzertrennlich verbunden. Niemals in Freud oder Leid versagtest Du, selbst nicht unter Lebensgefahr, ihm Deinen treuen Beistand. Nachdem Du nun so viele Wohlthaten ihm erwiesen und mit Recht dadurch Gunst, Freundschaft und Liebe bei ihm gewonnen hast, wie kannst Du selbst jetzt Dir so im Lichte stehen? Warum willst Du bösen Lohn gewinnen, wo Du guten verdient hast? Gefährlich ist es die Anklage der Majestätsbeleidigung auf sich zu ziehen. Und doch höre ich wie Du weder durch Briefe noch durch Boten, weder durch Versöhnlichkeit, noch durch Versprechungen und Bitten bewogen werden kannst, der Mahnung des Königs Folge zu leisten. Wie aber darfst Du ein Bisthum in seinem Reiche bekleiden, wenn Du Dich sträubst vor ihm zu erscheinen? Was sollen die Richter sagen, wenn diese Anklage vor sie gebracht wird! Hüte Dich, daß nicht die Sache zu spät eine üble Wendung nehme, die sich rechtzeitig in einen guten Gang bringen ließ, und daß Deine

Härte nicht mehr als Starrsinn denn als Standhaftigkeit erscheine. 1007.
Weshalb willst Du seine Dankbarkeit gegen Dich in Undankbarkeit, seine Freundschaft in Feindschaft, seine Freigebigkeit in Kargheit verwandeln. Alles, was Dir beliebte, konntest Du, wie man glaubte, bei ihm durchsetzen. War Dir nicht von ihm eine solche Macht in diesem Lande eingeräumt, daß Alles Deinem Worte gehorchte? Wer soll fortan uns und die Anderen, die auf Dich ihre Hoffnung setzten, bei ihm vertreten! Fest sei das Herz, aber ohne Leidenschaft; wer das Maß überschreitet, ist maßlos; Maßlosigkeit ist Leidenschaftlichkeit, und Leidenschaftlichkeit ein Gebrechen. Ich halte ein. Doch wenn nicht um Dich, solltest Du wenigstens um die Dir anvertraute Heerde besorgt sein. Denn wohl schwebt Gefahr über Deinem Bisthum; beharrst Du, wie Du begonnen hast, so wird es vielleicht geplündert und zerstreut, so daß es niemals oder doch erst später wieder hergestellt werden kann. Sprich doch mit denen, die Dein Wohl wie ihr eigenes fühlen: mit Erzbischof Willigis, Deinem geistlichen Vater und Bruder, mit Erzbischof Heribert, deinem leiblichen Bruder, dann mit Bischof Burchard von Worms und Deinen anderen Freunden, und verschmähe nicht, was sie Dir rathen. Sie alle empfinden Dein Schicksal, als wäre es ihr eigenes, und werden Dich nicht zu einem Fehltritt verleiten, der doch nur ihnen zur Last gelegt werden würde. Auch wandte sich ja schon oft das Glück, und was heut Dir begegnet, trifft morgen leicht einen von ihnen. Deshalb ist nicht zu besorgen, daß sie Dir etwas zumuthen sollten, was sie nicht auch selbst auf sich zu nehmen gewillt wären."

Im weiteren Verlauf seines Schreibens setzt Arnulf auseinander, wie es unmöglich sei das Geschehene rückgängig zu machen, und weist etwaige Gewissensbedenken mit der Lehre des Apostels zurück, daß man der Obrigkeit als Gottes Ordnung Gehorsam schuldig sei. Auf den Einwand, daß nur dann der Obrigkeit zu gehorsamen sei, wenn sie Rechtes gebiete, antwortet er also: „Die heiligen Väter, unsere Vorfahren, hielten es, wie wir vernommen haben, nicht nur nicht für unrecht, sondern vielmehr für in hohem Maße recht und nützlich, in den ihnen anvertrauten Sprengeln, sobald die Gemeinden so anwuchsen, daß sie dieselben nicht mehr allein bereisen und beaufsichtigen konnten, sich andere Priester als Gehülfen beizuordnen und so aus einem Bisthum zwei oder drei zu bilden; damit was Einer nicht zu leisten vermöchte, zwei oder drei in besserem und vollerem Maße leisten könnten. Jetzt ist freilich das Alles anders, und Alles voll Irrthum. Sie verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten, wir denken nur daran, wie wir die Leiber pflegen; sie stritten um den

1007. Himmel, wir streiten um Erdengut. Und doch wäre es fürwahr nicht von Nöthen, denn an irdischem Gut würde es uns nicht mangeln, wollten wir unser Auge nur auf den Himmel richten. Aber es soll ja auch der zeitliche Gewinn, dem die Menschen jetzt vor Allem nachjagen und in dem Du verkürzt zu werden fürchtest, Dir nicht vermindert werden. Viel Mehr und Einträglicheres, als Du verloren hast, hat Dir der König, wie ich höre, bereits gegeben, und würde Dir mehr noch geben, ja wird es vielleicht noch jetzt thun, wenn du an seinem Hofe erscheinen und Dich dem fügen willst, was Deine Genossen Dir rathen. Mit Deinem Verlaub wage ich Dir in das Gedächtniß zu rufen, was Du mir selbst einst über diese Sache vertrautest. Erinnerst Du Dich nicht, wie wir im vorigen Jahre zusammen auf Bamberg zuritten, wie Du mich da heranriefst und mir sagtest, gleichsam als hättest Du eine Vorahnung dieser Dinge gehabt, wenn der König hier ein Bisthum gründen wollte, würde es ihm leicht fallen, Deine Kirche durch einträglichere Güter zu entschädigen, denn Du hättest nur geringe Einkünfte aus diesen Gegenden, fast das ganze Land sei Wald und von Slawen bewohnt, niemals oder selten seiest Du in diese entfernten Striche Deines Sprengels gekommen? Weshalb scheint Dir nun so schwer, was Du damals für so leicht hieltest! Du wirst selbst jetzt, wie ich hoffe, einsehen, daß ich Dir nicht Unrechtes zumuthen, noch Dir anrathen will, dem Könige mehr zu gehorchen als Gott, sondern daß ich Dich nur auffordere, ihn um Gottes willen zu lieben und zu ehren und Nachgiebigkeit gegen ihn zu zeigen, wenn er, was an sich recht ist, Dir nicht einmal befiehlt, sondern Dich nur darum bittet und es Dir vergelten will. Leichter wirst Du überdies die Dir auferlegte Bürde tragen, wenn Du sie mit einem Andern theilst, und leichter wirst Du Gott dereinst Rechenschaft geben können, wenn nur eine geringere Zahl von Seelen Dir anvertraut ist."

Schließlich erklärt dann Arnulf noch, wie man selbst einem gottlosen Fürsten, soweit sein Gebot nicht die Religion verletze, Gehorsam schuldig sei; wie aber in dem, was König Heinrich verlange, nicht nur nichts wider die Religion liege, sondern vielmehr Alles auf einen Liebesbeweis gegen die Kirche abgesehen sei. „Dies hat der König selbst in jener tief bekümmerten und doch so glänzenden Rede, die er vor der Synode hielt, uns kundgegeben, in der er erklärte, daß er, da ihn Gott ohne Leibeserben ließe und ihn des Erbes der Nachkommenschaft hienieden beraube, gewillt sei den Herrn zu seinem Erben einzusetzen. Und nur allzu demüthig bat er überdies alle Anwesenden,

ihm hierbei hülfreich zu sein. Wärest Du gegenwärtig gewesen, gewiß 1007.
auch Du würdest Mitleid mit ihm gefühlt haben."

Besonders der Zuspruch seines Bruders Heribert brachte endlich doch Bischof Heinrich auf andere Gedanken. Er schickte sich in den Willen des Königs, und dieser nahm ihn wieder zu Gnaden an. Nachdem König Heinrich den Winter von 1007 auf 1008 in Sachsen verlebt hatte, begab er sich selbst nach Würzburg. Am Geburtstag des Königs, wie es scheint, wurde hier Alles in das Gleiche gebracht. Am 7. Mai des Jahrs 1008 wurde vom Bischofe eine Urkunde ausgestellt, in der er mit Zustimmung des Klerus, der Dienstmannen und des gesammten Volks seiner Kirche die beanspruchten Theile seines Sprengels für ewige Zeiten abtrat. Dagegen stellte ihm der König gleichzeitig nicht nur über die früher in Tausch gegebenen Güter eine Urkunde aus, sondern fügte auch noch eine neue Schenkung hinzu.

Der Bau des Bamberger Doms wurde erst im Jahre 1012 vollendet. Der König hatte seinen vierzigsten Geburtstag zur Einweihung bestimmt und lange vorher alle Vorbereitungen getroffen, um dem Feste eine ganz besondere Weihe zu geben. Mehr als dreißig Bischöfe versammelten sich zu derselben in Bamberg; alle Großen des Reichs stellten sich ein. Die kaiserlichen Schwestern Ottos III. Sophie und Adelheid erschienen, und selbst Gesandte des Papstes kamen aus Rom. In Gegenwart dieser stattlichen Versammlung weihte der Patriarch Johann von Aquileja am 6. Mai 1012 den neuen königlich geschmückten Dom, und große Lustbarkeiten schlossen sich an das kirchliche Fest, das der König noch durch zahlreiche Begnadigungen seiner Feinde verschönte. Sobald die Kirche eingeweiht war, wandte sich Bischof Eberhard aufs Neue an den Stuhl Petri und bat um die Bestätigung seiner bischöflichen Rechte. Diese erfolgte durch eine Bulle vom 21. Januar 1013. Etwa zu derselben Zeit ertheilte der König Eberhard und durch ihn Bamberg eine neue Erhöhung, indem er den Bischof zum Erzkanzler des italischen Reichs bestellte. Auch bei seiner Kaiserkrönung im Jahre 1014 gedachte Heinrich seiner Lieblingsstiftung; noch am Krönungstage selbst tauschte er gegen eine Burg in Italien mehrere in Deutschland belegene Güter des Stuhls Petri ein, die er dann an Bamberg schenkte.

Als zu derselben Zeit der hartnäckige Bischof von Eichstädt starb, war Heinrich bedacht, die früher beanspruchte Abtretung einiger Theile der Eichstädter Diöcese durchzusetzen. Er er-

nannte einen Kleriker der Bamberger Kirche selbst, einen Mann von niederer Abkunft, wider seine Gewohnheit zum Bischof von Eichstädt; er hoffte bei diesem — Gunzo war sein Name — auf keine neuen Schwierigkeiten zu stoßen. Als aber Gunzo, von seiner Geistlichkeit und seinen Dienstmannen aufgewiegelt, dennoch Weiterungen machte, gerieth der König in den heftigsten Zorn. „Was höre ich von dir?" — so herrschte er den unglücklichen Bischof an — „Weißt du nicht, daß ich dich nur deshalb zum Bischof gemacht habe, damit ich bei dir, einem Manne niederer Abkunft, meinen Willen durchsetzen könnte, dem sich dein Vorgänger, mein Stammvetter, nicht fügen wollte? Laß mich nicht noch einmal etwas der Art von dir hören, wenn du dir das Bisthum und meine Gunst erhalten willst." Da verstummte Gunzo und willigte auch ohne die Zustimmung der Geistlichkeit und seiner Mannen in die Abtretung des Theils seines Sprengels, der jenseits der Pegnitz lag.

Den größten Glanz sah Bamberg, als in der Osterzeit des Jahrs 1020 die neue Stephanskirche dort eingeweiht wurde. Dazu war nach dem Wunsche Heinrichs der Papst selbst über die Alpen gekommen und vollzog die Weihe inmitten einer großen Zahl von Erzbischöfen und Bischöfen. Nichts übertraf die Festlichkeiten jener Tage, durch welche Heinrich seiner Stiftung eine solche Bedeutung zu geben gedachte, daß keine Hand sich je sie anzutasten erkühnen würde. Hier übertrug er Bamberg noch einmal feierlich dem Schutze des Stuhles Petri, und der Papst nahm die ihm dargebotene Gabe willig an. Durch eine Bulle vom 1. Mai 1020 übertrug er Bamberg als Eigenthum des h. Petrus dem Bischof Eberhard und seinen Nachfolgern unter der Bedingung, daß sie alljährlich als Zins dem römischen Papste einen wohlgesattelten weißen Zelter stellten. Es war nicht anders, als wie der römische Bischof einst auf Bitten des Markgrafen Gero das Kloster Gernrode gegen einen jährlichen Zins in seinen Schutz genommen hatte; das Verhältniß des Bamberger Bischofs zu dem Erzbischof von Mainz als seinem Metropolitan wurde durch diese Uebertragung nicht berührt, durch welche Heinrich lediglich seine Stiftung zu sichern suchte.

Auch ein stattliches Kloster durfte dem neuen Bisthum nicht fehlen, und auch hiefür hatte Heinrich bereits Sorge getragen. Es wurde auf einer Anhöhe bei Bamberg der Bau eines Klosters begonnen, daß dem Erzengel Michael geweiht werden sollte. Das Michaelskloster auf dem Engelsberg, wie man es zuerst nannte, wurde im Anfang mit funfzehn Höfen ausgestattet, die zum Theil von den Klöstern Hersfeld und Fulda abgetreten werden mußten. Die Urkunden wurden bereits im Fe-

bruar 1015 zu Frankfurt ausgestellt, aber erst im Mai 1017 zu Frankfurt und Worms vollzogen. Den Bau der Klosterkirche vollendete man erst im Jahre 1021, wo die Einweihung durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln erfolgte.

Mit der größten Sorgfalt bestimmte der König alle Verhältnisse seiner Stiftungen in Bamberg, theilte die Einkünfte auf ewige Zeiten zwischen dem Bischof, dem Propste und den Domherren, setzte die Dienste der Ministerialen fest, begrenzte die Gerechtsame der Vögte und ordnete die Angelegenheiten der Colonen. Nichts wurde der Willkühr anheimgegeben, sondern fast Alles gegen die Sitte der Zeit sogar durch schriftliche Aufzeichnungen dauernd festgestellt. Man sieht hier den König recht nach seiner eigensten Art thätig. Ueberall stand ihm dabei seine Gemahlin hülfreich zur Seite, die zu derselben Zeit, von ihrem königlichen Gemahle unterstützt, das Kloster Kaufungen begründete und auf das Reichlichste ausstattete. Hier, wie in allen anderen Dingen, waren sie beide Ein Herz und Eine Seele; in einer Urkunde sagt Heinrich, sie seien zwei in einem Leibe. Nicht daß Kunigunde den König beherrscht hätte; sie ging vielmehr, so groß ihr Einfluß auf ihn war, ganz in seinem Dienst und Willen auf. Sie hat es verdient, daß ihr Name mit dem ihres Gemahls unzertrennlich verbunden wurde. Ihrem gemeinsamen Andenken ist der Dom von Bamberg noch jetzt geweiht.

5.

Heinrichs II. Regiment.

Mit bemerkenswerther Absichtlichkeit gab König Heinrich bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Vorgänger zu erkennen. Noch in den Urkunden aus seiner späteren Lebenszeit gedachte er häufig Ottos III. als seines theuren Lehnsherrn und übte so gegen ihn treue Vasallenpflicht selbst über das Grab hinaus. Aber nicht desto minder schlug er andere Wege ein, als sein Vorfahr im Reiche, und nur im Gegensatz gegen dessen Bestrebungen treten seine eigenen in ihr volles Licht. Wir wissen, wie Otto III.

auf den Bleibullen seiner Urkunden die Herstellung des Römerreichs zu verkünden liebte; eine ähnliche Bulle aus dem ersten Regierungsjahr Heinrichs trägt die Umschrift: „Herstellung des Frankenreichs." Der Gegensatz des Regiments beider Herrscher prägt sich hierin deutlich aus. Auf eine Herstellung des deutschen Reichs, das durch Ottos III. phantastisches Römerreich in seinen Grundfesten erschüttert war, gingen vornehmlich die Absichten des neuen Königs.

Der zweite Heinrich war seinem großen Urgroßvater, dem ersten Heinrich, dem Gründer des Reichs, nicht so unähnlich, wie es wohl auf den ersten Blick scheint. Die Beschränkung auf nahe liegende und erreichbare Ziele, die unermüdliche Ausdauer und die unerschöpfliche Geduld, den praktischen Sinn hatte er von jenem ererbt; die Erhebung der deutschen Nation war in gleicher Weise das letzte Streben beider Fürsten. Jene Gegenden, auf die der erste Heinrich einst das Reich begründet hatte, machte der zweite wieder zum Mittelpunkt der Herrschaft, nachdem die Ottonen mehr und mehr den Schwerpunkt der deutschen Weltmacht nach Italien verlegt und Otto III. zuletzt das goldene Rom zu seiner kaiserlichen Residenz erwählt hatte. Das rauhe Sachsenland, von dem sich jener schwärmende Jüngling schaudernd zurückgezogen hatte, schien unserem Heinrich trotz aller Vorliebe für sein heimathliches Baiern ein Paradies der Fülle und des Lebensgenusses; am Häufigsten und am Liebsten verweilte er als König auf jenen sächsischen Burgen, die aus der Erbschaft Heinrichs I. einst seinem Großvater zugefallen waren, zu Merseburg, Pöhlde, Altstädt, Grona und Goslar; er legte den Grund zu der Größe, die Goslar alsbald gewann. Die Kämpfe mit den slawischen Völkern im Osten, mit den streitlustigen Lothringern im Westen, die Kriege aller Orten um die Erhaltung der alten Reichsgrenzen erfüllten seine Regierung, wie einst die des ersten Heinrichs. Es waren nun wieder die ersten und nächsten Interessen deutscher Nation, die in den Vordergrund traten, und jene universellen Ideen der Weltherrschaft, welche die Ottonen so oft der Heimath entführten, in den Hintergrund drängten. Heinrich gab freilich Italien nicht auf — er hat nirgends die Herrschaft der Deutschen geschmälert, sondern war vielmehr zu aller Zeit auf ihre Erweiterung bedacht — und so eilte er denn, wie wir sahen, sobald seine Macht in Deutschland nur einigermaßen gesichert war, über die Alpen. Aber wie schnell kehrte er von dort zurück, sobald er nur seinen nächsten Zweck erreicht sah! Noch zweimal ist er später nach Italien gezogen, bis in die südlichsten Theile des Landes ist er siegreich vorgedrungen, aber nie hat er länger dort verweilt, als es

die dringendste Noth erheischte. Heiter lachten ihn die heimischen Gegenden an, versichert uns Thietmar, sobald er sie wieder betrat. Nicht von Rom aus, sondern von seinen Pfalzen in Sachsen, Baiern und Franken überwachte er die abendländische Welt.

Aber nicht deshalb allein verdient Heinrich II. den Namen eines Herstellers des deutschen Reichs, sondern er gebührt ihm nicht minder wegen seiner unablässigen Fürsorge für die Begründung eines gesicherten Rechtszustandes und gesetzlicher Ordnungen in den deutschen Ländern selbst. Diese Fürsorge ist der rothe Faden, der sich durch seine ganze mehr als zwanzigjährige Regierung hindurchzieht und den man bisher doch wenig beachtet hat. Der Tyrannei und Willkühr des übermächtigen Adels durch Gesetz und Recht, wie durch die heiligen Mittel der Kirche zu steuern, der Unterdrückung des niederen Volks zu wehren, das Königthum als schützende Macht über Alle und Alles zu erhöhen: das ist der große politische Gedanke, der sich von seinem ersten bis zu seinem letzten Regierungsjahre verfolgen läßt. Nicht freilich ein neues Verfassungsgebäude wollte und konnte Heinrich aufführen, nicht durch eine umfassende Gesetzgebung Altes beseitigen und Neues begründen: das widersprach ebensosehr den damaligen Zuständen und der Natur unseres Volks, als dem zuwartenden, sich beschränkenden Sinne des Königs. Was gleichzeitig in Ungern und in verwandter Weise in Polen geschah, wäre unter den Deutschen damals sicherlich eine Unmöglichkeit gewesen. Aber das unternahm Heinrich, in den unstäten Gewohnheiten das Zweckmäßige gesetzlich zu befestigen, selbst durch geschriebene Ordnungen gegen die Sitte der Vorfahren. Und zugleich zeigte er sich darauf bedacht, in die verwirrten und schwankenden staatlichen Verhältnisse Halt und Zusammenhang zu bringen. So begründete er aufs Neue die tief erschütterte Macht der Krone und gab ihr eine solche Kraft, daß sich das deutsche Königthum bald nachher zu einer Höhe aufschwingen konnte, die es nie zuvor erreicht hatte und nie wieder erreichen sollte.

Schon hatte das Lehnswesen, wie gezeigt ist, die alte Volksfreiheit und die früheren Reichsordnungen überall zurückgedrängt, wenn auch nicht ganz beseitigt; Dienstverhältnisse der mannigfachsten Art bestimmten das Leben und Treiben der Menschen, wie sie Gewohnheit und Willkühr im Laufe der Zeit geschaffen hatten. Von dem ersten Vasallen der Krone bis zu dem letzten Leibeigenen lief eine große Kette gegenseitiger Verpflichtungen und der verschiedenartigsten Dienstbarkeit; sie umschloß auch jenen Bruchtheil der Nation, der sich noch das Vorrecht der freien Geburt und des unabhängigen Eigenthums zu erhal-

ten wußte. Diese Kette war das zusammenhaltende Band des Staats, und doch war kein Glied derselben so befestigt, daß es Dauer und Haltbarkeit versprochen hätte. Noch stand weder der Reichsfürst zum König, noch der niedere Vasall oder Ministerial zu seinem Lehnsherrn, noch endlich der zinspflichtige Bauer und Städter zu seinem Grundherrn in einem festen, gesetzlich geregelten Verhältniß. Gunst oder Ungunst des Herrn bestimmten häufig allein das Schicksal der Dienenden, wenigstens war das lediglich auf Gewohnheit begründete, ungeschriebene Hof- und Dienstrecht einem übermüthigen und gewaltthätigen Herrn gegenüber nur eine schwache Schutzwehr. Ueberdies erweiterte sich die Kluft, welche das Lehnswesen in die Nation gerissen hatte, mehr und mehr; immer weiter trennte sich, wie wir sahen, der Ritterstand, der in dem Waffenhandwerk lebte, von der großen Masse, welche die Waffen niedergelegt und sich friedlichen Beschäftigungen, der Feldarbeit oder den städtischen Gewerben, hingegeben hatte; immer mehr wurde jener die herrschende und gebietende, dieses die dienende und unterdrückte Klasse. Mit innerer Nothwendigkeit war eine gesellschaftliche Umwälzung vorgegangen, die alle Standes- und Besitzverhältnisse umgewandelt, in das politische wie in das Privatleben auf das Tiefste eingegriffen hatte.

Es war vor Allem der Adel, der aus dieser inneren Umwälzung Vortheile zog, die ihm mit dem ausschließlichen Recht zur Führung der Waffen ein gewaltiges Uebergewicht in allen inneren Angelegenheiten gewährte. Er war recht eigentlich die materielle Stärke des Reichs, das auf seiner Wehrhaftigkeit begründet war und nur durch dieselbe sich gegen die von allen Seiten drohenden Feinde behaupten ließ. Ein Kriegsstaat, wie das Reich in seinen Ursprüngen war, mußte vor Allem durch einen streitbaren Kriegerstand sich erhalten, aber dieser Stand kannte auch vollauf seine Bedeutung und wußte sie nur allzusehr zur Förderung seiner eigenen Interessen zu nutzen. Vor Allem gilt dies von jenem hohen Adel, der dem König zunächst stand, und aus dem er selbst hervorging. Alle Reichsämter waren in den Händen der großen Kronvasallen, mit dem größten Theil des Reichsguts waren sie belehnt, ihnen zumeist fiel der reiche Gewinn aller Waffenzüge und Eroberungen zu. Schon fingen sie an, ihre Amtsbezirke mehr und mehr in Herrschaften zu verwandeln, in denen sie mehr als selbständige Gebieter schalteten, als die Pflichten eines übertragenen Amtes übten; immer zahlreicher trat der Rest der freien Bevölkerung, freiwillig oder gezwungen, in ihre Dienstbarkeit. Obgleich Vasallen des Königs standen sie doch zugleich selbst als Lehnsherren an der Spitze eines zahlrei-

chen Gefolges, mit dem sie es unter günstigen Umständen sogar mit dem Könige aufzunehmen wagten. Mit allen provinciellen und localen Interessen verbündet, kam ihnen überdies der tief in uns Deutschen wurzelnde Trieb, uns in engen und beschränkten Verhältnissen abzuschließen, auf alle Weise fördernd entgegen.

Nur dadurch war dem eilfertigen Zustürmen der Kronvasallen auf die unbeschränkte Gewalt ein Halt geboten, daß sich das aus ihrer Mitte hervorgegangene Königthum gewaltig erhoben und sich den territorialen Bestrebungen gegenüber mit der Idee eines einigen Reichs auf das Tiefste durchdrungen hatte. Dieses nationale Königthum, das die Einheit des deutschen Landes und Volks eigentlich erst schuf, hatte nach und nach fast alle Befugnisse der höchsten Gewalt an sich gerissen und in großen und blutigen Kämpfen gegen die Fürsten des Reichs behauptet. Aber zu tief wurzelte es selbst im Lehnswesen, als daß es die durch dasselbe geschaffenen Verhältnisse wesentlich hätte verändern können und dürfen. Der Reichsadel blieb ein Lehnsadel, und seine Ziele und Zwecke waren immer die alten. Jede augenblickliche Schwächung der Reichsgewalt wußte er klüglich zu seiner eigenen Machterhebung zu benutzen, und Schritt für Schritt gewann er ein immer weiteres Feld. Vor Allem war die Zeit der langen vormundschaftlichen Regierung für Otto III. den Herrschaftsgelüsten der großen Vasallen günstig gewesen, und nicht unbenutzt hatten sie die Gunst des Augenblicks verstreichen lassen.

Wäre der hohe Adel zu seinem letzten Ziele gelangt, so würde das Reich, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich aus einer großen Zahl kleiner Volksgemeinden gebildet hatte, so nach und nach wieder in eben so viele kleine Lehnsherrschaften zerfallen sein, die nur das schwache Band eines Scheinkönigthums, wie es in Burgund und in Frankreich bestand, zusammengehalten hätte. Aber noch war der Adel weit von diesem Ziele entfernt, und so rath- und machtlos war das deutsche Königthum doch bis dahin noch nie gewesen, daß es sich hätte Gesetze abtrotzen lassen, welche die Vasallen in ihren angemaßten Rechten für immer sicherten. Noch waren die Rechte dieser Herren der Krone gegenüber überall schwankend, die Grenzen ihrer Macht unbestimmt, ihr Verhältniß zu den innerhalb ihrer Amtsbezirke liegenden Immunitäten nirgends fest geregelt; Alles hing noch von der augenblicklichen Machtentfaltung der Gewalthaber ab. Aber gerade diese Unsicherheit des Rechtszustandes im Uebergange von alten Verhältnissen zu neuen ließ der Gewalt den freiesten Spielraum; hier lag die Quelle unabsehbarer Streitigkeiten der Va-

fallen mit der Krone einerseits, wie andererseits unter ihnen selbst und mit ihren Hintersassen. Blutige Händel und Fehden erwuchsen immer von Neuem aus dem Haber über die gegenseitigen Rechte. Die Reichsfürsten, die als die obersten Beamten des Reichs den Landfrieden vor Allem aufrecht erhalten sollten, waren meist die Ersten, die ihn brachen und zu ungerechtfertigter Selbsthülfe schritten. Fehden mit den Nachbarn, Gewaltthaten gegen Schutzbefohlene, Empörungen gegen die Krone füllten oft das ganze Leben dieser Herren aus. Der Trotz, die Streitlust, die Selbsthülfe und in ihrem Gefolge die Blutrache der alten Germanen erwachten jetzt, nachdem sie in den niederen Klassen des Volks mit der Freiheit gebrochen, gerade in den ersten Männern der Nation aufs Neue. Als Heinrich den Thron bestieg, fand er den Landfrieden nirgends kräftig geschützt; Fehden erfüllten das ganze Reich, und bald begannen, wo jene entbrannten, auch Räuber und Wegelagerer ihr abscheuliches Gewerbe. Das arbeitende Volk litt eben so schwer unter der Unsicherheit der Wege und durch die Plünderung der Felder, als durch die harte Behandlung der Herren, die in ihren Forderungen oft alles Maaß überschritten.

Der neue König stand dem trotzig aufstrebenden, hochmüthigen Reichsadel nicht mit der Autorität seiner Vorfahren gegenüber. Otto den Großen hatten seine weltbewegenden Thaten und die gewonnene Kaiserkrone unvergleichlich hoch über den Stand erhoben, aus dem sein Geschlecht hervorgegangen war; er war die Morgensonne, vor deren hervorschießenden Strahlen die Sterne erblichen. Ottos kaiserliche Nachkommen waren schon von der Wiege an den Verhältnissen der anderen deutschen Fürsten weit entrückt. Diesen neuen Herrscher hatten dagegen die deutschen Fürsten als einen Mann ihres Gleichen gekannt. Weder der Glanz höherer Geburt, noch eine weit überwiegende Macht, noch ein unbezweifeltes Verdienst hatten ihm von vorn herein ein entscheidendes Uebergewicht über die Fürsten des Reichs verliehen; am Wenigsten konnte ihn die ungewöhnliche, allem Herkommen widersprechende Art, wie er die Krone gewonnen hatte, empfehlen. Erst allmählich durch sein thatkräftiges Regiment erzwang er, daß die deutschen Fürsten sich willig ihm beugten.

Mit jenem scharfen Blick, der Heinrich auszeichnete, erkannte er sogleich, daß es für ihn nicht an der Zeit sei, ein so persönliches Regiment, wie das der ersten Ottonen gewesen war, fortzuführen, daß er die Herrschaft nur behaupten könnte, wenn er den Fürsten die Betheiligung an den Reichsangelegenheiten beließ, die sie während der Kindheit Ottos III. gewonnen und dann kaum faktisch

aufgegeben hatten. Deshalb zog Heinrich von Anfang seiner Regierung an die Herzöge und Grafen nicht allein regelmäßig bei den richterlichen Geschäften und bei der Gesetzgebung hinzu, wie es ja auch die Ottonen gethan hatten, sondern machte in allen Reichsangelegenheiten seine Entschließung von ihrer Entscheidung abhängig. „Es sei allen unseren Getreuen kund gethan" — sagt er im Eingange eines Reichsgesetzes — „daß wir alle Zeit in unserer Fürsorge für das Reich das Geziemende nach erfolgter Genehmigung unserer ehrbaren Vasallen bestimmen." Deshalb die große Zahl der Land- und Reichstage, die Heinrich abhielt; in den letzten Jahren seiner Regierung hat er fast alljährlich die Großen aus allen Theilen des Reichs zu sich beschieden. Es ist gewiß, daß Heinrich im Rathe der Fürsten meist doch seine Ansicht zur Geltung brachte. Aber dies geschah nicht durch Machtgebote, sondern durch die Ueberlegenheit seines Geistes und jene seltene Redegabe, die ihm zu Gebot stand. Auch verstand er es trefflich seine Absichten zu erreichen, indem er sie verhehlte; seine nächste Umgebung wußte oft nicht, auf welches Ziel er lossteuere.

Indem so die mehr patriarchalisch-absoluten Formen der ottonischen Monarchie in die gebundenen eines durch Reichsstände beschränkten Königthums übergingen und die Reichsfürsten einen geregelten Antheil an dem Regiment erhielten, mußte mit Nothwendigkeit auch ihrem Anspruch auf Erblichkeit der Reichslehen ein gewisses Genüge geschehen. Der Versuch, demselben ferner grundsätzlich zu widerstehen, würde eine unheilbare Spaltung in das Reichsregiment selbst gebracht haben. So hat denn auch Heinrich die Erblichkeit der Reichslehen im Ganzen als Grundsatz festgehalten, obschon er das Recht seiner Vorgänger nie ganz aus Händen gab und mindestens in einem Falle ernstlich in Anspruch nahm*). Gewöhnlich übertrug er indessen die erledigten Fahnlehen den nächstberechtigten Söhnen; nur ließ er sich meist die Belehnung theuer genug bezahlen. Nach dem Tode des Markgrafen Lothar von der Nordmark mußte Godila, die Wittwe desselben, zweihundert Pfund Silber für die Belehnung ihres Sohns entrichten. Es bezeichnet den Zustand der Dinge ganz richtig, wenn Thietmar meldet, der Sachse Theoderich habe die Grafschaft seines Vaters „nach dem Recht und auf Verwendung der Königin und einiger Fürsten" erlangt; das Erbrecht und die Gunst des Hofes wirkten zusammen. So erklärt es sich auch, wenn einige Quellen berichten, daß Herzog Bernhard II. seinem Vater „nach Erbrecht" im Her-

*) In Kärnthen nach dem Tode Herzog Konrads im Jahre 1012.

zogthume Sachsen gefolgt sei, während doch von anderer Seite die Belehnung Bernhards der Verwendung des Bischofs von Paderborn zugeschrieben wird. Daß niedere Lehen bisweilen schon ausdrücklich zu erblichem Besitz, wenn auch nur für die nächste Generation, verliehen wurden, ist durch die bestimmtesten Zeugnisse klar. In einer Urkunde Heinrichs vom Jahre 1013 findet man bereits den deutschen Ausdruck „Erblehen."

Je nachgiebiger sich der König nach dieser Seite hin gegen den Adel zeigte, je entschiedener trat er ihm nach einer andern entgegen. Jedem Uebermuth des Adels gegen die niederen Leute wehrte er mit starker Hand und hielt die Reichsfürsten einmal wieder streng zu den Pflichten ihres Amtes an. Mit Kraft und Entschiedenheit widersetzte er sich der Fehdelust der Ritter. Unablässig war er bemüht die Hadernden zu vergleichen; wenn sie aber einem gütlichen Abkommen sich hartnäckig widersetzten, traf sie die ganze Schwere des königlichen Zorns. Ruhig vernahm er die Klagen der Armuth sogar über die ersten Männer an seinem Thron und übte dann über jeden, der Unrecht that oder zuließ, strenges Gericht. Viele der adligen Burgen, die zur Unterdrückung des gemeinen Mannes dienten, ließ er brechen und untersagte auf das Gemessenste ihre Herstellung. Als er gleich im Anfange seiner Regierung einen Landtag in Diedenhofen hielt, wurden gegen die Herzoge von Schwaben und Oberlothringen mehrfache Klagen laut; diese Herren erfuhren starke Demüthigungen vom Könige und mußten, wie Thietmar sagt, erkennen, daß sie sich dem Urheber alles Rechts zu beugen hätten.

Vor Allem wachte der König mit Eifer über der Erhaltung des Landfriedens. Da das Herzogthum Schwaben auf einen unmündigen Knaben übergegangen war, begab er sich im Jahre 1005 selbst in dieses Land und ließ zu Zürich einen allgemeinen Landfrieden verkündigen und beschwören. Einige Jahre später (1011) mußten dann die sächsischen Großen einen fünfjährigen Landfrieden unter sich aufrichten; mit erhobener Rechte schwur der König, bei seinen Lebzeiten die Fehden und Gewaltthätigkeiten des Adels nicht länger ungestraft zu dulden; ein Eid, den bei den Verhältnissen der Zeit Bischof Thietmar als eine Vermessenheit ansah. In anderen Provinzen wird Heinrich ähnliche Veranstaltungen getroffen haben. Es waren die ersten Beispiele geschworener Landfrieden, die später so viele andere in unserer Reichsgeschichte zur Folge hatten.

Und nicht allein durch die Heiligkeit des Eides, sondern auch durch die Sicherheit eines geschriebenen Rechts suchte Heinrich den

Frieden im Reiche zu wahren. Wir besitzen ein merkwürdiges Edict dieses Königs, durch welches er die alten blutigen Streitigkeiten zwischen den Dienstleuten des Klosters Lorsch und des Bisthums Worms ferner fortzusetzen verbietet und strenge Strafe für jeden Friedensbruch festsetzt; eine ähnliche Verordnung betrifft die Händel zwischen den Dienstleuten der Abteien Fulda und Hersfeld. Die eifrigste Sorge für den Landfrieden spricht aus beiden Edicten; ihre Strafbestimmungen sind hart, wie es die harte Zeit forderte, sie gehen an Leib und Leben, an Haut und Haare. Mit aller Strenge tritt der König dem Faustrecht mit den Waffen des Gesetzes entgegen. „Eins ist es vor Allem," sagt der König in dem einen Edict, „was ich auf das Allerernsteste befehle und gebiete, daß Niemand es wage, eine auf dem Wege des Rechts geschlichtete Sache jemals wieder zum Gegenstande der Fehde zu machen."

In engem Zusammenhange mit diesen ersten schriftlichen Bestimmungen im deutschen Reiche über den Landfrieden stehen die gleichzeitigen merkwürdigen Verordnungen des Bischofs Burchard von Worms, durch die er zuerst ein gleiches Dienstrecht für alle Hintersassen seines Stifts einführte. „Wegen der unablässigen Klagen der Armen," sagt Burchard, „und wegen der zahlreichen Gewaltthaten vieler Personen, die wie Hunde die Grundholden des heiligen Petrus zerfleischen, indem sie ihnen verschiedene Rechte aufbürden und die niederen Leute durch ihre Rechtssprüche unterdrücken, habe ich, Bischof Burchard, unter dem Beirath meiner Geistlichkeit, meiner Vasallen und aller Grundholden diese Gesetze aufschreiben lassen; damit nicht ein Vogt oder Vicedominus oder Ministerial oder sonst eine rechtweisende Person den gedachten Grundholden neue Lasten oder ein neues Gesetz auferlege, sondern ein und dasselbe Gesetz den Reichen und Armen vor Augen gestellt und Allen gemeinschaftlich sei." Unter vielen anderen Bestimmungen über Ehe, Eigenthum, Erbrecht u. s. w. finden sich auch hier strenge Strafbestimmungen gegen Selbsthülfe und Friedensbruch. Ohne die ausdrückliche Genehmigung des Königs konnten diese Gesetze, die ersten Anfänge eines geschriebenen Landrechts in Deutschland, nicht Geltung erhalten, und wir können kaum zweifeln, daß sie recht eigentlich seinem Sinne entsprachen.

Auch fehlte es König Heinrich weder an dem Willen, noch an der Festigkeit des Geistes, um den ausgesprochenen Strafandrohungen Folge zu geben. Er konnte streng bis zur Härte sein; nicht allein gegen Räuber und Wegelagerer, die er ungesäumt aufknüpfen ließ, sondern auch gegen die vornehmsten Männer seines Reichs, wenn sie

sich gegen ihn und das Gesetz auflehnten. Zwei Markgrafen hat er wegen Landfriedensbruchs auf immer ihres Amts entsetzt, und manchen hochangesehenen Mann rettete nur die Geistlichkeit von dem Tode. Als der König siegreich im Wyschehrad einzog, predigte vor ihm der alte Bischof Godeschalk von Freisingen und legte ihm vor allem Volk an das Herz, daß er seinen Triumph nicht durch Härte gegen seine Feinde beflecke. So voll Bischof Thietmar des Lobes dieses Königs ist, so unterläßt er doch nicht, eines Gerichts zu gedenken, wo der Graf Wichmann die Härte desselben strafte und ihm in das Gesicht sagte, er thue Unrecht, wo das Volk im Geheimen murrte, daß sich der Gesalbte des Herrn versündige. Als die Großen des Reichs dem Markgrafen Gunzelin von Meißen riethen, sich dem König auf Gnade und Ungnade zu ergeben und ihn dessen Milde empfahlen, da nahm ihm dieser dennoch nicht allein seine Lehen, sondern legte ihn überdies in Ketten, deren er erst nach acht Jahren durch ein angebliches Wunder entledigt wurde.

Wenn ein so strenger Herr dennoch fast zwanzig Jahre bedurfte, um den Trotz der Großen zu brechen, so zeigt dies vor Allem, wie tief die Schäden schon gefressen hatten und wie fest gewurzelt bereits die Macht der territorialen Gewalten war. Fast unablässig hat Heinrich mit ihnen im Kampfe gelegen und alle Hülfsmittel, die sein vielgewandter Geist ihm darbot, anwenden müssen, um sich zu behaupten.

Und wo suchte und fand er diese Hülfsmittel? Nicht in einer Parteipolitik, wie sie sich mehr oder weniger stets bei den Ottonen verfolgen läßt. Zu ängstlich war Heinrich besorgt, daß ihm eine neue Macht im Reiche über das Haupt wachsen würde, als daß er sich jemals aufrichtig einer Partei hätte hingeben sollen. Es schien wohl eine Zeit lang, als würden die Brüder Kunigundens einen entscheidenden Einfluß auf ihn gewinnen, aber kaum wurden sich dieselben ihrer Kraft bewußt, so wurden gerade sie in den erbittertsten langjährigen Kriegen vom Könige bekämpft. Niemals hat eine fürstliche Sippe auf die Dauer etwas beim Könige vermocht; es gab kaum Einen unter den weltlichen Großen des Reichs, dem er sich ganz vertraut hätte. Die größte Gunst schenkte er gedemüthigten Feinden, welche die ganze Wucht seiner Strenge bereits gefühlt hatten. So hob er die Babenberger, nachdem er sie besiegt hatte; jenem Ernst von Oestreich, den er zum Tode verurtheilen ließ, übertrug er in der Folge das Herzogthum Schwaben.

Noch weniger hat Heinrich eine Hauspolitik verfolgt, wie sie besonders Otto I. in der ersten Hälfte seiner Regierung eingeschlagen

hatte. Heinrich war ein kinderloser Mann, und es scheint ihn wenig bekümmert zu haben, wem er einst das Reich hinterließe. So fest er selbst auf seinem Erbrecht an der Krone bestanden hatte, so wenig war er um die weitere Vererbung derselben besorgt. Seinen einzigen Bruder Brun nöthigte er in den geistlichen Stand zu treten. Mit seinen nächsten Seitenverwandten, den Nachkommen des Herzogs Otto von Kärnthen, lebte er während seiner ganzen Regierung in Spannung; in dem einzigen Fall, wo er die Erbfolge des Herzogthums in dem Geschlecht unterbrach, raubte er diesem fränkischen Hause das Herzogthum Kärnthen. Auch der Pfalzgraf Ehrenfried, der Schwager Ottos III., stand dem Könige durchaus fern und hat erst in seinen letzten Lebensjahren einige Beweise seiner Gunst erhalten. Nirgends suchte Heinrich in seiner eigenen Familie einen Halt, noch weniger in der Sippschaft seiner Gemahlin. Nicht wie ein Familien- oder Erbgut verwaltete er das Reich, er sah es gleichsam als ein ihm vom Himmel übertragenes Lehen an und stellte es Gott anheim, wem er es dereinst nach seinem Tode übertragen wolle.

Seine Stütze gegen den mächtigen Adel suchte und fand Heinrich vor Allem in der Geistlichkeit, namentlich in den Bischöfen des Reichs. Mit bemerkenswerther Consequenz verfolgte er ein ausgebildetes System, der weltlichen Aristocratie des Reichs durch die geistliche das Gegengewicht zu halten, die Macht der Krone durch das Ansehn und die reichen Mittel der Kirche zu schützen. Es war kein neuer Weg, den er da einschlug; schon Otto der Große hatte ihn im Bunde mit seinem Bruder Brun betreten, und niemals war er in der Folge ganz verlassen, wenn auch nicht immer mit gleicher Stätigkeit eingehalten worden. Aber mit einer Entschiedenheit und Festigkeit, wie noch Keiner seiner Vorgänger, verfolgte Heinrich diese Bahn, ohne sich jemals beirren zu lassen. Nur in dem engsten Bunde mit dem deutschen Episcopat glaubte er die Reichsgewalt gegen die anwachsende Macht der localen und provinciellen Gewalten erhalten und kräftigen zu können; recht geflissentlich erhob er die Bischöfe neben, ja vor den weltlichen Großen zu Fürsten des Reichs. In einer merkwürdigen Urkunde spricht der König selbst aus, daß er sich die auf seiner Lebensreise ihm aufgebürdeten Lasten nur dadurch erleichtert habe, daß er sie auf die Schultern der Bischöfe wälzte.

Heinrichs Regiment war der engste Bund zwischen der Krone und der deutschen Kirche. War dies nun ein Bund zwischen zwei gleichen, sich ebenbürtigen Gewalten? Oder war vielleicht der herrschende Theil die Kirche, der König der dienende, wie es nach

den Vorgängen der Frankfurter Synode den Anschein haben könnte? Oder war es endlich der König, der die Kirche leitete und seinen Absichten dienstbar machte? Das sind Fragen, die uns auf den religiösen Bildungsgang des Königs und seine innere Stellung zur Kirche mit Nothwendigkeit führen.

Länger, als in den andern deutschen Ländern, hatte in Baiern die Verwilderung des kirchlichen Lebens gedauert. Die Bisthümer waren lange lediglich nach weltlichen Rücksichten verliehen, die Klöster meist in die Hände von Laien gerathen, das Mönchsleben war fast völlig aufgelöst, das wissenschaftliche Studium lag auf das Tiefste danieder. Der Reformator Baierns wurde der Schwabe Wolfgang, ein frommer Mönch, der längere Zeit in Lothringen gelebt hatte und noch von dem Geiste des Erzbischofs Brun berührt war. Im Jahre 972 wurde Wolfgang, der sich die Mission unter den Ungern zu seinem Lebensberufe ersehen hatte, durch den Bischof Piligrim von Passau von diesem Vorhaben abgebracht und auf dessen Verwendung zum Bischof von Regensburg ernannt. Auch als Bischof legte er seine Kutte nicht ab und lebte als Mönch inmitten seines stattlichen Hofes. Mit dem größten Eifer griff er alsbald die Reform des geistlichen Lebens in Baiern an und wurde bei derselben vom Bischof Piligrim und dem Erzbischof Friedrich von Salzburg unterstützt; selbst Herzog Heinrich II., der Vater des Königs, zeigte sich in seinen späteren Jahren der Reform geneigt. Seufzend klagte oft Wolfgang: „O hätten wir nur Mönche hier!“ und nicht eher ruhete er, als bis er seinen Freund Romuald aus dem Kloster St. Maximin zu Trier nach Regensburg berufen und an die Spitze des großen Klosters St. Emmeram gestellt hatte. Wolfgang und Romuald gewannen sich schnell den Ruf besonderer Heiligkeit und verdienten ihn; sie waren voll Eifer für ihren Beruf und weckten überall die Triebe neuen geistigen Lebens. Derselbe Romuald war es, der einst dem Gemüthe Ottos III. die ersten tiefen religiösen Eindrücke gegeben hatte.

Die Reform der baierschen Kirchen und besonders der Klöster machte eilende Fortschritte. In dem großen und reichen Kloster Altaich, das schon im Jahre 741 gestiftet war und eine Zeit schöner Blüthe hinter sich hatte, waren lange gar keine Mönche gewesen, die Abtei war in ein Collegiatstift verwandelt und dem Erzbischof von Salzburg zu Lehen gegeben; im Jahre 988 wurde auch hier die

Regel durch Herzog Heinrich auf Anrathen der Bischöfe Wolfgang und Piligrim hergestellt und ein Schwabe Erkenbert berufen, um das Kloster zu reformiren. Aber die Reform hatte auch ihre Feinde und Gegner. Im Kloster selbst weigerten sich die Kanoniker, das Joch der Regel auf sich zu nehmen, und liefen fast sämmtlich auseinander. Nicht minder widersetzten sich manche Bischöfe alten Schlages den Neuerungen. Zu diesen gehörten der Bischof Megingaud von Eichstädt, dessen wir schon oben gedachten, ein naher Verwandter des herzoglichen Hauses. Tausend Geschichten waren von dem wunderlichen, jähzornigen und rohen Manne im Umlauf, an dem man indessen eine gewisse Aufrichtigkeit rühmte. Im Waldesgrün sah man ihn oft ordiniren; sitzend verrichtete er die heilige Handlung und schickte die ihn umdrängende und beschwerende Menge unter Flüchen nach Hause. Das Fluchen war ihm zur andern Natur geworden. Als er einst nach Italien zog, erhielt er von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß, hundertmal zu fluchen, aber bald war er mit den hundert Flüchen am Rande und schickte einen Boten nach Hause, um die Erlaubniß zu einem neuen Hundert zu erwirken; diese wurde ihm zu Theil, aber auch sie war bald überschritten. Den Freuden der Tafel übermäßig ergeben, lag ihm Alles an kurzen Gottesdiensten. Kam er in eine Kirche, und die Geistlichkeit eilte mit der Messe zum Schluß, so schickte er ihr einen schönen Braten und dankte für die treffliche Aufnahme. Schmückte dagegen der Vorsänger zur besonderen Weihe des Festes die Sequenz mit künstlichen Sangesweisen aus, so wurde der Bischof überaus zornig. „Man ist von Sinnen," rief er, „und will mich verhungern und verdursten lassen. Der Dummkopf, ehe er mit seinem Gesang zu Ende, kann man mehr als eine Gott wohlgefällige Messe lesen." Besonders quälte ihn der längere Dienst der Fastenzeit. Da ließ er an jedem Sonntag zur Zeit der ersten Hora einen großen Haufen den Domherren bringen und mitten im Chor niederlegen; bei der Liebe zu ihm beschwor er sie, sich mit dem Dienst zu beeilen, damit er rechtzeitig zur Tafel käme. Die Domherren eilten, aber thaten ihm doch nicht genug; bei der dritten Hora zählte er schon die neunte und stürmte zur Tafel. Es wird noch andere Bischöfe seiner Art gegeben haben, und es läßt sich da eben nicht verwundern, wenn Wolfgangs und Romualds Absichten auf vielfache Hindernisse stießen. Sobald Herzog Heinrich II. gestorben war, brach in Altaich eine Empörung gegen den fremden Abt aus; dieser wurde bei dem jungen Herzog, dem nachherigen König Heinrich, verklagt, und dieser sah sich in der That genöthigt, den Abt seiner Stelle zu entheben und Altaich dem so eben

erwähnten Bischof von Eichstädt zu übergeben, in dessen Händen wohl am Wenigsten das klösterliche Leben gedeihen konnte.

Es könnte hiernach scheinen, als ob auch Heinrich den ernsteren Bestrebungen nach kirchlicher Ordnung und Reinheit feindlich gewesen wäre. Aber er wich in der That nur dem Drange des Augenblicks. Seine wahre Denkart zeigte sich darin, daß er sich damals ernstlich bemühte, einen jungen Klosterbruder, der zu Altaich lebte und in dem Rufe der strengsten Frömmigkeit stand, an die Spitze des Klosters zu stellen. Es war Godhard, der Sohn eines angesehenen Ministerialen des Klosters, der in demselben erzogen war und den dann der Erzbischof Friedrich, die ausgezeichneten Anlagen des Jünglings erkennend, mit sich nach Italien genommen hatte. Von dieser Reise zurückgekehrt, wurde Godhard einem gewissen Liutfried, dem berühmtesten Lehrer Baierns zu jener Zeit, zu weiterer Ausbildung übergeben und kehrte später nach Altaich zurück, sich willig in die strengen Gebote des fremden Abts fügend, ein musterhafter Mönch von dem Scheitel bis zur Zehe. Auch als die Empörung gegen den Abt ausbrach, hielt er treu zu demselben und wies deshalb jetzt die Anmuthung des Herzogs, die Leitung des Klosters zu übernehmen, mit allem Ernste zurück, indem er vor den versammelten vielmehr Großen die Ungerechtigkeit und die Verhöhnung aller kirchlichen Ordnung in dem Verfahren gegen seinen Abt mit der größten Entschiedenheit rügte. Dennoch drang Heinrich immer von Neuem in ihn, bis sich Godhard endlich auf den Rath des Abts Romuald durch die Flucht dem weiteren Bestürmen des Herzogs entzog. Doch hatten gerade die Beständigkeit und Willenskraft des Mönchs ihm das Herz des Herzogs völlig gewonnen, der ihn nicht wieder aus den Augen ließ und mit jener unerschütterlichen Zähigkeit, die ihn von Jugend an auszeichnete, nicht eher ruhete, als bis sich nach zwei Jahren (997) Godhard doch endlich entschloß, die Leitung der Abtei zu übernehmen.

Seitdem herrschte zwischen dem Herzog und dem neuen Abt ein vertrautes Verhältniß, wie sie denn unter den Bewegungen der Zeit zu ähnlicher Sinnesweise erwachsen waren. Denn Heinrich, unter den Augen des heiligen Wolfgang zu Regensburg gebildet, hatte sich nach seinen glücklichen Anlagen nicht allein die wissenschaftlichen Kenntnisse der Zeit angeeignet, sondern war auch innerlich von dem heiligen Ernst seines Erziehers ergriffen worden. Nicht jene schwärmerische und phantastische Hingabe des Herzens an das Ueberirdische, die Otto III. kennzeichnete, war ihm eigen; aber in die festen Ordnungen der Kirche, ihre anerkannten Lehren und Satzungen, hatte er sich tief eingelebt,

und sie beherrschten in jedem Augenblick sein Denken und Sein, wie tief ihn auch seine Stellung in die Mühen und Sorgen des weltlichen Lebens versenken mochte. Seinem ordnenden Geiste mußten die klar und fest ausgeprägten Formen der Kirche eine besondere Befriedigung gewähren; sie wurden ihm Muster und Vorbild auch für das staatliche Leben. Unter den strenggesinnten Männern der Kirche suchte er die Personen, denen er vornehmlich sein Vertrauen schenkte; zu ihnen zählte neben Abt Godhard vor Allen jener Tagino, den er zum Erzbischof von Magdeburg erhob, und der ebenfalls in der nächsten Umgebung des heiligen Wolfgang seine Bildung empfangen hatte. Schon als Herzog widmete Heinrich den frommen Stiftungen ein besonderes Augenmerk; er brachte die Klöster in Regensburg in besseren Stand und gestaltete das Kloster Stein in Schwaben, das ihm aus der Erbschaft der Herzogin Hedwig zugefallen war, dergestalt um, daß er als der neue Begründer desselben angesehen wurde. Was er dann als König für Merseburg und Bamberg that, ist uns bekannt.

Selten hat es ein gekröntes Haupt gegeben, das die Vorschriften der Kirche mit gleicher Sorgsamkeit beobachtete, das sich beflissener zeigte, sie auch in ihren Dienern zu ehren, als Heinrich. Niemand war jemals gewissenhafter in dem Halten der angeordneten Fasten, in der Erfüllung jeder religiösen Pflicht, in dem Begehen der heiligen Feste. Wie manche Straße ist Heinrich gezogen, um an dem Grabe eines gefeierten Heiligen zu beten. Das Grab des heiligen Servatius führte ihn nach Mastricht, die Reliquien des heiligen Ambrosius nach Mailand, die des Mönchsvaters Benedict nach Monte Casino. Keine große Unternehmung hat er begonnen, ohne vorher den heiligen Moritz zu Magdeburg um einen glücklichen Erfolg anzuflehen. Unter den Bischöfen und Aebten suchte er seine Rathgeber, mit ihnen verkehrte er gleichwie mit seinen nächsten Freunden. Ihr Wort war bei ihm die beste Verwendung, und ruhig nahm er von ihnen selbst den Tadel hin, der nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seinen Lebenswandel blieb. Ein bezeichnendes Beispiel wird uns berichtet. Die rauhe Zeit liebte rohe Spiele. So pflegten landstreichende Gaukler, die sich bei den Hoffesten einstellten, zur großen Belustigung der Masse einen der Ihren mit Honig zu bestreichen und dann unter gierige Bären zu stellen, die ihn von allen Seiten beleckten; die Todesgefahr des Unglücklichen war die Lust der gaffenden Menge. Auch der König hatte großes Gefallen an diesem barbarischen Spiele; doch als ein frommer Mönch — es war Poppo, der spätere Abt von

Stablo — ihm zeigte, wie wenig sich ein solches Vergnügen für einen Christen gezieme, ließ er diese Spiele einstellen. In einer erstaunlichen Weise gab der König den vielfachen Ansprüchen nach, welche die Bischöfe an ihn stellten. Nicht nur, daß er meist ihre Städte jeder Einwirkung weltlicher Beamten entzog und sie hier zu selbstständigen Herren machte, er übertrug ihren Kirchen vielfach, was die Ottonen doch nur in selteneren Fällen gethan hatten, eine oder mehrere Grafschaften zu Eigenthum oder zu Lehen. Noch freigebiger war er mit der Verleihung des Zoll-, Markt- und Münzrechts, und manches deutsche Bisthum hatte ihn als den Gründer seiner weltlichen Macht zu preisen. Wie viele Kirchen hat er überdies nicht auf das Reichste beschenkt, mit Meßgewändern, mit Gold- und Silbergeräthen, mit heiligen Büchern ausgestattet! Seine Freigebigkeit schien hierin keine Grenzen zu kennen; er setzte gleichsam zur Erbin seines ganzen Privatvermögens, wie er selbst sagte, die Kirche Gottes ein.

Indem Heinrich so die weltliche Macht der Kirche auf unglaubliche Weise hob, suchte er zugleich die inneren Gebrechen derselben zu heilen und die vernachlässigten Kirchengesetze von Neuem zur Geltung zu bringen. Niemand kannte alle Ordnungen der Kirche besser als er, und selbst dem Geringfügigen legte er hier großes Gewicht bei. Als er zu Rom einst eine unerhebliche Abweichung von dem sonst üblichen Meßritus wahrnahm, beruhigte er sich nicht eher, als bis ihm der Papst sie abzustellen versprach. Dem Bischof Gerhard von Cambray, der sich von dem Erzbischof von Reims weihen lassen wollte, gab er selbst die Ordinationsformel mit, damit er nach alter Sitte der deutschen Kirche, nicht nach den schlechten Neuerungen der Franzosen die Weihe erhielte. Die Kirchengesetze der alten Zeit hielt er in den höchsten Ehren; nicht durch den Mund der Menschen, sagte er, sondern durch den Geist Gottes selbst seien sie erlassen. Niemals waren vordem häufiger Synoden in Deutschland gehalten worden, meist wohnte er selbst ihnen bei und drang dann mit allem Ernst auf die Herstellung der misachteten Satzungen. Auf einer rheinischen Synode im Jahre 1004 bestand er auf der Aufhebung der Ehen, welche die Kirche wegen zu naher Blutsverwandtschaft untersagte. Auf einer sächsischen Synode zu Dortmund im Jahre 1005 klagte er laut über die vielfachen Gebrechen des kirchlichen Lebens und suchte mit den Bischöfen Mittel und Wege zu ihrer Heilung zu finden. Unter seiner Regierung wurden die alten Sendgerichte, das wirksamste Mittel der Geistlichkeit die Laien in strenger Disciplin zu erhalten, nachdem sie seit der karolingischen Zeit fast überall in Deutschland in Verfall ge-

rathen waren, neu belebt; wieder durchzogen regelmäßig in gewissen Terminen die Bischöfe ihre Diöcesen, untersuchten das Leben der Laien, rügten und bestraften die Vergehen gegen die kirchlichen Ordnungen.

Gewiß nicht ohne Einwirkung des Königs ist jene berühmte Sammlung der alten Kirchengesetze entstanden, die zwischen den Jahren **1012** und **1023** der Bischof Burchard von Worms unter dem Beistande des Abts Brunicho und des Bischofs Walter von Speier in zwanzig Büchern zu Stande brachte. In der Stille eines Fichtenwaldes bei Worms hatte sich Bischof Burchard eine Kapelle und eine Zelle erbauen lassen; hierhin zog er sich gern aus dem weltlichen Leben zurück, und hier arbeitete er auch jenes mühevolle, umfängliche Werk aus, das zwar zunächst nur für seinen Sprengel bestimmt war, das aber bald über ganz Deutschland hin sich Geltung verschaffte, ja auf die kirchliche Entwickelung des ganzen Abendlandes die erheblichste Wirkung übte. Es war das erste größere kirchenrechtliche Werk seit jener Zeit, wo die Geistlichkeit auf den Trümmern der karolingischen Macht ihre Herrschaft für ewige Zeiten zu begründen hoffte. Unmittelbar an die verwandten Arbeiten jener Epoche knüpft Burchard wieder an; das gesammte Material, das sie ihm überlieferten, nimmt er ungeprüft auf, nur daß er die Bestimmungen jener Zeit absichtlich, in die Fußstapfen des Fälschers der pseudoisidorischen Decretalien tretend, in eine frühere Zeit verlegt. Auch diese Decretalien selbst benutzt er in weitem Umfange, wenig bekümmert darum, daß sie mit dem, was in seiner Zeit als Kirchenrecht galt, vielfach in Widerspruch standen. Es ist kein System, keine Consequenz in Burchards Sammlung, der Widersprüche sind mannigfache und erhebliche; dennoch hatte sie dadurch große Bedeutung, daß sie der Welt wieder einmal vergegenwärtigte, wie weit man von dem entfernt war, was die Geistlichkeit in einer früheren Zeit als das Ideal kirchlichen Lebens aufgestellt und damals zum Theil schon erreicht hatte.

Dieses Spiegelbild einer vergangenen Epoche mußte wirken, und wirkte um so mehr, je eifriger der König selbst jenes Ideal kirchlicher Zustände in das Leben zu führen bedacht schien. War es doch fast, als sähe Heinrich sich selbst als ein Glied des Klerus an. Auf der erwähnten Synode zu Dortmund wurde eine merkwürdige Verbrüderung zwischen ihm und den anwesenden Bischöfen geschlossen, wonach sie sich gegenseitig bei dem Ableben eines aus ihrer Mitte zu mannigfachen guten Werken verpflichteten. Unter die Domherren von Paderborn kaufte sich Heinrich mit seiner Gemahlin durch eine Schen-

kung ein und verlangte ausdrücklich, daß sie regelmäßig ihre Kleidung und ihren Unterhalt vom dortigen Bischof gleich den anderen Kanonikern erhielten. In seinen späteren Jahren soll der König wiederholentlich den Willen geäußert haben, sich in die Mauern eines Klosters zurückzuziehen. Niemals hätte er einen solchen Entschluß ausgeführt, weder von der Krone, noch von seiner Gemahlin hätte er sich zu trennen vermocht, aber wohl mag ihn bisweilen die Sehnsucht beschlichen haben, nach einem wildbewegten und stürmischen Leben seine Tage in den friedlichen Räumen eines Gotteshauses unter frommen Büßungen zu beschließen, und wohl mag er dieser Sehnsucht auch in bewegten Stunden einmal Worte geliehen haben.

So stand der König zur Kirche und zur Geistlichkeit. Es war in der That ein wahrer, tiefinnerlicher Zug, der ihn zu ihren Ordnungen führte. Aber wie sehr würde man doch irren, wenn man glauben wollte, daß er, indem er den Bund mit dem Klerus auf das Festeste anzog, sich diesem gleichgestellt oder gar untergeordnet hätte. Kein Herrscher hat vielmehr seit Karl dem Großen mehr die Kirche unter seinen Willen gebeugt, sie mit festerer Hand nach seinem Willen gelenkt, als dieser fromme Heinrich. Indem sie den Bund mit ihm einging, mußte sie durchaus seinen staatlichen Zwecken dienen. Die großen Schenkungen seines Vorgängers an die Kirche hat er zum Theil nicht anerkannt. Die unbeschränkteste Herrschaft über die Kirche und ihr Gut nahm er in Anspruch. „Zwei Mächte sind es," sagt er in mehreren Urkunden, „durch welche vor Allem die heilige Kirche Gottes regiert wird: die kaiserliche Macht und das Ansehen der Bischöfe."

In welcher Weise Heinrich seine Macht gegen die Kirche gebrauchte, zeigt sich vornehmlich in der Besetzung der Bisthümer. Daß die Ernennung der Bischöfe Sache des Königs sei, war damals ein selbst von Rom anerkannter Grundsatz, aber die Ottonen hatten nicht wenigen Kirchen die Wahlfreiheit ertheilt und im Uebrigen den Krummstab doch gewöhnlich mit Rücksicht auf die Wünsche der Stiftsherren verliehen. Heinrich achtete weder jene Privilegien, noch galten ihm die Wünsche des Stifts; selbst die Erbietungen der Stiftsvasallen, sich durch große Geldsummen den Mann ihrer Wahl zu erkaufen, blieben in diesem Falle auf ihn, so sehr er sonst den Werth des Geldes schätzte, ohne Wirkung. Ein erledigtes Bisthum übergab er lediglich dem Mann, der seinen kirchlichen Absichten und dem Interesse des Reiches am Meisten zu entsprechen schien. In seiner Kapelle hatte er Gelegenheit die Dienstwilligkeit und Geschicklichkeit junger vor-

nehmer Kleriker zu beobachten; mit diesen seinen Kapellanen besetzte er nach und nach fast alle Bischofsstühle des Reichs. Sie waren oft der Kirche, häufig auch dem Lande völlig fremd, in das sie gesandt wurden; um desto ergebener waren sie dem Könige, um desto geschickter schienen sie ihm, die allgemeinen Interessen des Reichs gegenüber den provinziellen Gewalten zu wahren. Denn ihre Stellung sah der König doch vornehmlich als eine politische an. Wenn Herzogthum und Grafschaft immer mehr ihre ursprüngliche Stellung zur Krone verloren und in territoriale Interessen versanken, so sollten die Bischöfe den Zusammenhang des Reichs und die Einheit der Nation erhalten. Sie waren gleichsam ständige Sendboten, die der König nach allen Seiten über das Reich verbreitete, um das Wohl desselben zu überwachen und die widerstrebenden Gewalten zu zügeln. Es konnte da nicht wohl anders kommen, als daß die Bischöfe überall mit den weltlichen Großen in erbitterte Händel geriethen. Für Krone und Reich haben sie viel Schlimmes zu dulden gehabt, wie Thietmar aus eigener Erfahrung unter vielen Klagen berichtet. „Die Bisthümer," sagt er, „werden von den Grafen gewaltsam bedrückt, wie auch wir, ihre Vorsteher. Wollen wir ihnen gegen den König und sein Recht in allen Dingen willfährig sein, so gönnen sie uns wohl einige Ehre und einigen Gewinn. Weigern wir uns aber dessen, so schätzen sie uns gering und berauben uns, gleich als ob es keinen König und Herrn mehr gäbe." Ueberall entbrannte der Kampf zwischen den Bischöfen als den Beamten der Krone und den territorialen Gewalten. Es war ein Kampf, den der König wollte, und in dem er mit den Bischöfen endlich doch den Sieg gewann.

Leicht begreift sich, welche Stellung da die königliche Kapelle einnahm, die Stiftung des Erzbischofs Brun. Obschon sie auf das wissenschaftliche Leben der Zeit jetzt weniger anregend wirkte als in den Tagen der Ottonen, da Heinrich die Wissenschaft nur schätzte, soweit sie sich unmittelbar für Staat und Kirche nutzbar erwies, war dennoch der politische Einfluß der Kapelle in stetem Wachsthum begriffen. Die jungen Kleriker meist aus den ersten Geschlechtern, die sich hier in der unmittelbaren Nähe des Königs bildeten, wurden tief in alle seine Absichten eingeweiht, mit Ergebenheit gegen seine Person erfüllt, in denselben Grundsätzen erzogen, in denselben Geschäftsformen geübt; in Fleisch und Blut ging ihnen die Politik des Reichs und des Königs über. So zogen sie hinaus in die Weite des Reichs, um die Bisthümer in Besitz zu nehmen und den Reichthum und die Macht derselben vor Allem nach dem Willen des Königs zu verwenden. Häufig hat die Geist-

lichkeit, um ihr Wahlrecht zu schützen, zwar nach dem Tode ihres Bischofs eine selbstständige Wahl getroffen, aber kaum jemals hat Heinrich sie anerkannt; gewöhnlich nahm er den Gewählten dann in seine Kapelle auf und beförderte ihn später zu einem andern Bisthum. Man sieht, es mußte ihm dort erst gleichsam der Stempel aufgedrückt werden, der die Bischöfe des Reichs kennzeichnete.

Voll von Klagen sind die Quellen der Zeit über die tiefen Eingriffe, welche sich der König in die Privilegien der bischöflichen Kirchen erlaubte, aber noch bei weitem schwerere Anklagen werden über die tyrannische Härte erhoben, mit der er die Klöster des Reichs reformirte zugleich und beraubte. Massenhaft entzog er das Klostervermögen seiner bisherigen Verwendung und machte es seinen staatlichen Zwecken dienstbar; auf die gewaltsamste Weise griff er in die inneren Verhältnisse der Klostergeistlichkeit ein, indem er als Reformator auftrat. Besonders waren es die großen und überreichen Abteien des Reichs, auf die er sein Augenmerk richtete, aber auch kleinere Stiftungen hat seine Hand erreicht.

Die fromme Neigung des zehnten Jahrhunderts hatte ganz besonders die Klöster begünstigt. Unermeßliche Reichthümer waren ihnen von ihren Stiftern hinterlassen oder nachher zugeflossen; einen sehr bedeutenden Besitz von Land und Leuten hatten sie an sich gerissen, der überdies oft durch besondere Privilegien von den Reichslasten befreit war. Zwar stellten manche großen Abteien ihre Vasallen und Ministerialen zum Reichsheer und brachten alljährlich ein Geldgeschenk dem Könige dar, aber andere derselben, wie das glückliche Korvei, waren ganz von solchen Diensten befreit, und im Ganzen standen die Leistungen der Klöster in keinem Verhältniß zu ihren gewaltigen Einkünften. Diese wurden vor Allem für den Unterhalt der zahlreichen Mönche und Nonnen verwendet, welche hinter den Klostermauern ein gemächliches Leben führten, das sich von dem weltlichen fast nur durch seine größere Sorglosigkeit unterschied. Das Regiment in diesen Klöstern war mehr als milde, und es war nicht zu verwundern, wenn sich stillere Naturen, die an dem Waffenlärm der Zeit kein Gefallen fanden, beglückt fühlten, wenn sich die Klosterpforte ihnen öffnete und sie ihre Tage fortan in seliger Beschaulichkeit und glücklicher Muße, abgeschieden von dieser wirren Welt, verleben konnten; verließen doch oft selbst die vornehmsten Personen, von den Reizen dieses stillen und dabei doch nichts weniger als armen Lebens angezogen, gern die Welt. Unleugbar war es, die Klöster hatten in einer wildbarbarischen Zeit die letzten verglimmenden Funken der Kunst und Wissenschaft gewahrt,

sie hatten zur Neubelebung des kirchlichen Lebens das Ihre beigetragen, und mit dem Aufschwung des deutschen Volks war in ihnen mancher große Entschluß gereift, grade von ihnen aus war vor Allem die Mission im Norden und Osten betrieben. Aber die Tage des Glückes waren an ihnen nicht ohne üble Folgen vorübergegangen; Uebermuth, Ueppigkeit, Zanksucht und Unthätigkeit herrschten oft in ihren Mauern, und die alten Ordnungen waren meist mit der Regel des heiligen Benedict der Vergessenheit übergeben. Eine Reformation des deutschen Klosterlebens konnte nöthig erscheinen, aber die Art, wie sie Heinrich durchführte, ist darum nicht minder auffällig.

Die Maaßregeln Heinrichs begannen bald nach dem Anfang seiner Regierung. Die alte und berühmte Abtei Hersfeld wurde zuerst durch dieselben betroffen. Schon im Jahre 1004 wurden ihre Güter ihr zum Theil genommen, die Privilegien ihr entzogen, manche Mönche vertrieben. Als im folgenden Jahre der Abt starb, wurde Godhard, den wir als Abt zu Altaich und Vertrauten des Königs bereits haben kennen lernen, auch die Leitung des Klosters Hersfeld übertragen, um dort die strenge Mönchsregel herzustellen. Er eröffnete den Brüdern sofort, daß sie sich entweder in die Pflichten ihres Gelübdes zu fügen oder die Klostermauern zu verlassen hätten. Fünfzig gingen von dannen, nur zwei oder drei blieben; doch kehrten aus Noth später die Meisten der Ausgeschiedenen zurück und fügten sich nun in den Willen des fremden Abts. Ordnung und Sparsamkeit führte Godhard in den Haushalt der Abtei ein, regelte das Leben der Mönche und nahm es in scharfe Zucht. Trotz der Verluste des Klosters wußte er doch die Verhältnisse so glücklich zu regeln, daß man eine neue Blüthezeit desselben von ihm datirte. Den Absichten des Königs hatte er auf das Beste entsprochen, und bald darauf übertrug ihm dieser auch die Abtei Tegernsee. Dann traf ein vernichtender Streich das Johanniskloster zu Magdeburg, die Stiftung Ottos I.; der Abt wurde abgesetzt und das Kloster in eine Propstei verwandelt. Im folgenden Jahre hatte Reichenau ein ähnliches Schicksal wie Hersfeld; auch dort verließen fast alle Mönche das Kloster. Die Stiftung des Bisthums Bamberg im Jahre 1007 kostete fünf Abteien an einem Tage ihre Selbstständigkeit. Selbst Fulda wurde nicht verschont, obwohl es dem Könige im Anfange seiner Regierung wesentliche Dienste geleistet hatte. Der Abt wurde im Jahre 1013 abgesetzt und dem Abt Poppo von Lorsch die Abtei übertragen; die Güter derselben wurden zerstreut; die Mönche zogen von dannen, und die leeren Klostermauern wurden mit Lorscher Mönchen besetzt. Ein Jahr später traf

ein nicht minder harter Schlag Korvei, die älteste und reichste Abtei in den sächsischen Landen. Heinrich kam selbst dorthin, um die Reform einzuleiten. Als er den Abt vorläufig seiner Amtsthätigkeit enthob, brach ein offener Aufstand unter den Mönchen aus, in Folge dessen der König sieben von ihnen in den Kerker werfen ließ. Diese Strenge wirkte für den Augenblick, doch nicht nachhaltig. Schon im folgenden Jahre mußte der König abermals nach Korvei gehen. Als er den Abt jetzt absetzte, verließen alle Mönche bis auf neun das Kloster und kehrten in das weltliche Leben zurück. Einem Lorscher Mönch Thietmar wurde die Abtei übertragen und ihm befohlen mit aller Strenge die Regel herzustellen. Nur langsam kam er damit zum Ziele, und die Korveier Mönche vergaßen dem Könige nie seine Härte. Auch Memleben, die berühmte Stiftung Ottos II., wurde arg heimgesucht, der Abt entfernt, die Mönche zerstreut und die Güter zu der schon reformirten Abtei Hersfeld geschlagen. Nicht minder verlor Gernrode, der Augapfel Markgraf Geros, seine Freiheit und Selbstständigkeit und wurde mit einem anderen Nonnenkloster dem Stift Quedlinburg untergeordnet.

Indem der König so mit schneidender Schärfe in das verweichlichte und zuchtlose Klosterleben einschnitt, schien er nur dem großen Anstoß zu folgen, welchen Cluny für die französischen Klöster gegeben und dem sich die deutschen Mönche bis dahin hartnäckig widersetzt hatten. Auch ist es gewiß, daß Heinrich dem Abt Odilo, dem berühmten Reformator der französischen und burgundischen Klöster, nicht fern stand. Schon am Hofe Ottos III. war er ihm begegnet, und so oft er in der Folge die Alpen überschritt, eilte Odilo alsbald in seine Nähe. Aber doch waren diese Reformen Heinrichs keineswegs im Geist und Sinn der Cluniacenser. So weit sie wirklich geistlicher Natur waren, sind sie vielmehr als ein Rückschlag der kirchlichen Bewegung in Baiern anzusehen, die hier erst zu ihrer vollen Kraft gedieh, als bereits in den andern deutschen Ländern das geistliche Leben wieder zu stagniren anfing.

Indessen hatten, während der König auf seine Weise das Klosterleben im inneren Deutschland reformirte, allerdings die Bestrebungen der Cluniacenser bereits Lothringen ergriffen und machten dort unaufhaltsame Fortschritte. Es war aber nicht der König, der dazu den Anstoß gab, sondern der Graf Friedrich von Verdun, der Sohn jenes Godfried, der einst die Sache Ottos III. so wacker gegen die Angriffe Königs Lothars vertheidigt hatte.

Graf Friedrich hatte seine Jugend in kriegerischen Thaten ver-

lebt und sich den Ruhm erworben, mannhaft und tüchtig seine Grafschaft verwaltet zu haben. Aber es ergriff ihn in späteren Jahren eine schwärmerische Unruhe inmitten des weltlichen Treibens; durch Pilgerfahrten nach Rom und nach Jerusalem suchte er sie umsonst zu stillen und faßte endlich den Entschluß in den geistlichen Stand zu treten. Er legte seine Waffen ab und begab sich nach Reims, um dort seine Absicht auszuführen. Hier fand er in einem jungen ausgezeichneten Kleriker, Namens Richard, einen Gesinnungsgenossen. Beide beschlossen sich nicht mehr zu trennen und reisten vereint nach Cluny, um mit dem Abt Odilo das Heil ihrer Seele zu berathen.

So sehr sie es wünschten, wollte sie Odilo nicht in Cluny aufnehmen, sondern gebot ihnen ausdrücklich nach Lothringen zu gehen, um dort die Strenge der Regel der Welt vor Augen zu stellen. Aus kleinen Anfängen, meinte der kluge Abt, könne Großes erwachsen. So begleitete Richard seinen Freund nach Verdun, und Beide traten in das Kloster des h. Vitonus (St. Vaast) ein, das ein irländischer Abt damals leitete. Das freiere Regiment des Irländers wurde den von den starren Satzungen Clunys erfüllten Mönchen bald genug anstößig. Schon dachten sie daran das Kloster wieder zu verlassen, als der Irländer starb und Richard zu seinem Nachfolger erwählt wurde. (1004.)

Sehr bald zogen die strengen und doch glücklichen Reformen Richards in S. Vitonus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Kloster füllte sich, Schüler strömten ihm von allen Seiten zu, die Bischöfe von Verdun, Lüttich und Cambray unterstützten die erfolgreiche Wirksamkeit des französischen Abts, der ebenso fromm als gewandt und weltklug auch die Gunst der Mächtigen sich im hohen Grade zu erwerben wußte. König Robert von Flandern, Markgraf Balduin von Flandern und später auch König Heinrich zogen den ausgezeichneten Mann — man hatte ihm den Beinamen „Gotteshuld" gegeben — häufig zu Rathe und wetteiferten ihm die Klöster ihrer Reiche zu übergeben. Einundzwanzig Abteien erkannten zuletzt Richard als ihren Oberen an und bildeten gleichsam eine Congregation, die sich nach den Vorschriften der Cluniacenser regelte und in dem nächsten Zusammenhange mit Cluny stand. Richard brauchte Gehülfen zu seinem großen Werke, und keinen thätigeren Mitarbeiter konnte er gewinnen, als einen jungen Geistlichen, mit Namen Poppo, der aus dem französischen Flandern stammte und nach einer Wanderung nach dem gelobten Lande in einem Kloster bei Reims das Mönchsgelübde geleistet hatte. Auf einer Reise lernte Richard den begabten Klosterbruder kennen und

nahm ihn mit sich nach Lothringen, wo Poppo dann im Sinne der Cluniacenser, mit Richard vereint, mit dem größten Erfolge wirkte und sich namentlich die Gunst Heinrichs gewann, der ihm im Jahre 1020 das Kloster Stablo und wenige Jahre später auch S. Maximin bei Trier, die reichsten Abteien Lothringens, übertrug. Mit Festigkeit begann Poppo seine Reformen hier, und trotz der ärgerlichsten Auftritte, die er mit den übermüthigen Mönchen zu bestehen hatte, setzte er sie doch endlich durch. Das waren die ersten, so folgenreichen Anfänge durchgreifender cluniacensischer Reformen in Deutschland, die sich mit den aus einer andern Quelle entspringenden Bestrebungen Heinrichs alsbald berührten.

Niemand kann zweifeln, daß in dem Verfahren Heinrichs gegen die Klöster Plan und Zusammenhang war. Er selbst giebt dies zu erkennen, wenn er in dem Eingange einer Urkunde sagt: „Nach Gottes Ordnung müssen die geringeren Glieder dem Haupte dienen, und so haben wir den Beschluß gefaßt, die kleineren Stifte den größeren zu unterwerfen.“ Daß aber lediglich das Interesse kirchlicher Ordnung, wie es hier scheint, den König bestimmt habe, ist durchaus in Abrede zu stellen. Unwidersprechliche Zeugnisse liegen vor, daß die Reformen zugleich eine colossale Beraubung der Klöster zur Folge hatten und daß über die massenhaft eingezogenen Klostergüter der König zum großen Theil für die Zwecke des Reichs verfügte. Schon Thietmar, so geneigt sonst den König in das Licht eines frommen Regenten zu stellen, giebt dies zu und droht mit dem göttlichen Strafgericht für das begangene Unrecht. Das weltliche Gebäude, meint er, das auf solchem Kirchenraub begründet sei, könne nicht auf die Dauer bestehen. Vieles von dem eingezogenen Kirchengut ist allerdings der Kirche wiedergegeben, indem es der König für treue und aufopfernde Dienste den Bischöfen schenkte, Manches ist auch an die Klöster zurückgekommen, wenn sie sich reformirt hatten und ihre Ergebenheit durch Kriegsdienste und Geldgeschenke an den Tag legten; aber sehr Vieles ist auch für immer in weltliche Hände gerathen. So mußte noch in den letzten Lebensjahren Heinrichs die Abtei St. Maximin auf einmal 6656 Hufen, nahe an 200,000 Morgen Landes, hergeben, mit denen der Kaiser den Pfalzgrafen Ehrenfried, den Herzog Heinrich und Grafen Otto unter der Bedingung belehnte, daß sie fortan die bisher von der Abtei geleisteten Kriegsdienste übernähmen.

Es ist eine der merkwürdigsten Urkunden, durch welche Heinrich in seinen letzten Lebenstagen der reformirten Abtei Fulda die Grafschaft Stoddenstat übertrug. Wer, der das Verfahren des Königs

gegen die Klöster kennt, wird da ohne Staunen jene Warnungen lesen, unter denen er die Mönche auffordert, mit ihrem Besitzthum für die Folge haushälterisch umzugehen! „Es wird schnell die Zeit einbrechen," sagt Heinrich, „wo die Welt zurücknehmen wird, was sie Gott gewidmet hat. Und zwar wird die Klöster, deren es jetzt im Ueberfluß giebt, zuerst die Beraubung treffen, so daß in Erfüllung gehen wird, was der Heiland sagt: dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten." *) Soll man sich mehr verwundern über den scharfen Blick dieses Fürsten in eine ferne Zukunft oder über die Ironie, die prophetisch der bösen Nachwelt zuschreibt, was das Werk seines eigenen Lebens gewesen war?

Mit einer ähnlichen Ironie sagt er in derselben Urkunde: „Die Kirchen müßen Schätze besitzen, denn wem mehr gegeben ist, von dem kann auch mehr verlangt werden." Denn wahrlich, er verlangte viel von den Kirchen und Klöstern des Reichs. Unaufhörlich mußten die Bischöfe und Aebte ihm Hof- und Kriegsdienste leisten, meistentheils den Unterhalt seines Hofes bestreiten; theils waren sie zu bestimmten Geldbeiträgen verpflichtet, theils mußten sie ihm größere Summen unter dem Namen von Geschenken geben. Wie erregte es seinen Zorn, wenn sie in solchen Diensten sich säumig erwiesen! Fast ein Wunder war es, wenn einer mit leeren Händen zu ihm zu kommen wagte. In stäte Kämpfe mit den weltlichen Großen des Reichs verwickelt, mußten sie zugleich vor Allem die Lasten der auswärtigen Kriege tragen. Sie waren recht eigentlich die Beamten des Königs, seine Minister, seine Feldherrn und Gesandte. Ist es da zu verwundern, wenn sie die Pflichten ihres geistlichen Amts, trotz aller Reformen des Königs, aus den Augen verloren, wenn bei aller Freigebigkeit desselben doch das Vermögen ihrer Kirchen die schwersten Einbußen erlitt. Wenige Geistliche waren dem Könige dienstwilliger als Erzbischof Tagino und wurden reicher von ihm belohnt; und doch erklärte sein Nachfolger, daß er die schwere Bürde seines Amts nur deshalb auf sich genommen habe, um das ganz erschöpfte Erzbisthum Magdeburg vor dem völligen Untergange zu retten. Man sieht, wie es vollkommen der Wahrheit entspricht, wenn der König sagte, er habe die Bürde des Regiments sich dadurch erleichtert, daß er sie auf die Schultern der Bischöfe wälzte. Und in welchem anderen Lichte erscheint doch selbst die Freigebigkeit des Königs gegen die Kirche, wenn

*) Matth. 24, 12.

man weiß, daß er nahm, indem er gab, ja oft doppelt und dreifach nahm!

So beherrschte Heinrich die Kirche, indem er ihr scheinbar diente. Niemand, als er, den die Mitwelt den Heiligen nannte und den man im Lorscher Kloster den Beinamen des Mönchsvaters gab, hätte es unternehmen dürfen, so gewaltsam in die Privilegien und das Vermögen der Kirche einzugreifen. Unwillkürlich tritt uns die Gestalt Pipins wieder vor die Seele — jenes Pipin, der sich als der nächste Verbündete des Papstes, der Beschützer Winfrieds, der Hersteller kirchlicher Ordnung im fränkischen Reiche, den colossalsten Raub an den Kirchen dieses Reichs erlauben durfte.

Mit Nichten entging es dem deutschen Klerus, in welche abhängige Stellung er von der weltlichen Gewalt gerieth. Die Erkenntniß des Widerstreits ihres geistlichen Amts mit den Diensten, welche der König von ihnen beanspruchte, der Schmerz über die Verwendung des Kirchenguts zu weltlichen Zwecken, der Unmuth über ein Haupt, das den Liutizen ihren blutigen Götzendienst vertragsmäßig verbürgte und die Mission ersterben ließ, sind ihnen wahrlich nicht erspart worden. Aber es war ihnen doch unmöglich, sich dem Dienst und dem Willen des Königs auf die Dauer zu entziehen. Das Königthum mit der kaiserlichen Gewalt durch die Ottonen verbunden, hatte einen überirdischen Glanz in ihren Augen gewonnen; sie sahen in dem König nicht allein den Gesalbten des Herrn, sondern schlechthin den Statthalter Gottes auf Erden, „den Vicarius Christi." Dauernder Widerstand gegen sein Gebot war in ihren Augen Auflehnung gegen Gottes Ordnung. Nicht Bischof Arnulf allein war ein beredter Vertreter des leidenden Gehorsams; noch viel eindringlicher predigte die gleiche Lehre der biedere Thietmar von Merseburg. Ueberdies waren die Bischöfe in ihren Rechten und ihrem Vermögen überall von dem Neid und der Habgier der weltlichen Großen bedroht. Wo sollten, wo konnten sie Beistand erwarten, als bei dem König? Und lag nicht in ihnen selbst, nachdem ihr weltlicher Ehrgeiz längst erregt war, ein Trachten nach zeitlichen Ehren und Vortheilen, das den Absichten Heinrichs auf halbem Wege entgegenkam? Wenn die Freigebigkeit des Königs ihnen auch meist ein Kapital bot, von dem er Zins über Zins verlangte, hätten sie es nicht doch ahnen sollen, daß einst Zeiten kommen würden, wo sie einen lohnenderen Gewinn von diesem Kapital erzielen würden?

Wie dem aber auch sein mag, Heinrich hatte dennoch kein leichtes Spiel mit den deutschen Bischöfen, die neben dem Interesse des Reichs

auch das ihrer eigenen Kirchen sehr wohl kannten. Vornehmlich fügten sich die älteren Bischöfe der ottonischen Zeit schwer in das schärfere und anspruchsvollere Regiment dieses Königs. Nur allmählich gelang es ihm, sich den vielgewandten Bernward von Hildesheim ganz zu gewinnen. Den staatsklugen Heribert von Köln, der sich in seinen späteren Lebensjahren des Rufs großer Heiligkeit erfreutel, beobachtete der König, obwohl ihm derselbe manche wichtige Dienste erwies, doch stets mit völlig begründetem Mistrauen. Erst im Jahre 1021 wurde eine aufrichtige Aussöhnung des Erzbischofs mit dem König herbeigeführt, und der Biograph Heriberts malt mit lebhaften Farben aus, wie der König in der Stille der Mitternacht zu dem einsam im Gebet wachenden Erzbischof gekommen sei, sich ihm zu Füßen geworfen und unter Thränen um Verzeihung seiner Schuld gebeten habe. Wir wissen bereits, welche Hartnäckigkeit Heriberts Bruder, der Bischof von Würzburg, den Wünschen des Königs lange entgegensetzte. Wir wissen ferner, wie es Heinrich unmöglich war, den Starrsinn seines Vetters, des Bischofs Megingaud von Eichstädt, zu brechen. In der ihm eigenthümlichen Weise gab dieser wunderliche Herr oft dem Könige zu erkennen, daß er sich als ein Mann neben ihm fühle. Als Heinrich einst vorüberging und die anderen Bischöfe sich ehrerbietig vor der geheiligten Person des Königs erhoben, blieb Megingaud sitzen; man tadelte ihn deshalb, er aber antwortete: „Ich bin sein älterer Vetter, und die Schriften der Heiden, wie die Bibel gebieten, das Alter zu ehren.“ Ein ander Mal, als der König auf dem Wege nach Regensburg in Eichstädt einkehren wollte und die gewohnte Verpflegung für seinen Hofstaat vom Bischof beanspruchte, fuhr dieser den königlichen Boten barsch an, der ihm auseinandersetzte, was der Hof an Wein gebrauche. „Schuft!“ sagte er, „dein Herr ist ganz von Sinnen. Wie soll ich ihn verpflegen, da ich kaum selbst genug für mich habe! Ich war seines Gleichen von Geburt, aber er hat mich zu einem armen Landpfarrer heruntergebracht und verlangt nun noch, ich soll ihm seinen Hof bewirthen. Woher soll ich so viele Fuder Wein wohl schaffen? Ich habe nur ein einziges kleines Faß, das mir mein lieber Bruder, der verteufelte Bischof von Augsburg *), zum Meßdienst schickte. Beim heiligen Willibald! auch nicht ein Tropfen davon soll ihm in die Gurgel fließen.“ Der Bischof schickte dem Könige alsdann einige Stücke Tuch, das man da-

*) Brun, der Bruder des Königs, war gemeint.

mals zu Eichstädt in großer Menge machte. „Tuch," ließ er ihm melden, „können die Eichstädter Bischöfe eher geben, als den königlichen Hof verpflegen."

Aber selbst mit den Bischöfen, die Heinrich selbst eingesetzt, hatte er oft einen schweren Stand. Vielleicht stand Keiner ihm näher, als Meinwerk, ein reicher, dem königlichen Hause verwandter sächsischer Kleriker, dem er im Jahre 1009 das verarmte Bisthum Paderborn übergab, welches dieser theils durch sein eigenes Vermögen, theils durch eine lange Reihe glänzender Schenkungen des Königs zu einem der reichsten Stifte Deutschlands erhob. Niemand galt mehr im Rathe des Königs als Meinwerk, Niemand diente ihm häufiger am Hofe und im Kriege, und Niemand empfing größere Vergünstigungen; und doch bedachte er unablässig mehr das Wohl seiner Kirche, als das des Reichs. So erfinderisch und gewaltsam der König im Berauben der Kirche war, noch erfinderischer und gewaltsamer war Meinwerk, um das Reich zu Gunsten seines Bisthums zu plündern. Um des heiligen Zweckes willen erlaubte er sich wiederholentlich offenen Diebstahl an seinem Könige und Freunde. Der Biograph Meinwerks ermüdet nicht, alle die räuberischen Streiche seines Helden gegen die Majestät des Königs wohlgefällig zu berichten.

So wies einst, als König Heinrich das Weihnachtsfest in Paderborn feierte und das gewohnte Opfer auf dem Altare niederlegte, der Bischof entrüstet diese Gabe zurück und verlangte statt derselben einen prächtigen Königshof in Westfalen, auf den er lange sein Augenmerk gerichtet hatte. Der König sträubte sich, den habgierigen Bischof zu befriedigen, gab aber doch endlich nach und legte die Schenkungsurkunde auf dem Altare nieder. Da jubelte der Bischof laut vor Freude über seinen Sieg: „Gott und alle Heiligen," rief er, „mögen dir lohnen." Der König aber fuhr schwergereizt fort: „Und Gott und alle Heiligen mögen dich strafen, daß du zum Schaden des Reichs mir das Gut desselben zu entwenden nicht ruhest." Der Bischof achtete wenig den Zorn des Königs, hoch schwang er die Schenkungsurkunde und rief: „Heil dir, Heinrich, für diese That wird dir der Himmel offen stehen! Seht, ihr Gläubigen, solche Opfer sind Gott dem Herrn angenehm!" — Es war bei derselben Gelegenheit, daß Meinwerk einige trächtige Schaafe schlachten und von dem Fell der ungebornen Lämmer dem Könige einen Mantel künstlich bereiten ließ, der wie von Mardelpelz schien. Die Hofleute entdeckten die Sache und sahen in dem Schaafpelz eine Verhöhnung des Königs. Dieser selbst stellte den Bischof zur Rede; der aber behauptete und ließ durch Sach-

verständige erweisen, daß der Mantel von großem Werthe sei. „Um deinen sterblichen Leib zu schmücken," sagte er zum Könige, „habe ich mein armes Bisthum geplündert, habe ich die Domherren und die Armen des Stifts, die mit der Wolle dieser Schaafe bekleidet, mit ihrer Milch und ihrem Fleische genährt werden sollten, um das Ihre betrogen; doch dafür wird einst Gott von dir Rechenschaft fordern, wenn du nicht Alles erstattest, was du meiner Kirche entzogen." Der König lachte und sagte: „Habe ich jemals deiner Kirche etwas genommen, so will ich es vierfach erstatten." Er stellte sofort eine neue Schenkung dem Bischofe aus. — Als zu einer andern Zeit Meinwerk dem Könige einen äußerst kostbaren Mantel gradezu raubte, suchte sich dieser, wohl wissend, daß dem Bischofe den Raub wiederabzujagen unmöglich sei, doch auf seine Weise zu rächen. Er wußte, daß Meinwerk in der lateinischen Sprache nicht sattelfest war; deshalb benutzte er eine günstige Gelegenheit, um mit Hülfe eines Kapellans in dessen Meßbuch bei den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerinnen) das fa auszukratzen. Am folgenden Tage verlangte er, der Bischof solle eine Messe für seine verstorbenen Eltern lesen. Sorglos betete der Bischof zuerst pro mulis et mulabus (für die Maulesel und Mauleselinnen) und verbesserte erst nachher seinen Irrthum. Er entging dadurch dem Spotte des Königs und des Hofes nicht. „Für meinen Vater und meine Mutter," sagte Heinrich, „solltest du beten, und nicht für die Mäuler." Der Bischof drohte ihm mit dem göttlichen Zorn und ließ seine Wuth mindestens an dem Kapellan des Königs aus, den er geißeln ließ und dann seinem Herrn zurücksandte.

Noch andere wunderbare Dinge von Meinwerks Verhältniß zum Könige erzählt der Biograph desselben; sie würden unglaublich scheinen, ließe uns nicht eine Urkunde Heinrichs selbst einen tiefen Blick in dieses Verhältniß werfen. Im Jahre 1017 schenkte der König den Hof Neder in Hessen an Meinwerk. In der darüber ausgestellten Urkunde sagt er im Eingange: es gäbe ein gedoppeltes Wesen im Menschen, ein männlich-beherrschendes und ein weiblich-leidendes; solches wachen Geistes bei sich reiflich erwägend, doch äußerlich gleichsam in Schlaf versunken, habe er diese Schenkung vollzogen. Was anders kann der Sinn dieser höchst eigenthümlichen Erklärung sein, als daß der König widerstrebend und die Augen schließend Meinwerk geschenkt habe, was er ihm nicht habe versagen dürfen? Und das ist derselbe Meinwerk, dessen unablässige und unermüdliche Dienstleistungen Heinrich so oft in den Urkunden rühmt, den er die Martha des Evangeliums nennt, den

er über alle Anfechtungen seiner Widersacher erhebt und auf das Reichste belohnt, wie er selbst erklärt, damit es Andern ein Sporn zu gleicher Dienstwilligkeit und gleicher Treue sei.

Fürwahr, der Weg, den der König zu wandeln hatte, war überaus dornenvoll. Fast nirgends kam ihm eine aufrichtige Hingabe an die Interessen des Reichs und der Nation entgegen, selten selbst bei den Bischöfen. Tausendfältige Sonderbestrebungen, vom Glücke genährt und mit dem Aufschwung des Reiches erwachsen, hemmten überall die Entfaltung der königlichen Gewalt. Aber dennoch gelang es dem Könige zuletzt, sie alle der Krone dienstbar zu machen. Es gelang ihm vor Allem durch seine Klugheit, seine Beharrlichkeit und — Freigebigkeit. Die Zeit forderte einen freigebigen König. Aber um stets zu geben, bedurfte er eines stets gefüllten Schatzes. Ungern sah er es daher, wenn jemand sich ihm mit leeren Händen nahte; nicht die Belehnung der weltlichen Vasallen allein, auch die Investitur der Bischöfe ließ er sich theuer bezahlen. Die Zeitgenossen tadelten seine unersättliche Habgier; aber nicht für sich, sondern nur für die Zwecke des Reichs sammelte er seine Schätze.

Sein ganzes Dasein brachte Heinrich den Sorgen der Herrschaft zum Opfer. Ein kränklicher Mann, gönnte er sich doch keinen Augenblick Ruhe, wo es galt den Feinden des Reichs zu begegnen. Vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen stürmte er im Kriegswetter mit Blitzesschnelle einher, oft unter den größten Beschwerden des Körpers. Kinderlos übte er die Pflichten seines Amts mit einer Treue und Gewissenhaftigkeit, wie sie nicht oft bei Herrschern zu finden ist, die ihr Reich einer blühenden Nachkommenschaft hinterlassen. Unverbrüchliche Freundschaft und uneigennützige Treue hat er selten gesucht und noch seltener gefunden; nur mit seiner Gemahlin war er stets ein Herz und eine Seele. Das Glück, das ihm Anfangs lachte, war ihm nicht immer getreu; aber das Unglück erprobte erst recht seinen Werth. Da hat ihm auch die Welt nicht mehr den Zoll der Bewunderung versagt. Leicht mochte der Unmuth über die endlosen Mühen eines durch frohe Stunden selten erheiterten Daseins ihn zuweilen beschleichen, aber dauernd hat er sich nicht seiner Seele bemeistert. Noch in seinen späteren Jahren wünschte er sich unter seinen leiblichen Gebrechen und den Sorgen der Herrschaft ein langes Leben. Er liebte die Freuden eines ritterlichen Mannes. Gern warf er sich in die Hitze des Kampfes, die Waidlust lockte ihn, ritterliche Spiele waren seine Zerstreuung. Seine Hofhaltung überbot an Pracht und Glanz Alles, was jene Zeit

kannte; nicht der Chalif zu Bagdad, meinte man, sei von gleicher Herrlichkeit umstrahlt.

Die römische Kirche hat Heinrich und Kunigunde unter ihre Heiligen erhoben,*) und die Legende schildert den König als einen Mönch im Purpur, einen Büßer in der Krone; sie stellt ihm Kunigunde nicht als seine eheliche Gemahlin, sondern als eine keusche Nonne zur Seite, die in Gebet und Fleischestödtung mit ihm vereint den Weg zum Himmel wandelte. Die Geschichte giebt ein anderes Bild von König Heinrich und seiner Gemahlin. Sie bezeugt, daß er einer der ehrliebendsten, thätigsten und durchgreifendsten Herrscher war, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen haben; sie läßt uns an ihm einen scharfen Verstand und ein organisirendes Talent erkennen, wie es in jenen Zeiten nicht häufig hervortrat. Es war ein schweres Mißgeschick für unser Vaterland, daß ein politischer Kopf, wie Heinrich war, fast sein ganzes Leben in innern und äußern Kriegen hinbringen mußte. So ehrenwerth er seine Waffen führte; ein schönerer Ruhm wäre ihm in friedlicheren Tagen erblüht.

6.

Heinrichs zweiter Krieg gegen Boleslaw Chrobry. Die Fehde mit den Luxemburgern.

Das deutsche Königthum war seit geraumer Zeit der Magnet 1007.
für die westlichen Stämme der Slawen gewesen; angezogen oder abgestoßen, waren sie alle von ihm gelenkt und bestimmt. Durch die Thaten des großen Polenfürsten schien diese Welt ein neues Centrum gewinnen zu sollen und stand im Begriff sich von den Einflüssen deutschen Wesens zu lösen.

---

*) Heinrich II. wurde durch eine Bulle Papst Eugens III. vom 14. März 1146 kanonisirt und seine Gebeine vom Bischof Eberhard am 13. Juli 1147 feierlich erhoben. Schon Papst Coelestin III. dachte daran, auch Kunigundens Namen in den Heiligencalender der römischen Kirche aufzunehmen, und Innocenz III. vollführte durch eine Bulle v. 3. April 1200 den Willen seines Vorgängers.

1007. Nebel verhüllen die mächtige Gestalt Boleslaws „des Glorreichen" dem Blicke des sorgsamen Forschers. Unter den Zeitgenossen seines Volks hat Boleslaw keinen Herold seiner Thaten gefunden, und die polnische Sage und die kirchliche Legende haben später sein Bild eben so sehr entstellt, als der Nationalhaß der Deutschen und Böhmen; die älteste Chronik der Polen, fast ein Jahrhundert nach seinem Tode geschrieben, zeigt schon deutlich die Spuren sagenhafter Fortbildung und legendenartiger Ausschmückung.

Mit großen Zügen malt diese Chronik in Boleslaw den ritterlichen Heros einer kriegerischen Nation. „Wo," sagt sie, „sollte man ein Ende finden, wollte man aller Burgen Boleslaws gedenken? Posen stellte ihm 1300 gepanzerte Ritter mit 4000 Schildknappen, Gnesen 1500 Ritter mit 5000 Knappen, Breslau 800 Ritter mit 2000 Knappen, Giecz 300 Ritter mit 2000 Knappen. Mehr Ritter hatte Polen damals, als jetzt Knappen; mehr Knappen, als jetzt Bewohner. Und auch der ritterliche Gast war dem Fürsten willkommen; er ehrte ihn mit dem Namen eines Königssohns, fesselte ihn durch Freigebigkeit an seinen Dienst und ersetzte ihm reichlich jeden Verlust, den er in demselben erlitt. „Könnte ich ihn vor dem Tode schützen, wie seiner Armuth helfen," pflegte er zu sagen, „den Rachen des Todes wollte ich mit Gold füllen." So zog er aus mit den polnischen und fremden Rittern gegen die Böhmen und Mährer, die Sachsen und Ungern, die Pommern und Preußen; und kein Feind hielt ihm Stand. Vor Allem kämpfte er mit dem mächtigen Zaren der Russen, als dieser ihm seine Schwester zur Ehe verweigerte. Da umlagerte er das große Kiew, das ihm alsbald seine Thore öffnen mußte. Lachend zog er sein Schwerdt und hieb damit in die goldene Pforte. „So wahr jetzt mein Schwerdt diese Pforte durchbohrt," rief er aus, „soll in der nächsten Nacht des Königs Schwester meine Buhle sein." Mit reicher Beute kehrten die Ritter von diesen und andern siegreichen Zügen heim, und der glänzendste Hof umstrahlte den tapfern Fürsten. Vierzig große Tafeln waren dort täglich für die Herren gedeckt, viele kleinere für das Gesinde. Die Hofleute gingen nicht in leinenen Kitteln und wollenen Röcken, sondern in seidenen Gewanden und goldbesetzten Pelzen. Die Edelfrauen waren mit Kronen und Ketten, mit Armbändern und Halsgeschmeiden, von Edelsteinen blitzend, so überdeckt, daß sie der Stütze bedurften, um nicht zu sinken. Das Gold galt damals in Polen dem Silber gleich, und das Silber wurde wenig geachtet." So schildert der Chronist Herzog Boleslaw und seinen Hof. Aber mit diesen heroischen Zügen des Bildes mischen sich andere,

der kirchlichen Legende entlehnte. Auch davon weiß der Chronist zu 1007.
melden, wie Boleslaw der andächtigste Christ, der gehorsamste Sohn der Kirche war, wie er die Bischöfe seine Herren nannte und sich in ihrer Gegenwart nie zu setzen wagte, wie er der Vater der Wittwen und Waisen, der gerechteste und mildeste Richter, der treue Freund und Beschützer der Armuth war. Ein Küchlein, dem Bauer vom Feinde geraubt, soll er gesagt haben, bekümmere ihn mehr, als eine verlorene Burg seines Reichs. Alles in Allem; es ist das Ideal eines christlich-ritterlichen Königs, das der Chronist in Boleslaw darstellt.

Wie anders ist das Bild, das die deutschen Zeitgenossen und besonders Thietmar von Merseburg von diesem Fürsten entwerfen! Bei ihnen ist Boleslaw ein roher Tyrann, der sein Volk mit Scorpionen züchtigt; ein Volk freilich, das gleich einer Heerde von Rindern oder stöckischen Eseln nur mit Gewalt sich regieren läßt. Wer die Fasten nicht hält — so erzählt Thietmar — dem läßt Boleslaw die Zähne ausschlagen; wer Unzucht treibt, wird öffentlich entmannt und verstümmelt. Und doch ist er selbst ganz in Lüste versunken. Hält ihm seine Geistlichkeit dieselben vor, so eilt er wohl die ihm auferlegte Buße zu leisten, aber eiliger noch stürzt er sich in neue und schlimmere Sünden. Mit Undank lohnt er den Deutschen die Wohlthaten, die sie ihm und seinem Vater erwiesen; unabläßig sinnt er auf ihr Verderben, selbst in den Zeiten des Friedens. Ein Mensch ohne Treue und Glauben, voll tausendfältiger Ränke, der verschmitzteste Verführer, verdankt er seine Siege mehr der Heimtücke, als ehrlicher Tapferkeit. Er ist eine Geißel des Herrn, um die Sünden des deutschen Volkes zu strafen. Wohl dem, der dem Rachen des Löwen entrinnt!

Es ist das Wort des Feindes, das wir bei Thietmar vernehmen, aber trotzdem ist ein Schein der Wahrheit darin. Boleslaw zwang mit furchtbarer Strenge höhere Gesittung und die Gebote der Kirche seinem barbarischen Volke auf, halb noch selbst ein Barbar. Bei den Deutschen ist er in die Schule gegangen; ein gelehriger Schüler, der aber schlecht seinen Meistern dankte. Wie er sein Schlachtschwerdt, ein Ehrengeschenk Ottos III., gegen sie zückte, so hat er alle Künste des Friedens, die er von ihnen erlernt, nur zu ihrem Verderben gebraucht. Auch das ist wahr, daß ihm kein Mittel zum Untergang der Feinde unerlaubt schien. Mit jener natürlichen Spürkraft, die am Wenigsten dem Barbaren fehlt, erspähte er jede Schwäche seines Widersachers und brachte ihm aus dem Versteck den tödtlichen Streich

1007. bei; mehr durch Hinterlist als im offenen Kampfe war er den Deutschen so lange gefährlich. Aber das sah der ehrliche Thietmar nicht, daß freie und hohe Gedanken in diesem Barbaren lebten, daß er Thaten vollführte, ewigen Andenkens werth, ein großes Reich aus dem Nichts schuf, seine Nation mit ritterlicher Tapferkeit und heroischem Muthe erfüllte, daß ein edler Stolz und das Bewußtsein großer Erfolge seine Heldenbrust schwellten, daß er endlich der Vorkämpfer des abendländischen Christenthums in einer Zeit war, wo die Mission bei den Deutschen zu ersterben begann. Wer anders war es, als Boleslaw, der dem heiligen Adalbert die Wege zu den heidnischen Preußen bereitete? Wer anders, der dann Adalberts Schüler Brun von Querfurt und seinen Gefährten Schutz und Förderung angedeihen ließ, als sie die Mission im Osten fortsetzten. Und als auch Brun und seine achtzehn Begleiter an der Grenze Preußens und Rußlands den Märtyrertod fanden (**14.** Februar **1009**), da war es wieder Boleslaw, der ihre Reliquien bewahrte und ehrte.

Polen war mit seinen großen Sümpfen und dichten Kiefernwäldern damals ein armes, schwach bevölkertes Land. Mit Neid sah Boleslaw auf die Herrlichkeiten und den Reichthum des schon von seiner Höhe gesunkenen Böhmens. Massenweise schleppte er auf seinen Kriegszügen Gefangene fort, um mit Leibeigenen die öden Striche seines weiten Landes zu bevölkern. Die Kraft des Reichs beruhte lediglich auf dem kriegerischen Fürstenthum, das sich über der alten Gemeindefreiheit erhoben und die ganze Summe der Gewalt an sich gerissen hatte. Da gab es kein Lehnswesen, keine geistlichen und weltlichen Immunitäten, keinen Selbstherrschaft übenden Adel, keine auf ihre Privilegien trotzende Kirche. Alle Macht war in den Händen des Landesherrn. Er war der alleinige Kriegsfürst, der alleinige Richter, der alleinige Patron der Kirchen und Klöster; es galt kein Wille, kein Interesse, kein Gebot, als das seine. Mit seinem hochstrebenden, kriegerischen Geist hatte Boleslaw die Szlachta, die Freien des Volks, die Herren des Grundes und Bodens, erfüllt; sie bildeten fortan den eigentlichen Kriegerstand der Nation, obwohl der Fürst auch die Kmeten, die zinspflichtigen Bauern, zum Heere entbot. Die Szlachta diente gemeinhin zu Roß; ihre Bewaffnung war roh, meist führte sie nur Bogen und Pfeil. Aus dem Hinterhalt furchtbar, von dem verfolgenden Feinde kaum zu erreichen, stand die Szlachta doch nicht leicht einem waffengeübten Feinde im offenen Felde; nie hat Boleslaw gewagt, sich mit den deutschen Rittern in einer Feldschlacht zu messen. Das ganze polnische Land hatte Boleslaw in Kriegsverfassung

gebracht. Die Burgen waren die Mittelpunkte der Bezirke; die Burggrafen (Castellane) die höchsten Beamten, sie vertheidigten die Grenzen, führten die Krieger dem Herzoge zu, hielten aber auch zugleich in seinem Namen Gericht und sammelten ihm die Steuern. Die Hauptabgabe, die Stroza, bestand aus einem Maaß Weizen und einem Maaß Hafer, jährlich von jeder Hufe zu entrichten und in die Speicher des Herzogs abzuliefern; sie hatten nur diejenigen zu leisten, die von dem Burgdienst befreit waren, und war zur Verpflegung der Wachmannschaften bestimmt. Es sind die Einrichtungen Heinrichs I. in den sächsischen Marken, auf polnischen Boden verpflanzt. 1007.

In der Einheit und zusammengehaltenen Kraft seines Landes hatte Boleslaw die Mittel gefunden, das Reich seines Vaters nicht allein vor den Angriffen der Russen und Böhmen zu schützen, sondern noch neue und größere Eroberungen zu diesem Reiche hinzuzufügen. Schon beherrschte er Pommern und das westliche Preußen, Schlesien, Chrobatien und Mähren; sein Geist war erfüllt von der Idee eines großen, christlich-slawischen Königreichs. Schon glaubte er sich seinem Ziele nahe, als er vor wenigen Jahren das Lausitzer Land und Böhmen erobert hatte; da hatte er dem deutschen Könige die Vasallenpflicht verweigert und selbst um eine Krone in Rom geworben. Aber der Posener Friede hatte alle seine stolzen Hoffnungen vereitelt, ihm seine letzten Eroberungen entzogen und ihn selbst wieder zum Dienstmann des Reichs gemacht. Ein schwerer Schlag; doch die Kraft und den Muth des Mannes hatte er mit Nichten gebrochen. Mit Unwillen trug er das ihm auferlegte Joch und harrte verlangend der Stunde entgegen, wo er es von Neuem abschütteln könne.

Die Zeit kam früher, als er erwartet hatte. Die Böhmen und Liutizen, von Anfang an von dem Posener Frieden wenig befriedigt und in stäter Furcht vor der Rache der Polen schwebend, ruhten nicht eher, als bis sie das Reich abermals gegen ihn in Waffen sahen. Als der König im Jahre 1007 zu Regensburg Ostern feierte, erschienen Gesandte von dem Böhmenherzog, wie von den Liutizen, vor ihm und betheuerten Kunde zu haben, daß der Pole abermals mit den gefährlichsten Plänen umginge; auch ihre Völker suche er durch Geld und Versprechungen zu gewinnen, und sie könnten für die Treue derselben nicht länger stehen, wenn der König nicht sofort zu den Waffen gegen Boleslaw greife. Heinrich, der damals Balduin von Flandern noch nicht unterworfen hatte, war der Ausbruch eines neuen Krieges im Osten nichts weniger als erwünscht, aber nachdem er mit den Großen des Reichs Rath gepflogen hatte, glaubte er doch dem

1007. drohenden Abfall seiner wichtigsten Bundesgenossen vorbeugen zu müssen und entschloß sich zum Kriege. Er entsandte sofort Markgraf Hermann, den Eidam Boleslaws, um seinem Schwiegervater die Kriegserklärung zu überbringen. Vergebens versuchte sich Boleslaw vor dem Markgrafen wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen; Hermann hatte keinen anderen Auftrag als Krieg. Nothgedrungen nahm Boleslaw den Kampf an: „Christus sei mein Zeuge," rief er aus, „was ich jetzt thue, thue ich wider Willen." So begann der Kampf von Neuem, und kein geringes Glück war es für den Polen, daß der König nicht selbst ihm jetzt entgegenziehen konnte, da er bereits Alles zum Krieg gegen Balduin vorbereitet hatte.

Der König hatte die Leitung des polnischen Kriegs dem Erzbischof Tagino übertragen, aber die tüchtigsten Kräfte des Reichs gegen Flandern gerichtet. Nur lässig griffen die sächsischen Herren einen Krieg an, den sie niemals gewollt und gewünscht hatten. Bei der Abwesenheit des Königs fehlte überdies der rechte Sporn und Trieb in allen Dingen. So überschwemmte Boleslaw mit seinen Reiterschaaren unbehindert die Marken und drang bis zur Elbe bei Magdeburg vor, ehe sich noch das sächsische Heer gesammelt hatte. Er nahm die Burg Zerbst ein und führte die Bewohner des umliegenden Landes, die sein Schwerdt verschonte, massenweise gebunden in die Gefangenschaft. Endlich trat ein kleines sächsisches Aufgebot zusammen und ging über die Elbe. Boleslaw zog sich zurück, wurde aber nur langsam von den Sachsen verfolgt. Als sie bis Jüterbogk vorgerückt waren, hielten sie bei ihren unzureichenden Kräften die weitere Verfolgung des Feindes nicht für rathsam, und auf die schmachvollste Weise löste das Heer sich auf, während der Pole sich abermals in der Lausitz festsetzte und Bautzen einschloß. Vergebens schickten die Belagerten Boten über Boten an die sächsischen Großen, vergebens eilte Markgraf Hermann selbst zu ihnen und beschwor sie, der wichtigen Feste Beistand zu leisten; Niemand regte die Hand, und Bautzen mußte endlich dem Polen übergeben werden, der der tapferen Besatzung freien Abzug mit ihrer Habe gewährte. Mit Bautzen kam das ganze Milzenerland abermals in die Gewalt des Polen, der so in der Ober- und Niederlausitz aufs Neue festen Fuß gefaßt hatte. Der König empfand schwer genug diese Niederlage und forderte die Sachsen auf, in gebührender Weise die Schmach zu rächen, aber wirkungslos verhallten seine Worte bei der Abneigung, die sie einmal gegen diesen Krieg empfanden.

Der König hatte indessen Balduin überwunden und hätte jetzt selbst den

polnischen Krieg angreifen können, wenn nicht gerade in diesem Augenblick innere Zerwürfnisse ausgebrochen wären, die, tief in die Verhältnisse seiner eigenen Familie eingreifend, zugleich die Ruhe des Reichs auf das Aeußerste gefährdeten. 1008.

Die Brüder der Königin strebten sichtlich darnach, die Regierung Heinrichs zu einer glanzvollen Erhebung ihres Geschlechtes zu benutzen; ihre Absichten fanden aber den entschiedensten Widerstand in der Abneigung des Königs gegen eine Hauspolitik, wie gegen jedes der Krone gefährliche Wachsthum der Geschlechter. Schon mit Unwillen hatte er es gesehen, als Dietrich, der tüchtigste Bruder der Königin, sich ohne seinen Willen und unter großen Unregelmäßigkeiten im Jahre **1006** des bischöflichen Stuhls von Metz bemächtigt hatte; aber als dieser nach dem Tode des Erzbischof Liudolf von Trier (um Ostern **1008**) die Wahl seines jüngsten Bruders Adalbero, der fast noch im Knabenalter stand, in Trier durchsetzte, war der König fest entschlossen, sein Einsetzungsrecht nachdrücklich geltend zu machen und dem Ehrgeiz seiner Schwäger einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Trotz aller Bitten der Königin und des Herzogs Heinrich von Baiern verweigerte er ihrem Bruder die Investitur und übertrug das erledigte Erzbisthum dem Megingaud, einem Geistlichen des Mainzer Erzstifts.

Aber Adalbero wollte sich im Vertrauen auf den Einfluß seiner Familie nicht fügen. Er bemächtigte sich der Pfalz in der Stadt, zwang die Lehnsmänner des Stifts ihm zu huldigen, gewann sich durch freigebige Vertheilung des Kirchenguts einen mächtigen Anhang, setzte Trier in Vertheidigungszustand und brach die Moselbrücke ab. Auch die Trierer gedachten ihr Wahlrecht zu schützen und schlossen sich ihrem erwählten Bischof an. Der König zog deshalb mit einem kleinen Heere, bald nach dem Pfingstfest **1008**, das er in Köln gefeiert hatte, gegen seinen aufrührerischen Schwager und die empörte Stadt. Die Umgegend wurde verwüstet und die Stadt eng eingeschlossen; aber sie unterwarf sich dem Könige nicht, der alsbald nach dem Rhein zurückeilte, um größere Streitkräfte zu sammeln. Mit diesen rückte er von Neuem vor die Stadt, die er vom August bis zum November belagerte. Endlich mußten die Trierer sich fügen und die Stadt übergeben; nur die Pfalz hielt sich noch, obwohl der Hunger arg in ihr wüthete. Herzog Heinrich, schon den Verrath im Herzen, verheimlichte die Bedrängniß der Besatzung, die ihm nur zu gut bekannt war, geflissentlich dem Könige und vermochte ihn sogar, derselben freien Abzug zu gestatten. So war der Sieg des Königs nur ein halber.

1008. Als er die Stadt verließ und Megingaud zu weihen, Adalbero aber zu excommuniciren gebot, versprachen die Trierer, was sie nicht zu halten gedachten. Kaum war das Heer des Königs abgezogen, so nahmen sie abermals Adalbero auf, der sich auch während der folgenden Jahre in der Stadt behauptete, während des Königs Erzbischof seinen Sitz zu Coblenz aufschlagen mußte.

Trier, kurz vorher von den Normannen heimgesucht und kaum sich erholend, hatte die schwersten Verluste erlitten. Und hätte es sich nur um Trier gehandelt! Aber schon hatte sich der unternehmende Dietrich von Metz offen auf die Seite seines Bruders und der Empörung gestellt, und bald legte auch Herzog Heinrich, den der König in Lothringen zurückgelassen hatte, seine Untreue klar an den Tag. Das ganze Haus der Luxemburger war gegen den König in den Waffen; der innere Krieg griff immer mehr und mehr um sich und erschien um so bedenklicher, je weiter sich die Familienverbindungen dieses Hauses durch Lothringen und den Elsaß erstreckten. Vornehmlich wurde Lothringen der Schauplatz eines langen verheerenden Kriegs, und seufzend gedachte man dort der goldenen alten Zeiten.

Nachdem der König das Weihnachtsfest zu Pöhlde gefeiert und
1009. in der Fastenzeit sich wieder an den Rhein begeben hatte, eilte er nach Schwaben, um das obere Deutschland vor einem Einfall Herzog Heinrichs zu schützen. Denn bereits ging dieser mit dem Plan um, nach Baiern zurückzukehren, um auch hier den Aufstand zu entzünden. Als der König Schwaben gesichert und zu Augsburg Ostern gefeiert hatte, zog er im Mai nach Regensburg, wohin er einen großen Landtag beschied. Obgleich die baierschen Grafen und Herren dem Herzog Heinrich einen Schwur hatten leisten müssen, daß sie innerhalb dreier Jahre sich keinen anderen Herzog erwählen wollten — ein Gelöbniß, das ihnen der König streng verwies —, brachte es doch der König durch Drohungen und Versprechungen dahin, daß sie dem Herzoge absagten. Der Bruder der Königin wurde seiner Herzogthums entkleidet, und der König selbst übernahm von Neuem die Verwaltung des Landes. Von Baiern begab sich der König nach Sachsen, aber nicht um den Kampf mit dem Polen aufzunehmen, sondern um vielmehr dort ein Heer zu sammeln, das er nach Lothringen führen könnte. Selbst die Liutizen mußten ihm hierhin folgen. Im Sommer zog er dann mit großer Heeresmacht gegen seine Schwäger aus und richtete den Hauptangriff diesmal gegen Metz, das Bischof Dietrich vertheidigte. Auf das Entsetzlichste litt die Umgegend der Stadt; die Häuser daselbst wurden niedergebrannt, ein Kloster von den heidnischen Liutizen ge-

plündert, die Aecker zerstört und die Weinberge verwüstet. So 1009.
hoch stieg die Noth, daß 800 von den Dienstleuten des Stifts ohne Vorwissen ihrer Herren in die Ferne zogen und dort bettelnd ihren Unterhalt suchten. Dennoch ergab sich die Stadt nicht, und der König mußte endlich die Belagerung aufheben. Auch in anderen Gegenden Lothringens wurde in diesem Sommer und im Herbste gekämpft, wie bei Saarbrück, das der König einnahm. Auf beiden Seiten konnte man sich zuletzt des Sieges nicht rühmen, und ein Waffenstillstand auf längere Zeit beschloß die Kämpfe des Jahres, nach denen der König nach Sachsen ging, um abermals das Weihnachtsfest in Pöhlde zu feiern.

Während dieser lothringischen Händel hatten sich auch in Sachsen alle Bande der Ordnung gelöst. Die gräuelvollsten Fehden waren ausgebrochen, vor Allem in den östlichen Marken. Markgraf Werner von der Nordmark stand in alter Feindschaft mit einem Grafen Dedi, gegen den er jetzt aufs Neue die Waffen ergriff, ihn auf der Landstraße überfiel und erschlug. Markgraf Gunzelin von Meißen bekriegte sich mit seinen Neffen, dem Markgrafen Hermann und dessen Bruder Eckard. Mit dem Markgrafen Gero von der Ostmark lebten die sächsischen Bischöfe in Fehde und verwüsteten sein Land. Der Krieg mit Boleslaw schien fast vergessen. Stand dieser doch mit den sächsischen Herren aus früherer Zeit meist in enger Verbindung und mit Mehreren derselben sogar in naher Verwandtschaft; wie hätten sie da bei ihren Händeln untereinander sich in einen Kampf stürzen sollen, dessen Aufnahme sie niemals gewünscht hatten? Es ist keine Frage, daß Viele von ihnen mit dem Feinde des Reichs niemals ihre alten freundschaftlichen Verbindungen abbrachen; Mehrere waren dem Könige sogar wegen verrätherischer Umtriebe mit Boleslaw dringend verdächtig.

Darin lag die Stärke des Polen, daß er seines Volkes und Landes vollkommen Herr war, während Heinrich in seinem eigenen Reiche unablässig mit widerstrebenden Gewalten zu kämpfen hatte, die theils mit dem äußeren Feinde im Einverständniß handelten, theils doch seine Erfolge erleichterten. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Heinrichs wäre es der ungleichste Kampf gewesen, hätte er nicht andere Verbündete gefunden, die das unmittelbarste Interesse zu Gegnern des Polen machte. Es war außer den Böhmen und Liutizen, die den Ausbruch des Kampfes herbeigeführt hatten, vornehmlich der König Stephan von Ungern, der wohl mehr aus Furcht vor der wachsenden Uebermacht des siegreichen Nachbarn, als aus verwandtschaftlicher Zuneigung zu seinem Schwager die Waffen

1009. gegen den Polen ergriff. Die Beschaffenheit unserer Quellen verhindert uns, die Kämpfe Stephans im Einzelnen zu verfolgen, aber nur aus diesen ist erklärlich, daß Boleslaw damals, wo ihm an den deutschen Grenzen kaum irgendwo ein nennenswerther Widerstand entgegentrat, nicht größere Fortschritte machte. Er begnügte sich, Bautzen und die lausitzischen Marken besetzt zu halten, ohne die Elbe zu überschreiten. Wahrscheinlich wandte er seine Waffen damals hauptsächlich gegen die Ungern, denen er die Slowakei — wir wissen nicht genau zu welcher Zeit — entriß und so die Grenzen seines Reichs von den Karpathen südlich gegen die Donau vorrückte.

1010. König Heinrich hatte beschlossen, die ihm von seinen Schwägern gegönnte Waffenruhe zu einem neuen ernsten Kampf gegen die Polen zu benutzen. Doch mußten zuvor Ordnung und Friede in den sächsischen Marken hergestellt werden. Im Anfang des Jahrs 1010 wurde über den Markgrafen Werner Gericht gehalten, seine Mark ihm abgesprochen und Bernhard, dem Sohne des früheren Markherzogs Dietrich, ertheilt. Bald darauf traf ein noch schwereres Geschick den Markgrafen Gunzelin; wegen Landfriedensbruchs und auf die unerwiesene Anschuldigung des Landesverraths wurde er in Ketten geworfen und Meißen bald darauf dem Markgrafen Hermann übertragen, der so die ganze Mark seines Vaters wieder vereinte. Markgraf Gero hielt der König für hinlänglich durch die Verwüstung seines Landes bestraft. Als so die Verhältnisse der Marken von Neuem geordnet und ein Anschlag Boleslaws, sich der Burg Meißen zu bemächtigen, vereitelt war, begab sich der König nach Baiern, doch erließ er noch zuvor den Aufruf zu einem Kriegszuge gegen die Polen, zu dem sich das sächsische Heer im August sammeln sollte und an dem er selbst Theil zu nehmen versprach.

Zu der bestimmten Frist sammelte sich das sächsische Heer bei Belgern an der Elbe; auch die Böhmen unter Herzog Jaromir stellten sich ein. Der König übernahm selbst die Leitung des Heeres. Ehe man ausrückte, verhandelte man noch einmal mit dem Feinde. Herzog Bernhard und der Propst Walthard von Magdeburg wurden an Boleslaw als Gesandte abgeschickt, aber unverrichteter Sache kehrten sie heim, da sie den Feind unverzagt fanden. So ging denn das Heer des Königs über die Elbe und drang in die Lausitz ein. Doch kaum hatte man die Grenze derselben überschritten und war bis an einen Ort Namens Jarina gekommen, als der König und Erzbischof Tagino schwer erkrankten. Man hielt Rath, was zu thun sei, und be-

schloß, der König sollte mit dem Erzbischof unter der erforderlichen Bedeckung über die Elbe zurückgehen, der übrige Theil des Heeres aber gegen die Oder verwüstend vordringen. Boleslaw hatte bereits das Land bis zur Oder geräumt und hielt Glogau besetzt. Ungefährdet kamen daher die Sachsen bis vor diese Feste, an der sie in guter Ordnung vorüberzogen, dann aber durch das Land der Milzener den Rückweg antraten. Die Polen verlangten im Vertrauen auf ihre überlegene Zahl nach einem Angriff; Boleslaw hemmte jedoch ihren kriegerischen Ungestüm. „Das Heer, das ihr sehet," sagte er, „ist freilich klein an Zahl, aber reich an tapferen und auserlesenen Kriegern. Greife ich es an, so bleibe ich, siegend oder besiegt, für die Zukunft gelähmt, der König wird aber bald ein neues Heer um sich sammeln." So wurde der Heimzug des deutschen Heeres vom Feinde nicht beunruhigt. Nur heftige Regengüsse hielten ihn auf, doch kam man ohne erhebliche Verluste bis an die Elbe. Die Böhmen zogen nach Hause; die Sachsen setzten bei Strehla über den Strom und eilten dann frohlockend nach Merseburg, wo sie der König, bereits von seiner Krankheit genesen, freundlich empfing. Waren auch nicht große Siege gewonnen, so war doch Boleslaw noch einmal aus den Elbgegenden, die er bereits als sein Eigenthum ansah, zurückgewiesen.

1010. Septbr.

Den König beschäftigte der Gedanke, die zerstörten Burgen in der Lausitz ungesäumt herzustellen, doch riefen ihn wichtige Geschäfte bald nach anderen Seiten. Nachdem er das nächste Weihnachts- und Osterfest in Franken verlebt und dann in Regensburg längere Zeit Hof gehalten hatte, begab er sich im Anfange des Monats Juli nach Mainz, wohin er einen Reichstag berufen hatte, auf dem er die Streitigkeiten mit seinen Schwägern völlig beizulegen hoffte. Soweit kam es freilich auf dem Reichstage nicht, doch wurde abermals ein längerer Waffenstillstand geschlossen, den die Luxemburger indessen schlecht genug hielten. Als der Herzog Dietrich von Oberlothringen, der Bischof Heimo von Verdun und andere Bischöfe von Mainz fortritten, wurden sie plötzlich bei Odernheim von den Luxemburger Brüdern Heinrich und Dietrich mit ihrem Anhange*) aus einem Hinterhalt überfallen und unter ihrem Gefolge ein gewaltiges Blutbad angerichtet. Nur mit großer Gefahr entkamen die Bischöfe, während Herzog Dietrich schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth und das Leben nur seiner Verwandtschaft und früheren Freundschaft mit den Luxem-

1011.

*) Nach späteren Nachrichten soll auch Pfalzgraf Ehrenfried bei diesem Anschlage mit den Luxemburgern verbündet gewesen sein.

1011. burgern dankte. Erst nach längerer Zeit ward er gegen Geißeln in Freiheit gesetzt. Dieser Streich der Schwäger des Königs, fast unter seinen Augen ausgeführt, bewegte alle Gemüther; noch ein Jahrhundert nachher erzählte man sich davon, und im Sprichwort wünschten sich Freunde, sie möchten niemals nach Odernheim kommen. Aber der
18. Juli. König, der sofort zu Tribur das unerhörte Ereigniß erfuhr, unterdrückte mit seiner ganzen Seelenstärke den Unmuth über das verwegene Unternehmen. Nicht gegen seine Schwäger, die er doch noch gütlich zu versöhnen hoffte, wollte er jetzt die Waffen ergreifen; seine Gedanken waren vielmehr auf die Beendigung des polnischen Krieges gerichtet.

Im Winter kehrte der König nach Sachsen zurück und beschäftigte sich sofort mit den Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge gegen
1012. Boleslaw. Noch im Januar ließ er Lebusa, eine alte Feste im Lausitzerlande,*) die König Heinrich I. hatte zerstören lassen, von sächsischen Kriegsmannen herstellen. Der Umfang der Stadt, die einst ein Hauptort der Wenden gewesen war, war sehr bedeutend, nur nothdürftig wurden deshalb die weiten Befestigungen erneuert und etwa tausend Mann als Besatzung in ihr gelassen; dennoch hoffte der König hier einen wichtigen Stützpunkt für weitere Unternehmungen gefunden zu haben. Anders dachten die Sachsen, die überdies nicht wenig entmuthigt wurden, als bald darauf Herzog Jaromir, bisher des Königs treuester Verbündeter, von seinem Bruder Udalrich entthront, sich nothgedrungen zu dem Polenherzog flüchtete. Aber der König betrieb unverzagt den Krieg, zugleich eifrig bemüht, sich noch vor Eröffnung desselben seine inneren Feinde zu gewinnen. Deshalb ging er jetzt noch einmal nach Lothringen, wo er das Osterfest zu Lüttich feierte, und wenigstens soweit brachte er es, daß Wege der Verständigung eröffnet wurden; ein großes Fest der Versöhnung hoffte er
6. Mai. bei der Einweihung des Bamberger Doms begehen zu können. Auch seine Schwäger berief er zur Feier des für ihn so glücklichen Tags; sie stellten sich ein, aber aufs Neue scheiterten seine friedlichen Absichten, vornehmlich, wie es scheint, an der Starrheit des Bischofs Dietrich, der sich mit Beschwerden gegen den König sogar an den Stuhl Petri gewandt hatte. Der König begab sich, nachdem er wohl Manchen seiner Gegner gewonnen, aber die Triebfedern des Aufruhrs nicht
Juni. gebrochen hatte, nach Sachsen zurück. Er sah, es bedurfte noch eines neuen Kampfes in Lothringen, um sich seine Schwäger zu unterwer-

*) Jetzt ein Dorf zwischen Dahme und Schlieffen; man sieht noch heute dort Reste der alten Wälle.

sen; eines Kampfes, an dem er sich selbst betheiligen müsse. Um so 1012.
geneigter zeigte er sich daher alsbald, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, zu denen Boleslaw jetzt selbst die Hand bot. An einem Orte, der Sciciani genannt wird, hatte Walthard, so eben nach Taginos Tode zum Erzbischof von Magdeburg ernannt, eine Zusammenkunft mit dem Polen; die Verhandlungen scheiterten indessen auch diesmal, wir wissen nicht aus welchem Grunde.

Im Sommer 1012 mußte so der König gegen seine Schwäger und gegen den Polen zu derselben Zeit aufs Neue die Waffen ergreifen. Er selbst begab sich nach Lothringen; als Statthalterin in Sachsen ließ er seine Gemahlin zurück und übertrug die Führung des Heers dem Erzbischofe Walthard. Der Krieg in Lothringen drehte sich abermals, wie im Jahre 1009, um die Belagerung von Metz. Eng wurde die Stadt vom König eingeschlossen gehalten, und die Noth in derselben stieg endlich zu solcher Höhe, daß sie sich dem Könige ergab. Die Freude über diesen Erfolg stimmten indessen die Nachrichten, die der König vor Metz aus Sachsen empfing, bedeutend herab. Gegen Ende des Monats Juli hatte sich das sächsische Heer bei Belgern an der Elbe gesammelt, aber unter Vorzeichen der übelsten Art. Erzbischof Walthard erkrankte unerwartet und starb bald darauf; der 12. August.
Gesinnung des neuen Böhmenherzogs glaubte man nicht trauen zu dürfen; der Bund mit den Liutizen löste sich; Manche der Sachsen selbst, wie der abgesetzte Markgraf Werner und Eckard, der Bruder des Markgrafen Hermann, standen offenkundig mit dem Polen im Bunde. Da sank selbst den Besten der Muth, und das Heer löste sich auf, ehe es noch die Elbe überschritten hatte. Indessen fiel Boleslaw aufs Neue in die Lausitz ein und belagerte Lebusa. Da die Elbe plötzlich weit austrat, schien es den Sachsen unmöglich, die Burg zu entsetzen; sie wurde am 20. August erstürmt, geplündert, in Brand gesteckt und die ganze Besatzung niedergehauen. Das Lausitzer und Milzenerland fiel wieder vollständig in die Hände der Polen; die Sachsen begnügten sich Meißen und das Elbufer zu sichern.

Im September kehrte der König nach Sachsen zurück und ordnete sogleich mit fester Hand die zerrütteten Verhältnisse der Seinen. Mit den Liutizen stellte er auf einem Landtage zu Arneburg das gute Vernehmen her. Der schwächliche Herzog Jaromir, der sich von dem Polen jetzt zu dem Könige flüchtete, fand am Hofe nicht die erwartete Aufnahme. Es wurde ihm zum Verbrechen gemacht, daß er eine baiersche Kriegsschaar, die ihm zur Bedeckung übergeben war, ohne Wissen des Königs hatte niedermetzeln lassen, weil sie sich mit

1012. dem Polen verständigt hatte; auf diese Beschuldigung hin, wurde er seines Herzogthums entkleidet und nach Utrecht in Haft gebracht. Sein Bruder Udalrich, von dem sich der König ein kräftigeres Regiment versprach, wurde nach Merseburg beschieden und hier mit der Herrschaft belehnt, die er sich eigenmächtig angemaßt hatte. Man verwunderte sich über diese auffällige Entscheidung des Königs. Man staunte und murrte auch über seine Strenge, als er jene sächsischen Herren, die sich mit Boleslaw verbündet hatten, mit der Acht belegte. Aber die Ordnung kehrte zurück, und zugleich wurden neue ausgedehnte Rüstungen gegen Boleslaw betrieben.

Indessen hatte der König eine große Synode auf den 11. November nach Coblenz berufen, um nun auch mit geistlichen Waffen seine inneren Feinde zu bekämpfen. Er selbst begab sich in die Mitte der Bischöfe, und diese beschlossen, was er von ihnen verlangte. Dem Bischof Dietrich wurde bis zu seiner Unterwerfung das Messelesen untersagt und alle Rebellen mit dem Banne bedroht, wenn sie dem Könige noch ferner den Gehorsam versagten. Der Verlust von Metz und dieser Beschluß der Synode brachten endlich in der That Dietrich und seine Genossen zur Besinnung. Sie baten, vor dem König erscheinen und seine Gnade nachsuchen zu dürfen. Er beschied sie nach Mainz vor seinen Richterstuhl, wo sich auch Einige von ihnen stellten, Verzeihung erbaten und erhielten; selbst Bischof Dietrich machte seinen Frieden mit dem Könige. Einzelne der Rebellen beugten sich freilich auch jetzt noch nicht, aber sie verkrochen sich scheu in den Winkel und erregten für den Augenblick kaum ernste Besorgnisse.

Der Sieg des Königs über die Aufständigen wirkte sofort auf den Polen zurück. Eine Friedensgesandtschaft desselben stellte sich unerwartet vor Heinrich ein, als er das Weihnachtsfest nach seiner Sitte zu Pöhlde beging. Boleslaw wollte jetzt aufrichtig eine Verständigung; nicht minder der König, der eben damals den Gedanken zum Römerzuge mit Lebendigkeit ergriffen hatte. So führten die Unter-
1013 handlungen diesmal schnell zum glücklichen Ziele. Schon im Februar erschien Mieczislaw, der Sohn des Polenherzogs, zu Magdeburg am Hoflager des Königs, um ihm den Lehnseid zu leisten. Nach einer langwierigen Krankheit, die Heinrich damals überstand, begab er sich nach
24. April. Grona, wohin er einen Reichstag berief, auf dem er die Vorkehrungen für seinen Römerzug traf. Dann kehrte er in die östlichen Gegenden zurück und feierte das Pfingstfest zu Merseburg. Hier trat Herzog Boleslaw selbst vor das Angesicht des Königs. Im festlichen Aufzuge trug der kühne Pole, der so oft ringsum seine Feinde zu Paaren ge-

trieben hatte, dem deutschen König abermals das Schwerdt zur Kirche 1013.
vor. Große Geschenke brachte er dem Könige dar; größere empfing er als Gegengabe und überdies jene Länder, nach deren Besitz er lange getrachtet hatte, das Lausitzerland und das Land der Milzener, als Lehen des Reichs. Sie gingen so zwar nicht dem Reiche, wohl aber den Deutschen verloren; ein sechsjähriger Krieg hatte ihnen jetzt entwunden, was der Posener Friede ihnen einst noch beließ. Es war nicht der erwünschteste Ausgang des Kampfes, das entging dem Könige nicht; aber unmöglich war es bei der Lage des Reichs und der Unlust der Sachsen an diesem Kriege mehr zu erreichen.

Als die beiden alten Gegner, die rüstigsten Kriegsfürsten ihrer Zeit, in Merseburg schieden, wandten sich ihre Wege weit auseinander. Boleslaw zog gegen den russischen Zaren; Heinrich wandte seine Schritte über die Alpen, um von dem Nachfolger des heiligen Petrus die Kaiserkrone zu empfangen.

7.

Heinrichs II. Römerzug und Kaiserkrönung.

Im Jahre 1008 erschien einst, wie erzählt wird, dem Könige ein merkwürdiges Traumgesicht. Es war ihm, als sei er im Kloster des heiligen Emmeram zu Regensburg und bete am Grabe seines alten Lehrers, des Bischofs Wolfgang; dieser selbst aber trete zu ihm und verweise ihn auf eine Schrift an der nahen Wand. Hier standen nur die zwei Worte geschrieben: „Nach sechs!" Nach sechs Tagen, glaubte der König, würde er sterben, und widmete sich ganz frommen Werken. Aber die sechs Tage gingen vorüber, ohne daß ihn ein Unfall betraf; ebenso sechs Monate und sechs Jahre. Als zum siebentenmal der Jahrestag jenes Traums wiederkehrte, wurde Heinrich in Rom zum Kaiser gekrönt.

So unvermuthet, wie ihm, war diese Erfüllung des Traums seinen Zeitgenossen, die dem schwächlichen und kränkelnden Mann nur ein kurzes Leben geweissagt hatten. Mit höhnischer Freude hatten seine Feinde oft verkündet, der König könne unmöglich lange regieren und werde niemals die Kaiserkrone gewinnen. Nun regierte er

1013. schon im zwölften Jahre und stieg rüstig zu den Stufen des kaiserlichen Throns hinan.

Was aber war es, was ihn gerade damals, als er den Polenkrieg kaum beendigt, die inneren Feinde noch nicht vollständig unterworfen hatte, bewog nach Rom zu ziehen, um eine Krone zu suchen, nach der er bis dahin sich wenig lüstern gezeigt hatte? Unfehlbar wirkten auf seinen Entschluß ebensosehr die Verhältnisse Italiens ein, als die innere Lage Deutschlands.

Wie schwere Kämpfe er auch zu bestehen hatte; er war bisher entschieden im Uebergewichte geblieben. Boleslaw hatte sich aufs Neue als sein Vasall bekannt; seine inneren Gegner waren theils überwältigt, theils hatten sie wenigstens für den Augenblick die Waffen niedergelegt; überdies war in seinem Dienst bereits ein neues Geschlecht emporgekommen, das in seinem eigenen Interesse die königliche Sache vertreten mußte. Gerade in den letzten Jahren hatte der König Gelegenheit gefunden, die ersten weltlichen und geistlichen Würden des Reichs mit Männern seiner Wahl zu besetzen. Im Februar 1011 waren rasch nach einander der Herzog Bernhard I. von Sachsen und Erzbischof Willigis von Mainz gestorben. Sachsen ging von Herzog Bernhard auf seinen gleichnamigen Sohn über, auf dem sich die Treue des Vaters gegen den König zu vererben schien. Zu Willigis Nachfolger wurde der Abt Erkanbald von Fulda bestellt, ein stiller Mönch, der sich zu bescheiden wußte. Noch in demselben Jahre starb Herzog Konrad von Kärnthen, der sieben Jahre lang nach dem Tode seines Vaters Otto das Herzogthum bekleidet hatte. Konrad hinterließ einen gleichnamigen Sohn, der aber noch im Knabenalter stand. Nicht diesem, sondern wider seine Gewohnheit einem Manne aus einem andern Hause übertrug der König das erledigte Herzogthum. Adalbero aus dem Geschlecht der Eppensteiner, dessen von seinem Vater Markward ererbte Grafschaften im Mürzthale lagen, wurde der neue Herzog von Kärnthen. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er eine Markgrafschaft im östlichen Kärnthen bekleidet und durch die Gunst Ottos III. und Heinrichs II. große Schenkungen und Lehen gewonnen. Seine Gemahlin war die Tochter des Herzogs Hermanns II. von Schwaben, eine Schwester der Wittwe des ebenverstorbenen Konrad. Im Jahre 1012 starb auch der junge kinderlose Herzog Hermann III. von Schwaben. Mit ihm endete der Mannsstamm jenes fränkischen Hauses, das einst König Heinrich I. mit Schwaben belehnte und das sich dort unter vielen Wechselfällen doch zuletzt im Herzogthum behauptet hatte. Es lebten noch mehrere Schwestern Herzogs Hermanns III.; außer

Brigitta, der Gemahlin Adalberos, und außer Mathilde, die sich nach 1013.
dem Tode Herzog Konrads in zweiter Ehe mit Graf Friedrich, dem Sohn des Herzogs Dietrich von Oberlothringen, vermählte, lebte noch Gisela, die älteste Schwester, vermählt mit dem ritterlichen Babenberger Graf Ernst, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich. Diese Frauen, die Basen des Königs, hatten durch ihren vom Vater ererbten Reichthum, durch ihren Einfluß am Hofe und vor Allem durch ihre Ansprüche an die burgundische Erbschaft eine große Bedeutung. Es war Gisela, die ihrem Gemahl damals das Herzogthum Schwaben gewann; Herzog Ernst, ein gedemüthigter und versöhnter Gegner des Königs, zeigte sich dieser Auszeichnung würdig. Bald danach erlosch mit Herzog Otto von Niederlothringen der Mannsstamm der Karolinger; durch seinen Tod wurde abermals ein Herzogthum erledigt, das überdies bei den besonderen Verhältnissen des Königs von der größten Wichtigkeit war. Er übertrug es dem tapferen Gottfried von Verdun, einem Bruder jenes Grafen Friedrich, der die Welt verlassen und die Cluniacenser nach Lothringen geführt hatte. Ein anderer Bruder, Hermann, war damals Graf von Verdun und entsagte später ebenfalls der Welt; der vierte Bruder Gozelo war Graf von Antwerpen. Dieses Geschlecht wurde jetzt weithin das mächtigste Lothringens und eine der kräftigsten Stützen der königlichen Sache. Um dieselbe Zeit erhob der König, da die erzbischöflichen Stühle von Magdeburg und Hamburg erledigt wurden, gegen den Willen des Klerus und der Stiftsvasallen seine Kapellane Gero und Unwan auf diese ersten Bischofssitze des sächsischen Landes. Beide waren Sachsen von Geburt, aber ganz in die Reichspolitik Heinrichs eingeweiht; Unwan von Bremen stand überdies als Neffe des Bischofs Meinwerk von Paderborn in weitläuftiger Verwandtschaft mit dem Könige.

So gewiß durch diese Ernennungen und Belehnungen die Absichten des Königs für das Reich mannigfache Förderungen fanden, so gewiß erweckten sie ihm doch zu seinen alten Feinden manche neue. Was in Kärnthen geschehen war, mußte ihm die Nachkommenschaft des Herzogs Otto, das erste Geschlecht des rheinischen Frankens, vollends entfremden. Die Erhebung Gottfrieds von Lothringen reizte nicht nur aufs Neue die luremburgischen Brüder und ihren mächtigen Schwager, den reichen Grafen Gerhard, dessen Güter und Lehen sich weithin durch ganz Lothringen und den Elsaß erstreckten, sondern verfeindete ihn auch mit der Nachkommenschaft der ersten Landesherzöge, die in dem Grafen Lambert von Löwen ihr Oberhaupt hatte. Es

1013. war vorauszusehen, daß diese neue Ordnung der Dinge abermals zu schweren inneren Kämpfen führen würde. Wie wenig aber der königliche Name genügte, um die widerstrebenden Mächte Deutschlands dauernd im Zaum zu erhalten, hatten die letzten Jahre hinreichend gezeigt. Es bedurfte daher für den König einer glanzvolleren Stellung, einer höheren Weihe, neuer Auspicien, wenn die deutsche Krone wieder so hell leuchten sollte, wie einst in den Tagen Ottos des Großen. Ohne den Glanz des Kaiserthums war einmal der deutsche Adel nicht dauernd zu beherrschen, wie, ohne sich des Papstthums zu versichern, der König auch seine gebietende Stellung über den Klerus nicht sicher behaupten konnte. So war es vor Allem die Lage Deutschlands selbst, die den König zum Römerzug trieb.

Aber auch die Verhältnisse Italiens selbst riefen Heinrich über die Alpen. So tief der erste Zug des Königs nach der Lombardei Arduin gedemüthigt hatte, war dieser doch nicht vernichtet und hatte sich, sobald die Deutschen die lombardischen Städte geräumt hatten, wiederum den Augen der Welt gezeigt. Allmählich gewann er hier und da von Neuem Anerkennung; vor Allem in Pavia, das die Herrschaft der Deutschen am Tiefsten haßte. Aber zu einer gesicherten Herrschaft brachte es Arduin doch nicht wieder. Die mächtigsten Bischöfe stellten sich jetzt in die Mitte der streitenden Parteien und benutzten die Verwirrung, um sich selbst zu größerer Selbstständigkeit zu erheben. So der Erzbischof Arnulf von Mailand und der Erzbischof Adalbert von Ravenna, der ohne königliche Genehmigung seine Würde nach Friedrichs Tode gewonnen und selbst dann behauptete, als König Heinrich seinen Halbbruder Arnold, einem natürlichen Sohn Herzog Heinrichs, das erledigte Erzbisthum übertragen hatte. Die kleineren Bischöfe der Lombardei, am Meisten von Arduin bedrängt, suchten dagegen eine Stütze jenseits der Alpen zu finden; sie waren die treuesten Anhänger Heinrichs und stellten sich häufig an dessen Hofe ein. Ergebene Anhänger fand Arduin vornehmlich unter dem Adel. Die kleinen Vasallen des Landes hatten von jeher ihr Interesse mit seiner Sache verbunden, aber auch unter den mächtigsten Herren zählte er Freunde. So stand ein Sohn jenes Markgrafen Otbert, der einst Otto I. den Weg nach Rom bereitet hatte, Otbert II. nebst seinem ganzen Hause mit Arduin in geheimer Verbindung. Dieser Otbert, einer der Voreltern des ruhmreichen Hauses Este, führte den Titel eines Pfalz- und Markgrafen; seine Besitzungen erstreckten sich weit durch die Lombardei und Toscana; in Mailand und Genua standen ihm die letzten Reste der gräflichen Gewalt

zu, und nach dem Tode Herzog Hugos war auch das Markgrafenthum in Tuscien an Adalbert III., einen Verwandten seines Hauses, gefallen. Aber schon wurde die Macht des weltlichen Adels in Italien nicht allein durch die bischöfliche Hoheit, sondern auch durch den nicht mehr zu hemmenden Freiheitsdrang der Bürgerschaften beschränkt; schon stiegen namentlich die toscanischen Städte zu einer Macht und einem Reichthum, welcher die Markgrafen immer mehr in den Schatten stellte. Pisa wetteiferte im Handel bereits mit Amalfi und Venedig und vertheidigte sich mit eigener Macht gegen die Angriffe der Sarazenen. Als Pisas Nebenbuhlerin glänzte Lucca, der Sitz des Markgrafen. Auch Luni war eine blühende Handelsstadt, und Florenz kam eben empor. Mit den toscanischen Städten wetteiferte Genua, am Meisten vorgeschritten in bürgerlicher Freiheit, mit seinen Schiffen die See bedeckend. Alle diese Städte, die von der Uebermacht des Adels vor Allem für ihre junge Freiheit zu fürchten hatten, hielten damals beharrlich zu König Heinrich; keine größere Stadt jenseits des Apennin erkannte Arduins Herrschaft an. Wunderbarer Zustand, in dem sich Italien befand! Zwei Könige beherrschten dem Namen nach das Land, und indessen führte der Erzbischof von Mailand auf eigene Hand sein Heer gegen Asti, um das Gebiet der Stadt zu verwüsten, und die toscanischen Städte schlugen bald untereinander, bald gegen die Araber blutige Schlachten. 1013.

Und welche Stellung nahm endlich Rom in diesen Zeiten ein? Als Otto III. starb, war es in vollem Aufstande, aber nichtsdestoweniger erhielten sich die äußeren Formen, die er geschaffen. Das Patriciat und die Präfectur dauerten fort, nur daß der alte engherzige Geist des römischen Stadtadels sofort diese Formen erfüllte. Johannes Crescentius, der Sohn des von Otto III. enthaupteten Crescentius, bemächtigte sich des Patriciats. Aber die nahe Macht Arduins fürchtend und das Schicksal seines Vaters bedenkend, hütete er sich doch den Zorn des deutschen Königs zu reizen. Er erkannte Heinrich als den Kaiser der Zukunft an, ehrte ihn durch Gesandtschaften und Geschenke, suchte aber ängstlich zu verhüten, daß er jemals seine Schritte nach Rom lenke. Hatten die allgemeinen Interessen der abendländischen Kirche die letzten Päpste erhoben, so waren es nun abermals die kleinlichsten Rücksichten, welche bei der Besetzung des Stuhls Petri entschieden. Auf Papst Silvester II., der am 12. Mai 1003 bald nach seinem kaiserlichen Zöglinge starb, folgten rasch nacheinander Johann XVII. XVIII. und Sergius IV., sämmtlich Römer von Geburt. Wir wissen wenig mehr von ihnen, als daß sie willig Werkzeuge des

1013. Patricius waren oder doch es sein mußten. Als dann im Jahre 1012 Papst Sergius IV. und Crescentius bald nacheinander starben, erhob sich eine Adelsfaction in Rom, welche die Herrschaft der Crescentier zu brechen suchte; an ihrer Spitze standen die Grafen von Tusculum. Bei der Wahl des neuen Papsts theilten sich sofort die Stimmen. Die Mehrzahl entschied sich für Benedict, den Sohn des Grafen Gregor von Tusculum, einen klugen und hochbegabten Priester, dem die Macht seines Hauses als Stütze diente; die Partei der Crescentier warf dagegen einen unbedeutenden Menschen, mit Namen Gregor, zum Papste auf. Ein Kampf entspann sich in der Stadt zwischen den beiden Päpsten; das Glück entschied für Benedict VIII., der nach der alten Sitte geweiht und gekrönt wurde. Mit der Kriegsmannschaft seines Hauses brach er dann die meisten Burgen der Crescentier und stellte die päpstliche Herrschaft im römischen Gebiet her. Mit seinen Brüdern Romanus und Alberich, die sich Consuln, Herzöge und Senatoren der Römer nannten, theilte er die Macht in der Stadt. Das Patriciat war seiner Bedeutung nach von den Crescentiern auf die Tusculaner übergegangen, wenn sie gleich den Namen desselben nicht annahmen.

Indessen hatte sich der Gegenpapst flüchtig an den Hof des deutschen Königs begeben. Weihnachten 1012 empfing ihn Heinrich zu Pöhlde. Er versprach demnächst nach Rom zu kommen, um dort die Sache nach den Bestimmungen der Kirche zu entscheiden, verbot aber dem Flüchtling inzwischen alle Amtshandlungen und nahm ihm das päpstliche Kreuz, das Abzeichen seiner Würde. Seitdem waren Heinrichs Gedanken in der That auf die Romfahrt gerichtet, doch war er nicht von fern gewillt, sich für das gedemüthigte Geschöpf der Crescentier mit dem zu Rom anerkannten Papste in einen Kampf zu stürzen. Vielmehr sandte er alsbald den Bischof Walter von Speier nach Rom, um mit Benedict VIII. über die Kaiserkrönung zu unterhandeln. Walter führte seine Sache mit Geschick. Benedict, schon im Besitze Roms, wurde von Heinrich als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt und erbot sich dagegen, dem Könige die Thore Roms zu öffnen und ihn in St. Peter zum Kaiser zu krönen. Durch Vertrag und Eide sicherte sich der Papst wie der König. In ähnlicher Weise, wie einst Otto der Große, sollte Heinrich zur Kaiserkrone gelangen.

Nachdem der König im Sommer 1013 noch einmal die rheinischen Gegenden besucht hatte und gegen den Herbst nach Sachsen zurückgekehrt war, eilte er mit seiner Gemahlin nach dem oberen Deutsch-

land, wo sich das Heer zum Römerzuge sammelte. Es war nicht 1013.
sehr zahlreich und fast ganz von den Bischöfen aufgebracht, aber es schien ausreichend, um einen italienischen Feind zu bekämpfen, zumal die Ritter dem Könige treu ergeben und alle guten Muthes waren. Im Winter überstieg man, ohne irgend einem Widerstand zu begegnen, die Alpen. Arduin, dem nach einer neuen Begegnung mit einem deutschen Heere nicht gelüstete, hatte sich in eine seiner Festen zurückgezogen und demüthigte sich so tief, daß er gegen eine Grafschaft in Heinrichs Reiche der Herrschaft Italiens für sich und seine Kinder zu entsagen versprach. Mit Verachtung wies unser König das feige Anerbieten zurück.

Pavia, wie ergrimmt auch immer gegen die deutsche Herrschaft, öffnete der furchtbaren Rache Heinrichs gedenkend, ihm ohne Zögern die Thore. Hier feierte der König das Weihnachtsfest; von allen Seiten strömten die Bischöfe und Aebte Italiens herbei, die in dem Deutschen ihren Beschützer gegen die Gewaltthaten der heimischen Herren sahen. Als Beschützer der Kirche vor Allem trat Heinrich auf. Die strenggesinnte Partei des Klerus knüpfte an seine Erscheinung die größten Hoffnungen; stellte sich doch auch Odilo, der Abt der Aebte, der Mittelpunkt aller reformatorischen Bestrebungen, an Heinrichs Hofe abermals in Pavia ein und blieb fortan der unzertrennliche Begleiter des Königs auf diesem Zuge.

Ohne Arduins weiter zu achten, setzte Heinrich seinen Zug nach 1014.
Ravenna fort, wohin ihm Papst Benedict entgegenkam. Eine große Synode wurde hier im Januar vor Kaiser und Papst gehalten; viele Uebelstände der Kirche wurden gerügt, alte Wunden geheilt, misachtete Ordnungen in Erinnerung gebracht. Der Eindringling Adalbert mußte den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna räumen und des Königs Bruder Arnold wurde auf denselben zurückgeführt. An alle Bischöfe und Aebte Italiens erging ein Befehl, Verzeichnisse über die ihnen entfremdeten Kirchengüter einzureichen und anzugeben, wie und wann sie dieselben verloren hätten und in wessen Händen sie sich zur Zeit befänden.

Nachdem sich die Synode aufgelöst hatte, eilte Papst Benedict dem Könige voraus nach Rom, wo er ihm den glänzendsten Einzug bereitete. Als er an den Stufen der Peterskirche den König empfing, überreichte er ihm als Geschenk einen goldenen Reichsapfel, ein Bild der beherrschten Welt, von kostbaren Edelsteinen in sich schneidenden Kreisen eingefaßt und auf der oberen Seite mit einem strahlenden Kreuze geschmückt. Heinrich verstand den Sinn des Kreuzes auf dem

1014. Reichsapfel und faßte die Bedeutung der Edelsteine als Symbol der christlichen Tugenden. Er betrachtete das Geschenk und sagte zum Papst: „Ein sinnreiches Werk, heiliger Vater! Du hast mir damit unter der Hand eine Lehre geben wollen, wie ich zu regieren habe." Darauf befahl er den Apfel mit anderen Geschenken seiner Huld nach Cluny zu bringen; für die Mönche dort, äußerte er, welche der Hoffart der Welt den Rücken gewendet und auf des Heilands Kreuz allein ihre Blicke zu richten hätten, eigne sich solches Geschenk mehr, als für ihn, der in die Kämpfe der Welt versetzt sei.

Am 14. Februar fand die feierliche Krönung Heinrichs und Kunigundens in St. Peter statt. Im glänzenden Zuge begaben sich beide zum Dom, rechts und links von zwölf römischen Großen umgeben. Einen mystischen Sinn legte man in die Zwölfzahl, wie in die Art des Aufzugs; sechs gingen in jugendlicher Tracht mit geschorenem Barte, sechs dagegen ungeschoren und auf Stäben gestützt. An der Pforte der Kirche trat der Papst, von dem römischen Klerus umgeben, dem königlichen Paare entgegen und fragte den König, ob er ein treuer Schutzherr und Schirmvogt der römischen Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen Treue beweisen wolle. Als es der König bejahte, öffneten sich die Thore des Heiligthums für ihn und seine Gemahlin. Beide empfingen sodann nach dem alten Brauche der Vorfahren die heiligen Weihen und die kaiserlichen Kronen. Die Krone, die Heinrich bisher als König zu tragen pflegte, brachte er auf dem Altare des h. Petrus dar, wo sie über demselben zum bleibenden Andenken aufgehängt wurde. Daß Heinrich andere Geschenke zugleich dem Stuhle Petri gemacht habe, wird nicht überliefert; doch gedachte er, wie bereits erwähnt ist, noch am Tage der Krönung des Bisthums Bamberg und tauschte einige Besitzungen des Papsts in Deutschland ein, um sie seiner Lieblingsstiftung zu übergeben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Heinrich die Rechte des Papsts über das Exarchat in allgemeinen Ausdrücken anerkannt haben wird; aber dies hinderte ihn nicht, wenig später seinen Bruder Erzbischof Arnold mit der Stadt Ravenna und den Grafschaften im Exarchat zu belehnen, die früher bereits Gerbert und ohne Zweifel auch dessen Nachfolger innegehabt hatte.

Recht und Ordnung in Rom herzustellen, ließ der Kaiser seine erste Sorge sein. Wie die geistlichen Angelegenheiten auf einer Synode geordnet wurden, so die weltlichen auf großen Tagfahrten vor Kaiser und Papst. Mit seinen und Benedicts Kriegsleuten brach Heinrich die Burgen des übermüthigen Adels in der Campagna und half dem

Papste die Reste der crescentischen Partei unterdrücken. Endlich wal- 1014.
tete wieder einmal eine starke Hand über dem verwilderten Treiben des römischen Adels; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich Unmuth und Widerstandslust in ihm regten. Am 22. Februar kam es zum Ausbruch einer Empörung. An die Spitze derselben stellten sich drei vornehme Lombarden, Hugo, Azo und Ezelin, die Söhne des Markgrafen Otbert. Auf der Engelsbrücke entspann sich der hartnäckigste Kampf zwischen den Aufständigen und den Deutschen. Erst die Nacht trennte den Kampf, der Vielen auf beiden Seiten das Leben gekostet hatte und sich mit dem Anbruche des Tages erneuerte. Da aber entschied sich der Sieg für die Deutschen; die Führer des Aufstands, jene drei Brüder, fielen in ihre Hände, und der Kaiser verurtheilte sie mit vielen gefangenen Römern zur Verbannung auf deutschen Boden.

Die Befürchtung lag nahe, daß sich Markgraf Otbert jetzt mit seinem ganzen Anhange offen für Arduin erklären und dem Kaiser in der Lombardei ein schlimmes Spiel bereiten würde. Der Kaiser verließ deshalb eiligst Rom und kehrte durch Tuscien nach der Lombardei zurück, wo er das Osterfest zu Pavia feierte. Arduin hatte sich indessen nicht zu regen gewagt, und selbst Otbert, obwohl ihm der Kaiser die Pfalzgrafschaft nahm und dem Grafen Otto von Lomello übertrug, verhielt sich ruhig. Ohne Gefahr glaubte der Kaiser Italien verlassen zu können. Nachdem er noch die alte reiche Abtei Bobbio in eine bischöfliche Kirche verwandelt und so auch für Italien ein neues Bisthum gestiftet hatte, trat er den Rückweg an. Am 21. Mai war er zu Verona und feierte das Pfingstfest bereits zu Bamberg.

Trotz des Gewinns der kaiserlichen Krone und gewaltiger Schätze, die Heinrich aus Italien heimbrachte, war der Eindruck, den der Römerzug auf die Deutschen gemacht hatte, nicht eben der günstigste gewesen. Man fing schon an über die Opfer an Menschenleben nachzudenken, welche die Züge nach dem Süden kosteten; man empfand den Gegensatz der Nationen und ahnete, daß die deutsche Herrschaft unter den Italienern doch nie recht feste Wurzeln schlagen würde. „Die Bewohner jenes Landes," sagt Thietmar, „sind unserer Natur fremd; Hinterlist und Tücke sind bei ihnen im Schwange; wenig Liebe begegnet dort den Fremden, der alle seine Bedürfnisse theuer bezahlen muß und meist doch noch betrogen wird. Und wie Mancher findet dort seinen Tod durch Gift!"

Obwohl der Kaiser zahlreiche Gefangene über die Alpen geführt und von den lombardischen Städten Geißeln als Bürgschaft ihrer Treue mitgeschleppt hatte, erhob sich doch, nachdem er kaum den Rü-

1014. cken gewandt hatte, von Neuem der Aufstand. Markgraf Otbert und einige andere Große des Landes ergriffen jetzt offen für Arduin die Waffen. Ein neuer Sturm brach los, der sich zunächst gegen die deutschgesinnten Bischöfe richtete. Bischof Leo wurde aus Vercelli vertrieben, aus Novara der Bischof Peter, der sich unter den größten Drangsalen zum Kaiser nach Deutschland flüchtete; auch Como und andere Städte fielen in Arduins Hände. So gewaltig aber das Unwetter auch war, brauste es doch schnell vorüber. Es gelang Bischof Leo alsbald seine Stadt wiederzuerobern. Arduin sah sich unvermuthet aufs Neue ringsum von Feinden umgeben. Müde der unruhigen und erfolglosen Kämpfe, krank an Leib und Seele, begab er sich endlich in das Kloster Fruttuaria bei Turin, legte hier die königlichen Insignien auf dem Altare nieder, ließ sich den Bart scheeren und nahm die Tracht der Brüder an. Etwa ein Jahr später, am 14. December 1015, starb er in diesem Kloster. Ueber Arduins Gefährten hatte der Kaiser ein strenges Gericht ergehen lassen; wenn er ihnen auch das verwirkte Leben schenkte, so wurden ihnen doch ihre Güter und Lehen genommen und Viele überdies aus der Heimath verbannt. Die Zeit der Gnade und einer versöhnlicheren Stimmung ließ indessen nicht allzu lange auf sich warten. Die Verbannten wurden allmählich sämmtlich entlassen und kehrten nach Italien zurück; Viele erhielten selbst einen großen Theil ihrer Güter und Lehen wieder. So auch Markgraf Otbert und seine Söhne, von denen zuletzt Ezelin nach langer Haft auf Giebichenstein am 25. Januar 1018 in Freiheit gesetzt wurde.

Seitdem wurde Heinrichs Herrschaft in Italien nicht mehr angefochten. Das Regiment übte er dort durch deutsche Sendboten, die jetzt dauernd in den größeren Städten der Lombardei, Tusciens und des Exarchats ihren Sitz nahmen. Durch fortwährende Begünstigungen der Bischöfe suchte der Kaiser den Uebermuth des weltlichen Adels in Schranken zu halten; die Besetzung der Bisthümer nahm er auch hier als sein unantastbares Recht in Anspruch und brachte eine nicht geringe Zahl deutscher Geistlicher aus seiner Kapelle in die italischen Bisthümer. Häufig mußten die Großen Italiens zu den Hof- und Reichstagen des Kaisers über die Alpen kommen; auf deutschem Boden entschied er ihre Streitigkeiten, nahm er die Investituren und Belehnungen für Italien vor und stellte die Gesetze für sein Reich jenseits der Alpen fest. Deutschland war wieder zum Mittelpunkt der Kaiserherrschaft geworden.

8.

Der letzte Krieg mit Boleslaw Chrobry.

Die vollständige Unterwerfung Italiens war die nachreifende 1014
Frucht des glücklichen Römerzuges gewesen; unmittelbarer noch traten die Wirkungen desselben in den inneren Verhältnissen der deutschen Länder hervor. Schon während der Abwesenheit des Kaisers hatten sich nirgends seine Feinde geregt; noch weniger wagten sie es sich gegen ihn zu erheben, als er, mit der höchsten Krone der Christenheit neugeschmückt, wieder in Deutschland erschien. Seine Schwäger hielten sich zwar noch grollend vom Hofe fern und hofften auf eine ihnen günstigere Wendung der Dinge, aber sie hatten es aufgegeben, diese durch Waffengewalt herbeizuführen. Als Heinrich im Jahre 1014 die deutschen Länder als Kaiser durchzog, fand er überall eine ungewöhnliche Ruhe. Schon konnte er daran denken, den Kampf mit dem Polen abermals aufzunehmen, der nicht allein noch immer seine stolzen Ideen von einem großen, unabhängigen Slawenreiche nährte, sondern auch bereits offen die beschworene Vasallenpflicht gebrochen hatte.

Boleslaw hatte sich, sobald er im Jahre 1013 seinen Frieden mit den Deutschen gemacht hatte, in den Kampf gegen den russischen Zaren geworfen. Auch hier hatte er es mit einem alten Gegner zu thun, mit dem er schon früher seine Waffen gemessen hatte. Es war Zar Wladimir, der Enkel jener Olga, die den Hof Ottos des Großen um deutsche Prediger beschickt hatte. Wladimir hatte im Anfange die Herrschaft mit seinen Brüdern getheilt; durch den Untergang derselben hatte er sich dann, ähnlich wie Boleslaw, den Weg zur Alleinherrschaft bereitet. Auch er trug sich mit dem Gedanken eines großen Slawenreichs, und es gelang ihm die östlichen Stämme der Slawen zum größten Theil unter seine Herrschaft zu bringen. Schon hatte er Wolhynien und Podolien unterworfen und war durch die Bezwingung der tscherwenischen Städte und der ostgalizischen Länder der unmittelbare Nachbar des Polen geworden. Das durch Eroberung gewonnene Reich sollten die Ordnungen der christlichen

1014. Kirche sichern und befestigen. Wladimir schwankte längere Zeit, ob er sich für das abendländische oder morgenländische Bekenntniß erklären sollte; er wählte endlich den Glauben der Griechen und vermählte sich mit Anna, der kaiserlichen Fürstin von Byzanz, der jüngeren Schwester der deutschen Kaiserin Theophano. Seitdem bestand zwischen den Polen und Russen nicht allein die Eifersucht der Herrschsucht, sondern auch die Feindschaft des Glaubens. Kaum hatte Wladimir die Götzenbilder zu Kiew gestürzt und diese seine Hauptstadt zu einer der größten Metropolen der griechischen Christenheit gemacht, als er seine Waffen aufs Neue gegen den Westen richtete. Es war zu derselben Zeit, als Boleslaw das polnische Reich antrat; die Eroberungen seines Vaters gegen den Russen zu schützen, war die erste Sorge seiner Regierung gewesen. Während des andauernden Krieges mit den Deutschen hatte sich Boleslaw alsdann mit dem Zaren vertragen und einem Adoptivsohne desselben, Swätopolk mit Namen, seine eigene Tochter vermählt. Aber gerade diese Ehe war es, die zu neuen Mishelligkeiten führte. Sei es, daß Swätopolk, auf seines polnischen Schwiegervaters Einflüsterungen hörend, wie Thietmar erzählt, Verschwörungen gegen den Zaren, seinen Vater, anzettelte, sei es, daß dieser an dem lateinischen Christenthum seiner Schwiegertochter und ihrem Einfluß auf den Gemahl Anstoß nahm; der Zar ließ seinen Sohn, die polnische Fürstin und deren Beichtvater, den Bischof Reinbern von Kolberg, in den Kerker werfen und ihnen die schmählichste Behandlung angedeihen. Da machte Boleslaw, in seinem Vaterherzen aufs Tiefste gekränkt, seinen Frieden mit den Deutschen und führte seine Heere gegen den Zaren. Von deutschen Hülfsvölkern und den Petschenegen unterstützt, drang er im Sommer 1013 tief in das russische Gebiet ein und durchzog dasselbe verheerend, ohne jedoch nachhaltige Erfolge zu erreichen. Bald darauf muß er mit dem Zaren abermals Friede und Freundschaft geschlossen haben; er vermählte sich sogar selbst mit einer Tochter desselben, nachdem er seine bisherige Gemahlin verstoßen hatte. Wenig später, im Juli 1015, starb Zar Wladimir, und Swätopolk bemächtigte sich der Herrschaft zu Kiew, die er durch Mord und Gewaltthaten gegen seine Brüder zu behaupten suchte, indem er vor Allem auf den Beistand seines weithin gefürchteten Schwiegervaters, des Polenherzogs, zählte.

Während des Krieges im Osten hatte Boleslaw die Verhältnisse des Westens niemals aus den Augen gelassen. Schon als Heinrich II. zur Romfahrt aufbrach, knüpfte Boleslaw neue Verbindungen mit dem Stuhle Petri an; man traf seine Kundschafter in der Lom-

barbei, wo sie die Stimmung des Volks gegen die Deutschen zu er= 1014.
spähen suchten. Und zu derselben Zeit erhob sich in Böhmen eine Bewegung gegen Herzog Udalrich, die nur mit blutiger Strenge unterdrückt wurde. Ueberall begegnete man den Ränken des Polen, der nicht allein selbst dem Könige den Zuzug zum Heere verweigert, sondern auch den Böhmen gehindert hatte, seiner Vasallenpflicht zu genügen. Noch klarer wurden die Absichten des Polen während der Abwesenheit des Kaisers von Deutschland. Er schickte damals seinen Sohn Miecziſlaw an Herzog Udalrich, gemahnte ihn an ihre Verwandtschaft und forderte ihn zu einem Bündniß auf, um sich vereint ihrer gemeinsamen Feinde zu erwehren. Mit Recht mistraute Udalrich diesem nur auf sein Verderben abzielenden Antrag. Er ließ den jungen Polenfürsten mit seinem Gefolge gefangen nehmen und in den Kerker werfen; sie sollten ihm als Waffe gegen die Anschläge des Polen dienen.

Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so verlangte er von Herzog Udalrich die Auslieferung Miecziſlaws. Nur widerstrebend gab der Böhme „das Junge des Löwen" heraus, aber fügte sich endlich doch in den Willen des Kaisers, der ihn gegen die Rache des Polen zu schützen versprach. Boleslaw ließ darauf dem Kaiser für die Befreiung des Sohnes seinen Dank bezeugen, versprach diesen auch in der Folge mit der That darzuthun und bat um die Rücksendung seines Kindes. Nicht ungenützt wollte indessen der Kaiser die Gunst des Augenblicks verstreichen lassen. Er verlangte, Boleslaw solle sich in Person vor ihm in Merseburg stellen; dort wolle er ihm den Sohn ausliefern, wenn es den Fürsten genehm sei. Boleslaw weigerte sich jedoch hartnäckig, vor dem Kaiser zu erscheinen; er war sich der gebrochenen Pflicht zu klar bewußt, um sich mit ruhigem Herzen vor seinen Richterstuhl zu begeben. Durch Versprechungen und wiederholte Gesandtschaften suchte er indessen seinen Zweck zu erreichen und brachte es so mindestens dahin, daß der Kaiser im November 1014 zu Merseburg im Fürstenrath darüber verhandeln ließ, ob der junge Miecziſlaw dem Vater auszuliefern sei. Manche waren dagegen und riethen, den Sohn des treulosen und höchlich gereizten Polenfürsten als Geißel für die Zukunft festzuhalten; die Mehrzahl aber, die nach Thietmars Meinung bestochen war, sprach für die Auslieferung, und der Kaiser verfuhr nach dem Beschlusse der Mehrzahl. Gegen allgemeine Versicherungen getreuer Vasallenpflicht empfing Boleslaw seinen Sohn zurück; Versicherungen, die sich nur allzubald als trügerisch erwiesen. Denn jede Aufforderung

1015. des Kaisers, persönlich vor ihm zu erscheinen, wies Boleslaw mit dem Bemerken zurück, daß man zu lange ihm seinen Sohn vorenthalten habe, als daß er auf die Treue der Deutschen noch bauen könne.

Der Kaiser hatte wahrlich deutlich genug seine Geneigtheit, mit dem Polen den Frieden zu erhalten, an den Tag gelegt. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er jetzt daran dachte, mit Gewalt den ungetreuen Vasallen zu seiner Pflicht zurückzuführen. Dennoch versuchte er noch einmal den Weg der Güte. Als er sich in den ersten Tagen des Jahres 1015 zu Magdeburg aufhielt, beschwerte er sich laut vor den Fürsten über die Untreue Boleslaws und erreichte, daß die Anwesenden einmüthig beschlossen, ihn vorzuladen, um sich entweder zu rechtfertigen oder Genugthuung zu leisten. Die Vorladung sollte Markgraf Hermann, Boleslaws Schwiegersohn, überbringen. Dieser machte sich mit seiner Botschaft nach Posen auf den Weg, während der Kaiser sich in die fränkischen und rheinischen Gegenden begab. Zum Osterfest kehrte Heinrich nach Sachsen zurück und feierte die heiligen Tage zu Merseburg. Vergebens erwartete er hier Boleslaw; auch Markgraf Hermann war noch nicht zurückgekehrt, erschien aber wenig später mit Stoignew, einem polnischen Abgesandten.

Stoignew sah damals am Hofe Heinrichs, wie die Luxemburger barfuß vor ihrem kaiserlichen Schwager erschienen, ihn um seine Gnade anflehten und Verzeihung erhielten, er sah die Dienstbeflissenheit des böhmischen Herzogs; aber voll tückischer Ränke und nur bedacht, den Frieden der Völker zu stören, trat er dennoch hochmüthig vor dem Kaiser auf, der hiedurch gereizt, die Geschenke des Polen verächtlich zurückwies, mit ungnädiger Antwort seinen Gesandten entließ und ihn aufs Neue vor seinen Richterstuhl beschied. Obwohl der Kaiser öffentlich an Stoignew Bescheid gegeben hatte, meldete dieser doch, absichtlich den Hader schürend, andere Dinge, als ihm aufgetragen waren. Markgraf Hermann, der aufrichtig den Frieden wünschte, enthüllte dem Kaiser die Bosheiten des Zwischenträgers. Noch einmal erging deshalb eine Mahnung an Boleslaw sich zu rechtfertigen, die jedoch abermals erfolglos blieb, da er sich auch jetzt weigerte, vor des Kaisers Gericht zu erscheinen; nur den Fürsten allein wolle er Rede stehen. Der Kaiser soll darauf nach dem Bericht des Quedlinburger Annalisten die Zurückgabe der Marken verlangt haben, mit denen er Boleslaw zwei Jahre zuvor belehnt hatte. Aber der Pole gab ihm die trotzige Antwort, er werde behalten, was sein sei, und, was ihm noch fehle, gewinnen. Ein neuer Polenkrieg war zur Nothwendigkeit geworden.

Der Kaiser, der das Pfingstfest zu Imshausen in Westfalen ge- 1015.
feiert hatte, kehrte bald nach demselben in die östlichen Gegenden Sachsens zurück. Gleich nach Johannis begab er sich nach Magdeburg, um den heiligen Moritz um einen glücklichen Feldzug zu bitten. Im Anfang Juli sammelte sich an der Elbe unweit Torgau das Hauptheer, das der Kaiser sofort über den Fluß setzen ließ und dann ohne erhebliche Gefahr durch das Lausitzer Land bis an die Oder bei Krossen führte, wo das andere Ufer des Flusses die Polen unter dem jungen Mieczislaw besetzt hielten. Indessen war auch ein zweites sächsisches Heer, von den Liutizen begleitet, unter Anführung Herzog Bernhards ausgerückt und bis zur unteren Oder vorgedrungen, wo ihnen den Uebergang ein polnisches Heer unter Boleslaws eigener Führung wehrte. Ein drittes Heer, das aus Böhmen und Baiern bestand und unter der Anführung des Herzogs Udalrich und der Markgrafen Heinrich von Oestreich dem Kaiser zuziehen sollte, kam gar nicht bis an die Oder; die Böhmen wurden durch die Belagerung und Eroberung Bautzens aufgehalten, und Markgraf Heinrich fand schon in der Nähe volle Arbeit, da ihn die Polen von Mähren aus angriffen.

Nachdem der Kaiser vergeblich einen Versuch hatte machen lassen, Miecziſlaw auf seine Seite zu ziehen, ging er am 3. August mit seinem Heere über die Oder. Die Polen hatten zwar beim Uebergange die Deutschen angegriffen und einen Kampf angesponnen, der jedoch schmerzlichere Verluste auf ihrer Seite, als in dem Heere des Kaisers zur Folge hatte. Die Polen zogen sich darauf zurück, und die Deutschen besetzten das rechte Ufer der Oder, den Zuzug der anderen Heereshaufen erwartend. Aber die bestimmte Frist verstrich, und nicht allein die Böhmen mit den Baiern blieben aus, sondern auch Herzog Bernhard mit seinen Sachsen und Liutizen. Lange Zeit hatte der Herzog vergeblich nach einer Gelegenheit gesucht, über die Oder zu kommen; Herzog Boleslaw hatte mit seiner Reiterei mehrfache Versuche vereitelt. Zwar war der Uebergang endlich bewerkstelligt worden, und Boleslaw hatte sich, nach seiner Weise einem offenen Kampfe ausweichend, zurückgezogen; aber erst als es Herzog Bernhard unmöglich schien, in der bestimmten Frist noch den Kaiser zu erreichen. Er kehrte deshalb mit dem Heere über die Oder zurück und suchte durch Boten dem Kaiser hiervon Nachricht zugehen zu lassen. Wirklich erreichten die Boten den Kaiser, der zu derselben Zeit auch die Auflösung des böhmischen Heeres erfuhr. Da beschloß auch er den Rückzug, weil ihm ohne die erwarteten Unterstützungen sein Heer nicht stark genug schien, um tiefer in Feindesland einzudringen. Vergebens suchte Boleslaw den Deut-

1015. schen die Rückkehr über die Oder zu versperren; ungefährdet führte der Kaiser sein Heer über den Fluß zurück und blieb auf dem Rückzuge unangefochten, bis am 1. Sept. sein Nachtrab in einer sumpfigen Gegend am Bober angegriffen wurde. Boleslaws Bogenschützen überschütteten zuerst aus einem waldigen Versteck mit einem Pfeilregen die sächsischen Ritter und machten dann auf sie einen furchtbaren Angriff. Die Sachsen widerstanden diesem und noch einem zweiten Sturm, aber beim dritten lösten sich ihre Reihen auf, und die Meisten von ihnen erlagen den Feinden. Dort fiel Markgraf Gero von der Lausitz, Graf Folkmar und mit ihnen zweihundert der trefflichsten Ritter. Nur Wenige retteten sich mit dem verwundeten Erzbischof Gero zu dem Kaiser, der mit der Hauptmacht vorausgeeilt war. Auf die Nachricht von diesem Unfalle wollte Heinrich sogleich nach der Unglücksstätte zurückkehren; aber auf den Rath der Fürsten setzte er den Marsch zur Elbe fort und begnügte sich den Bischof von Meißen abzuschicken, um für die Beerdigung der Todten zu sorgen und die Auslieferung der Leiche des Markgrafen zu erbitten. Treulich vollführte der Bischof seinen traurigen Auftrag, während der Kaiser sein Heer bei Strehla über die Elbe führte.

Der Kaiser begab sich sofort nach Merseburg, wo Kunigunde ihres Gemahls harrte, befahl aber zugleich dem Markgrafen Hermann schleunigst nach Meißen zu ziehen und für die Vertheidigung der Feste zu sorgen. Denn ein polnisches Heer unter Mieczislaw war den Deutschen auf dem Fuße gefolgt, ging am 13. September, da es die Elbe bei Meißen unvertheidigt fand, über den Fluß und begann sofort die Belagerung der wichtigen Burg, die bis dahin noch allen Angriffen der Polen widerstanden hatte. Die untere Vorstadt, aus Holzhütten bestehend, wurde sogleich ein Raub des feindlichen Feuers, und unausgesetzt bestürmten die Polen die obere Feste, die eines Tages bereits an zwei Stellen Feuer fing. Der Männer waren zu wenig in der Burg, um zugleich den Flammen und den anstürmenden Feinden zu begegnen; da legten auch die Frauen Hand an die Kriegsarbeit und retteten Meißen. Sie trugen auf den Wällen den Männern Steine zu und löschten das Feuer, da es an Wasser fehlte, mit Meth. Ueberall waren sie hülfreich. An ihrem Muthe brach sich des Feindes Wuth und Verwegenheit, der endlich überaus erschöpft beim Einbruch der Nacht vom Sturme abließ. Mieczislaw selbst lag auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt und erwartete nur die Rückkehr eines auf einen Beutezug ausgeschickten Reiterschwarmes, um sogleich selbst mit demselben aufzubrechen und vor Meißen zu ziehen. Jene Reiter kehrten auf

völlig ermüdeten Pferden zurück; Miecziſlaw mußte den Aufbruch zum 1015.
andern Morgen verſchieben. Da bemerkten die Polen plötzlich ein gewaltiges Steigen der Elbe. Miecziſlaw, voll Beſorgniß für ſeinen Rückzug, ging darauf noch in der Nacht mit ſeiner ganzen Macht über den Fluß. Er war hocherfreut, daß es ihm gelungen war, ſein Heer auf das jenſeitige Ufer zu bringen. Meißen war gerettet und erhielt bald darauf Verſtärkungen vom Kaiſer. Die Holzhütten der Unterſtadt wurden hergeſtellt; am 8. October begann der Bau, ſchon am 22. war er vollendet. Gegen den Winter begab ſich der Kaiſer in die rheiniſchen Gegenden, nachdem er mindeſtens das linke Elbufer überall geſichert und die Oſtmark an Thietmar, den Sohn des Markgrafen Gero, verliehen hatte.

Der Kaiſer, der das Weihnachtsfeſt zu Paderborn verlebte, kehrte 1016.
zwar in der Faſtenzeit in die öſtlichen Gegenden Sachſens zurück, war aber damals nicht gewillt, mit Heeresmacht in das Land des Polen einzudringen. Seine Gedanken waren zu jener Zeit ſchon auf die Erwerbung des burgundiſchen Reiches gerichtet; damit begann eine Reihe von Verwicklungen, denen er ſich, wie wir in der Folge zeigen werden, nur mühſam entwand. Schon vor Oſtern verließ er Sachſen wieder, um das Oſterfeſt in Bamberg zu feiern; die Vertheidigung des Reichs gegen die Polen übertrug er ſeiner Gemahlin und den ſächſiſchen Fürſten, indem er von jedem größern Unternehmen nach dieſer Seite hin für jetzt Abſtand nahm. Unerwarteter Weiſe verhielt ſich auch Boleſlaw ruhig. Der letzte Einfall der Deutſchen hatte doch auch ſeiner Macht empfindliche Wunden geſchlagen, ſo daß der Kaiſer, wie wenigſtens Thietmar von Merſeburg verſichert, ohne Schwerdtſtreich, wenn er jetzt den Zug des vorigen Jahres wiederholt hätte, die verlornen Marken hätte wiedergewinnen und den Polen zu einem demüthigenden Frieden zwingen können. Aber ohne Waffenthaten gegen den Feind verging das Jahr, und die ſächſiſchen Fürſten begannen, vor dem Polen geſichert, ſofort wieder die blutigen Fehden untereinander. Markgraf Bernhard überfiel Magdeburg bei Nachtzeit mit Heeresmacht; der Erzbiſchof ſchleuderte gegen den Friedensbrecher den Bann. Die Fehde zwiſchen dieſen beiden Herren erfüllte lange die öſtlichen Gegenden Sachſens, während in Weſtfalen der Biſchof von Münſter mit dem Grafen Hermann, einem nahen Verwandten des Kaiſers, in blutiger Fehde lag. Nicht eher ruhten dieſe Streitigkeiten, als bis der Kaiſer nach dem burgundiſchen Kriege im Winter nach Sachſen kam, wo er das Weihnachtsfeſt zu Pöhlde feierte. Hier und auf einem Reichstage zu Altſtädt am 6. Januar 1017 machte

1017. der Kaiser, bald durch Milde versöhnend, bald durch Strenge schreckend, den Zwistigkeiten der sächsischen Herren ein Ende. Markgraf Bernhard mußte barfuß vor dem Erzbischof erscheinen und fünfhundert Pfund Silbers zur Erstattung des der Magdeburger Kirche verursachten Schadens zahlen; dagegen mußte ihn der Erzbischof von dem Banne lösen und wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. In ähnlicher Weise wurden die anderen Fehden geschlichtet.

Auch der Krieg mit dem Polen kam auf dem Reichstage zur Sprache. Der Kaiser wollte damals sofort einen neuen Kriegszug nach Burgund unternehmen, stand aber davon ab, theils wegen der Schwierigkeit des Auszuges zu solcher Jahreszeit, theils um seine Sache mit Boleslaw endlich zu beendigen. Es war ihm sehr erwünscht, daß dieser versöhnliche Botschaft an ihn gelangen ließ. Er gab ihm auf dieselbe zur Antwort, die Fürsten des Reichs wären gerade um ihn versammelt, und wenn Boleslaw annehmbare Vorschläge machen könne, würde er gern nach dem Rathe der Fürsten auf dieselben eingehen. Gesandtschaften gingen nun hin und wieder, und ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen.

Um die Verhandlungen zu beschleunigen, sandte der Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, die Grafen Siegfried und Bernhard mit anderen Großen des Reichs an die Mulde, um dort eine Zusammenkunft mit dem Polenherzog zu halten. Aber trotz aller Aufforderungen stellte sich Boleslaw, der sich jenseits der schwarzen Elster damals an einem Ort, Sciciani genannt, aufhielt, dieser glänzenden Gesandtschaft nicht. Die deutschen Fürsten erboten sich, ihm bis zur Elster entgegen zu kommen, aber trotzig antwortete der Pole: „Auch nicht über diese Brücke setze ich den Fuß!“ So kehrten in den ersten Tagen des Februar die Abgeordneten höchlich entrüstet zum Kaiser zurück, der den Ausgang der Sache noch zu Merseburg erwartete und nun das Aufgebot zu einem neuen Polenkrieg für den Sommer ergehen ließ. Sorglich erwog er mit den Fürsten den Plan des Feldzugs, dem er eine entscheidende Bedeutung zu geben gedachte. Nicht allein an der Elbe und unteren Oder sollte Boleslaw angegriffen werden, sondern zugleich von Oestreich aus in Mähren und von Ungern in der Slowakei; zum Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes wurde Schlesien bestimmt. Selbst mit den Russen trat der Kaiser in Bundesgenossenschaft. Es war das erste Mal, daß Deutsche und Russen ihre Waffen verbanden, um ein gemeinsames Interesse zu verfechten. Denn nicht mehr Swätopolk, der Eidam des Polen, saß auf dem Throne der Zaren; von Jaroslaw, einem der ächten

Söhne Wladimirs, entthront, hatte er sich flüchtig zu seinem Schwiegervater nach Polen begeben, während Jaroslaw sich in Kiew festgesetzt hatte und jetzt dem Kaiser die Hand bot. Indem Heinrich von Westen Boleslaw bedrängte, versprach Jaroslaw von Osten mit seinen Russen in das polnische Gebiet einzufallen. Ein gewaltiger Bund aller Fürsten des östlichen Europas bildete sich gegen den kühnen Polenfürsten, und trotz seines gepriesenen Scharfsinnes stand kaum zu erwarten, daß er sich den Garnen, mit denen er von allen Seiten umstellt war, entwinden würde. Damit er sich nicht nach seiner Gewohnheit durch das Anstiften innerer Spaltungen im Reiche den ihm drohenden Gefahren entziehen könne, erließ der Kaiser das strengste Gebot, Niemand in seinem Reiche solle fortan in besondere Verhandlungen mit dem Polen treten. Zugleich wurde genau ermittelt, wer sich bis dahin solcher Verbindungen verdächtig gemacht hatte. 1017.

Die Zwischenzeit bis zum Auszug des Heeres benutzte der Kaiser zu einer kurzen Reise in die rheinischen Gegenden, wo er zu Ingelheim das Osterfest feierte. Vor Allem suchte er hier die Sache mit seinen Schwägern, die sich bereits von Neuem regten, zum Austrag zu bringen. Unter dem Beistande des Erzbischofs von Köln gelang es auf einem Reichstage zu Achen in der That, eine vollständige Versöhnung herbeizuführen. Von zweien seiner Schwäger, dem ehemaligen Herzog Heinrich und Bischof Dietrich, begleitet, kehrte der Kaiser darauf nach Sachsen zurück. Das Pfingstfest feierte er zu Verden; am 6. Juli war er in Magdeburg; am 8. setzte er über die Elbe und kam nach Leitzkau, wo sich sein Heer gesammelt hatte. Noch einmal hatte der Kaiser seinen Schwager Heinrich als Unterhändler an Boleslaw abgeschickt, aber auch diese Verhandlungen zeigten sich ebenso erfolglos, wie alle früheren. So entbrannte denn ein Kampf, der den ganzen Osten Europas in Flammen setzte und dessen Ausgang für die Zukunft desselben von unberechenbaren Folgen sein konnte; ein Kampf, wie ihn die früheren Zeiten nicht gekannt hatten, der Völker in Verbindungen brachte, die bis dahin ohne auf einander zu achten ihre besonderen Wege gewandelt waren; ein Kampf, der die Deutschen in die schlesischen Gegenden führte, die sie bis dahin niemals betreten hatten und die sie sich doch in der Folge nicht allein mit den Waffen, sondern auch mit ihrer Sprache, ihrer Sitte und Denkart dauernd gewinnen sollten.

Am 10. Juli brach der Kaiser mit seiner ganzen Heeresmacht von Leitzkau auf. Herzog Bernhard und viele andere sächsische Großen begleiteten ihn, wie auch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Bre-

1017. men und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Minden, Münster, Paderborn, Halberstadt, Merseburg und Havelberg mit ihren Vasallen. Indem der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, zogen ihm sehr starke Hülfsschaaren der Böhmen und der heidnischen Liutizen zu. So drang er bis zur Oder bei Glogau vor, nicht ohne Besorgniß vor gefährlichen Hinterhalten, weshalb er achtsam jeden Kampf vermied. Am 9. August lag er mit dem Hauptheere, wie mit den Böhmen und Liutizen bei Glogau, das Boleslaw besetzt hielt; doch hatte dieser, des Feindes Absichten errathend, eine Abtheilung seines Heeres auf den Weg nach Nimptsch gesandt, das damals einer der festesten Plätze Schlesiens war. Zwölftausend Mann, den besten Theil seines Heers, sandte der Kaiser in Eile ab, um Nimptsch zu besetzen, noch ehe die Polen einrückten. Auf seinem Marsche stieß dieses deutsche Heer auf die Polen und brachte ihnen eine Niederlage bei, konnte jedoch nicht verhindern, daß diese vor ihnen die Burg besetzten. Nimptsch wurde sofort belagert; drei Tage später kam auch der Kaiser selbst vor der Burg an, die er von allen Seiten eng umschließen ließ. Die Belagerung zog sich in die Länge, und beide Theile bauten Maschinen zum Angriff und zur Vertheidigung. Nach drei Wochen versuchte der Kaiser den ersten Sturm, der aber von der tapfern und aufs Neue verstärkten Besatzung abgeschlagen wurde, und bald nachher gelang es den Polen, die Belagerungsmaschinen des Kaisers gänzlich zu zerstören. Boleslaw hatte sich inzwischen von Glogau nach Breslau begeben und erwartete hier den Ausgang des Kampfes um Nimptsch.

Während die Deutschen in Schlesien so nicht mit dem besten Erfolge kämpften, waren zugleich glückliche Streifzüge der Polen nach anderen Seiten unternommen worden. Von Mähren aus hatte zuerst eine polnische Schaar den Markgraf Heinrich von Oestreich mit seinem Heer in einen Hinterhalt gelockt und ihm große Verluste beigebracht. Zweimal war dann auch Böhmen angegriffen worden. Einmal hatte, während der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, der junge Miecziſlaw mit zehntausend Mann in das unvertheidigte Land einen Einfall gemacht, es zwei Tage verheerend durchzogen und war mit reicher Beute zu seinem Vater zurückgekehrt. Wenig später war sodann das mährische Heer Boleslaws in Böhmen eingebrochen und hatte das Land plündernd durchschwärmt, ohne dort einem Widerstand zu begegnen; erst auf dem Heimwege hatte es einen Kampf zu bestehen, indem Markgraf Heinrich, begierig, den ihm angethanen Schimpf zu rächen, ihm nacheilte, es überfiel, zerstreute und einen großen Theil

desselben zu Gefangenen machte. Auch die Lausitz hatten inzwischen 1017.
im Rücken des Kaisers Boleslaws Leute verheert und am 15. August Belgern an der Elbe angegriffen. Zu derselben Zeit war eine liutizische Schaar, die dem Kaiser zuziehen wollte, in einen Kampf mit den Polen verwickelt worden, in dem sie nicht geringe Verluste erlitt, so daß sie nach der Verwüstung des Lausitzerlandes sich beeilte in ihre Heimath zurückzukehren.

Die Nachrichten, die der Kaiser von allen diesen Seiten empfing, waren nichts weniger als tröstlich; von der Unterstützung der Russen, auf die er vor Allem gerechnet hatte, verlautete überdies Nichts, und noch immer hielt sich Nimptsch. Ein neuer Sturm, den Herzog Udalrich mit den Böhmen versuchte, mislang; ein anderer Angriff der Liutizen hatte keinen bessern Erfolg, und schon brachen ansteckende Krankheiten im Heere des Kaisers aus, die Viele der Seinen fortrafften. Da faßte er den Entschluß, die Belagerung aufzuheben und Schlesien zu verlassen, um wenigstens Böhmen und Sachsen vor den feindlichen Angriffen zu schützen. Da die Lausitz ganz von den Feinden besetzt war, zog er auf sehr beschwerlichen Wegen über die Sudeten im September nach Böhmen, setzte das Land in Vertheidigungszustand und kehrte dann mit seinem sächsischen und wendischen Heere über Meißen nach Merseburg zurück. Auch auf diesem Wege muß man auf Feinde gestoßen sein, denn der Abzug aus Böhmen war nach Thietmars Zeugnisse noch gefahrvoller, als der Einmarsch. Dazu kamen innere Zerwürfnisse im Heer, die schwere Folgen nach sich ziehen konnten. Schon einmal waren die Liutizen höchlich erbittert worden, als von den Leuten des Markgrafen Hermann eines ihrer Götterbilder mit einem Steine geworfen war, und nur durch eine Buße von zwölf Pfunden hatte der Kaiser ihren Zorn beschwichtigt. Als sie nun auf dem Heimwege bei Wurzen über die Mulde schifften, fiel ein anderes ihrer Götterbilder in den Fluß und versank. Ein Zeichen göttlichen Zorns sahen sie in diesem Unfall; voll Unmuth gegen ihre christlichen Bundesgenossen zogen sie ab und kehrten in ihre Heimath zurück. Sie wollten sich ganz von dem Dienst des Kaisers lossagen; nur mit Mühe hielten sie ihre Häuptlinge vom offenen Abfall zurück.

Ueber den Abzug Heinrichs von Nimptsch hatte Boleslaw triumphirend frohlockt und sogleich den Befehl erlassen, daß seine Kriegsschaaren in der Lausitz über die Elbe gehen sollten. Schon am 19. September waren daher die Polen in das Land zwischen der Elbe und Oder eingebrochen und hatten es unter den fürchterlichsten Verwüstungen durchzogen; große Beute und mehr als tausend Gefangene führ-

1017. ten sie von dort über die Elbe zurück. Zu derselben Zeit war von einem nur etwa 600 Mann starken polnischen Heereshaufen ein dritter Einfall in Böhmen gemacht, der aber einen üblen Ausgang nahm und von dem nur Wenige der Polen heimkehrten. Während Boleslaw so die Deutschen und Böhmen nicht allein zum Rückzug genöthigt, sondern auch in ihren eigenen Ländern hatte angreifen lassen, war von den Seinen auch der russische Angriff zurückgewiesen. Denn Zar Jaroslaw war in der That mit Heeresmacht in das polnische Gebiet eingefallen und hatte eine Burg Boleslaws belagert. Da er aber hier einem hartnäckigen Widerstande begegnete, war er nicht tiefer in das Land des Feindes eingedrungen und hatte alsbald den Rückzug angetreten. Glücklich scheint allein König Stephan gekämpft zu haben; wenigstens gelang es diesem, eine Burg an der polnischen Grenze zu erobern, die Boleslaw der Obhut des Gyula, eines Oheims des ungerschen Königs, übergeben hatte, der aus der Herrschaft über Siebenbürgen vordem von seinem Neffen verjagt war.

Der Kriegszug, von dem sich der Kaiser die größten Erfolge versprochen hatte, war vollständig gescheitert. Unsägliche Mühseligkeiten hatte sein Heer ausgehalten und trotzdem nur überall beklagenswerthe Einbußen erlitten. Sein eigenes Land war den Angriffen der Polen ausgesetzt, die Treue der Liutizen schwankte, und die sächsischen Großen verlangten sehnlichst nach Frieden. Auch der Bund mit den Russen hatte ihm keine Vortheile gewährt. Der Kaiser, der erst spät zu Merseburg von dem Ausrücken des Zaren vernahm, scheint lange geglaubt zu haben, daß dieser ihn absichtlich in seinen Hoffnungen getäuscht habe. Alles konnte ihm den Frieden nur erwünscht machen, und doch verlangte er weniger nach demselben, als Boleslaw. So heroisch und umsichtig zugleich sich der große Polenfürst in diesem Kampfe gezeigt hatte — es war der größte und gefährlichste seines Heldenlebens — so reichten die Hülfskräfte seiner Herrschaft doch nicht von ferne aus, so vielen Gegnern zugleich dauernd die Spitze zu bieten. Wie durch ein Wunder war er seinen Feinden entgangen; er war viel zu vorsichtig, um sich auf ein neues Wunder zu verlassen. Unter günstigeren Umständen glaubte er ohnehin nie seinen Frieden mit dem Kaiser abschließen zu können. Er schickte deshalb sofort einen Boten nach Merseburg, der über die Auslieferung der Gefangenen unterhandeln, zugleich aber auch anfragen sollte, ob ein Friedensunterhändler beim Kaiser Zutritt finden würde. Auf das unablässige Drängen der sächsischen Großen erklärte sich der Kaiser endlich bereit, Vorschläge des Polen anzunehmen.

So begannen im Oktober die Verhandlungen über den Frieden. 1017.
Der Kaiser selbst verließ bald darauf Sachsen und ging über Bamberg und Würzburg nach Frankfurt, wo er das Weihnachtsfest feierte. Die sächsischen Fürsten setzten inzwischen die Verhandlungen fort, und am
30. Januar 1018 wurde der Friede zu Bautzen von dem Erzbischof 1018.
von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt, dem Markgrafen Hermann, dem Grafen Dietrich und dem kaiserlichen Kämmerer Friedrich auf des Kaisers Geheiß feierlich beschworen. „Die Bedingungen des Friedens waren", wie Thietmar sagt, „nicht wie sich geziemt hätte, aber doch so günstig, wie sie damals zu erreichen waren." Das Lausitzer- und Milzenerland blieb, wie im Frieden des Jahrs 1013, auch jetzt dem Polen. Auch über sein Lehnsverhältniß zum deutschen Reiche scheint keine neue Bestimmung getroffen, sondern Alles vielmehr in den früheren Zustand zurückgekehrt zu sein. Vier Tage nach dem Abschluß dieses Friedens wurde Oda, die Schwester Markgraf Hermanns, um die der alte Polenherzog schon lange geworben hatte, ihm als Gemahlin zugeführt, nachdem er von der Russin sich bereits wieder getrennt hatte. Es war die fünfte Ehe, die Boleslaw schloß, der mit seiner Politik die Frauen zu wechseln pflegte. Trotzdem preist Bischof Thietmar, der erbittertste Feind des Polen, Oda wegen dieses ruhmreichen Ehebunds glücklich. Auch Boleslaws Sohn Mieczislaw vermählte sich damals oder wenig später mit einer Deutschen, mit Richeza, einer Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried und Enkelin Kaiser Ottos II.

Die langen Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich und seinem größten und ihm ebenbürtigsten Gegner hatten ausgetobt; in Frieden verlebten die beiden mächtigen Kriegsfürsten die letzten Jahre ihres Lebens. Boleslaw hatte allerdings die Marken, die er nach Ottos III. Tode an sich riß, schließlich behauptet, und Niemand könnte sagen, daß Heinrich als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgegangen sei. Aber doch hatte er so viel erreicht, daß Boleslaw weit ab von dem letzten Ziele blieb, das er seinen Thaten gestellt hatte und dem er sich einst mit Riesenschritten zu nähern schien. Meißen und Böhmen behaupteten die Deutschen; jenes große Westslawenreich blieb im Plan; das Lehnsverhältniß Polens zum deutschen Reiche wurde nicht gelöst; so lange Heinrich lebte, wagte der Pole nicht sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken.

Der Friede mit dem Kaiser gab Boleslaw freie Hand gegen die Russen, und Heinrich selbst scheint beflissen gewesen zu sein, den rastlosen Geist des streitlustigen Mannes nach einer anderen Seite zu

1018. lenken. Mit einem großen polnischen Heere, dreihundert deutschen Rittern, fünfhundert Magyaren und tausend Petschenegen stürmte Boleslaw im Sommer 1018 gegen das russische Reich an, um seinen Eidam Swätopolk in die verlorene Herrschaft zurückzuführen. Am 22. Juli kam es am Bug zur Schlacht; aber gleich beim ersten Angriff floh Jaroslaw mit seinen Russen vor der Tapferkeit der Polen, Deutschen und Ungern. Siegreich und ohne weiterem Widerstand zu begegnen, drang Boleslaw tief in Rußland ein. Nach kurzer Belagerung öffnete auch Kiew dem Sieger die Thore. Am 14. August zog er in die Stadt ein; der Erzbischof empfing ihn mit den Reliquien der Heiligen in der Kirche der heiligen Sophia. Damals soll Boleslaws Schwerdt „das schartige", mit dem dann Jahrhunderte lang die polnischen Könige bei ihrer Krönung umgürtet wurden, das Ehrengeschenk Ottos III., an der goldenen Pforte seine glorreichen Scharten erhalten haben. Kiew war eine Stadt, wie sie Boleslaw in seinem weiten Reiche nicht kannte, der Mittelpunkt eines weitverzweigten Handels, der Sammelplatz der verschiedensten Völker. Slawisches Volk aller Art sah man in derselben mit scandinavischem Kriegsvolk gemischt, das Ruriks Geschlecht immer von Neuem an die Ufer des Dniepr lockte. Acht Marktplätze zählte man, wie Thietmar berichtet, in der Stadt und mehr als vierhundert Kirchen. Zum Herrn dieser Stadt setzte Boleslaw jetzt seinen Eidam ein und legte sein Heer ringsum in die Festen des eroberten Landes. Dann schickte er Boten mit kostbaren Geschenken von der Beute zu Kaiser Heinrich und bat ihn, indem er ihn seiner Ergebenheit und Dienstwilligkeit versicherte, um seinen ferneren Beistand. Zugleich aber gingen Boten Boleslaws nach Constantinopel, welche dem griechischen Hofe ein Friedensbündniß antrugen; verschmähe man seine dargebotene Rechte, ließ er melden, so würden die Griechen einen tödtlichen und unbezwingbaren Feind in ihm finden. Welch ein Moment für Polen, das erst vor Kurzem in die Geschichte eingetretene Reich, da Boleslaw so als der kühnste Degen der abendländischen Christenheit dem Griechenthum gegenübertrat, da unter seinen Fahnen deutsche Ritter am Bug stritten und in die Thore von Kiew einzogen!

Während der Name des Polen in dem hellsten Siegesglanze strahlte, war unser Kaiser Heinrich in neue Unternehmungen bedenklicher Art verwickelt worden, die leider wenig dazu beitragen konnten, das Ansehen seiner Herrschaft zu erhöhen.

9.

Heinrichs Kämpfe um das burgundische Reich.

Schon im Jahre 1006 hatte der kinderlose König Rudolf III. 1016–1018. von Burgund, wie erzählt worden ist, um seine zusammenbrechende Macht zu stützen, Heinrich die Erbfolge im Burgundischen Reiche zugesichert und ihm die Stadt Basel gleichsam als Unterpfand der Erbschaft abgetreten. Unfraglich war Heinrich als Sohn der Gisela, der ältesten Schwester des Königs Rudolf, bei dem Aussterben der männlichen Linie des burgundischen Königshauses der nächstberechtigte Erbe des Reichs, wofern das Erbrecht der weiblichen Linie anerkannt wurde. Aber der burgundische Adel war mit Nichten gewillt, ein Erbrecht der Frauen gelten zu lassen; er meinte vielmehr nach Rudolfs Tode frei über die Krone verfügen zu können. Je mächtiger aber im Lande der Adel war, um so mehr war seine Einsprache zu fürchten. Man konnte daher voraussehen, daß Heinrich nicht ohne große Kämpfe sein Erbrecht durchsetzen würde. So lange Heinrichs Herrschaft noch unbefestigt schien, zeigte sich der Adel Burgunds um die Zukunft weniger besorgt, obschon sich die Verbindungen ihres Königs mit dem deutschen Reich immer fester schlangen und die burgundischen Bischöfe häufig bereits auf den deutschen Synoden erschienen. Als aber Heinrich die Kaiserkrone gewann und es in Italien zu allgemeiner Anerkennung brachte, steigerte sich in Burgund die Furcht vor dem mächtigen deutschen Herrscher, und der Widerstand regte sich zunächst gegen den alten König, der das Reich den Deutschen überantworten wollte.

An der Spitze des burgundischen Adels stand Otto Wilhelm, ein Mann, den ein wunderbar bewegtes Leben in die mannigfaltigsten Kämpfe verwickelte. Er war ein Lombarde von königlichem Geschlecht, der Sohn jenes Adalbert und Enkel jenes Berengar, denen Otto I. die Herrschaft Italiens entrissen hatte; seine Mutter Gerberga scheint dem Königshause von Burgund verwandt gewesen zu sein. Bei dem Fall seines Hauses war er, noch ein Knabe, in Sicherheit gebracht worden und blieb lange im Verborgenen, bis er endlich durch einen Mönch wieder seiner Mutter zugeführt wurde, die sich inzwischen mit

1016–1018. Heinrich, jenem Bruder Hugo Capets, dem das französische Herzogthum Burgund zugefallen war, in zweiter Ehe vermählt hatte. Als Herzog Heinrich im Jahre 1001 kinderlos starb, erhob Otto Wilhelm Ansprüche auf das Kronlehen seines Vaters. Aber König Robert zog Burgund ein, um es später einem seiner Söhne zuzuwenden. Otto Wilhelm erhob nun die Waffen gegen König Robert, erreichte aber doch nach langen Kämpfen nicht mehr als ein Abkommen, das ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum bedeutende Besitzungen in dem östlichen Theile desselben sicherte. So in seinen Erwartungen getäuscht, suchte der unruhige Mann, der durch Familienverbindungen mit mehreren französischen Großen bereits eine glänzende Stellung gewonnen hatte, in dem Arelatischen Reich eine hervorragende Rolle zu spielen. Es gelang ihm durch die Gunst König Rudolfs bedeutende Lehen dort zu gewinnen, und bald war Niemand im Lande ihm an Macht, Reichthum und Einfluß zu vergleichen. Selbst wohl nach der Krone begierig, wurde er jetzt ein Gegner der deutschen Herrschaft und, indem er sich zugleich an die Spitze des misvergnügten Adels stellte, aus dem ersten Dienstmanne des schwachen Königs dessen ärgster Dränger und Peiniger.

Im Anfange des Jahrs 1016 war die Noth Rudolfs so hoch gestiegen, daß er den Entschluß faßte, seinem sorgenvollen Regiment schon bei Lebzeiten zu entsagen und es sofort in Heinrichs Hände niederzulegen. Besonders wirkte auf Rudolfs Entschluß seine Gemahlin Irmengard ein, die ihren beiden Söhnen aus einer früheren Ehe so eine glänzende und gesicherte Stellung zu bereiten hoffte. Nach dem Wunsche des burgundischen Königspaars hatte Kaiser Heinrich am Pfingstfest desselben Jahrs mit ihm eine Zusammenkunft zu Straßburg; hier übertrug König Rudolf in Form einer Belehnung seinem Neffen die Regierung Burgunds und versprach ohne dessen Einwilligung in allen wichtigen Angelegenheiten Nichts mehr zu entscheiden. Der Kaiser übte auch sogleich die wichtigsten Regierungsrechte für Burgund aus, investirte einen Bischof, sprach Otto Wilhelm die Lehen im Königreiche ab und ertheilte dieselben den Söhnen der Irmengard. Mit verschwenderischer Freigebigkeit wurde die Königin, ihr Gemahl und die burgundischen Großen, die sie begleiteten, vom Kaiser beschenkt. Froh des schnell und glücklich beendeten Geschäfts zogen die Burgunder von dannen; der Kaiser selbst aber rüstete ein Heer, um nach Burgund zu ziehen und von seinem neuen Reiche Besitz zu ergreifen.

Wenn der Kaiser geglaubt hatte, daß das Straßburger Abkom-

men allein genügen würde, seiner Herrschaft ein neues Königreich 1016—1018.
hinzuzufügen, so fand er sich alsbald bitter enttäuscht. Kaum hatte Otto Wilhelm von den letzten Vorgängen Kunde erhalten, so rüstete er sich zum offenen Widerstande gegen die Deutschen, setzte seine Burgen in wehrhaften Zustand und bereitete sich, den Feind an den Grenzen mit bewaffneter Macht zu empfangen. Den von Heinrich eingesetzten Bischof hatte er mit Hunden aus seinem Bisthum hetzen lassen. Indessen rückte Heinrich selbst gegen Ende des Juni vor Basel und überschritt die Grenzen Burgunds. Aber es gelang ihm nicht, die festen Burgen, die auf seinem Wege waren, zu brechen. Obwohl er während des ganzen Sommers und bis gegen das Ende des Oktobers in den burgundischen Gegenden lag, mußte er sich damit begnügen, die Grenzdistricte mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, und endlich ohne einen irgend nennenswerthen Erfolg das Land räumen. Voll Unmuth über den üblen Ausgang des Zuges kehrte er heim; um so mehr in seinen Hoffnungen getäuscht, als König Rudolf selbst schon in seinem Entschlusse wankend gemacht war. Mit heuchlerischer Ergebenheit hatte sich der burgundische Adel wieder dem Könige genähert, Treue, Gehorsam und Dienstpflicht ihm bis in den Tod versprochen, wenn er nur die Fremden vom Lande fern hielte. Der weibische und wetterwendische König hatte sich wirklich erweichen lassen; er söhnte sich mit seinen Großen aus und bat den Kaiser, den Straßburger Vertrag rückgängig zu machen. Heinrich scheint in der That zuletzt aus Mitleid mit seinem Oheim seinen Rechten an der Regierung Burgunds wieder entsagt zu haben, wenigstens setzte er den Kampf um dieselben für den Augenblick nicht fort, da ihm der Polenkrieg noch vollauf zu thun gab.

König Rudolf erkannte bald, wie trügerisch die Versprechungen seines Adels gewesen waren. Das alte Spiel der Ränke, Gewaltthaten und offnen Verhöhnungen seiner Majestät begann von Neuem, und schon nach Jahresfrist sah er sich abermals genöthigt, den Beistand seines Neffen in Anspruch zu nehmen. Er erschien mit seiner Gemahlin, seinen Stiefsöhnen und einem großen Gefolge von Hofleuten im Februar 1018 wiederum am Hofe des Kaisers zu Mainz, und erneuerte nicht nur den früheren Vertrag, der feierlich beschworen wurde, sondern übergab auch zugleich die Krone und das Scepter Burgunds an seinen Neffen. Unabänderlich schien jetzt sein Entschluß, den drückenden Herrschaftssorgen zu entsagen; mindestens glaubte dies Heinrich, der für den Sommer sich zu einer neuen Fahrt nach Bur-

1018. gund rüstete, wo er diesmal mit größerer Heeresmacht auftreten wollte, um jeden Widerstand gleich im Keime zu ersticken.

Nachdem der Kaiser die Osterzeit in den niederlothringischen Gegenden, die Pfingstzeit in dem rheinischen Franken verlebt und zu Bürgel am Main zwischen Offenbach und Hanau einen großen Fürstentag gehalten hatte, brach er gegen Burgund auf. Aber schon sah er sich abermals von König Rudolf verlassen. Die jämmerliche Schwäche desselben war von Neuem von dem burgundischen Adel benutzt worden, ihn von seinem Neffen abzuziehen und die gegebenen Versprechungen zu brechen. Der Kaiser mußte seine Waffen jetzt sogar gegen seinen Oheim selbst richten und drang verheerend bis zur Rhone vor. Aber aller Anstrengungen ungeachtet blieb auch dieser zweite Zug ohne erhebliche Erfolge. In den letzten Tagen des August traten die Deutschen den Rückzug an, auf dem Herzog Dietrich von Oberlothringen von einem burgundischen Heere überfallen wurde und nur mit genauer Noth den Feinden entkam; es fehlte wenig daran, daß sich sein Unfall von Odernheim wiederholte. Der Kaiser begab sich nach Zürich, wo er zur Vertheidigung des Landes und zur Fortsetzung des Kriegs auf einem Landtage die nöthigen Ordnungen traf und volle fünf Wochen verweilte. Dann ging er nach Basel, wo er im Oktober der Einweihung der von Bischof Adalbero erbauten Kathedrale beiwohnte*) und bald darauf im höchsten Unmuth über die abermals misglückte Unternehmung den Rhein hinabfuhr. Den Anfang des Winters verlebte er in Lothringen und begab sich später nach Sachsen, wo er zu Paderborn bei Bischof Meinwerk das Weihnachtsfest feierte.

Der burgundische Krieg wurde fortgesetzt, ohne daß der Kaiser weiteren Antheil an demselben nahm. Wir wissen von den Vorgängen desselben nicht mehr, als daß Bischof Werner von Straßburg, Graf Welf und mehrere andere schwäbische Große im Jahr 1020 einen neuen Einfall in Burgund machten und eines Sieges sich rühmten, der aber doch ohne erhebliche Folgen geblieben sein muß, da sich die deutsche Herrschaft in Burgund nicht festzusetzen vermochte. Als im September 1023 der Kaiser abermals nach Basel kam, scheint endlich ein Friede abgeschlossen zu sein und Heinrich in demselben seinen Regie-

*) Damals wurde wahrscheinlich jene kostbare und überaus merkwürdige Altartafel zu Basel vom Kaiser gestiftet, die leider in neuester Zeit nach Paris verkauft ist.

rungsrechten in Burgund für die Lebzeiten Königs Rudolf von Neuem 1018
entsagt zu haben.

Für Burgund war es unfraglich ein schweres Misgeschick, daß es nicht schon damals unter die Herrschaft unserer Kaiser gerieth. Die Faust regierte allein fortan in dem herrenlosen Lande; ein wüster, gesetzloser Zustand ohne Gleichen riß ein, bei dem sich endlich die Bischöfe des Landes berufen fühlten, einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten, den sie die Eingebornen des Landes zu beschwören zwangen, indem sie jeden Eidweigerer mit Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft bedrohten. Dennoch steuerte dieser Landfriede weder den Fehden des Adels auf die Dauer, noch sicherte er die niederen Klassen und die Geistlichkeit vor roher Gewalt. Der kluge Bischof Gerhard von Cambray hatte ganz Recht, wenn er einen solchen durch bischöfliche Gewalt errichteten Frieden für einen Eingriff in die königlichen Rechte erklärte und durch denselben die Zahl der Meineide freventlich zu mehren warnte.

10.

Vollständiger Sieg Heinrichs über die inneren Feinde.

Der erste frische Glanz der Kaiserkrone war in den mühereichen und zuletzt doch wenig ergiebigen und ruhmvollen Kämpfen mit Polen und Burgund nur allzuschnell getrübt worden. Die Gegner Heinrichs erhoben sich deshalb wieder in ihrem alten Trotze gegen sein strenges und unbequemes Regiment, und eine lange Reihe innerer Fehden lief neben jenen äußeren Kriegen her oder knüpfte unmittelbar an dieselben an.

Vor Allem war das untere Lothringen von diesen Kämpfen betroffen, wo Herzog Gottfried noch immer schwer an der Eifersucht und dem Hasse der alten im Lande mächtigen Geschlechter zu tragen hatte und wo überdies die luxemburgische Verwandtschaft, nachdem sie sich einmal gegen den Kaiser erhoben hatte, nicht so leicht zum Gehorsam zurückzuführen war. Wenn auch die Schwäger des Kaisers die mit so wenigem Glücke geführten Waffen nicht wieder er-

1015—1018. griffen, so sah man sie doch — und gewiß nicht mit Unrecht — noch immer als die geheimen Triebfedern des fortschleichenden Aufstandes an. Von allen Seiten fand sich Gottfried deshalb von Feinden und Widersachern umgeben. Hier befehdete ihn der Graf Gerhard, der Kaiserin Schwager; dort lag der holländische Graf Dietrich, der Kaiserin Neffe, bald mit den Friesen, bald mit dem Utrechter Bischof in Kampf und machte das Einschreiten des Herzogs nöthig. Dazu kamen die alten unversöhnlichen Feinde seines Hauses, die Nachkommen des ersten Herzogshauses, die Grafen von Löwen und dem Hennegau, die ihre alten Ansprüche auf das Herzogthum durch die Vermählung des Grafen Lambert mit einer Tochter des letzten karolingischen Herzogs noch verstärkt zu haben glaubten und aus Haß gegen Herzog Gottfried seinen anderen Feinden willig die Hand boten.

Erst durch mehrjährige schwere Kämpfe gelang es, Lothringen zu beruhigen und das Ansehen Gottfrieds zu sichern. Zuerst unterlag Graf Lambert seinem Schicksal. Am **12.** September **1015** wurde er auf dem Felde von Fleurus geschlagen und fand mit Vielen der Seinen den Tod. Niemand trauerte sonderlich um ihn, denn er war ein wüster Geselle und wilder Raufbold gewesen, der oft selbst an heiliger Stelle unmenschliche Frevelthaten verübt hatte. Dennoch fand die Fehde mit seinem Tode nicht ihr Ende. Die Blutrache trieb seinen Sohn Heinrich und seinen Neffen Raginar in den Kampf gegen den Herzog. Und, während Gottfried noch mit diesen Gegnern zu schaffen hatte, war auch bereits der Graf Gerhard mit seinem zahlreichen Anhang in den Waffen und beunruhigte die Gegenden an der Eifel. Vielfache Raubzüge, Streifereien, Ueberfälle hatten geringen Erfolg für die Dauer und zeigten nur, daß die Streitkräfte beider Theile sich ziemlich gewachsen waren. Endlich kamen die Fehdenden über Zeit und Ort überein, wo sie mit voller Macht im offenen Kampfe entscheiden wollten; ein großes Gottesgericht sollte den langen Hader schlichten. Gerhard stellte sich mit den Seinen, unter denen sich auch sein einziger Sohn Siegfried, sein Schwestersohn der fränkische Graf Konrad, der noch einst zum Kaiserthron aufsteigen sollte, Graf Balderich und viele andere edele Herren befanden. Ihm gegenüber erschien Herzog Gottfried, dem eine nicht geringere Anzahl tüchtiger Kämpfer folgte. Am **27.** August **1017** wurde die Schlacht geschlagen, *) und das Gottesurtheil fiel gegen Gerhard aus. Seine

*) Der Schlachtplatz ist unbekannt.

Leute geriethen in wilde Flucht; sein Sohn wurde gefangen; Konrad 1015–1018.
verließ schwerverwundet den Platz. Unter den Todten, die Gerhard verlor, war auch ein gewisser Walter, ein Burgunder von Geburt, der einst in Gerhards Gefangenschaft gerathen und dann in seine Dienste getreten war. Er war ein Geistlicher seinem Stande nach und trug noch das geistliche Kleid, aber angeborne Wildheit des Gemüths hatte ihn das Brevier mit dem Schwerdte vertauschen lassen. So wurde er einer der gefürchtetsten Räuber seiner Zeit und die Schrecken des Kriegs seine größte Freude; nur an dem Tage, heißt es, fand man ihn heiterer Laune, an dem er seinen Speer mit Blut gefärbt und ein Gotteshaus eingeäschert hatte.

Dieser Sieg Gottfrieds über Gerhard trug vor Allem dazu bei, einen friedlicheren und gesetzlicheren Zustand in Lothringen herzustellen. Bis zu welchem Grade man aber doch noch das Gesetz zu verhöhnen und des Kaisers zu spotten wagte, zeigen die Frevelthaten der Gräfin Adela, die damals alle Gemüther mit Schrecken erfüllten und die zugleich einen so tiefen Blick in das Sittenverderbniß werfen lassen, welches schon hier und da die höchsten Klassen unseres Volkes ergriffen hatte, daß wir dieser Gräuel ausführlicher gedenken müssen. Es ist ein düsteres Bild, das wir entrollen.

Gräfin Adela, die deutsche Medea.

Adela war aus einem vornehmen sächsischen Geschlecht, die Tochter eines Grafen Wichmann, der in Westfalen, Friesland und im niederen Lothringen reich begütert war und eine Zeit lang auch die Graffschaft Gent bekleidet hatte. Graf Wichmann stand nicht allein in dem Rufe eines reichen und kriegstüchtigen Mannes, sondern hatte auch den Ruhm frommer Gesinnung gewonnen, da er um das Jahr 970 ein Kloster zu Elten bei Emmerich gestiftet und mit einem großen Theil seiner Stammgüter reichlich ausgestattet hatte.

Wichmann starb, ohne Söhne zu hinterlassen; es überlebten ihn nur zwei Töchter, so unähnlicher Natur, wie sie selten demselben Stamme entsprießen. Liudgarde, die ältere, war ein Muster aller weiblichen Tugenden, sanft, sittsam, fromm; sie hatte ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht und war die erste Aebtissin des von ihrem Vater gestifteten Klosters. Ihre Schwester Adela dagegen, dem sächsischen Grafen Immed, einem der vornehmsten Männer, der selbst dem kaiserlichen Hause verwandt war, in früher Jugend vermählt,

1015 1018. war habgierig, prunksüchtig, herrisch, stolz und hoffärtig ohne Gleichen; schon ihr trotziger Blick und ihre schreiende Stimme verriethen sie als ein Mannweib der schlimmsten Art. Aber Geist, Muth und Geschicklichkeit rühmten ihr selbst ihre Feinde nach, die sie zu allen Zeiten im Uebermaße hatte. Weit und breit kannte man keine feineren Stickereien als von ihrer Hand, keine kunstreicheren Gewebe, als die sie von ihren Mägden anfertigen ließ.

Sofort nach des Vaters Tode brach ein Zwist zwischen den unähnlichen Schwestern aus. Adela erhob Ansprüche auf die Erbgüter, die der Vater dem Kloster geschenkt hatte; Liudgarde vertheidigte die Rechte ihres Klosters. Der Zwist wurde zur tödtlichen Feindschaft, als auch Liudgarde ihr Erbe dem Kloster zuwandte. Da die Aebtissin nicht lange darauf an Gift starb, meinte Jedermann, daß die Schwester die Mörderin sei, und der Verdacht schien sich dadurch zur Gewißheit zu steigern, daß Adela sich gleich mit Gewalt der Erbgüter ihres Vaters, die an das Kloster gefallen waren, bemächtigte. Auf ein kaiserliches Gebot mußte Adela freilich weichen und dem Kloster sein Eigenthum zurückstellen, aber Niemand fand sich, der die Anklage des Mords gegen die mächtige Frau erhoben hätte.

Inzwischen war Adela früh ihres Gemahls beraubt worden, der ihr außer zwei Töchtern zwei Knaben hinterließ: Dietrich, der in des Vaters Ehren und Würden eintreten sollte, und Meinwerk, der, schon als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt, in die kaiserliche Kanzlei eintrat und dann als Bischof von Paderborn einen so berühmten Namen gewann. Adela, die ihre Wittwenschaft in offenkundiger Zügellosigkeit verlebte, fühlte dennoch bald, daß sie eines verwegenen Gemahls bedürfe, der ihr Interesse zu dem seinigen mache und es erforderlichen Falls mit gewaffneter Faust durchzukämpfen bereit sei. Sie fand einen solchen in einem Ritter, mit Namen Balderich; er war der Neffe eines lothringischen Grafen Gottfried, der am unteren Rhein sehr begütert war und nur einen schwachsinnigen Sohn zum Erben hatte, so daß Balderich nach dem Tode seines Oheims dessen Grafschaft im Gau der Attuarier zu erlangen hoffte. Auch Balderich war reich, Reichthum häufte sich so auf Reichthum; doch Adela dachte nur an das, was ihr nach ihrer Meinung unrechtmäßiger Weise entrissen war. Nicht eher ruhte sie, als bis Balderich mit seinen und ihren Mannen das Kloster Elten überfiel, sich der nahe gelegenen Burg bemächtigte und in den geweihten Räumen nach ihrem Willen schaltete. Abermals trat kaiserliches Gebot dem Raube entgegen; Otto III. nöthigte Balderich, seine Beute fah-

ren zu lassen, und verurtheilte ihn überdies zu einer hohen Geldbuße. 1015—1018.
Dennoch wußte es Adela dahin zu bringen, daß im Jahre 997 ein Vergleich zwischen ihr und dem Kloster vor dem Kaiser geschlossen wurde, in dem sie wenigstens einen Theil der beanspruchten Güter erhielt.

Der lange Streit schien beseitigt. Kaum hatte indessen Otto III. die Augen geschlossen, als Adela glaubte, die Stunde, volle Genugthuung zu erlangen, sei endlich erschienen, und Balderich noch einmal das Kloster überfiel. Doch auch diesmal nöthigte ihn das Gebot des Kaisers, dem Kloster zurückzugeben, was ihm gehörte. Balderich und Adela wurden inne, daß sie nach dieser Seite hin nichts zu gewinnen vermöchten, und alsbald richteten sie ihre habgierigen Blicke nach einem andern Raube.

Graf Gottfried, der Oheim Balderichs, hatte nehmlich dem sächsischen Grafen Wichmann, jenseits des Rheins im Gau Hamaland, einem trefflichen jungen Mann, der mit dem Hause der Billinger in naher Verwandtschaft stand, eine Tochter zur Ehe gegeben und hoffte in dem angesehenen Eidam seinem schwachen Sohne eine Stütze zu gewinnen. Als Gottfried bald darauf starb, wurde in der That sein Sohn, trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit und geistigen Stumpfheit, mit der Grafschaft des Vaters belehnt; doch geschah dies vornehmlich mit Rücksicht auf Wichmann, der in allen Dingen nun die Rechte der Grafschaft vertrat. Balderich, in seinen lange genährten Erwartungen getäuscht, sah mit finsterem Groll, wie Wichmann sich nicht allein im Attuariergau jetzt als Graf gebärdete, sondern auch mehr und mehr diesseits des Rheins festsetzte und Burgen neben Burgen erbaute. Adela fachte den Groll zur verzehrenden Rachsucht an. Die Fehde entspann sich, und die Waffen wütheten unter den lothringischen und sächsischen Mannen der beiden Herren. Balderich erstürmte eine Burg Wichmanns an der Maas und drängte ihn über den Rhein zurück, wo Wichmann eine schon von Natur feste Burg, Munna mit Namen, noch auf alle Weise verstärkte und von hier aus glückliche Streifzüge gegen den Feind über den Rhein unternahm. Der König machte endlich der Fehde ein Ende. Er gebot Beiden, bei seinem königlichen Zorn Frieden zu halten; vor seinen Augen mußten sie sich versöhnen.

Wichmann traute dem Frieden und trat bald darauf eine Pilgerfahrt nach Rom an. Aber die Zeit seiner Abwesenheit wußten Balderich und Adela für ihre Zwecke zu nützen. Balderich hatte sich inzwischen durch mehrfache Dienste die Gunst des Königs gewonnen;

1015-1018. Adela erfreute sich der einflußreichsten Verbindungen am Hofe — ihr Sohn Meinwerk war bereits zum Bischof von Paderborn erhoben und stand dem Herzen des Königs nahe — sie ließ deshalb nicht ab, in ihren Gemahl zu dringen, die Gunst der Umstände zu benutzen, um die Grafschaft, die der Sachse an sich gerissen, ihm zu entwinden. Balderich ging an den Hof, und königliche Gunst und reiche Geschenke gewannen ihm, was er verlangte. Sein schwachsinniger Vetter wurde des Grafenamtes entsetzt; mit der Grafschaft und mit dem königlichen Befehl, daß Niemand es wagen solle, sich dem Willen des Herrschers zu widersetzen, kehrte Balderich heim. Wie erstaunte Wichmann, als er auf dem Rückwege von diesen Vorgängen vernahm. Für seine und seines Schwagers Sache griff er sofort nach seiner Heimkehr zum Schwerdte; die Fehde entbrannte aufs Neue, und schlimmer als zuvor. Der Bischof Adelbold von Utrecht, ein bei dem König sehr angesehener Mann, suchte alsbald eine Ausgleichung herbeizuführen. Er brachte es wirklich dahin, daß die Hadernden einen Waffenstillstand schlossen; aber so erbittert waren sie schon, daß kaum einen Tag der Vertrag gehalten wurde. Wichmann, der eine günstige Gelegenheit sah, sich des gehaßten Gegners zu bemächtigen, glaubte diese nicht ungenützt vorübergehen lassen zu dürfen. Er überfiel Balderich aus einem Hinterhalt, aber dieser entkam über den Rhein, und die Fehde nahm trotz des Vertrags ihren Fortgang, bis nach geraumer Zeit abermals ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Inzwischen war nach dem Tode des schwachen Herzogs Otto Gottfried von Verdun mit Niederlothringen belehnt worden. Lambert und Gerhard, den Feinden des Herzogs, schloß sich der unruhige Balderich an und ging dadurch mit seinem Weibe der kaum gewonnenen Gunst des Königs verlustig, während seine Stiefsöhne, Meinwerk von Paderborn und dessen Bruder Graf Dietrich, immer höher an Einfluß bei Hofe stiegen. Umsonst versuchte Adela ihre Söhne und durch sie den Kaiser zu gewinnen. Meinwerk mied jeden Verkehr mit seiner lasterhaften Mutter; so sehr er sonst mit ihrem Unternehmungsgeist auch ihre Habgier ererbt hatte, wies er doch ihre Geschenke mit Abscheu zurück. Da flammte in der Brust dieser Furie der Haß gegen ihr eigen Fleisch und Blut, ihre eigenen Kinder auf. Als Bischof Meinwerk den König auf seiner Romfahrt begleitete, vollführte sie eine verruchte Höllenthat, die sie lange bei sich erwogen hatte. Sie ließ ihren Sohn Dietrich am 7. April 1014 auf seiner Burg Upplan bei Elten überfallen und ermorden. Balderich nahm sofort von der Burg Besitz und wurde nun der thätigste Bundesgenoße aller derer,

die in Lothringen den Landfrieden störten und Herzog Gottfried das Gegenspiel hielten. Während dieser, von Wichmann unterstützt, im Sommer 1015 nach Brabant gegen Lambert zog, eilte Balderich dem Grafen Gerhard zu Hülfe, der damals die Burg Heimbach in der Eifel belagerte. Auf der Heimkehr von hier wurde Balderich von einem Vasallen Wichmanns bei Köln überfallen, gefangen genommen und nach Munna geschleppt. Nur mit schwerem Gelde kaufte er sich frei und mußte, von allen Seiten bedrängt, nicht allein Frieden schließen, sondern sich sogar Wichmann als Freund erbieten. 1015—1018.

Balderichs und Adelas Sterne waren augenscheinlich im Sinken, aber bald sollte ihre Bedrängniß noch wachsen. Im Anfange des Jahrs 1016 wurden sie vor den Richterstuhl des Kaisers nach Dortmund beschieden und hier die Anklage des Kindesmordes gegen Adela erhoben. Bischof Meinwerk, der seinen Bruder wie seinen Augapfel geliebt hatte, trat selbst als Ankläger seiner Mutter auf und forderte die strengste Strafe für den Mord seines einzigen Bruders. Adela wurde des Kindesmordes und des Verbrechens der beleidigten Majestät, Balderich der Theilnahme ihrer Schandthaten überführt und Adela zum Tode verurtheilt. Dennoch schenkte der Kaiser ihr das Leben, aber nur gegen Opfer, die ihrem habgierigen Gemüthe am Schwersten fielen. Den größten Theil ihrer Eigengüter mußte sie der Kirche von Paderborn zum Eigenthum überlassen, und auch Balderich sich durch Abtretungen von seinem Eigenthum von der Strafe lösen. Seitdem sannen Beide nur darauf, wie sie sich an Bischof Meinwerk, an dem Kaiser, an Wichmann, an Gottfried, an Allen, die es mit jenen in Lothringen hielten, auf das Empfindlichste rächten.

Adela und Balderich sahen sich, da ihre Lage schon immer bedenklicher wurde, nach neuen, mächtigen Bundesgenossen um, und sie fanden einen solchen in Erzbischof Heribert, der meistentheils nur allzu geneigt war, die Widersacher des Kaisers zu unterstützen. Balderich wurde Heriberts Vasall; Adela zeigte sich wider ihre Gewohnheit gegen fromme Stiftungen freigebig. Aber ihre Frömmigkeit hatte keinen andern Grund, als sich so die Freundschaft des Erzbischofs zu gewinnen und zugleich ihrem Sohn Meinwerk sein Erbe zu entziehen. Meinwerk wurde hier an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Als alle seine Vorstellungen umsonst waren, legte er zuletzt selbst Hand an die Mutter, versicherte sich ihrer Person und führte sie gefangen fort. Er entließ sie zwar bald wieder, aber nur nach den dringlichsten Ermahnungen, ihren Wandel zu bessern, die indessen bei ihr keinen Erfolg haben konnten. Blindlings stürzte sich Adela in das Verder-

1015–1018. ben, das endlich über sie einbrach, als sie sich einer neuen Mordthat erfrechte.

Graf Wichmann hatte mit seinem Vetter Balderich zuletzt ein freundliches Verhältniß herzustellen gesucht. Er lud ihn zu einem festlichen Gelage und entließ seinen Gast mit allen Ehren und reichen Geschenken. Erfreuet darüber bat ihn Balderich um einen Gegenbesuch, und Wichmann begab sich trotz vieler Warnungen, der Treue seines Vetters vertrauend, als Gast nach Upplan. Als er in die Burg trat, verhehlte er seinem Wirth nicht, mit welchen Besorgnissen man sein Herz erfüllt habe, aber der Wahrheit gemäß betheuerte Balderich, daß er nichts Uebles im Schilde führe. Auch Adela nahm mit großer Freundlichkeit den Gast auf, der sich bald in völlige Sicherheit einwiegen ließ. Nichtsdestoweniger umlauerte ihn der Verrath. Trotz ihrer gleißnerischen Freundlichkeit hatte Adela vom ersten Augenblicke an, wo Wichmann ihre Burg betrat, auf seinen Untergang gesonnen. Da sie auf ihres Gemahls Hülfe nicht glaubte zählen zu können, traf sie allein alle Anstalten zum Morde. Erst wollte sie Wichmann durch Gift beim Mahle tödten; dieser Plan schien ihr indessen unausführbar und wurde verworfen. Auf seiner Heimkehr sollte nun Wichmann von ihren Schergen überfallen werden; einer ihrer Vasallen sollte mit einem Knechte die Unthat vollführen. Als Wichmann heiter und wohlgemuth am 6. Oktober 1016 Upplan verließ, gab ihm Balderich das Ehrengeleit aus der Burg. Herzlich sich begrüßend, trennten sich Beide, und Wichmann zog heimwärts, nur von wenigen Mannen begleitet. Als diese eine Strecke Weges zurückblieben und Wichmann mit einem seiner Knechte allein durch das Feld ritt — es war etwa eine Meile von Upplan —, brachen die von Adela gedungenen Mörder plötzlich aus einem Versteck, drangen auf ihn ein, stießen ihn nieder und ergriffen dann schleunigst die Flucht. Wichmanns Mannen kamen erst zur Stelle, als die Mörder nicht mehr zu erreichen waren.

Der Mord wurde bald aller Orten ruchbar. Adela triumphirte laut über die gelungene Rache; Balderich fluchte ihr, die ihn ruchlos in das Verderben stürze. Sein weibisches Zagen warf ihm mit Hohn das nur allzu verwegene Weib vor; was hülfe es, in den Augen der Welt werde er doch für den Mörder Wichmanns gelten; wolle er nicht untergehen, so müsse er Haus und Hof jetzt schützen. So brachte sie Balderich wenigstens zu dem Entschluß, Upplan zu bewehren. Bald stürmten Wichmanns Vettern, Freunde und Mannen heran. Bischof Dietrich von Münster hatte zuerst Kunde von dem Ereigniß erhalten, die Leiche seines Freundes nach Vreden begleitet und dort

bestattet; dann rückte er sofort, nachdem er die Verwandtschaft Wichmanns aufgeboten hatte, gegen Upplan. Auch Herzog Bernhard von Sachsen, der Stammvetter des Erschlagenen und Vormund seines kleinen Sohns, eilte herbei, tröstete die um ihren Herren trauernden Mannen und führte sie gegen Balderichs Burg. Von anderer Seite zog zugleich Bischof Adelbold mit seinen Rittern vor Upplan. Da brach Balderichs Muth; flüchtig verließ er die Burg. Adela übernahm die Vertheidigung derselben und leitete sie mit männlichem Muthe. Mit Hitze wurde Upplan berannt, mit Hartnäckigkeit vertheidigt; selbst die Weiber zogen, mit Helmen bedeckt, auf die Mauer, um die Belagerer über die Stärke der Besatzung zu täuschen. Aber die Noth in der Burg stieg mit jedem Tage höher und höher, und schon nahte sich der Kaiser selbst, aus dem ersten burgundischen Feldzuge heimkehrend. Da bebte selbst die freche Adela; sie machte mit den Belagerern einen Vertrag, der ihr mit ihrer Habe freien Abzug gewährte. Upplan fiel in die Hände ihrer Feinde und wurde bis auf den Grund zerstört. Als der Kaiser nach Köln kam, hatte ihn Erzbischof Heribert, der Balderichs Burg retten wollte, dringend gebeten, ihm die Belagerung derselben zu überlassen und der Kaiser hatte Heriberts Bitten gewährt; aber ehe Heribert zur Stelle kam, war die Burg bereits in einen Schutthaufen verwandelt. 1015–1018.

Einst, wird erzählt, hatte Balderich in den Tagen des Glücks auf einem Söller seiner Burg Radinheim gestanden, und indem er das fette Land ringsumher und den reichen Ertrag der Felder überblickte, waren gotteslästerliche Gedanken in seiner Seele aufgestiegen. „Gott," sagte er zu den Umstehenden, „soll Alles vermögen — und doch kann er mich in der Fülle meines Reichthums nicht zu einem armen Mann machen. Der Rhein fließt an meinem Lande vorüber und bietet mir Alles im Ueberfluß, was Auge und Gaumen ergötzt, der nahe Wald liefert mir Wildpret in Fülle. Wie sollte ich von solchem Reichthum zur Armuth herabsinken können?" Jetzt war Balderichs Reichthum dahin; Erzbischof Heribert und Graf Gerhard gaben ihm das Gnadenbrod.

Als bald darauf der Kampf zwischen Gerhard und Herzog Gottfried aufs Neue ausbrach, vertheidigte Balderich für Gerhard die Burg Heimbach in der Eifel. Um ihn sammelten sich Flüchtlinge und wüstes Gesindel; Leute, die keine Heimath mehr hatten, gleich ihm. Auch der sächsische Graf Berthold, der Bruder des entsetzten Markgrafen Werner, trat zu ihm. Es gelang diesem Berthold durch Verrath am 1. April 1017 Munna einzunehmen, das Herzog

1015—1018. Bernhard einem seiner Vasallen zur Vertheidigung übergeben hatte. Noch einmal fiel da ein Strahl der Hoffnung in das verschuldete Elend Balderichs und Adelens; aber schnell, wie er hervorgeblitzt war, verschwand er von Neuem. Wenige Monate darauf entschied der Kampf für Herzog Gottfried gegen Graf Gerhard, und Balderich selbst gerieth in die Gefangenschaft seiner Feinde. Ob er derselben durch Flucht entkam, oder sich auslöste, wissen wir nicht; aber gewiß ist, daß er bald darauf sein unstätes räuberisches Leben von Neuem begann.

1018. Als der Kaiser im März 1018 nach Nymwegen kam, um dort eine Synode zu halten, ließ er seine eifrigste Sorge sein, den Landfrieden im niederen Lothringen herzustellen. War es die Milde des hereinbrechenden Alters, war es die Einsicht, daß nur durch Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther in Lothringen zu beruhigen seien, mit ungewohnter Versöhnlichkeit trat der Kaiser jetzt auf. Auf einem großen Fürstentage glich er den Streit zwischen Herzog Gottfried und Graf Gerhard aus; Erzbischof Heribert wurde durch Gunstbeweise gewonnen; auch Lamberts Neffe Raginar erschien am Hofe und wurde zu Gnaden angenommen. Selbst Graf Bertholb mit seinem Anhange ergab sich dem Kaiser und lieferte ihm Munna aus, das Graf Gerhard und Erzbischof Heribert zum Zeichen ihrer aufrichtigen Friedensgesinnungen zerstörten. Ein allgemeiner Landfriede wurde ohne Zweifel aufgerichtet; für einen Wegelagerer, wie Balderich, schwand jede Hoffnung einer bessern Zukunft.

Verzweifelnd folgte daher endlich auch Balderich der Mahnung des Kaisers nach Nymwegen. Unter der Zusicherung freien Geleits erschien er am Hofe und erbot sich durch jeden verlangten Beweis seine Unschuld an Wichmanns Morde zu erhärten. Aber die Herzöge Gottfried und Bernhard waren so ergrimmt gegen ihn, daß sie ihm nicht einmal das Wort zur Vertheidigung verstatteten. Wenig fehlte, daß er mitten in der Versammlung der Fürsten vor den Augen des Kaisers erschlagen wurde. In der höchsten Seelenangst rief Balderich die Barmherzigkeit des Kaisers an, der ihn den Händen der Wüthenden entriß und ihm mindestens die Möglichkeit der Flucht sicherte.

Bettelnd sollen darauf Balderich und Adela im Lande umhergezogen sein, bis ihnen endlich Heribert abermals das Gnadenbrod und eine Zufluchtsstätte gewährte. Drei Jahre später starb Balderich zu Heimbach und wurde zu Zyfflich begraben, wo er ein Kloster gestiftet hatte. Adela starb, wie es scheint, schon vor ihrem Gemahl zu Köln und wurde dort vor der Peterskirche bestattet. Aber die Asche der

Schwester- und Kindesmörderin schien der Stadt schweres Unheil zu 1018.
bringen; man riß sie aus dem Grabe und warf sie in den Rhein. Mehrere Tage lang — so wird erzählt — tobte und brausete der alte Rhein, gleich als wären durch die Asche der Verbrecherin seine reinen Fluthen entweiht.

Die Siege Gottfrieds und die Versöhnlichkeit des Kaisers bahnten allmählich einen friedlicheren Zustand im niederen Lothringen an. Dennoch erlitt das Land im Jahre 1018 noch einmal durch einen inneren Kampf einen harten Schlag, der lange nachgefühlt wurde. Ein Neffe der Kaiserin war es, der ihn führte.

Es ist oben erzählt worden, wie im Jahre 1005 König Heinrich die Rechte seiner Schwägerin Liudgarde und ihres unmündigen Sohns Dietrich gegen die Friesen schützte. Inzwischen war Graf Dietrich zu männlichen Jahren erwachsen und hatte selbst die Kämpfe gegen die Friesen aufgenommen, die ihm einst den Vater erschlagen hatten. Aber das Glück war ihm nicht hold, und der vergeblichen Anstrengungen endlich müde, suchte er sein Gebiet nach einer andern Seite zu erweitern. Die Gegenden um Rotterdam und Dortrecht zwischen den Waal- und Maasmündungen waren damals fast ganz unbebaut; ungelichtete Waldungen und ausgedehnte Sümpfe nahmen den Landstrich ein, den man Mirivido (Merwe) nannte, ein Name, der jetzt noch einem Arme der Maas geblieben ist. Nur einzelne Fischer und Jäger trieben hier ihr Gewerbe und zinsten von demselben dem Bischof von Utrecht, dem der größte Theil des bis dahin herrenlosen Bodens von den Kaisern geschenkt war, während auch der Erzbischof von Köln und einige nahe Klöster kleinere Besitzungen hatten. Neben dieser dünnen und flüchtigen Bevölkerung hatten sich in der letzten Zeit einzelne friesische Kolonisten angesiedelt, als auch Graf Dietrich auf diese ihm benachbarten Gegenden sein Auge warf. Das wasserreiche Land war günstig, eine feste Burg zu erbauen, von der man die Schiffe, die aus der Maas in die See fuhren, einem Zoll unterwerfen konnte. Dietrich nahm also, ohne auf die Rechte des Bischofs von Utrecht zu achten, von der Merwe Besitz, legte ein Castell in derselben an, machte die friesischen Kolonisten sich zinsbar und erhob von den in See gehenden Schiffen einen willkührlichen Zoll. Die Handelsleute von Thiel klagten über himmelschreiende Gewalt, nicht minder der Bischof von

1018. Utrecht, dem seine Einkünfte geschmälert und einige Mannen erschlagen waren. Auf ihre Klagen wurde Ostern 1018 Graf Dietrich nach Nymwegen vor den Kaiser beschieden. Der Spruch des Kaisers lautete dahin, daß Herzog Gottfried mit dem Bischof von Utrecht die friesischen Kolonisten verjagen und die Burg Dietrichs niederreißen solle; die Merve aber dem Bischof zurückzugeben sei. Vergebens versuchte Dietrich den Spruch des Kaisers zu wenden; als es ihm nicht gelang, verließ er den Hof mit der Drohung, er werde seinen Feinden zu begegnen wissen.

Im Sommer 1018 zog ein lothringisches Heer gegen ihn aus, das Herzog Gottfried selbst führte, um den Spruch des Kaisers zu vollstrecken. Es war zahlreich und wohlgerüstet; Bischof Adelbold von Utrecht führte selbst seine Leute an, auch die Bischöfe von Lüttich, Köln und Cambray hatten ihre Mannen gesendet. Aber so geübt sie alle im Reiterdienst waren, so wenig waren sie gewohnt, zu Fuße zu streiten. Es entmuthigte sie daher nicht wenig, daß sie ihre Rosse zurücklassen mußten, von denen in jenem sumpfigen Lande kein Gebrauch zu machen war. Das Heer fuhr die Maas hinab und landete bei Vlaardingen. Der Herzog schiffte es aus und wollte es sogleich gegen Dietrich führen, dessen Hauptkraft in seinen friesischen Bauern und Schiffern bestand, stämmigen Leuten, die sich ebensosehr auf die Schnelligkeit ihrer Füße, als die Kraft ihrer Fäuste verlassen konnten. Als Gottfried landeinwärts seinen Marsch nahm, fand er alsbald den Weg durch Gräben und Sümpfe so behindert, daß er sich zur Umkehr genöthigt sah. Er ließ die vorderen Reihen kehren und erregte dadurch in den hinteren Gliedern die Meinung, er sei vorn von den Friesen angegriffen und weiche zurück. Eine furchtbare Bestürzung ergriff durch diesen Irrthum die lothringischen Ritter, welche die Friesen, die sich in gedrungenen Haufen auf eine Anhöhe gezogen hatten, sofort zu einem Ueberfall benutzten und über die eines solchen Kampfs ganz ungewohnten und ohnehin vollständig betäubten Feinde einen glänzenden Sieg davontrugen; Viele fielen beim ersten Ansturm der Bauern; die dem Kampf Entflohenen stürmten zu den Schiffen und fanden bei der Hast des Einschiffens und der Ueberlastung der Fahrzeuge meist ihren Tod in den Fluthen. Dreitausend Ritter sollen so umgekommen sein, ohne daß die Bauern einen nennenswerthen Verlust erlitten. Die benachbarten Bischöfe hatten den größten Theil ihrer Vasallen verloren; kein ritterliches Haus war in den nächstgelegenen Gauen ohne Trauer. Man hat lange Jahre an die Friesen von Vlaardingen nur mit Seufzen zurückgedacht.

Bischof Adelbold hatte sich, wie durch ein Wunder auf einen Nachen gerettet. Herzog Gottfried war schwerverwundet in die Hände der Friesen gefallen, die ihn nach Dietrichs Burg schleppten. Graf Dietrich erschrak selbst, nachdem er seinen Rachedurst gestillt hatte, über das angerichtete Blutbad und fürchtete die volle Schwere des kaiserlichen Zornes. Er setzte deshalb alsbald den Herzog gegen das Versprechen, beim Kaiser sein Fürsprecher zu sein, wieder auf freien Fuß. In der That zeigte der Kaiser jetzt gegen Dietrich große Nachgiebigkeit. Als er gegen Ende des Jahres abermals in die niederrheinischen Gegenden kam, nahm er seinen Neffen wieder zu Gnaden an und söhnte ihn mit Bischof Adelbold aus. So gerechte Ursache dem Grafen zu zürnen der Bischof auch hatte, konnte er sich doch um so weniger einer Ausgleichung weigern, als seine noch vielfach durch Normannenschwärme beunruhigten Besitzungen keinen anderen mannhaften Vertheidiger hatten, als eben den Grafen. 1018.

Während so das untere Lothringen Ruhe gewann, erholte 1015—1018. sich allmählich auch Oberlothringen von den langen und schweren Leiden, welche die früheren Kriegszüge des Kaisers über das Land und vornehmlich über die Gegenden von Metz und Trier gebracht hatten. Den furchtbaren Zustand des Landes um das Jahr **1015** schildert uns ein Zeitgenosse, der Biograph des Bischofs Adalbero II. „Welche Zeiten!“ ruft er aus. „Man verflucht das Leben und fleht um Nichts, als den Tod. Die Städte sind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäschert, die Wälder und Gärten verwüstet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnoth, Pestilenz und Feuer rafft das Volk massenweise hin. Viele Edle sind verarmt und an den Bettelstab gebracht. Die Gotteshäuser stehen ringsum verödet.“ Besonders in der Gegend von Trier wüthete lange der Bürgerkrieg fort, und Megingaud, der vom Kaiser anerkannte Erzbischof, konnte niemals von seiner Hauptstadt Besitz ergreifen, wo sich der junge Adalbero seinem kaiserlichen Schwager zum Trotz behauptete. Erst als in den letzten Tagen des Jahres **1015** Megingaud starb und der Kaiser den Babenberger Poppo, den Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich und des Herzogs Ernst von Schwaben, vom Probst zu Bamberg zum Erzbischof von Trier beförderte, gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Poppo, in dem das Blut seiner tapferen Ahnen rann und dem die Macht und das Glück seines sich jetzt gewaltig erhebenden Hauses zur Seite standen, demüthigte bald den Luxemburger, gewann Trier und schloß endlich einen Vergleich mit seinem Widersacher, der diesem nur das Kloster des h. Paulinus beließ, dessen Abt er vordem gewe-

1015—1018. sen war. Der wichtigste Streitpunkt, der den Kaiser noch von seinen Schwägern trennte, war damit erledigt. Sofort ließ der Kaiser durch Erzbischof Poppo seine Schwäger versichern, daß er an Herzog Heinrich das ihm abgesprochene Herzogthum zurückzugeben geneigt sei. Im December 1017 wurde Heinrich zum zweitenmal mit der Fahne von Baiern belehnt und im folgenden Sommer von seiner Schwester, der Kaiserin, in sein Herzogthum zurückgeführt. Die Wurzel war ausgerissen, aus der die böse Saat der Bürgerkriege in Lothringen so üppig aufgeschossen war; diese Saat erstarb, und fortan gediehen auf diesem Boden bessere Früchte.

1019. Im Jahre 1019 wurde auch Schwaben der Schauplatz einer gefährlichen inneren Fehde, die jedoch schnell ein Ende fand und ohne dauernde Folgen blieb. Am 31. Mai 1015 war nehmlich Herzog Ernst I. aus dem babenbergischen Hause gestorben. Ein jäher, unglücklicher Tod raffte den edlen Mann in den Jahren frischester Manneskraft hin. Auf der Jagd traf ihn der Fehlschuß eines seiner Vasallen. Als der Herzog fühlte, daß der Pfeil ihn tödtlich verwundet habe, bat er zunächst seines unglücklichen Mörders zu schonen, beichtete dann einem aus dem Jagdgefolge, da kein Priester in der Nähe war, seine Sünden und bat mit seinen letzten Worten die Freunde, seiner geliebten Gisela an das Herz zu legen, daß sie ihre Ehre und Keuschheit wahre und seiner nimmer vergesse. Gisela, die ihrem Gemahl zwei Söhne geboren hatte, erlangte leicht von dem Kaiser, ihrem Vetter, daß der erstgeborne Sohn, der kleine Ernst, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt wurde. Sie selbst, eine in den Geschäften wohlerfahrene Frau, übernahm die vormundschaftliche Regierung. So wurde Ernst II. als Kind Erbe der Macht seines Vaters, aus der ihm nur schweres Unheil während seines kurzen Lebens erwachsen sollte. Sein Unglück begann, als sich kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls Gisela von Neuem vermählte. Schön, klug, reich und mächtig, mußte sie die Augen aller Männer auf sich ziehen. Sie war die Herrin Schwabens, ihr väterliches Erbe war überaus stattlich, und schwerer noch wogen die Ansprüche, die ihre Mutter ihr auf die burgundische Erbschaft hinterlassen hatte. Sie kannte ganz den Werth ihrer Person und wußte, daß sie Königen und Kaisern entstammte und die Reihe ihrer Ahnen bis auf Karl den Großen zurückführen konnte. Nicht ohne große Ansprüche an das Leben, war sie nicht ge-

willt einem andern, als einem hoch über der Masse des Volks her- 1019.
vorragenden Manne ihre Hand zu reichen. Es war Konrad von Franken, ein hochedler Mann aus kaiserlichem Geschlecht, der wackerste Ritter seiner Zeit, der ihre Liebe gewann. Gegen den Willen der Kirche, die in der nahen Verwandtschaft beider Ehehindernisse fand, gegen den Willen des Kaisers, der niemals dem Hause Konrads sich geneigt bewiesen hatte, vermählte sich Gisela im Sommer 1016 mit Konrad und gebar ihm am 28. Oktober 1017 einen Knaben, der den Namen Heinrich empfing. Giselas Söhne der früheren Ehe fanden sämmtlich, wie ihr Vater, ein beklagenswerthes Ende; ihren neuen Gemahl und dessen Sohn erhob das Glück auf die höchsten Gipfel des Lebens und machte sie zu den mächtigsten Fürsten, die Deutschland jemals beherrscht haben.

Aber die ersten Jahre der Ehe Giselas waren nicht vom Glücke verschönt. Den Unwillen des Kaisers über ihre Verbindung mußten sie und ihr Gemahl bitter empfinden. Gisela verlor die Vormundschaft über ihren Sohn und damit die Regierung Schwabens, die der Kaiser dem Erzbischof Poppo von Trier übertrug. Konrad, längst dem Kaiser zürnend, der seinem Vetter Konrad das Herzogthum Kärnthen vorenthalten und dem Eppensteiner Adalbero gegeben hatte, hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er sich jetzt nicht den Gegnern Heinrichs überall angeschlossen hätte. Wir wissen bereits, wie er im Sommer 1017 seinen Oheim Gerhard gegen die Kaiserlichen in Lothringen unterstützte. Zwei Jahre später griff er Adalbero in Schwaben an, wo dieser durch seine Gemahlin, die Schwester Giselas, reich begütert war. Seinem Vetter Konrad, der, als Knabe aus Kärnthen verdrängt, eben zum Jüngling heranwuchs, wollte er das väterliche Herzogthum erkämpfen und zugleich unfehlbar Giselas Einfluß in Schwaben herstellen. Konrad siegte über Adalbero im Jahre 1019 bei Ulm, aber erreichte doch seinen Zweck nicht. Adalbero blieb Herzog in Kärnthen; Erzbischof Poppo behauptete das Regiment in Schwaben; Konrad selbst mußte auf des Kaisers Befehl in die Verbannung gehen, aus der er jedoch nicht lange nachher zurückkehrte und dann in Ruhe besserer Zeiten harrte.

Wenn damals die Ruhe im oberen Deutschland schnell hergestellt wurde und in diesen schweren Zeitläuften Baiern und Schwaben meist in der Treue beharrten, so verdankte es der Kaiser vor Allem den trefflichen Diensten des babenbergischen Hauses. Der Markgraf Heinrich auf dem Nordgau und sein Vetter gleichen Namens in Oestreich hielten, nachdem sich Heinrich einmal in der Herr-

1019. schaft befestigt hatte, mit unerschütterlicher Treue zu ihm; die Säulen des Reichs und des Kaisers Mitarbeiter nennt sie Thietmar. Diese Dienste blieben dem Hause nicht unbelohnt: der Bruder und Neffe des Oestreichers erhielten, wie wir sahen, nach einander die Belehnung mit Schwaben; ein anderer Bruder des Oestreichers wurde zum Erzbischof von Trier erhoben; als dann die beiden Markgrafen schnell nach einander starben, *) blieben ihre Marken in ihrer Familie. Die Mark auf dem Nordgau kam an Heinrichs Sohn Otto; die Mark Oestreich, da der andere Heinrich ohne Leibeserben starb, an seinen Bruder Adalbert. Die böhmische Mark und die baiersche Ostmark, das Herzogthum Schwaben und das Erzbisthum Trier waren so diesem Geschlechte zugefallen. Wer von den Marken Ungerns und Böhmens bis an die burgundischen und französischen Grenzen ritt, fand kein mächtigeres Haus weit und breit, als die Babenberger.

1018—1020. Bei weitem schwieriger, als im oberen Deutschland, war Heinrichs Lage in Sachsen. Immer größer wurde hier die Spannung zwischen den weltlichen Großen und den Bischöfen des Landes, die nebst ihren eigenen Interessen vor Allem die Rechte der Krone schützten. Mit schweren Klagen über die Gewaltthätigkeit und den Uebermuth des Adels, über den Druck, der auf den Bischöfen laste, schließt Thietmar seine Chronik, die er fast unmittelbar bis zu seinem Tode fortgesetzt hat, der am 1. December 1018 erfolgte. Damals stand bereits seit geraumer Zeit der Bischof Dietrich von Münster mit dem Grafen Hermann, einem nahen Verwandten des Kaisers, und den Söhnen dieses Grafen in Fehde. Zu derselben Zeit hatte der alte Bischof Bernward von Hildesheim schwer von den Bedrückungen seines Nachbarn, eines Grafen Brun, zu leiden, der den Billingern, wie dem königlichen Hause verwandt war. Die Billinger haderten aller Orten mit den Immedingern, in deren Händen das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Paderborn waren und die überschwängliche Gunst bei dem Kaiser genossen. Erzbischof Unwan ließ damals Bremen mit einem Walle umgeben, um sich vor den Angriffen Herzog Bernhards

*) Heinrich von Schweinfurt starb am 18. September 1017, sein Vetter Heinrich von Oestreich am 23. Juli 1018.

zu schützen; Bischof Meinwerk lebte in unablässigen Streitigkeiten mit 1018–1020.
Thietmar, dem Bruder Herzog Bernhards. Die anderen Bischöfe hatten mit anderen Feinden zu thun. Es wäre ein Zustand, sagt Thietmar, als gäbe es gar keinen König und Kaiser im Lande; Verräther spännen stets aufs Neue äußere Verwickelungen an, um den Kaiser zu hindern, die Ruhe im Innern zu schützen.

Besonders gefährlich wurde die Lage Sachsens, als sich eine feindliche Spaltung zwischen dem Kaiser selbst und dem Hause der Billinger herausstellte, das nun schon in der dritten Generation das sächsische Herzogthum behauptet und bis dahin treu zu den Kaisern gehalten hatte. Schon daß der Kaiser den Mörder ihres Stammvetters, des Grafen Wichmann, hatte entschlüpfen lassen, konnte ihren Zorn reizen. Gewiß sahen sie auch die Stellung der Immedinger am Hofe nicht ohne Argwohn. Vornehmlich scheint aber doch ein furchtbarer Schlag, der um diese Zeit unmittelbar ihre Herrschaft traf, sie gegen den Kaiser bis zur Empörung getrieben zu haben. Es war der Aufstand der Wagrier und Abodriten, welcher nicht allein die Gewalt der Billinger in Gegenden zu vernichten drohte, die sie länger als ein halbes Jahrhundert beherrscht hatten, sondern auch der christlichen Kirche schwere und erst spät geheilte Wunden schlug.

Der größte Vorwurf gegen Heinrichs Regiment war und blieb die Duldung des hergestellten Götzendienstes bei den Liutizen. Je wichtiger dem Kaiser die Bundesgenossenschaft mit diesen kriegerischen Stämmen war, je mehr mußte er jedem Angriff auf ihr Heidenthum vorbeugen. Es schien fast, als ob er dasselbe mit scheuer Sorgfalt pflege. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten am Hofe des Kaisers; das Christenthum war in ihren Sprengeln fast erstorben. Als damals ein gewisser Günther, ein vornehmer und reicher Thüringer, der aus Ueberdruß an dem weltlichen Leben sich in das Kloster Hersfeld zurückgezogen hatte, dann nach Altaich gewandert war und endlich längere Zeit im Böhmerwalde als Einsiedler lebte, den hochherzigen Entschluß faßte, das Missionswerk unter den Liutizen aufzunehmen, fand er bei dem Kaiser nicht die geringste Unterstützung. Günther erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen und kehrte nach seiner Einsiedelei zurück. Nicht lange nachher ging sogar von den Liutizen ein Angriff gegen jenes halbe Christenthum aus, das sich seit den Tagen Ottos III. noch bei den Abodriten erhalten hatte und bisher von den sächsischen Herzögen geschützt war.

Mistislaw, damals Fürst der Abodriten, war mit seinem Hause

1018—1020. der christlichen Kirche ergeben und ein getreuer Dienstmann der Billinger. Gerade deshalb fand er bei seinem Volke geringe Gunst, das über die Habsucht der sächsischen Herzöge und der deutschen Priester große Beschwerde führte, und auf das Aeußerste wurde bald seine Stellung gefährdet, als er mit den Liutizen in Streit gerieth und ihnen den versprochenen Zuzug während des letzten Kriegs mit den Polen verweigerte. Im Anfang des Jahres 1018 griffen die Liutizen Mistislaw mit Heeresmacht an, und sogleich sah sich dieser von seinem ganzen Volke verlassen. Nachdem er sich eine Zeit lang in Schwerin zu vertheidigen gesucht hatte, räumte er das Land und floh zu den Sachsen. Diese Empörung der Abodriten gegen ihren Herzog war zugleich eine Auflehnung gegen die Herrschaft der Billinger und Abfall vom Christenthum. Alle Kirchen im Lande wurden eingeäschert und zerstört, die Kreuze niedergerissen, die Priester in Ketten gelegt und unter den schrecklichsten Qualen hingerichtet. Am Grausamsten wütheten die Abodriten in Oldenburg, wo ihr Bischof seinen Sitz gehabt hatte. Ein großer Theil des Klerus wurde hier sogleich niedergehauen; die man in der ersten Wuth verschonte, waren nur für schlimmere Martern gespart. Denn man schnitt ihnen mit ausgesuchter Bosheit das Zeichen des Kreuzes in die Kopfhaut ein und trieb sie mit gebundenen Händen unter Geißelhieben von Ort zu Ort, bis sie endlich leblos hinsanken. So starben in Oldenburg sechszig Priester, unter ihnen auch der Probst Oddar, ein Verwandter des dänischen Königshauses. Mit einem Schlage war das Christenthum unter den Abodriten und Wagriern vernichtet.

Bischof Bernhard von Oldenburg eilte sofort an den kaiserlichen Hof, um die entsetzliche Botschaft zu melden und den Kaiser zu Hülfe zu rufen. Auch Herzog Bernhard, dessen slawische Mark verloren war und der sich sogar in seinem Sachsenlande bedroht sah, konnte es an den dringlichsten Vorstellungen nicht fehlen lassen. Aber der Kaiser verschob mit seiner gewohnten Nachsicht gegen seine Bundesgenossen, die Liutizen, alle ernstlichen Schritte. Er versprach die Sache um Ostern in reifliche Erwägung zu ziehen, und auch da geschah Nichts, da die lothringischen Angelegenheiten überdies die Aufmerksamkeit des Kaisers noch in Anspruch nahmen. So verging das Jahr 1018; so verstrich das folgende Jahr. Das Heidenthum wucherte weiter und weiter um sich, und die Herrschaft der Sachsen im Wendenlande war so gut wie vernichtet.

Die feindliche Spaltung zwischen dem Kaiser und den Billingern trat schon im Sommer 1019 offen zu Tage. Thietmar, der

Bruder Herzog Bernhards, griff zuerst zu den Waffen, und die Söhne 1018—1020.
des Grafen Hermann, die eigenen Vettern des Kaisers, schlossen sich sofort ihm an. Sie griffen zunächst die vom Kaiser begünstigten Bischöfe an. Ein großer Kampf zwischen dem Adel und der mit dem Klerus verbundenen Krone schien sich über das ganze Sachsenland zu entspinnen. Aber schon im Ausbruch wurde der Aufstand unterdrückt. Graf Thietmar und die Vettern des Kaisers wurden zur Haft gebracht und, wie sie der Kaiser mit großer Nachsicht behandelte, alsbald wieder entlassen. Heinrich konnte hoffen, durch seine Milde dem Ausbruche einer allgemeinen Empörung in Sachsen vorzubeugen. Aber er hatte sich geirrt, wenn er Herzog Bernhard so zu versöhnen meinte. Dieser sammelte vielmehr im Winter um sich ein Heer von Westfalen und besetzte mit demselben die Schalksburg.*) Schon stand er in offenem Aufstand gegen den Kaiser und rief den Adel Sachsens zu den Waffen. Bald nach dem Weihnachtsfest, das der Kaiser in Würzburg gefeiert hatte, begab er sich selbst nach Sachsen 1020.
und belagerte Bernhard in der Schalksburg. Alles fürchtete den Ausbruch eines langen gefahrvollen Bürgerkrieges. Aber über Erwarten schnell kam eine Ausgleichung zwischen dem Kaiser und dem Herzog zu Stande, hauptsächlich durch die Vermittlung der Kaiserin und der Immedinger Meinwerk und Unwan, die sich jetzt selbst für den Billinger verwandten. Alle Streitpunkte wurden ausgeglichen, und vor allen Dingen ein besseres Verhältniß zwischen dem Herzog und dem Erzbischof Unwan hergestellt.

Hierauf wandten sich der Herzog und der Erzbischof vereint gegen die Abodriten und Wagrier und brachten sie unter die sächsische Herrschaft zurück. Aufs Neue wurden diese Stämme den Billingern zinspflichtig, und selbst Mistislaw scheint in sein Land zurückgekehrt zu sein. Mislicher stand es um die Herstellung der kirchlichen Einrichtungen. Zwar ging Bischof Bernhard in seinen Sprengel zurück und suchte das verfallene Kirchenwesen dort aufzurichten; aber er stieß dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten und konnte die Zehnten gar nicht oder doch nur sehr spärlich beitreiben. Als der Kaiser zu Werben im Jahre 1021 mit den Wenden einen Landtag hielt, erschienen auf demselben auch die Häuptlinge der Abodriten, und Bischof Bernhard trat als Kläger gegen sie auf. Sie versprachen das Beste, aber ihre Versprechungen blieben unerfüllt, und der Bischof, an der Herstellung

*) Jetzt Hausberge an der Weser bei Minden.

1020. seines Bisthums verzweifelnd, verließ endlich das Abodritenland und begab sich nach Hildesheim, wo er im Jahre 1023 starb. Von seinem Nachfolger Reinold haben wir keine Spur, daß er jemals in seinen Sprengel gekommen sei. Alle wendischen Stämme, die noch unter deutscher Hoheit standen, waren in das Heidenthum zurückgefallen, und nur zerstreut erhielten sich noch hier und da unter ihnen einige kleine christliche Gemeinden. Indessen wirkte Erzbischof Unwan, ein eifriger Mann, der seinen fürstlichen Reichthum freigebig für das Wohl seiner Kirche verwandte, so weit seine Macht in den überelbischen Gegenden reichte, mit unermüdlichem Fleiße. Hamburg erhob sich erst damals wieder aus den Trümmern und wurde mit einer Mauer umgeben, die eingeäscherte Metropolitankirche wurde wieder aufgerichtet, das Domcapitel hergestellt, die heidnischen Gebräuche unter der umwohnenden Bevölkerung mit Strenge bekämpft und zum guten Theil ausgerottet. Oft verweilte der Erzbischof selbst mit dem Herzoge längere Zeit in Hamburg, und beide besprachen sich hier mit den wendischen Fürsten. Das gute Vernehmen der Billinger mit den Immedingern sicherte nicht allein die Ruhe Sachsens, sondern auch den Frieden an der wendischen Grenze.

Nach der Belagerung der Schalksburg mußte Kaiser Heinrich noch zweimal im Jahre 1020 gegen aufrührische Vasallen mit Heeresmacht ausziehen. Zuerst im Sommer gegen den Grafen Balduin von Flandern, dessen Stadt Gent am 5. August von dem Heere des Kaisers besetzt wurde und der sich dann, wie es scheint, schnell zum Ziele legte. Hartnäckigeren Widerstand erfuhr der Kaiser von einem anderen Widersacher, den Liebe und Gattentreue in einen verzweifelten Kampf gegen Kaiser, Kirche und Reich stürzten.

Es war der Graf Otto, ein reicher und mächtiger Herr aus einem der edelsten fränkischen Geschlechter, nach seiner festen Burg Hammerstein am Rhein, Andernach gegenüber, der Herr von Hammerstein genannt. Der Geistlichkeit zum Trotz, hatte er sich mit einer nahen Verwandten seines Hauses, der schönen Irmingard, vermählt. Die heißeste Jugendleidenschaft hatte die Ehe geschlossen und steigerte sich bei dem Widerstande, den die Liebenden fanden, nur höher und höher. Die Vorschriften der Kirche blieben schon damals nicht mehr bei dem Ehehinderniß in der dritten Generation stehen, sondern dehnten es gegen

das alte Herkommen bereits bis zur fünften, ja bis zur siebenten Generation aus. Strenger und eifriger, als selbst die Bischöfe, zeigte sich der Kaiser in diesem Punkte; gewiß nicht ohne Rücksichten auf das Staatswohl, das bei den häufigen Familienverbindungen der ersten und mächtigsten Geschlechter des Reichs vielfach gefährdet wurde. So hatte Heinrich gleich im Anfange seiner Regierung auf die Trennung der Ehe des Herzogs Konrad von Kärnthen mit der schwäbischen Mathilde bestanden; so verlangte er auch jetzt, daß Otto von Irmingard sich scheide. Aber vergebens blieben alle Ermahnungen des Kaisers, vergebens alle Kirchenstrafen, die der Klerus über die in seinen Augen blutschänderische Ehe verhängte. 1020

Schon im März 1018 hatte eine Synode zu Nymwegen über Otto und Irmingard den Kirchenbann ausgesprochen und ihre Helfershelfer zur Untersuchung gezogen. Nur soviel hatte man damals erreicht, daß sich Graf Otto für den Augenblick gnadeflehend vor dem König und Erzbischof Erkanbald von Mainz beugte. Auf die Dauer vermochte er sich von dem Weibe seiner Liebe nicht zu trennen, und die neuen Ermahnungen, die der Erzbischof alsbald an ihn richtete, hatten keinen anderen Erfolg, als daß sie seine Leidenschaft steigerten und ihn überdies mit Ingrimm gegen seinen geistlichen Hirten erfüllten. Wie nach der Liebe Irmingards dürstete Otto bald nach Rache an dem Erzbischof. Auf einer Rheinfahrt lauerte er demselben auf. Wenn auch der Erzbischof selbst seinen Händen entging, fing er doch einen Theil seines Gefolges, der nach Hammerstein geschleppt und auf das Schmählichste dort behandelt wurde. Der Kaiser berief die Großen seines Reichs, um auf Mittel und Wege zu sinnen, wie Otto noch in Güte zur Besserung seines Wandels zu bestimmen sei. Man sandte Boten an ihn ab, aber sie fanden kein Gehör. Der Kaiser selbst richtete noch einmal die dringendsten Vorstellungen an ihn; es war vergebens. Man verhängte abermals den Kirchenbann über die Liebenden, aber sie trennten sich mit Nichten. Jetzt, da jedes friedliche Mittel erschöpft war, rückte der Kaiser im September 1020 mit Heeresmacht vor Hammerstein und belagerte die von Natur fast uneinnehmbare und überdies stark bemannte Burg. Keine Waffenmacht, nicht Tausende von Rittern, rühmte sich Otto, würden ihn zwingen können, die Burg zu übergeben. Und in der That zeigte sich bald, daß ein Sturm unmöglich sei und nur durch die engste Umschließung die Burgmannen zur Unterwerfung genöthigt werden könnten. Ueber drei Monate lag der Kaiser vor Hammerstein, endlich aber bezwang der Hunger die tapferen Vertheidiger,

1020. welche die Burg übergaben; es blieb ihnen Nichts, als das nackte Leben. Am Tage nach dem Weihnachtsfest 1020 zog der Kaiser in die Burg ein. Otto und Irmingard schweiften seitdem im Elend umher, ohne auch jetzt noch nach dem Spruche des Kaisers und der Väter ihre Ehe zu lösen. Sie gewannen, was sie auch sonst gefehlt haben mochten, den Ruhm der Märterer treuer Liebe.

Nicht lange danach starb Erzbischof Heribert von Köln, einst der vertrauteste Rath Kaiser Otto III., für seinen Nachfolger zu allen Zeiten der Gegenstand gerechten Mistrauens. Schon der Erhebung Heinrichs war Heribert entgegen gewesen, und wenn er sich auch in der Folge dem gekrönten Haupte gebeugt, ja in entscheidenden Augenblicken ihm manche wichtige Dienste geleistet hatte, nie war doch ihr gegenseitiges Verhältniß ein offenes und vertrautes geworden. Nicht mit Unrecht schwand aus Heinrichs Seele nimmerdar ein Verdacht gegen den ebenso weltgewandten, für das Wohl seiner Kirche bedachten, als ränkesüchtigen und listenreichen Priester, bei dem alle Widersacher der Krone offen oder im Geheimen Unterstützung fanden. Auch als der Kaiser vor Hammerstein lag, hatte ihm der Erzbischof den Zuzug verweigert und sich mit körperlicher Gebrechlichkeit entschuldigt. „Ist er krank," sagte Heinrich, „so muß ich ihn wohl besuchen." Er eilte, sobald die Burg gefallen war, zornig nach Köln. Aber Heribert war diesmal wirklich im hohen Maaße leidend, und er, der mit Kaisern umzugehen verstand, wußte nicht allein den Zorn seines mächtigen Gebieters zu brechen, sondern sogar den Stolz desselben vor sich zu demüthigen. Am 16. März 1021 starb Heribert. Auf dem Todtenbette befragt, wen er aus der kölnischen Geistlichkeit zu seinem Nachfolger wünsche, hatte er zur Antwort gegeben: „Kein Kölner wird mir folgen, sondern Piligrim." Dies war ein junger baierscher, dem Kaiser verwandter Kleriker, der an dessen Hofe erzogen war und seit vier Jahren der italienischen Kanzelei vorstand; ein äußerst gewandter, weltkluger und ehrgeiziger Mann. Piligrim wurde in der That Heriberts Nachfolger; seine Erhebung war für Köln ein Ereigniß.

Am 17. August desselben Jahres starb auch der alte Erzbischof Erkanbald von Mainz, eine friedfertige, in der Stille des Klosters ausgebildete Natur. Nach seinem Tode bestieg den ersten deutschen Bischofsstuhl ein Vetter Piligrims, Aribo mit Namen, der ebenfalls längere Zeit in der kaiserlichen Kapelle gedient und sich in hohem Maaße die Gunst der Kaiserin gewonnen hatte; ein junger Mann voll Feuereifer und mit weitaussehenden Plänen. Da auch Trier seit Jahren in dem Babenberger Poppo einen Erzbischof hatte,

der in der baierischen Mark geboren war, befanden sich die rheinischen 1021.
Metropolitankirchen jetzt sämmtlich in den Händen von baierschen, dem Kaiser schon durch ihre Geburt nahe stehenden Männern. Es stand zu erwarten, daß sie den unruhigen Lothringern Zaum und Zügel anlegen würden.

Heinrich hatte sein großes Werk vollendet, in fast zwanzigjährigen Kämpfen den Trotz des deutschen Adels gebrochen und die Macht der Krone zu voller Anerkennung gebracht. Die ihm so lange verweigerte Bewunderung der Welt kam ihm jetzt freiwillig entgegen. Als er im Frühling 1021 in Sachsen erschien, glich seine Reise einem Triumphzug. Ueberall umgab Friede und Frohlocken den siegreichen Kaiser, der selbst im vollen Gefühl der errungenen Erfolge schwelgte. Der Quedlinburger Annalist gedenkt der festlichen Tage zu Walbeck, wo der Kaiser Palmsonntag feierte, zu Merseburg, wo er das Osterfest beging, dann zu Magdeburg und Altstädt. Von allen Seiten Europas kamen Gesandtschaften und ehrten den Kaiser, der sich in aller Fülle seiner Macht zeigte, die Treuen belobte und belohnte, die Ungehorsamen bestrafte und züchtigte, die Ruhe des Vaterlandes durch weise Anordnungen schirmte. „Es war, als ob sich alle Zonen willig vor ihm beugten, als ob die ganze Welt um ihn, den Herrn des Erdkreises, in heiterer Freude lache.“

11.

Papst Benedict VIII. und Heinrichs dritter Zug nach Italien.

Die Geschichtschreibung hat Benedict VIII. bisher keinen Denk- 1012–1020.
stein gesetzt, und doch ist er eines solchen vor anderen Päpsten würdig. So fragmentarisch auch die über ihn erhaltenen Nachrichten sind, so erkennen wir doch in ihnen das Bild eines Mannes, der seinen Beruf, für das Wohl der gesammten abendländischen Christenheit zu sorgen, vollständig erkannte und nicht Mühe und Anstrengung scheute, um

1012–1020. seiner Würde die verlorene Geltung wiederzugewinnen. Zwischen den hervorragenden Päpsten der ottonischen Zeit, einem Gregor V. und Silvester II., und ihren größeren Nachfolgern, Leo IX. Gregor VII. und Urban II., bildet Benedict VIII. das nothwendige Mittelglied, ohne daß der Zusammenhang in der Entwickelung der päpstlichen Macht unterbrochener erscheint, als er in der That war.

Benedict stammte aus einer vornehmen und mächtigen römischen Familie, dem Hause des Grafen von Tusculum, das sich der Abkunft von Julius Cäsar und Octavian rühmte. So unglaublich diese Genealogie der Tusculaner ist, so gewiß scheint ihr Zusammenhang mit Alberich und Octavian-Johann XII., mit jenen mächtigen Tyrannen Roms, deren Herrschaft auf Otto I. als Kaiser überging. Denn in demselben Hause, in dem Alberich einst bei S. Apostoli seine Wohnung hatte, finden wir später die Tusculaner, wie sie denn auch selbst Alberich und Johann XII. zu den Gliedern ihres Geschlechtes zählten. Mit dem schmählichen Sturze Johanns XII. erblich der Glanz ihres Hauses, aber erlosch nicht; er strahlte von Neuem auf, als Otto III. dem Grafen Gregor, dem Vater des Papstes Benedict, seine besondere Gunst zuwandte und ihn mit gewohnter Freigebigkeit reich belohnte. Da erhoben sich die Tusculaner wieder neben den Crescentiern, deren Uebermacht sie eine geraume Zeit hatten ertragen müssen, und setzten endlich im Jahre 1012 die Erhebung Benedicts auf den päpstlichen Stuhl durch. Die Herrschaft in Rom, das seit dem Tode Ottos III. den Kaiser nicht mehr in seinen Mauern gesehen hatte, fiel dem Geschlechte Alberichs abermals zu.

Die Keime höherer geistiger Bildung, die Silvester II. in den Boden Roms zu legen gesucht hatte, hatten nur geringen Ertrag gebracht. Rom war im Anfange des elften Jahrhunderts nicht minder barbarisch, als in den Zeiten der Ottonen, und selbst in der Curie würde man umsonst nach einem hervorragenden wissenschaftlichen Talente gesucht haben. Auch Benedict VIII. war ohne höhere Bildung und von einer ungebildeten Geistlichkeit umgeben. Seine Bullen sind meist Copien Gerbertinischer Schriftstücke; gelegentlich bediente er sich auch der Feder des gelehrten Bischofs Leo von Vercelli, der aus Gerberts Schule hervorgegangen war. Ebenso war Benedict in seinen Sitten und Lebensgewohnheiten von dem Troß der ganz in weltliche Interesse versunkenen Geistlichkeit Roms kaum unterschieden. Die Cluniacenser fanden nach diesen und anderen Seiten hin sehr viel mit großem Recht an ihm zu tadeln und hegten um seine ewige Seligkeit große Sorge; aber sie erkannten in ihm mit

gleichem Recht einen seltenen Scharfblick an, den er in den weltlichen Geschäften seines Amts bethätigte, und rühmten die große Geschicklichkeit, mit der er die gefahrvollsten Unternehmungen zu einem erwünschten Ziele leitete. 1012–1020.

Ohne allen Zweifel benutzte Benedict **VIII.** die ersten Jahre seines Pontificats lediglich zu der Befestigung der Macht seines Hauses in Rom. Es gelang ihm damit. Es war eine neue Erscheinung, daß einmal ein Papst wieder mit selbstständiger Gewalt hier herrschte und frei über die Kaiserkrone verfügen konnte. Als Heinrich diese empfing, war Benedict bereits Herr der Stadt, und der neue Kaiser leistete ihm hülfreiche Hand, um die Crescentier aus ihren letzten Zufluchtsorten im Sabinergebirge zu vertreiben. Nur kurze Zeit verweilte Heinrich damals in Rom. Ein durchgreifendes Regiment hat er niemals daselbst geübt; die Macht blieb dem Papste und seinem Bruder Romanus, der sich, wie einst Alberich, „Herr aller Römer“ zu nennen pflegte.

Aber kaum hatte sich Benedict seine Herrschaft in Rom gesichert, so richtete er seinen Blick weit über die engen Grenzen seines unmittelbaren Gebiets hinaus auf die allgemeinen Interessen Italiens. Seit den Zeiten Gregors des Großen hatte sich kein Papst mit dem Gedanken erfüllt, daß der Stuhl Petri zum Schutz des ganzen italischen Landes verpflichtet sei; Benedict nahm diesen Gedanken auf und führte ihn kühn in das Leben. Wie oft hatte sich bei den Ottonen der Entschluß geregt, die Griechen und Araber aus der Halbinsel zu verdrängen und dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung der abendländischen Welt wiederzugewinnen; jetzt erfaßte ihn ein Papst und verfolgte seine auf eine Befreiung Italiens gerichteten Pläne mit bemerkenswerther Festigkeit.

Zuerst wandte sich Benedict gegen die Araber. Im Jahre **1012** war eine Flotte derselben an der Mündung des Arno erschienen und hatte Pisa, eine eben damals durch ihren Handel schnell aufblühende Stadt, angegriffen und zum großen Theil zerstört. Vier Jahre später landeten dann abermals arabische Seeräuber, die von den Buchten Sardiniens aus an allen Gestaden des mittelländischen Meeres plündernd umherschweiften, unter der Anführung Modschaheds, eines weithin gefürchteten Räubers, an der toscanischen Küste. Sie eroberten die alte Stadt Luni und hausten fürchterlich in dem ihrer Wuth preisgegebenen Lande. Da eilte der Papst selbst in die von den Ungläubigen heimgesuchten Gegenden, sammelte ein Heer und vermochte die Pisaner und Genuesen mit ihren Schiffen auszuziehen, um der Sarraze-

1012—1020. nenflotte die Rückkehr zu versperren. Modschahed floh nach Sardinien, aber sein zurückgelassenes Heer wurde von den Christen erreicht und in einem dreitägigen furchtbaren Kampfe gänzlich vernichtet. Auch ein Weib Modschaheds fiel in die Hände der Christen und wurde enthauptet; die Juwelen ihres Diadems, das schönste Beutestück, behielt der Papst theils für sich, theils übersandte er sie dem Kaiser. Die übrige Beute wurde unter das siegreiche Heer vertheilt. Indessen waren die Pisaner und Genuesen dem fliehenden Modschahed nachgeeilt, an der sardinischen Küste mit ihm in Kampf gerathen und hatten ihm, der verzweifelnd das Weite suchte, schmerzliche Verluste zugefügt. Wuthschnaubend sandte der Sarrazene dem Papste einen großen Sack mit Kastanien; so viele Nüsse darin, ließ er melden, mit so vielen Leuten werde er im nächsten Sommer über ihn kommen. Der Papst aber ließ denselben Sack mit Hirse füllen und schickte ihn an Modschahed mit der Botschaft zurück, mit so vielen Kriegern werde er ihm begegnen, als jetzt Körner im Sacke.

Im nächsten Sommer zeigte sich Modschahed abermals an der sardinischen Küste. Er setzte hier fest an und wüthete gegen die Christen der Insel mit unmenschlicher Grausamkeit. Aber nach Italien wagte er sich nicht, da die Genuesen und Pisaner einer Aufforderung des Papstes, nach Sardinien hinüberzugehen, Folge leisteten, hier Modschahed angriffen und zur Flucht nach der afrikanischen Küste nöthigten. Die Genuesen und Pisaner setzten dem fliehenden Sarrazenen nach und gründeten auf der Rückkehr ihre ersten Niederlassungen auf Sardinien, über die sie jedoch bald selbst unter einander in argen Hader geriethen, der mit der Verjagung der Genuesen endigte. Modschahed kehrte in den nächsten Jahren nicht in die italischen Gegenden zurück; er richtete seine Plünderungszüge gegen die spanische Mark, wo er indessen von einigen abenteuernden Rittern aus der Normandie unter Anführung eines Grafen Roger schwere Niederlagen erlitt. Noch weniger Glück hatten die sarrazenischen Seeräuber an der gallischen Küste; bei einem Ueberfall auf Narbonne wurden sie von den Christen geschlagen und verloren mit ihren Schiffen ihre ganze Habe.

Während Italien von dieser Seite hauptsächlich durch die Bemühungen Papst Benedicts gesichert wurde, erhob sich eine andere, größere Gefahr vom Süden her, die nicht minder den Geist des Papsts beschäftigte. Sie kam von den Griechen, die damals ernstliche Anstrengungen machten, ihre Herrschaft in Unter-Italien zu sichern. Nur die Erkenntniß, daß sie auf dem Punkte ständen, Apulien und

Calabrien ganz zu verlieren, rief diese Anstrengungen hervor und hielt 1012.—1020.
sie eine Zeit lang rege.

Unmittelbar nach dem Tode Ottos III. hatten die sicilischen Araber mit großer Hartnäckigkeit ihre Angriffe auf das südliche Italien erneuert. Fünf Monate lang wurde im Jahre 1003 Bari, die Hauptstadt der Griechen, von den Arabern belagert und nur die kräftige Hülfe der Venetianer rettete endlich die Stadt. Sechs Jahre später fiel Cosenza, der festeste und sicherste Platz Calabriens, in die Hände der Ungläubigen, die von dort aus das Fürstenthum Salerno überschwemmten; Salerno selbst entging nur dadurch der Plünderung, daß die Stadt sich zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Wenig später drangen die Araber abermals in Apulien ein; und ihre Schaaren schwärmten von Neuem bis an die Thore Baris. Die italienischen Provinzen des griechischen Reichs, unaufhörlich der Verwüstung feindlicher Heere preisgegeben und überdies von den Auflagen der Kaiser fast erdrückt, waren in der verzweifeltsten Lage; aber trotz aller ihrer Klagen und Beschwerden geschah Nichts von Constantinopel, um ihre furchtbare Noth zu lindern. Da faßte ein reicher Bürger von Bari, der sich langobardischer Abkunft rühmte, Melus mit Namen, den Entschluß, der Herrschaft der Griechen in Italien für immer ein Ende zu machen. Vereint mit seinem Schwager Dattus rief er im Jahre 1010 seine Mitbürger zur Freiheit auf, und sofort erklärte sich nicht allein Bari, sondern ganz Apulien für unabhängig von dem griechischen Reiche.

So war der Zeitpunkt gekommen, wo die Kaiser in Constantinopel entweder auf Italien für immer verzichten oder den Kampf um ihre letzten Besitzungen auf der Halbinsel mit Entschiedenheit aufnehmen mußten. Sie entschieden sich für das Letztere und sandten im Jahre 1011 ein bedeutendes Heer nach Italien hinüber. Der Katapan Basilius belagerte Bari, das sich nach zwei Monaten ihm ergab. Melus und Dattus entflohen; vergebens versuchten sie noch zuerst sich in Ascoli zu vertheidigen, bald mußten sie weiter nach Benevent ihre flüchtigen Schritte richten. Umsonst bemühte sich Melus, dessen Weib und dessen Sohn Argyros in die Hände der Griechen gefallen waren, den Fürsten von Benevent in die Waffen zu bringen, umsonst flehte er um Hülfe an den Höfen von Salerno und Capua; Niemand hörte auf seine Worte als Papst Benedict, der sich des muthigen Bekämpfers der griechischen Herrschaft thatkräftig annahm. Nicht allein, daß er dem Dattus einen festen Thurm am Ufer des Garigliano übergab; er gewann überdies Melus die Hülfe eines Volks, das damals zu-

1012—1020 erst in Italien bekannt wurde und bald auf die Geschicke des Landes einen tiefgreifenden Einfluß üben sollte.

Im Jahre 1016 waren vierzig Ritter aus der Normandie, von Jerusalem zurückkehrend, zufällig bei Salerno gelandet, als die Stadt gerade wegen Verweigerung des in den letzten Jahren gezahlten Tributs von den Sarrazenen belagert wurde. Vom Grabe des Herrn kommend, meinten sie nicht ruhig ansehen zu dürfen, daß das Volk des Herrn unter das Joch der Ungläubigen geriethe; Waffen und Pferde forderten sie von dem Fürsten von Salerno und warfen sich mit kühnem Muth in die Schaaren der Feinde, die bald vor ihren Streichen zerstoben, nach ihren Schiffen eilten und das Weite suchten. Wundern gleich schienen die Thaten dieser fremden Ritter dem verweichlichten Volke von Salerno, das keine Grenzen der Dankbarkeit gegen sie kannte. Aber alle Geschenke der Stadt wiesen die Ritter beharrlich zurück, die ihren Kampf als Gottesdienst ansahen; noch weniger hörten sie auf die Einladungen, hier im fernen Lande zu bleiben. Die Normannen kehrten in ihre Heimath zurück, begleitet von einer Gesandtschaft der Salernitaner, welche normannische Ritter zum Kampf gegen die Ungläubigen in Italien einladen sollte. Geschenke von Mandeln, Orangen und überzuckerten Nüssen, prächtigen Seidenmänteln, mit Gold ausgelegten Waffen und Zaumwerk führten die Gesandten mit sich, um die Fruchtbarkeit und den Reichthum ihres Landes den nordischen Kriegern im blendendsten Lichte zu zeigen. Und in der That blieben ihre Bitten und ihre Geschenke nicht ohne Erfolg. Wie zu derselben Zeit abenteuernde Ritter aus der Normandie nach der spanischen Mark zogen, um dort gegen die Araber zu kämpfen, so machten sich andere auf den Weg nach dem reichen Süden Italiens und stiegen alsbald von den Päſſen der Alpen in die lombardische Ebene hinab. Zweihundert und funfzig Ritter waren es, geführt von fünf Brüdern, von denen der eine Gisilbert, weil er den Vicomte Wilhelm erschlagen hatte, die Ferne suchen mußte. Unter Gisilberts Brüdern ragte Rudolf, der nachher die oberste Leitung des Zuges gewann, am Meisten durch kriegerische Tugenden hervor. Ueberall fanden die stattlichen Ritter, wie sie in ihrem glänzenden Waffenschmuck durch die lombardischen Städte ritten, den schönsten Willkommen; wie Engel vom Himmel, heißt es, nahm man sie auf. So kamen sie nach Rom, wo sich Gisilbert vor dem Papst von seiner Blutschuld reinigen wollte. Als Benedict die herculischen Gestalten der Normannen sah, denen Tapferkeit und Entschlossenheit aus den Augen blitzte, ergriff ihn sofort der Gedanke sie gegen die Griechen zu

senden. Er klagte vor ihnen laut über das ketzerische und weibische 1012–1020. Volk der Griechen, das mit Unrecht noch immer auf italischem Boden herrsche, ermuthigte die Ritter, diesen Schwächlingen Apulien zu entreißen, und wies sie an Melus, der damals in Capua weilte. Kurze Zeit darauf war der Bund zwischen den Normannen und Melus geschlossen, der gleichzeitig in den langobardischen Fürstenthümern ein Söldnerheer warb.

Sofort brach Melus mit seinen Söldnern und den Normannen von Norden her in Apulien ein. Im Mai 1017 schlug er am Fortore, der das Gebiet von Benevent und Apulien schied, die Macht der Griechen unter Leo Pacianus, dem Unterbefehlshaber des Katapan Andronikus. Trotzdem, daß die Griechen alsbald bedeutende Verstärkungen erhielten, drang Melus weiter und weiter in Apulien ein, siegte in mehreren Schlachten und gewann alles Land bis Trani. Pacianus war im Kampfe geblieben; Andronikus, der durch schimpfliche Flucht seine Feldherrnwürde befleckt hatte, wurde abberufen und erhielt zum Nachfolger im Jahre 1018 den Katapan Basilius Bugianus, der mit einer ungeheuren Streitmacht über das Meer kam. Der neue Katapan kämpfte mit größerem Glück. Auch sein Heer bestand zum großen Theil aus nordischen Streitern; russische und scandinavische Waräger, abenteuerndes Volk kämpften unter den griechischen Fahnen. Am Ofanto bei Cannae — auf jenem Schlachtfelde, wo einst Hannibal die römische Tapferkeit zu Schanden machte, — kam der römische Name wieder zu Ehren. Melus mit seinen Normannen wurde vollständig geschlagen und das ganze Heer vernichtet; nur mit sechs Normannen entkam er, wie erzählt wird, dem furchtbaren Blutbad und eilte nach Salerno, wo sich inzwischen schon neue und stärkere Ritterschaaren aus der Normandie gesammelt hatten. Voll Begierde, den Tod ihrer Genossen zu rächen, folgten sie Melus bereitwillig in den Kampf, und mit dreitausend Normannen stand er alsbald aufs Neue den Griechen gegenüber. Aber das Glück war von ihm gewichen; sein Heer erlag abermals der Uebermacht der Feinde. Von den dreitausend Normannen kehrten nur fünfhundert aus der Schlacht zurück; Viele waren im Kampfe geblieben, Viele wurden nach Konstantinopel geschleppt, wo sie lange im Kerker schmachteten. Die Wenigen, die Melus zurückführte, dienten in der Folge dem Fürsten von Salerno und dem Abt von Monte Casino und warteten besserer Zeiten, wo sie an den Griechen ihren Rachedurst stillen könnten. Melus selbst eilte mit Rudolf, welcher der doppelten Niederlage entgangen war, über die Berge zu Kaiser Heinrich und for-

1012–1020. derte ihn auf, Italien vor den Griechen zu retten. Er fand beim Kaiser geneigtes Gehör, aber bald darauf auf deutscher Erde sein Grab. Im Jahre 1020 starb Melus zu Bamberg, wo er auch bestattet wurde; den Titel eines Herzogs von Apulien schrieb man auf seinen Leichenstein.

Niemand kann bezweifeln, daß es der Papst war, der Melus und Rudolfs Schritte nach dem Norden gelenkt hatte, trat er doch um dieselbe Zeit selbst jene Reise über die Alpen an, die ihn um die Osterzeit des Jahres 1020 an das kaiserliche Hoflager führte. Es war am grünen Donnerstage, als der Papst zu Bamberg eintraf, wo er mit der größten Pracht vom Kaiser empfangen wurde. Noch an demselben Tage hielt er die Messe in dem von Heinrich erbauten Dome. Auch am Osterfeste versah er den Dienst am Altare, zu seiner Seite der Erzbischof von Ravenna und der Patriarch von Aquileja. Am nächsten Sonntag weihte er dann mit den größten Festlichkeiten die neuerbaute Stephanskirche und schmückte sie mit den prächtigsten Geschenken. Zweiundsiebenzig Erzbischöfe und Bischöfe mit einer großen Zahl weltlicher Fürsten sollen sich damals um den Kaiser und Papst zu Bamberg versammelt haben; der höchste Glanz der Welt umleuchtete einen Ort, den Heinrich vor einem Jahrzehend aus dem Nichts hervorgerufen hatte. In ganz Europa tönte Bambergs Name wieder. Von Bamberg begleitete der Papst den Kaiser nach Kloster Fulda, wo beide am 1. Mai verweilten. Wie Bamberg wurde damals auch Fulda unter den besondern Schutz des römischen Bischofs gestellt, dem heiligen Petrus gleichsam zum Eigenthum übertragen und zu gewissen Diensten an die römische Kirche verpflichtet. Eine Urkunde stellte der Kaiser darüber dem Papste aus, die später zum Anhalt für die Fälschung einer großen Schenkungs- und Bestätigungsurkunde diente, durch welche Heinrich gleich Otto I. fast ganz Italien dem heiligen Petrus übergeben haben sollte.

Die Erscheinung des Papstes mitten im deutschen Lande war ein ungeheures Ereigniß. Seit fast zwei Jahrhunderten hatte man hier nur vertriebene oder entsetzte Päpste gesehen; niemals hatte man dort ein Osterfest gefeiert, an dem man die beiden höchsten Häupter der Christenheit in seiner Mitte hatte. Selbst Gregor V. und Silvester II. waren nach ihrer Erhebung auf den Stuhl Petri niemals wieder diesseits der Alpen erschienen. Der Besuch des Papstes gab dem Kaiser und seiner Lieblingsstiftung Bamberg einen unvergleichlichen Glanz, und man scheint in der That geglaubt zu haben, daß Benedict mit demselben nichts anderes beabsichtigt habe, als den Kaiser

und Bamberg zu ehren. Auch giebt in der That der Papst selbst in einer Bulle allein als Grund seiner Reise an, daß er den vielfachen Einladungen des Kaisers, Bamberg mit seinem Besuche zu beehren, sich nicht länger habe entziehen können. Aber dennoch waren es noch andere und durchgreifendere Beweggründe, welche den Papst zu derselben Zeit mit Melus und dem Normannen Rudolf zur Reise über die Alpen vermochten. Die bedenkliche Lage Italiens, vor Allem die Gefahr, die ihm selbst von den Griechen drohte, beschäftigten den Geist des Papstes und lenkten seine Schritte nach dem Norden. Schon im Sommer 1020 kehrte der Papst nach Rom zurück; gewiß nicht ohne das Versprechen des Kaisers, in kurzer Frist mit Heeresmacht nach Italien zu kommen, um den Kampf mit den Griechen aufzunehmen. 1012–1020.

Immer gefahrvoller hatten sich indessen die Verhältnisse Unter-Italiens gestaltet. Schon hatten die Griechen nicht allein ganz Apulien wiedergewonnen, sondern auch bereits einen großen Theil des beneventanischen Gebiets an sich gerissen und hier eine starke Feste errichtet, der sie den Namen Troja gaben. Der Fürst von Benevent Landulf V. hielt zwar unter den schwierigsten Umständen treu zum Papste und dem abendländischen Reiche; aber sein Vetter Pandulf IV. von Capua, der für seinen altersschwachen Oheim das Fürstenthum regierte, begünstigte mit seinem Bruder Atenulf, damals Abt von Monte Casino, erst im Geheimen, dann offen die Sache der Griechen. Auch Waimar II. von Salerno, dem capuanisch-beneventanischen Hause verschwägert, neigte sich Constantinopel zu, wie denn das Abhängigkeitsverhältniß Salernos vom abendländischen Reiche stets nur vorübergehend gewesen war. Offenbar hatte der Papst von den langobardischen Fürsten jetzt keinen oder doch nur geringen Schutz zu erwarten. Es war kein Geheimniß mehr, daß Pandulf die goldenen Schlüssel Capuas nach Constantinopel gesandt und sein ganzes Land dem Kaiser unterworfen hatte; gestattete er doch schon dem Katapan den Durchzug durch sein Gebiet, um jene Burg am Garigliano zu belagern, die der Papst dem Dattus übergeben hatte. Diese Burg fiel alsbald in die Hände der Griechen; Dattus gerieth in Gefangenschaft, wurde nach Bari geschleppt, dort in einen Sack genäht und in das Meer gestürzt. So war im Anfange des Jahrs 1021 schon das Gebiet des Papstes unmittelbar von den Griechen angegriffen, und noch immer zögerte die Hülfe des Kaisers.

1021. Heinrich hatte die deutschen Gegenden nicht eher verlassen wollen, als bis er alle inneren Feinde unterworfen hatte. Kaum aber sah er sich an diesem Ziele, so rüstete er zu dem Kriegszuge gegen die Griechen. Als er im Sommer 1021 von Sachsen in die Rheingegenden kam, berieth er bereits mit den Fürsten die erforderlichen Maaßregeln für diesen Kriegszug. Noch einmal kehrte er dann im Herbst nach Sachsen zurück und ordnete hier die Vertheidigung der Grenzen und alle inneren Angelegenheiten für die Dauer seiner Abwesenheit. Und nun zog er eilend durch Franken nach Schwaben, wo sich ein lothringisch-baierisch-schwäbisches Heer indessen gesammelt hatte. Mit ihm überschritt er in den ersten Tagen des December den Brenner-Paß und traf am 6. December zu Verona ein, wo ihn die italienischen Bischöfe mit ihren Vasallen erwarteten. Unter ihnen war der stolze Aribert von Mailand, ein gewaltiger Mann, der einst noch dem mächtigsten Kaiser ein schweres Spiel bereiten sollte; der im Kriegshandwerk wohl erfahrene Poppo von Aquileja, ein Baier von Geburt, dem der Kaiser vor Kurzem das überreiche Bisthum, dem ein großer Theil des Friaul gehörte, übertragen hatte; dann der geschäftskundige Heinrich von Parma, ebenfalls ein Deutscher, der lange dem Kaiser in der Kanzlei gedient hatte und vielfach zu Gesandtschaften benutzt war; der gelehrte und verschmitzte Leo von Vercelli, das Geschöpf Silvesters II., und viele andere angesehene Fürsten der Kirche. Auch die weltlichen Großen warteten dem Kaiser auf. Markgraf Hugo, das Haupt der estensischen Familie, jetzt mit dem Kaiser ausgesöhnt, war erschienen; auch Markgraf Bonifacius wird nicht gefehlt haben, der die reiche Erbschaft seines Vaters Thedald bereits seit mehreren Jahren angetreten hatte und wie sein Vater und Großvater den ihrem Hause so vortheilhaften Bund mit den deutschen Königen zu erhalten suchte. Nachdem zu Verona ein großer Landtag gehalten war, setzte der Kaiser, dem sich jetzt auch ein zahlreiches lombardisches Heer anschloß, seinen Marsch fort. Am 10. December war er in Mantua und begab sich von dort nach Ravenna, wo er bei seinem Bruder, dem Erzbischof Arnold, das Weihnachtsfest prächtig nach seiner Sitte beging.

1022. Im Anfange des Jahrs 1022 brach der Kaiser von Ravenna auf. Er theilte sein Heer, das aus etwa 60,000 Mann bestand, in drei Massen; die eine, gegen 20,000 Mann stark, schickte er unter dem Befehl des Erzbischofs Piligrim von Köln über Rom nach Campanien; die zweite, etwas minder stark, sollte unter der Anführung des Patriarchen Poppo von Aquileja durch die Gebirgsgegenden des Marserlands, welche zum Theil schon in den Händen der Griechen waren,

vordringen; die dritte und zahlreichste Abtheilung wollte der Kaiser selbst an den Küsten des adriatischen Meeres entlang gegen den Süden führen. Schon im Februar war Heinrich im Gebiet von Benevent; im Anfang März zog er in die Hauptstadt ein, wo ihn der Fürst und die Einwohner auf das Freudigste aufnahmen. Auch Papst Benedict stellte sich hier ein und blieb, wie es scheint, während des ganzen Feldzugs der unzertrennliche Begleiter des Kaisers; war er es doch, der als Urheber des ganzen Unternehmens gelten mußte. Nur kurze Zeit hielt man sich in Benevent auf, wo bereits Poppo sein Heer mit dem des Kaisers wieder vereinte, da er nirgends den Griechen begegnet war und die Grafen des Marserlandes sich ihm freiwillig unterworfen hatten. Mit starker Heeresmacht rückte nun sofort der Kaiser gegen Troja, das er um die Mitte des März zu belagern anfing. 1022.

Troja war so stark befestigt, daß auf eine sofortige Uebergabe des Platzes nicht zu rechnen war. Der Kaiser umschloß deshalb die Stadt von allen Seiten und ließ große Kriegsmaschinen bauen, mit denen er die Stadt zu berennen gedachte. Aber bei einem Ausfall der Besatzung wurden diese Werke ein Raub der Flammen, und es blieb nichts übrig, als die Arbeit von Frischem zu beginnen. Dies geschah, und man überzog die neuen Maschinen mit rohen Häuten, um sie gegen das Feuer der Feinde zu schützen. Man berannte darauf die Mauern der Stadt, aber nur mit geringem Erfolg. Der Kaiser ließ deshalb, da er eine lange Belagerung gern vermieden hätte, der Besatzung günstige Bedingungen für den Fall anbieten, daß sie die Stadt übergeben wolle. Die Besatzung, so hochmüthig, daß sie prahlte, sie hoffe Heinrich noch zu den Füßen ihrer Kaiser zu sehen, wies indessen alle Verhandlungen mit Verachtung zurück. Im höchsten Zorne hierüber gelobte der Kaiser, Mann für Mann in der Stadt niederhauen zu lassen, wenn sie in seine Hände fiele. So zog sich die Belagerung bis in den vierten Monat hin, länger als der Kaiser erwartet hatte, und länger als die Besatzung den Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln ertragen konnte. Vergebens hatte man bisher noch auf Ersatz gehofft; als die letzte Hoffnung schwand, mußte man nun doch an die Uebergabe des Platzes denken. Aber man bebte jetzt vor dem Zorn des Kaisers und vor jener Drohung, die man früher verlacht hatte. Man suchte daher sein Mitleid zu erregen, und es gelang dies auf folgende Weise. Die Städter schickten ihre Kinder in langem Zuge unter Vortragung des Kreuzes und unter der Führung eines frommen Eremiten vor die Thore der Stadt in das kaiserliche Lager. Unter Thränen und Jammergeschrei baten die

1022. Kleinen um Gnade für sich und ihre Väter. Aber der Kaiser bezwang die Rührung seines Herzens und ließ die Kleinen in die Stadt zurückführen. „Gott weiß es," sagte er, „nicht ich, sondern ihre eigenen Väter sind ihre Mörder." Am andern Tage erschien indessen von Neuem dieselbe Procession unter demselben Angstruf. Da wurde der Kaiser gerührt, und mit einem Bibelwort, wie es ihm immer zur Hand war, sprach er: „Mich jammert des Volks." Als jetzt die Einwohner sich erboten, den festesten Theil ihrer Mauern niederzureißen und sich zu ergeben, gewährte der Kaiser ihnen nicht allein Verzeihung, sondern erlaubte ihnen sogar alsbald die Mauern wiederherzustellen. So fiel Troja mehr durch freiwillige Unterwerfung der Einwohner, als durch Eroberung, nachdem es dreizehn Wochen belagert war. Die von den Griechen angelegte Feste sollte fortan als Schutzwehr gegen die Griechen dienen.

Raschere Erfolge hatte inzwischen Erzbischof Piligrim erzielt. Sobald er gegen das Gebiet von Capua vorrückte, hatte der Abt Atenulf die Flucht ergriffen. Als der Abt sich zu Otranto nach Constantinopel eingeschifft hatte, überfiel ihn ein Sturm, und er fand im Schiffbruch sein Ende. Bei der Nachricht hiervon brach der Kaiser in die Worte des Psalmisten aus: „Er ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat." *) Kaum minder schlimm war das Geschick, das Atenulfs Bruder Pandulf von Capua betraf. Sobald Piligrim vor die Stadt rückte, erkannte er die Unmöglichkeit, sie zu vertheidigen, und ergab sich auf Gnade und Ungnade dem Feinde. Piligrim ließ ihn in sicheren Gewahrsam bringen, nahm von Capua Besitz und rückte dann gegen Salerno, das sich nach vierzigtägiger Belagerung ebenfalls ergab. Der Fürst Waimar stellte seinen Sohn als Unterpfand seiner Treue. Auch Neapel und Amalfi erkannte jetzt abermals, wie in den Tagen der ersten Ottonen, die Hoheit des abendländischen Reiches an, und mit frohen Siegesnachrichten kehrte der Kölner Erzbischof zum Kaiser zurück, der noch vor Troja lag. Hier wurde sogleich über Pandulf Gericht gehalten; der treulose Fürst wurde zum Tode verurtheilt und nur auf die inständigsten Bitten des Erzbischofs diese Strafe in das Exil verwandelt. In Ketten ließ der Kaiser Pandulf über die Alpen bringen; Waimars Sohn übergab er zur Bewachung dem Papste.

Bald nach der Mitte des Juni brach der Kaiser von Troja auf,

---

*) Psalm 7, 16.

nachdem er noch Geißeln von der Stadt verlangt und empfangen hatte. 1022.
Da die heiße Jahreszeit eingetreten war, gab er den weiteren Zug nach Apulien auf; ohne sich mit den Griechen im offnen Felde gemessen zu haben, trat er den Rückzug an. Zunächst begab er sich nach Capua, wo er den Grafen Pandulf von Teano zum Fürsten einsetzte. Dann erstieg er die steile Anhöhe von M. Casino, wo er am 28. und 29. Juni mit dem Papste verweilte. Es geschah nicht allein, um dem heiligen Benedict seine Ehrfurcht zu bezeugen, sondern zugleich um dem alten Erzkloster einen würdigen Mann zum Abte zu setzen und das zügellose und verwilderte Leben im Kloster zu bessern. Der Mann seiner Wahl war ein gewisser Theobald, dem er den Hirtenstab übergab, und ihn dann vom Papste weihen ließ. Wenn unter dem Regiment dieses Abts bald darauf Odilo von Cluny nach M. Casino kam, geschah es gewiß weniger, um dort den Brüdern seine Verehrung an den Tag zu legen, als um die nothwendigen Reformen im Kloster durchzuführen. In den bergigen Gegenden nördlich von M. Casino bei Sora gab der Kaiser damals vier Neffen des Melus eine Grafschaft und bestellte zu ihrem Schutze fünfundzwanzig normännische Ritter. Einige Normannen ließ Heinrich auch in Salerno zurück; die Mehrzahl wandte sich, von Rudolf geführt, wieder der Heimath zu.

Nachdem der Kaiser so die langobardischen Fürstenthümer abermals in ihrem ganzen Umfange dem abendländischen Reiche gesichert hatte, richtete er den Marsch seines Heeres nach Rom. Auch dieser zweite Aufenthalt des Kaisers in der Weltstadt dauerte nur wenige Tage, die er benutzte, um sich durch reiche Geschenke die Ergebenheit des römischen Adels zu sichern. Schon gegen Ende des Monats Juli war er im Gebiet von Lucca und beschleunigte mehr und mehr die Heimkehr, da ansteckende Krankheiten in seinem Heere zu wüthen begannen. Von schweren Unglücksfällen war der Rückzug des Heeres durch die Lombardei begleitet. Bei Weitem der größte Theil der Deutschen wurde von Seuchen hingerafft, und nur mit sehr geringer Begleitung überstieg der Kaiser die Alpen. Aber ein stattliches Ritterheer sandten ihm die deutschen Länder entgegen, und in kaiserlichem Glanze erschien er im Herbst wieder in den rheinischen Gegenden. Gegen den Winter begab er sich nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest bei seinem Freunde, Bischof Meinwerk, feierlich und glänzend beging. Nirgends war während der Abwesenheit des Kaisers in Deutschland die Ruhe gestört worden, und der schnell beendigte Zug, der die abgelegensten Besitzungen dem Reiche gesichert hatte, wird die Achtung vor der kaiserlichen Gewalt nicht wenig erhöht haben, obschon man

1022. sich nicht verhehlen mochte, wie große Verluste an Menschenleben der Krieg gekostet hatte.

Hatten diese letzten Waffenthaten des Kaisers auch die Wünsche des Papstes nicht befriedigt, da die griechische Herrschaft in Italien bestehen blieb, so hatte sie diesen doch in seiner Hauptstadt gesichert und zugleich der Welt gezeigt, wieviel sein Wort bei dem Kaiser vermöge. In der That trat der Kaiser hier weniger als der Herr, denn als der Schutzvogt des römischen Bisthums auf, welches Benedict wieder zu einer lange ungekannten Selbstständigkeit erhoben hatte. Es war keine geringe Sache, daß die Welt einmal Kaiser und Papst im genauesten Einverständniß sah, ohne daß der eine von dem andern die Bedeutung seiner Gewalt zu erborgen brauchte. Und dieses Einverständniß schien der Welt noch größere und heilsamere Wirkungen zu verheißen, da sich unmittelbar an diesen Zug des Kaisers die umfassendsten Pläne zu einer großen Reformation der gesammten lateinischen Kirche schlossen.

So schwach auch die unmittelbaren Vorgänger Benedicts auf dem Stuhle Petri gewesen waren, hatten sie doch mit jener zähen Consequenz, mit der von den frühesten Zeiten her die Curie ihre Traditionen festhält, den Bund mit Cluny bewahrt. Als die Privilegien Gregors V. für die Cluniacenser von den französischen Bischöfen angegriffen wurden, sandte zum Beispiel Johann XVIII. einen Legaten an König Robert und drang mit der größten Entschiedenheit auf die Anerkennung der Rom gebührenden Autorität. So hielt denn auch Benedict VIII. von Anbeginn seines Pontificats an der Verbindung mit den französischen Mönchen fest, und es war einer seiner ersten weithin wirksamen Schritte, daß er die angefochtene Erhebung des Abts Gauzlin von Fleury zum Erzbischof von Bourges durch energische Strenge zur Anerkennung brachte.

Die Bestrebungen Clunys hatten gerade damals den gedeihlichsten Fortgang. Gauzlin, ein unehelicher Sohn Hugo Capets, gehörte der strengsten Richtung der Cluniacenser an, und seine Erhebung war ein harter, schwer zu verwindender Schlag für den französischen Episcopat. Für Cluny war es dagegen ein unermeßlicher Vortheil, daß ein ihm ganz ergebener Mann auf einen der ersten Bischofsstühle Frankreichs erhoben wurde; um so mehr, als König Robert, Gauzlins Halb-

bruder, obwohl er der Congregation früher widerstrebt hatte, jetzt willig auf ihre Absichten einging. So gewann sie in Frankreich mit jedem Tage weiter an Boden, und selbst der Episcopat mußte sich mit ihr abfinden. Indem sich nun auch in der spanischen Mark die Verbindungen der Congregation immer weiter verzweigten, indem sie durch ihr nahes und sorgsam gepflegtes Verhältniß mit dem burgundischen Königshaus überdies fast die ganze Kirche Burgunds von sich in Abhängigkeit erhielt, gewannen ihre Bestrebungen jetzt auch in Italien und Deutschland endlich einen festeren Halt, wo sie bis dahin doch nur flüchtigere Einwirkungen geübt hatte. In Italien war es vor Allem der heilige Wilhelm, ein geborner Italiener, doch in Cluny erzogen und dann zum Abt des Benignusklosters zu Dijon eingesetzt, der zuerst dauernde Reformen im Sinne der Cluniacenser in mehreren Klöstern dort durchführte, unter denen sich Fructuaria bald als Musterkloster erhob. In Deutschland war es, wie wir früher erzählt haben,*) das Kloster des h. Vitonus zu Verdun, von wo sich durch den Eifer des Abts Richard die cluniacensischen Satzungen zunächst über Lothringen verbreiteten und hier selbst schon bei vielen Bischöfen Förderung fanden, während der italienische Episcopat noch wenig von ihnen berührt wurde.

Wie hätten einem Papste, wie Benedict war, die ungeheuern Vortheile entgehen sollen, die Rom aus diesen reißenden Fortschritten Clunys erwuchsen? Mußte er nicht es ihnen zuschreiben, wenn ihm jetzt die Devotion der Kirchen und Klöster der spanischen Mark freiwillig entgegenkam, wenn der französische Episcopat eine Reihe großer Demüthigungen erfuhr, wenn König Robert im Jahre 1016 zu dem Grabe des heiligen Petrus pilgerte? Kein Wunder daher, wenn wir Papst Benedict in stäter Verbindung mit dem großen Abt Odilo, mit dem heiligen Wilhelm, mit allen Führern der Cluniacenser finden, und wenn er, so wenig er sonst in seinem eigenen Leben ihren strengen Vorschriften folgen mochte, doch auf ihre Absichten, das kanonische Leben unter dem Klerus herzustellen, mit Lebhaftigkeit einging und bald mit dem heiligen Eifer eines Reformators gegen den üppigen und hoffärtigen Klerus seiner Zeit hervortrat. Es war einer der kühnsten Schritte dieses Pontifex, dessen Handlungen immer den Stempel des Ungewöhnlichen trugen, daß er sich selbst nach Pavia be-

*) Vergl. S. 80. 81.

gab*) und hier die lombardische Geistlichkeit zu einem Concil berief, auf dem er die durchgreifendsten Beschlüsse gegen die Priesterehe fassen ließ. Es ist weltbekannt, daß die lombardischen Weltgeistlichen damals vom Bischof bis zum Lector hinab fast allgemein in der Ehe lebten, daß sie ihre Kinder, an deren Vollfreiheit Niemand zweifelte, wenn sie nur von freien Müttern stammten, mit Lehen und Pachtungen aus dem Kirchenvermögen auf das Reichlichste ausstatteten, daß diese Priesterkinder einen reichen und angesehenen Stand bildeten. Mitten unter diese lombardischen Bischöfe und Priester trat jetzt der Papst und gebot ihnen nicht allein sich, wenn sie ihrer Würde nicht verlustig gehen wollten, von ihren Weibern zu trennen, sondern beraubte auch ihre Kinder der bis dahin genossenen Rechte und Ehren. Nicht mehr der Stand der Mutter sollte den Stand der Kinder entscheiden, sondern sie sämmtlich, wenn ihre Väter aus unfreiem Stande seien, in die Leibeigenschaft der Kirche, ohne das Recht der Freilassung, ohne das Recht vollfreies Eigenthum zu erwerben, auf ewige Zeiten verfallen. Weitere Beschlüsse über die Ehen freier Priester mit freien Frauen behielt der Papst einer allgemeinen Kirchenversammlung vor.

Diese Satzungen von Pavia, durch die, wie ein italienischer Markgraf jener Zeit sagte, der blinden Kirche das Augenlicht zurückgegeben wurde, bezeichnete der Papst selbst nur als den Anfang einer großen umfassenden Reformation. Indem er aber an die Heilung der kirchlichen Schäden ging, dachte er nicht auf lindernde, langsam wirkende Mittel, sondern mit fester Hand schnitt er sogleich tief in die wundeste und faulste Stelle des kranken Körpers ein. Die Priesterehe und das unzüchtige Leben der Geistlichkeit standen in dem offensten Widerspruch mit den von der Kirche seit mehreren Jahrhunderten anerkannten und jedermann bekannten Gesetzen — sie waren ein allgemeines, öffentliches Aergerniß, das zuerst aus der Welt geschafft werden mußte, wenn man überhaupt zu jenem Ideal kirchlicher Zustände zurückkehren wollte, das einst nach den alten Kanones bereits in das Leben geführt schien. Aber eine lange Reihe anderer Schäden war außer diesem Hauptschaden noch zu beseitigen. Schon längst war die Simonie, die Verkäuflichkeit der geistlichen Aemter und Würden, in ihrer Verderblichkeit erkannt; aber kaum gab es, selbst den Kaiser eingeschlossen, einen Fürsten, der sich mit ihr nicht befleckte, kaum vom Papst bis zu dem ärmsten Bischof einer Missionsgemeinde ein Kirchenhaupt, das sich ihrer

*) Das Concil zu Pavia war wahrscheinlich am 1. August des Jahrs 1018.

nicht schuldig machte. Ueberdies waren ketzerische Lehren mit dem Aufleben wissenschaftlicher Studien in die Kirche eingedrungen; von Italien gingen sie aus und erfaßten sofort Frankreich und Deutschland. Judaisirende Lehren traten zuerst hervor; sie führten im Jahre 1010 zu einer Judenverfolgung in Limoges, zwei Jahre später in Mainz; dann tauchten manichäische Ketzereien auf, die von der Lombardei nach Orleans verpflanzt und dort mit Feuer und Schwert verfolgt, bereits die Sprengel von Lüttich und Cambray ergriffen. Endlich, wie weit war der Stuhl Petri selbst von jener weltbeherrschenden Stellung entfernt, die ihm die Decretalien des Pseudoisidor angewiesen hatten und die jedem hochstrebenden Papste als das Endziel seiner Forderungen erscheinen mußte! Noch lag der französische Episcopat in stätem Kampfe mit den Cluniacensern, den Vorkämpfern des Stuhles Petri. In Italien standen reicher und mächtiger als je die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna und der Patriarch von Aquileja da, die alten Rivalen des römischen Bischofs, bereit mit verstärkten Kräften den alten Kampf zu erneuern. Und die deutschen Bischöfe, meist aus der Schule des Willigis, waren nichts weniger als Römlinge; im Bewußtsein der von ihrem Volke errungenen Weltherrschaft zeigten sie einen starren Trotz auf ihren eigenen Willen und ihre eigene Macht; vor Allem die Erzbischöfe von Mainz, von denen, seit sie einen Kaisersohn unter ihren Vorgängern zählten, der gefügige Sinn eines Bonifaz geschwunden war.

Es war eine ungeheure Aufgabe, die Benedict angriff. Wenn er dennoch an ihrer Lösung nicht verzagte, so geschah es, weil ihm die gewaltigen Fortschritte der Cluniacenser, die von Tag zu Tag wuchsen, stets neuen Muth einflößten, weil er in Italien selbst mit Sicherheit auf die Unterstützung der vom heiligen Wilhelm und Romuald reformirten Klöster zählen konnte, weil er endlich vor Allem der bereitwilligsten Hülfe des Kaisers gewiß war, dessen Eifer für eine kirchliche Reformation kaum eines Sporns bedurfte.

Die ganze Regierung Heinrichs war von dem Bestreben erfüllt gewesen, die kanonischen Bestimmungen wieder zur Geltung zu bringen. So verschieden sein Ideal auch von dem des Papstes und der Cluniacenser sein mochte, so war er sich doch überall in seinen Reformen mit jenen begegnet. Jene Paveser Beschlüsse hatte er mit Freuden als die Vorboten besserer Zeiten begrüßt und nicht allein nach dem Wunsche des Papstes bestätigt, sondern neben den geistlichen auch strenge weltliche Strafen über die Uebertreter verhängt. Er gebot freigeborne Weiber, die mit unfreien Klerikern eine Ehe eingingen, öffentlich aus-

zupeitschen und dann in die Verbannung zu schicken; er entsetzte kaiserliche Richter, welche die Söhne unfreier Priester für frei erklärten, ihres Amts, verurtheilte Notare, die solchen Priestersöhnen durch irgendwelche von ihnen ausgestellte Urkunden zu freiem Eigenthum verhalfen, zum Verlust der rechten Hand und zum Schadenersatz; er verfügte endlich, daß dieses sein kaiserliches Gesetz unter die lombardischen Gesetze aufgenommen würde, unter denen es aber nicht lange seine Stelle behauptet hat. Und nicht allein für Italien zeigte er sich um die Durchführung der Paveser Beschlüsse bemüht. Auf einer sächsischen Synode, die im März 1819 in seiner Gegenwart zu Goslar abgehalten wurde, drang er mit Entschiedenheit auf die Annahme jener Bestimmungen und setzte sie trotz der Einsprache mehrerer Bischöfe durch. Die folgenden Jahre brachten ihn dann in immer vertrautere und unmittelbarere Beziehungen zu dem Papste; die Gefahren des letzten Kriegszugs hatten sie vereint in unausgesetztem Verkehr bestanden. Lange vorbereitete Entschlüsse konnten reifen; gemeinsame Maaßregeln müssen verabredet sein. Mit der Absicht, eine allgemeine Reformation der Kirche weit über die Grenzen seines unmittelbaren Gebiets hinaus durchzuführen, kehrte der Kaiser über die Alpen zurück.

Man hat wohl geglaubt, daß der heilige Romuald, mit dem der Kaiser in Italien eine Zusammenkunft gehabt hatte, auf die kirchlichen Pläne desselben einen entscheidenden Einfluß gehabt hat. Aber dieser wunderbare uralte Seher, der ganz Mittel-Italien mit seinen Einsiedeleien erfüllt hatte — er wolle die ganze Menschheit in die Einöde treiben, sagte man, — hat schwerlich jemals auf den nüchternen und ruhig ordnenden Sinn dieses Kaisers einen ähnlichen Einfluß geübt, als auf das phantastische Gemüth Ottos III. Es ist zwar begründet, daß der Kaiser ihm besondere Gunst erwies und wesentlich dazu beitrug, daß die Congregation von Camoldoli, die aus Romualds Bestrebungen hervorging, später Bestand gewann, aber ein bestimmender Einfluß des dem Grabe zuwankenden Greises auf ihn läßt sich nicht erweisen. Die Absichten des Bischofs von Rom, des Hauptes der gesammten lateinischen Kirche, mußten auf einen Fürsten, wie Heinrich war, einen andern Eindruck üben, als die Mahnungen und Weckrufe eines schwärmerischen Eremiten. Wie viel mußte dem Kaiser nicht ohnehin daran liegen, unter eine festgeregelte Zucht einen Stand zu bringen, auf den er vor Allem die Ordnungen seines Staates gegründet hatte. Leicht konnte er der Gaben entbehren, die ihm die neuen Bischöfe darzubringen pflegten und deren Annahme man ihm als Simonie aus-

legte, so lange ihn der Papst in der Beraubung der reichen Abteien nicht allein nicht hinderte, sondern sie sogar ausdrücklich genehmigte; wie denn der Kaiser gerade damals die Erlaubniß des Papstes zu jenem tiefen Griff in das Vermögen des Klosters Maximin zu Trier erhielt, dessen wir oben bereits gedachten.*) Wie viel auch das Papstthum bei der beabsichtigten Reformation gewinnen mochte, eine bedrohliche Uebermacht desselben hatte der Kaiser kaum in einer Zeit zu fürchten, wo nur die deutsche Macht Rom vor den Angriffen der Griechen schützte, wo die Wuth der lombardischen Bischöfe gegen den Nachfolger Petri nur durch den panischen Schrecken niedergehalten wurde, den Heinrichs Name seit dem Brand von Pavia über Italien verbreitet hatte.

12.

Einleitungen zur Reformation der abendländischen Kirche. Des Kaisers Tod.

Die Pläne zu kirchlichen Reformen lagen damals, wie es schien, 1022
in der Luft. Während die Cluniacenser, während Kaiser und Papst planten, hatte der Mainzer Erzbischof bereits die Sache angegriffen und die berühmten Beschlüsse der Seligenstädter Synode zu Stande gebracht.

Gewiß war Papst Benedict keine zuwartende, bedächtige Natur, aber bei Weitem eifriger und feuriger war jener Aribo, den der Kaiser vor Kurzem auf den Wunsch der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben hatte. Er war kein Mann gewöhnlichen Schlags. Gelehrte Kenntnisse zeichneten ihn aus; das Mittelalter kannte von ihm einen Tractat über die Psalmen, und der lateinischen Bearbeitung eines deutschen Heldengedichts, des Walters von Aquitanien, ließ er von einem Mönch St. Gallens eine dem classischen Alterthum mehr

---

*) S. 82.

1022. entsprechende Form geben. Welterfahrung und Kenntniß der politischen Verhältnisse hatte Aribo früh in der kaiserlichen Kanzlei gewonnen. Er war von großem persönlichen Ehrgeiz beseelt, aber es lebte dabei ein heiliger Eifer in ihm für seinen Stand und die erste Kirche Deutschlands, die seiner Obhut anvertraut war. Kein Anrecht seines Stuhls, keinen Anspruch seiner Vorgänger ließ er ruhen und glaubte sich überdies berufen, eine Reinigung der gesammten deutschen Kirche, wie sie die Zeit forderte, in das Werk zu setzen. Mit leidenschaftlicher Hitze griff er diese Aufgabe an, und mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit hielt er an derselben fest. Einer seiner Gegner hat auf ihn jenes Wort angewendet, das die heilige Schrift über Ismael ausspricht: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn."

Sobald Aribo sein Erzbisthum antrat, suchte er das Band, welches seine Suffragane an ihn fesselte, so fest wie möglich anzuziehen. Die Provincialconcile waren seit geraumer Zeit sehr unregelmäßig abgehalten; wenigstens einmal im Jahre beschloß er ein solches fortan anzuberaumen. Auch Nationalconcile wollte er als Primas der deutschen Kirche in das Leben rufen und hielt sich dazu selbst ohne die Einwilligung des Kaisers berechtigt. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Herstellung der alten Sendgerichte, die seit den karolingischen Zeiten vielfach in Verfall gerathen waren und die er jetzt unter seine besondere Aufsicht nahm. Indem er überdies gleiche Zucht, gleiche Ordnungen für die gesammte deutsche Kirche herstellen wollte, lag ein großer Kreis von schwierigen Aufgaben vor ihm, an deren Lösung er sich unverweilt machte.

Noch vor der Rückkehr des Kaisers nach Deutschland berief Aribo zum 12. August 1022 seine Suffragane nach Seligenstadt und eröffnete hier seine Reformen. Die Beschlüsse dieses Provincialconcils schärfen großen Theils nur ältere kanonische Bestimmungen ein, aber es giebt unter ihnen auch neue Satzungen, welche die Stellung bezeichnen, die sich Aribo gab. Wenn jene Synode beschloß, daß Alle fortan, die sich vor dem Sendgericht des Bischofs zu erscheinen weigerten, vor das Provincialconcil geladen und dort unter dem Vorsitz des Erzbischofs von ihrem Bischof verklagt werden sollten, so erhob sie damit ebensosehr die Gewalt ihres Metropolitanen, wie sie die Ansprüche des römischen Stuhls herabsetzte, indem sie das Absolutions- und Dispensationsrecht des Papstes so gut wie aufhob. Denn was war es anders, wenn die Synode bestimmte, daß Niemand fortan ohne Erlaubniß seines Bischofs nach Rom gehen, daß jede päpstliche Absolu-

tion ungültig sein solle, wenn nicht zuvor die von den Bischöfen auferlegten Strafen abgebüßt wären? Und zugleich traf man für die ganze Mainzer Provinz Anordnungen für die Quatemberfasten, die dem von der römischen Kirche angenommenen und über das ganze Abendland verbreiteten Brauche zuwiderliefen. Rom wurde so auch in seiner gesetzgebenden Macht, kurz in Allem angegriffen, was es als seine hervorragendsten Privilegien ansah. Und das geschah von Männern, die in den nächsten Beziehungen zu dem Kaiser standen. Unter den Bischöfen, welche die Seligenstädter Beschlüsse unterschrieben, war Bischof Brun von Augsburg, des Kaisers eigener Bruder, war Eberhard von Bamberg, der frühere Kanzler und der ergebenste Dienstmann des Kaisers, war endlich der alte Burchard von Worms, den wohl Niemand bisher für einen Gegner des Papstthums angesehen hatte. 1022.

Wir wissen nicht, wie sich Heinrich zu diesen Beschlüssen seiner Bischöfe verhielt. Entschiedenen Widerspruch gegen dieselben kann er schon deshalb nicht eingelegt haben, weil sie sonst unmöglich die Anerkennung im Reiche gefunden haben würden, die sie ohne Zweifel eine Zeit lang hatten; selbst der Kanonensammlung des Burchard wurden sie angehängt. Aber unmöglich entsprachen sie den eigensten Absichten des Kaisers, der es sich nicht verhehlen konnte, welche Gefahr eines tiefen Bruchs in der Kirche von dieser Seite drohe. Um so mehr mußte sich ihm aber die Nothwendigkeit einer umfassenden allgemeinen Reform der Kirche aufdrängen, die Nähe der Gefahr ihn zur Eile spornen. Es war in der That das erste Geschäft des Kaisers, als er nach Deutschland zurückkehrte, daß er ein großes Nationalconcil in den rheinischen Gegenden versammelte. Wir kennen die Beschlüsse desselben nicht, aber die Reform hat unstreitig den Mittelpunkt der Verhandlungen gebildet.

Nicht die Seligenstädter Beschlüsse allein, auch andere Vorgänge wiesen den Kaiser immer deutlicher auf die Beschleunigung einer großen Kirchenreinigung hin. Ueberall begegneten ihm Neid, Eifersucht, Zwietracht und Streit zwischen den ersten deutschen Kirchenhäuptern selbst, und je wichtiger deren Stellung im Reiche war, um so beunruhigender war ihr Hadern selbst für die Zukunft des kaiserlichen Regiments. Als Heinrich nach dem Schluß des Concils sich nach Grona begab, sah man hier an seinem Hofe bald die ärgerlichsten Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Gero von Magdeburg und Bischof Arnulf von Halberstadt, die beide bald darauf unversöhnt aus dem Leben schieden. Zu derselben Zeit kam dem Kaiser zu Ohren, daß auch der alte Ganders-

1022. heimer Streit wieder aufgelebt sei. Kaum hatte Bischof Bernward von Hildesheim die Augen geschlossen (20. November 1022) und der Abt Godhard von Altaich, der Freund des Kaisers, das ihm übertragene Bisthum angetreten, so erhob Aribo abermals jene Ansprüche auf Gandersheim, welche Willigis einst so zähe vertheidigt hatte, und untersagte dem neuen Bischof unter Androhung des Banns jede Einmischung in die Angelegenheiten des Klosters. Der Kaiser beschied Aribo zu sich und nöthigte ihn von seinen Ansprüchen auf Gandersheim abzustehen, mit denen aber der Erzbischof doch bald genug wieder hervortrat. Ein ähnlicher Streit hatte sich gleichzeitig wegen der Jurisdiction über das Kloster Burtscheid zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Lüttich erhoben, der mit großer Erbitterung geführt wurde. So waren die Kirchenhäupter selbst überall in Zwiespalt, und es bedurfte neuer und starker gesetzlicher Bande für sie, wenn die Einheit der Kirche und des Reichs nicht bedenklich gelockert werden sollte.

Da des Kaisers Absichten auf allgemeine kirchliche Maaßregeln für das ganze Abendland gingen, mußte er sich vor Allem jetzt des Beistandes des Königs von Frankreich versichern. Um die Osterzeit
1023. 1023, die Heinrich zu Merseburg verlebte, sandte er deshalb eine Gesandtschaft an König Robert. Am 1. Mai erschienen Bischof Gerhard von Cambray und der Abt Richard von Verdun, jener Urheber der cluniacensischen Bestrebungen in Lothringen, am Hofe Roberts zu Compiègne und forderten den König zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser auf. Robert ging bereitwillig auf diese Einladung ein und versprach sich gegen Ende des Monats Juli an der Grenze seines Reichs zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser einzufinden. Er forderte zugleich den Bischof Fulbert von Chartres, einen eben so gelehrten als der Reform zugethanen Würdenträger seines Reichs, auf ihn zu dieser Zusammenkunft zu begleiten, was Fulbert jedoch wegen Krankheit ablehnte.

Bald nach Ostern begab sich der Kaiser in die rheinischen Gegenden; zunächst nach Mainz, wo er einer Einladung des Erzbischofs folgend, das Pfingstfest verlebte. Aribo hatte um dieselbe Zeit ein neues Provinzialconcil nach Mainz berufen, auf dem er, unfraglich um den Kaiser zu gewinnen, die Sache des Grafen Otto von Hammerstein vor Allem zu erledigen versprach. Denn allen Beschlüssen der früheren Synoden, allen kirchlichen Befehlen zum Trotz lebte der Graf mit Irmingard noch immer in ehelicher Gemeinschaft. Die Ehre der Kirche und des Reichs schien auf gleiche Weise ein ernstes Einschreiten gegen diese ärgerliche Ehe zu er-

heischen, und auch Aribo konnte nur gewinnen, indem er seine Sache 1023.
eng mit der des Kaisers verband. Graf Otto stellte sich vor dem Concil und gelobte Besserung. Mehr Furcht vor dem Kaiser als Achtung vor den Bischöfen beugte endlich seinen Trotz, während Irmingard der Acht des Reichs, wie der Bannflüche der Kirche in gleicher Weise spottete und die Gunst des Augenblicks benutzte, um in Rom zu erlangen, was man in Mainz ihr verweigerte. Auch ließ der Papst die erste Gelegenheit, das ihm zu Seligenstadt bestrittene Dispensationsrecht zu üben, nicht unbenutzt und lieh den Klagen des racheschnaubenden Weibes über Aribo nur allzuwillig sein Ohr.

Der Kaiser fuhr von Mainz den Rhein hinab nach Köln und Utrecht und begab sich dann nach Achen, wohin er einen Reichstag und eine Synode beschieden hatte. Wichtige Angelegenheiten wurden hier verhandelt, doch wissen wir von den Verhandlungen nicht mehr, als daß der Streit wegen des Klosters Burtscheid zu Ungunsten des Erzbischofs Piligrim entschieden wurde. Als die Reichsversammlung entlassen war, ging der Kaiser in den ersten Tagen des August an die Westgrenze seines Reichs, um hier mit König Robert nach der Verabredung zusammenzutreffen. Weshalb die Zusammenkunft sich über die zuerst angesetzte Frist verzögert hatte, wird nicht berichtet. In dem Gefolge des Kaisers waren der Erzbischof Piligrim von Köln, der wahrscheinlich schon auf dem italienischen Zuge in die Absichten des Kaisers und Papstes eingeweiht war, der Bischof Gerhard von Cambray und der Herzog Gottfried von Lothringen, der sich mit seinem ganzen Hause, wie wir wissen, mit den Cluniacensern auf das Engste verbündet hatte.

Wo sich der Chiers in die Maas ergießt, kamen die Fürsten zusammen. Der Kaiser, den die größte Pracht umgab, lagerte bei Ivois am Chiers; König Robert, ebenfalls von dem glänzendsten Hofstaat umgeben bei Mouzon, am jenseitigen Ufer der Maas. Es entstand zuerst Streit darüber, wer von den beiden Herrschern zuerst den andern begrüßen sollte. Viele hielten es für das Ziemlichste, daß sie sich mitten auf der Maas auf einem Schiffe begegneten, wie es einst zu den Zeiten des ersten Heinrichs bei Bonn geschehen war. Aber der Kaiser, wohl wissend, daß der Mächtigere sich über leere Formen leichter hinwegsetzen kann, ging ohne Bedenken zuerst — es war am **10.** August — zum König auf das andere Ufer hinüber. Die Herrscher umarmten und küßten sich, hörten zusammen die Messe und setzten sich nach dem Gottesdienst zum festlichen Mahle. Als sich der Kaiser verabschiedete, ließ ihm der König reiche Geschenke an Gold, Silber und Edel-

1024. steinen zugleich mit hundert prächtig aufgezäumten Rossen und ebenso vielen blitzenden Panzern und Helmen nachsenden und ihm dabei melden, er werde die Abweisung dieser Geschenke als einen Mangel an Freundschaft empfinden. Aber der Kaiser nahm allein ein Evangelienbuch und, was in seinem Auge noch werthvoller war, eine Reliquie des heiligen Vincentius an; die Kaiserin behielt einige Goldmünzen zum Andenken; alle anderen Geschenke wiesen sie entschieden zurück.

Am anderen Tage stattete König Robert mit den Bischöfen in seinem Gefolge dem Kaiser einen Gegenbesuch ab. Mit der größten Pracht wurde der König im kaiserlichen Zelte empfangen, wo man sofort zu den wichtigsten Berathungen schritt. Wir kennen das Resultat derselben leider nicht im Einzelnen. Aber soviel erfahren wir, daß die Herrscher Deutschlands und Frankreichs den innigsten Freundschaftsbund schlossen und wichtige Bestimmungen trafen, wie ein allgemeiner Landfriede in ihren Reichen aufgerichtet und Recht und Gerechtigkeit wieder zu Ehren gebracht werden sollten. Besonders ging man dann darüber zu Rath, wie der Kirche der Friede gewahrt und die vielen Wunden, an denen die Christenheit leide, geheilt werden könnten. Zu dem Ende verabredete man eine neue Zusammenkunft zu Pavia, wo sich auch der Papst einstellen und alle Bischöfe diesseits und jenseits der Alpen zu einem allgemeinen Concil der lateinischen Kirche zusammentreten sollten.

Obwohl diese Beschlüsse vor Allem auf die Sicherung des geistlichen Standes hinzielten, waren sie andererseits doch auch gegen Ueberhebungen desselben gerichtet. Wir wissen, daß jene Vereinigung der burgundischen Bischöfe zur Erhaltung des Landfriedens, die wir bereits berührten*), in Frankreich eine ähnliche Verbindung der zur Reimser Provinz gehörigen Bischöfe zur Folge gehabt hatte, ja, daß man selbst Gerhard von Cambray in dieselbe zu ziehen suchte. Aber Gerhard erklärte weislich, daß man durch solche Verbindungen in die Rechte des Königthums eingreife; denn den Königen gebühre, den Aufruhr zu bändigen, die Kriege zu unterdrücken, den friedlichen Verkehr zu sichern und zu verbreiten, den Bischöfen stehe allein zu, die Könige zu mahnen, daß sie für das Wohl des Landes männiglich kämpften, und für den Sieg ihrer Waffen zu beten. In dem Sinne Gerhards sorgte jetzt der Kaiser nicht allein für den Frieden des eigenen Landes, sondern auch für die

*) S. 131.

Erhaltung desselben im Reiche seines schwächeren Nachbars. Einer 1023.
der gefährlichsten Ruhestörer in Frankreich war zu jener Zeit der Graf Odo von der Champagne, ein Neffe des burgundischen Königs und Vetter des Kaisers. Gegen ihn erhob König Robert die schwersten Klagen, und nicht minder hatte sich der Kaiser selbst zu beschweren, da Odo mit dem Herzog Dietrich von Oberlothringen, wahrscheinlich in Folge des burgundischen Kriegs, in Fehde stand. Der Kaiser übernahm es jetzt, Odos Treiben ein Ziel zu setzen, und die Beschwerden des Königs über diesen seinen mächtigen und unruhigen Vasallen zu erledigen.

Als die Geschäfte beendet waren, lag man abermals den Freuden des Mahls ob und schied dann unter den herzlichsten Freundschaftsbezeugungen. Auch der Kaiser bot dem Könige ein Abschieds-Geschenk, hundert Pfund reinen Goldes; doch wies diese Gabe König Robert in gleicher Weise zurück, wie am Tage zuvor der Kaiser, und nahm nur einige Goldstücke zum Andenken mit. Je uneigennütziger sich die Herrscher gezeigt hatten, je reicher beschenkt wurden ihre Gefolge. Die Milde und Freigebigkeit der Herren konnten die Hofleute nicht hoch genug rühmen. Eine ungeheure Menschenmenge war zu der Zusammenkunft der Fürsten herbeigeströmt und erwartete dort den höchsten Glanz mit Augen zu sehen; doch, was man fand, überstieg alle Vorstellung und ließ die Gerüchte von dem prachtvollen Haushalt des Kaisers weit hinter sich zurück. Kein Perserkönig und kein Chalif, erzählten die Heimkehrenden, sei jemals von solcher Herrlichkeit umgeben gewesen, als dazumal Kaiser Heinrich. In aller Welt berichtete man von den Festen zu Ivois, und ein Mönch zu Tegernsee, der damals in lateinischen Versen die Sage von Ruodlieb bearbeitete, verwob in sein Gedicht Züge, die er ohne Zweifel jenen Festlichkeiten entlehnte.

Der Kaiser begab sich von Ivois nach Verdun, wo wir ihn am 8. September in wichtigen Geschäften finden. Er beschied hier den Grafen Odo vor sich und zog ihn in Gegenwart der Gesandten König Roberts zur Rechenschaft. Der Graf versprach die Burgen, die er ohne königliche Erlaubniß errichtet hatte, niederzureißen und versöhnte sich zugleich mit Herzog Dietrich von Lothringen.

Daß der Kaiser bei diesem seinen Aufenthalt in Verdun auch den Abt Richard im Kloster des h. Vitonus besucht habe, wird kaum zu bezweifeln sein, aber mährchenhaft ist, was weiter von diesem Be-

1023. suche berichtet wird. Als der Kaiser das Kloster sah — so erzählt die Legende — brach er in die Worte des Psalmisten aus: „Dies ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl"!*) und gab dem Abte den Wunsch zu erkennen, in das Kloster aufgenommen zu werden. Der Bischof von Verdun stellte aber dem Abte vor, wie das Reich zu Grunde gehen müsse, wenn der Kaiser der Welt entsage, und bestimmte so denselben, dem Willen des Kaisers entgegenzutreten. Der Abt versammelte demnach die Mönche, führte den Kaiser in ihre Mitte und befragte ihn nochmals, ob es sein fester Vorsatz sei, in ihre Gemeinschaft zu treten. Als der Kaiser dies bejahte, verlangte der Abt von ihm das Gelübde unverbrüchlichen Gehorsams gegen alle seine Befehle. Der Kaiser leistete unbedenklich das Gelübde und wurde darauf von dem Abt unter die Brüder aufgenommen Aber der erste Befehl, den ihm der Abt ertheilte, hieß ihn unverzüglich in die Welt zurückkehren, um in Gottesfurcht und Gerechtigkeit sein Reich zu regieren.

So gewiß die enge Verbindung des Kaisers in seinen letzten Regierungsjahren mit den Cluniacensern und namentlich mit dem Abt Richard ist, so gewiß ist hinwiederum, daß die Legende sein Verhältniß zum Kloster Cluny auf das Mannigfachste ausgeschmückt hat. Weil man Weihegeschenke des Kaisers in Cluny sah, fabelte man, daß er selbst mit Bischof Meinwerk dorthin gepilgert sei. Weil er das Kloster Richards besuchte und sich vielleicht unter die Ehrenbrüder desselben nach der Sitte der Zeit aufnehmen ließ, priesen ihn die Cluniacenser als einen der Ihrigen. Und wie sie mit diesem kaiserlichen Bruder ihrer Congregation einen besondern Glanz zu geben suchten, so erzählten andererseits die Casinesen, daß der heilige Benedict den Kaiser bei seinem Aufenthalt im Kloster auf wunderbare Art von seinen körperlichen Leiden geheilt und dieser darauf den Entschluß gefaßt habe, in den Mauern von M. Casino seine Tage zu beschließen.

Der Kaiser stand inmitten der größten Pläne und der umfassendsten Thätigkeit. Mit rastlosem Eifer verfolgte er seine Absicht, einen allgemeinen Frieden im Abendlande aufzurichten und eine große Kirchenreformation durchzusetzen. Nichts lag ihm gewiß in diesem Augenlick ferner, als sein Scepter niederzulegen und der Welt zu entsagen. Von den

---

*) Psalm 132, 14.

Grenzen Frankreichs eilte er an die burgundischen Grenzen. Am 1023.
25. September war er in Basel. Aehnliche Verabredungen, wie mit König Robert am Chiers, wird er hier mit seinem Oheim König Rudolf für den Weltfrieden und die Kirchenreinigung getroffen haben. Erst damals wurde wahrscheinlich die Eintracht zwischen beiden hergestellt. Die Gegenwart jener burgundischen Bischöfe, die bei der Auflösung aller Verhältnisse so tief in die königlichen Prärogativen eingegriffen hatten, konnte auf dem Concil nicht entbehrt werden. Von Basel fuhr der Kaiser den Rhein hinab. Am 29. October war er zu Erstein, am 30. November in Mainz; gegen Weihnachten begab er sich nach Franken, wo er das Weihnachtsfest zu Bamberg beging.

Unter großen Hoffnungen ging das Jahr 1023 zu Ende. Schon 1024.
war Erzbischof Piligrim mit Botschaften für den Papst nach Rom geeilt. Die Aufnahme, die er dort fand, zeigt deutlich, wie freudenreich seine Nachrichten dem Papste waren. Nicht allein, daß er die kostbarsten Geschenke von demselben empfing, er wurde auch zum Bibliothekar des apostolischen Stuhls ernannt; eine noch nie einem deutschen Bischofe ertheilte Ehre. Das Pallium, äußerte der neidische Aribo später, sei dem Kölner in Rom vergoldet, das Weihnachtsfest ihm doppelt gesegnet worden. Mit den glänzendsten Ehren kehrte Erzbischof Piligrim zum Kaiser zurück. Heinrich, der Papst, die Könige Frankreichs und Burgunds mochten nirgends ein Hinderniß mehr für ihre Pläne finden; und doch zerrannen sie alsbald durch wunderbare Fügungen in Nichts. —

Als übles Vorzeichen mußte man es bereits betrachten, daß alle jene deutschen Bischöfe, welche die Beschlüsse zu Seligenstadt gefaßt hatten, nicht eben mit freundlichen Blicken auf dem Bund des Kaisers und Papstes sahen. Vor Allem geriethen sie in die Aufregung, als sich die Nachricht verbreitete, daß wegen jener Beschlüsse Aribo das Pallium entzogen sei und er mit Amtsentsetzung bedroht werde. Nimmer war zu erwarten, daß Aribo den Drohungen Roms sich beugen und sie ruhig hinnehmen würde; standen doch alle Bischöfe des innern Deutschlands, selbst des Kaisers Bruder Brun und der Bischof Godhard, so Vieles sie sonst auch trennte, hierin auf seiner Seite; glaubte er doch an der Kaiserin selbst noch immer eine feste Stütze zu haben und lebte mit Dietrich von Metz, ihrem klugen und vielvermögenden Bruder, in dem besten Vernehmen. Aribo zweifelte sogar nicht, daß alle Bischöfe des Reichs sich für ihn erheben würden. Er berief ein

1024. Nationalconcil auf den Himmelfahrtstag (14. Mai) nach Höchst, und selbst Piligrim von Köln und Poppo von Trier sagten ihm ihr Erscheinen zu. Aus einem vertrauten Briefe Aribos an die Kaiserin sieht man jedoch, wie wenig er der Gesinnung des Kaisers selbst traute, der seinen Vetter Piligrim, wie er mit Recht besorgte, von seinem Versprechen abwendig machen würde. Aribo beschwört die Kaiserin, deren Willen er sich in Allem zu fügen verspricht, jedes Mittel anzuwenden, um Piligrims Anwesenheit auf dem Concil zu erreichen; er bittet sie zugleich um ihre Vermittelung, daß auch ihr Bruder Dietrich nicht von der Versammlung zurückbleibe. Dieser Brief erreichte seinen Zweck in keiner Weise; weder die Erzbischöfe von Köln und Trier, noch Dietrich stellten sich zu Höchst ein. Ein Nationalconcil trat nicht zusammen. Aber die Suffragane von Mainz waren mit Ausnahme Bruns von Augsburg, den sein kaiserlicher Bruder damals in die Verbannung sandte, vollzählig zur Stelle: Burchard von Worms, Ulrich von Chur, Werner von Straßburg, Eberhard von Bamberg, Walter von Speier, Wicher von Verden, Meginhard von Würzburg, Haimo von Konstanz, Heribert von Eichstädt, Brantho von Halberstadt, Hizzo von Prag. Unter ihnen waren Männer, die dem Könige seit Jahren auf das Engste verbunden waren; andere, die so eben erst den Stab aus seinen Händen empfangen hatten.

Nichts ist merkwürdiger, als der bisher wenig beachtete Brief, den die versammelten Bischöfe damals an den Papst sandten. Er ist nicht ohne schlaue Berechnung geschrieben, indem geflissentlich alle Schuld des Zerwürfnisses mit Rom der zuchtlosen Irmingard zugeschrieben und so die Sache des Erzbischofs mit den Maaßregeln des Kaisers in die nächste Verbindung gesetzt wird; aber er ist nichtsdestoweniger ein schöner Beweis der Eintracht der Mainzer Suffragane, wo es galt, die Ehre der deutschen Kirche gegen die Unbilden Roms zu schützen. Der Geist des Willigis lebte noch in diesen Bischöfen fort. „Gefallen ist die Krone von unserem Haupte" — so schreiben sie an den Papst — „denn genommen sind unserem Metropoliten seine Ehren. Nur ein Gerücht davon ist bis jetzt zu uns gedrungen, aber schon dieses Gerücht beunruhigt uns und treibt uns, von dir, verehrungswürdiger Vater, Gewißheit zu erlangen. Ist es begründet, was wir vernehmen, dann ist unser Saitenspiel zur Trauer gestimmt und unser Singen in Klagen verwandelt. Denn wer vermöchte den Thränen zu gebieten, wenn unser schuldloser Metropolit auf die Angeberei eines einzelnen Weibes hin auch nur des kleinsten Theils seiner Ehre beraubt

sein sollte? Fern sei dies von Dir, o Herr, fern von Dir, der Du als der Erste nach Gott, als Petri Stellvertreter mit Gerechtigkeit den Erdkreis zu beherrschen berufen bist! Würde auch nur der geringste Priester um solches Grundes willen seines Amtes entsetzt, schon längst wären alle Ordnungen des geistlichen Standes gelöst und vernichtet. Um so weniger aber können wir glauben, daß unser Herr und Metropolit auch nur den kleinsten Theil seiner Ehren eingebüßt hat, als dann folgerecht auch wir alle unseres bischöflichen Amtes entsetzt sein müßten. Denn alle seine Schritte gegen jenes Weib sind auf unsern Rath und mit unserm Willen geschehen. Ist also etwas gegen die Kirchengesetze gefehlt, so sind wir die Schuldigen, und der Schlag falle auf unser Haupt, nicht auf das seine. Die Vergehungen jenes gebannten Weibes haben wir nicht zu erörtern, denn sie sind weltkundig; nur darum kann es sich handeln, ob sie für immer vom Leibe Christi zu trennen ist oder, wenn sie Reue empfinden sollte, in die Einöde zu verstoßen, damit sie dort bis an ihr Ende ihre Sünden beweine. Ueberdies standen, als wir den Bann über sie verhängten, die weltlichen Gewalten uns nicht allein zur Seite, sondern sie gingen uns vielmehr voran; sie sprachen zuerst die Acht über sie aus, und unser Stand bekräftigte nur nach Gebühr diese Strafe. Deshalb werden auch sie jetzt beleidigt, wenn wir beschimpft werden. Und so bitten wir insgesammt dich flehentlich, heiliger Vater, deine eigene Würde zu bedenken und, wenn etwas unbedacht geschehen ist, es achtsam zu bessern; wir bitten dich, jenes Weib mit den Schrecken deines Bannfluchs zu binden, deine Liebe aber unserem Herrn Aribo, deinem ergebensten Sohne, wieder zuzuwenden, der aus Liebe zur Gerechtigkeit immerdar das Schwerdt gezückt trägt und der sich niemals vom Geiz zu einer Sünde verlocken läßt." 1024.

Dieses Schreiben ist niemals in die Hände gelangt, für die es bestimmt war. Schon vor der Synode war Papst Benedict gestorben. Sein Tod hemmte die Erfüllung der Drohungen, die Rom gegen Aribo gerichtet hatte. Aber er schwächte zugleich auch die Hoffnungen, welche die Welt auf ein allgemeines Concil gesetzt hatte. Bald sollten die letzten Aussichten für dasselbe dahinschwinden.

Der Kaiser hatte zu Bamberg ein trübes Weihnachtsfest gefeiert. Schwere körperliche Leiden bedrängten ihn. Tiefe Bekümmerniß be-

1024. schlich seinen Geist über die Spaltung der Kirche; noch einmal gerieth er in Streitigkeiten mit seinem Bruder und sah sich genöthigt, ihn aus seinem Bisthum zu verweisen; der Tod vieler Männer, die er als Stützen seines Reiches ansah, bedrückte überdies sein Herz. Schnell nach einander waren der Erzbischof Gero von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Meißen, Oldenburg und Prag aus dem Leben geschieden; auch der tapfere Herzog Gottfried von Niederlothringen starb, der Freund Clunys, der in den Plänen des Kaisers eine so wichtige Stelle einnahm. Bis die Ostern nahten, verweilte der Kaiser in der trübsten Stimmung und unter vielen körperlichen Beschwerden in Bamberg, bemüht die Lücken zu ergänzen, die in den Kreis seiner Großen der Tod gerissen hatte. Das Herzogthum Niederlothringen fiel, da Gottfried ohne Erben gestorben war, seinem Bruder Gozelo zu, der, wie sein ganzes Haus, den Cluniacensern ergeben war. Mit dem Erzbisthum Magdeburg bedachte der Kaiser seinen Kapellan Hunfried, mit dem Bisthum Halberstadt den Abt Brantho von Fulda; die anderen Bisthümer erhielten andere erprobte Diener.

Als so die dringendsten Geschäfte geordnet waren, sehnte sich der Kaiser nach Magdeburg, wo er das Osterfest zu begehen wünschte. Aber man fürchtete, die Kräfte würden den Beschwerden der Reise nicht mehr gewachsen sein; erst nach langen Erwägungen brach man auf und gelangte glücklich nach Altstädt, wo der Kaiser den Palmsonntag verlebte. Nur von seiner Gemahlin und einem geringen Gefolge begleitet, setzte er dann die Reise bis Nienburg fort; den grünen Donnerstag und den Todestag des Herrn feierte er hier in aller Stille, da man die herbeieilende Masse des Volks von dem kranken Fürsten mit Sorgfalt fern hielt. Nach seinem Wunsche traf er zu Ostern noch in Magdeburg ein, wo man ihn den prächtigsten Empfang bereitete und wo er noch einmal das Fest in gewohnter Weise beging. Auch zu Halberstadt, wohin sich der Kaiser nach Ostern begab, wurde er festlich eingeholt und verweilte sich längere Zeit bei dem neuen Bischof. Gegen Pfingsten brach er nach Goslar auf, das durch seine Pflege bereits zu einem stattlichen Orte erwachsen war, feierte hier das Fest und eilte dann nach seiner Pfalz Grona.*) Schon hatte ihn die Nachricht ereilt, daß sein treuer Bundesgenosse, auf dessen Freund-

*) Grona bei Göttingen.

schaft er die größten Pläne für die Wohlfahrt der Kirche und das 1024.
Heil der Welt gegründet hatte, Papst Benedict, aus dieser Zeitlichkeit geschieden sei. Nicht lange nachher erlag auch er seinen schweren Leiden. Am 13. Juli des Jahrs 1024 endete Kaiser Heinrich in den Mauern von Grona. Auf sächsischem Boden starb der Herrscherstamm des ersten Heinrichs aus; ein Geschlecht, das mit dem Ruhm seiner Thaten, welche das ganze Abendland staunend geschaut, die Welt für ewige Zeiten erfüllt hatte.

Kaiser Heinrich starb in der Fülle der Macht, im Glanz des Ruhms; er fing an die reifen Früchte von der Friedenssaat zu erndten, die er unter den Stürmen der Zeit mit unablässiger Sorgfalt gepflegt hatte. Keines Kaisers Tod wurde seit dem Abscheiden Ottos des Großen in gleicher Weise betrauert. „Die Blüthe der Menschheit," schreibt ein Geistlicher jener Zeit, „der Preis der Könige, der Glanz des Kaiserthums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit, ist dahin, Kaiser Heinrich." „Europa weine," heißt es in einem gleichzeitigen Leichengedicht auf ihn, „Europa weine, denn es hat sein Haupt verloren! Rom weine; es entbehrt seinen Schutzvogt! Es beklage die ganze Welt den zweiten Heinrich, der die Christenheit schützte, die Friedensstörer vernichtete und der aller Willkühr widersagte." Es war ein großer Schlag, der die Welt bei dem Tode des kinderlosen Kaisers traf; die ganze Gestalt der Dinge schien plötzlich verwandelt, alle Sicherheit auf Erden verschwunden.

Heinrich II. starb im zweiundfunfzigsten Lebensjahre, nachdem er dreiundzwanzig Jahre als König, elf als Kaiser regiert hatte. Nach seinem Willen wurde sein irdischer Theil im Dom zu Bamberg beigesetzt, und die Leichenfeier zeigte, wie tief das Volk seinen Verlust empfand. Unermeßliche Schaaren strömten von nah und fern herbei und mischten ihre Thränen in die glanzvoll würdige Trauerfeier, die man dem großen Fürsten bereitete. Zu Bamberg hat dann neun Jahre später auch Kunigunde zur Seite ihres kaiserlichen Gemahls ihr Grab gefunden. Die Grabmäler beider sind längst zerstört; sie gingen in einer Feuersbrunst unter, die im Jahre 1081 den ersten Dom einäscherte. An der Stelle desselben erhob sich dann jene großartige Kathedrale, die wir als eines der merkwürdigsten Bauwerke unseres Vaterlandes bewundern. Hier erinnert jetzt ein schöner Marmorsarkophag den Wanderer an Heinrich und Kunigunde. Es ist das Werk eines Würzburger Meisters, das der Fürstbischof Georg III. im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aufstellen ließ. Die Verehrung des im Leben und Tode eng verbundenen Paars blieb vor Allem in Bam-

berg heimisch. Heinrich und Kunigunde sind die Schutzpatrone des Bamberger Bisthums; ihren Namen ist der Hochaltar des Doms geweiht; ihr Andenken lebt überall in dem Bamberger Lande.

Es ist Kaiser Heinrich wie manchen andern wackeren Mann ergangen, daß ihm das Leben eine andere Aufgabe stellte, als zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien. Nichts würde seinen Fähigkeiten und seiner Neigung mehr entsprochen haben, als die kirchlichen und staatlichen Ordnungen seines Reichs zu regeln, durch die Macht des Gesetzes der Willkühr zu steuern und das Königthum als die Alle beschützende, Alles leitende Gewalt im Frieden zu befestigen. Aber das Leben ließ ihm zu dieser Aufgabe wenig Zeit und verwickelte ihn in eine ununterbrochene Reihe gefahrvoller Kriege mit den hartnäckigsten äußeren und inneren Feinden.

Fast zwanzig Jahre mußte Heinrich für seinen Thron und den Bestand des Reichs die Waffen gezückt halten. Er hat sie fürwahr nicht ohne Ruhm geführt, wenn auch seine Zeit größere Kriegshelden hervorgebracht haben mag. Das abgefallene Italien unterwarf er von Neuem; im Morgen und Abend sicherte er die Grenzen des Reichs; die Erwerbung Burgunds bahnte er an; drei große Kriege bestand er gegen Boleslaw von Polen, den größten Eroberer der Zeit, und nöthigte ihn aufs Neue die Vasallenpflicht anzuerkennen. Den kriegerischen Geist unseres Volks, der sich Jahrzehnde hindurch fast nur in inneren Fehden und unfruchtbaren Grenzhändeln befriedigt hatte, lenkte er wieder auf große nationale Ziele und kräftigte durch namhafte Erfolge das Bewußtsein von der Einheit der deutschen Stämme. Immer mehr wuchsen diese, von einem Reiche umschlungen, zu einem Volke zusammen.

Indem es Heinrich gelang, die Kräfte des Reichs an einem bedenklichen Wendepunkt seiner Geschichte von Neuem zu sammeln, behauptete er den Principat unseres Volks unter den europäischen Nationen. Er gab zugleich seinen Nachfolgern die Mittel, diesen Principat dauernd zu sichern und neuen Angriffen mit leichterer Mühe zu begegnen; denn allerdings waren nicht alle Gefahren beseitigt, und die alten Kämpfe konnten im nächsten Augenblicke wieder aufleben. Noch lebte Boleslaw und in ihm seine hochstrebenden Pläne. Kaum erscholl zu dem alternden Helden die Kunde von dem Tode des Kaisers, so warf

er die Bande ab, die ihn an das Reich fesselten, und nahm die lange ersehnte Königskrone des freien Polens. Und war auch sein Gestirn schon dem Erlöschen nahe, so trat doch eben damals der glänzendere Stern Knuds von Dänemarks, seines Schwestersohns, in den Zenith und erfüllte mit hellem Lichte weithin den ganzen Norden.

Vor Allem nach dem Norden hin war seit den Tagen Ottos II. der Einfluß des Reichs gesunken. Während die Verbindungen mit den Sachsen jenseits der Nordsee schon völlig gelöst waren, während die Wenden an der Ostsee sich mehr und mehr der Abhängigkeit vom Reiche entzogen, hatten auch die Dänen die Lehnspflicht gegen den Kaiser abgeworfen und sich der kirchlichen Aufsicht des Hamburger Erzbischofs entwunden. Englische Missionare waren den deutschen im Norden gefolgt und neben den dürftigen Keimen eines ungeordneten kirchlichen Lebens, die sie hier erhielten und pflegten, wucherte unbehindert aufs Neue die verderbliche Saat des alten Vikingerthums fort. Die Könige des Nordens, obgleich dem Namen nach Christen, waren doch zugleich die verwegensten Räuber, die gefürchtetsten Feinde der christlichen Völker. Noch in den ersten Regierungsjahren Heinrichs litten die friesischen und lothringischen Küsten schwer von Vikingerschwärmen; und nur dadurch scheint später ihre Lage gebessert zu sein, daß sich der Hauptsturm der Dänen immer mehr auf die englischen Küsten richtete, wo ihre Schiffe bessere Landungsplätze fanden und sie nur selten noch einem kräftigen Widerstande begegneten. Außer der Habgier trieb sie bald auch der Rachedurst an diese Küsten.

Am 13. November 1002 hatte König Ethelred „der Unberathene" alle in seinem Reiche ansässigen Dänen grausam ermorden lassen, indem er durch den Tod derselben sein Volk für immer von seiner schlimmsten Plage zu befreien hoffte. Aber die blutige That forderte blutige Rache. Stärkere Vikingerschaaren als je erschienen alsbald als die Rächer der Erschlagenen; zuerst Thurkil, ein Abenteurer aus der Schule der Jomsvikinger, dann König Sven Gabelbart selbst. Sommer für Sommer kamen und gingen mit den Schwalben die Schaaren der Dänen; plündernd und brandschatzend durchzogen sie nach allen Seiten das Land. Umsonst erkaufte sich König Ethelred den Beistand Thurkils mit großen Summen. Der Abenteurer konnte das Reich nicht retten, als im Sommer 1013 Sven wiederum mit großer Macht über das Meer kam, entschlossen, der Herrschaft Ethelreds für immer ein Ende zu machen. Schon unterwarf sich ihm das ganze

Land, schon ergab sich auch London, und Ethelred flüchtete sich nach der Normandie, als König Sven mitten in seinem Siege auf englischem Boden der Tod ereilte (2. Februar 1014). Die dänische Flotte rief sogleich den vierzehnjährigen Knud, der seinen Vater nach England begleitet hatte, zum König aus und gedachte ihm die Herrschaft Englands zu sichern. Aber den dringenden Aufforderungen seines Volks folgend, kehrte Ethelred in sein Reich zurück und nöthigte, von Thurkil unterstützt, noch einmal die Dänen der Eroberung Englands zu entsagen.

Knud schiffte nach Dänemark heim, das er mit seinem Bruder Harald gemeinsam beherrschte. Aber schon im nächsten Jahre rief ihn Thurkil selbst wieder über die See, und mit 200 Dänenschiffen erschien er abermals an den englischen Küsten. Der bald darauf erfolgte Tod König Ethelreds war für sein Volk kein Verlust; zumal er in seinem tapferen Sohn Edmund einen Nachfolger hinterließ, der das Reich wohl geschützt hätte, wäre es nicht durch innere Fäulniß mehr als reif zum Falle gewesen. Umsonst entrang König Edmund noch mehrmals in heißen Kämpfen den Dänen den Sieg; durch die Tücke eines Verräthers, des Herzogs Edric von Mercia, entging der letzte entscheidende Sieg seinen Händen, fiel London, beschloß Edmund seine kurze Heldenlaufbahn, und ging die Herrschaft der Angelsachsen zu Grunde. Fast noch ein Knabe, eroberte Knud ein schönes Königreich. Ganz England huldigte dem jungen Dänenfürsten, welcher der Witwe Ethelreds die Hand reichte und die letzten Sprößlinge des alten Königshauses durch Mord oder Verbannung sich aus dem Wege räumte (1017). Bald darauf starb Harald, dem Knud bei seinem Auszuge Dänemark überlassen hatte, und auch das dänische Reich fiel dem glücklichen Eroberer Englands zu, der als achtzehnjähriger Jüngling bereits zwei Kronen gewonnen hatte und noch größere Gunst vom Glücke erhoffte. Mit Unmuth sah er, daß Norwegen die Nachkommen Jarl Hakons vertrieben hatte und sich der Abhängigkeit von den Dänen entzog, indem es in Olaf dem Dicken einen Nachkommen des alten Königshauses als Herrn anerkannte. Und während er der Unterjochung Norwegens gedachte, griff er im Jahre 1019 auch die wendischen Küsten der Ostsee an, um auch nach dieser Seite sein Reich zu erweitern.

Für die Welt war es ein Segen, daß endlich eine gewaltige Hand ordnend in die chaotische Verwirrung des nördlichen Europa eingriff. So schwierig die Aufgabe war, zeigte sich Knud, Kriegsheld und Gesetzgeber zugleich, doch vollauf ihr gewachsen. Ein Jüng-

ling an Jahren, bethätigte er, wunderbar von der Natur mit den größten Gaben ausgestattet, die gereifte Erfahrung des Mannes. Was Karl der Große dem mittlern Europa gewesen war, wurde Knud dem Norden. Bald wußte man selbst in England nicht genug seines Lobes zu sagen; das Joch dieser Fremdherrschaft erschien nicht drückend. Die Spuren der Eroberung verschwanden schnell; verständige Gesetze ordneten den Zustand des Landes; mit der Ordnung kehrte die Wohlfahrt zurück. Und zugleich erfuhr auch Dänemark alle Segnungen der unmittelbaren Verbindung mit einem Lande, in dem das Christenthum seit Jahrhunderten alle Verhältnisse des Lebens beherrschte. Das Vikingerthum erstarb, das Gesetz gewann endlich festeren Boden, das Heidenthum brach zusammen, und die christliche Kirche machte, von König Knud beschützt und gefördert, unter den Dänen die größten Erwerbungen. Englische Priester führte der König in sein dänisches Reich; in Schonen, auf Seeland und Fühnen errichtete er Bisthümer. Die Kirche gewann nun erst hier einen festen, für alle Folge gesicherten Bestand. Es war zu derselben Zeit, daß auch in Norwegen die Kirche zum vollständigsten Siege durchdrang. Mit starrer Härte unterdrückte König Olaf — auch er vornehmlich von englischen Priestern unterstützt — die letzten Reste des Heidenthums und gewann sich den Namen des Heiligen.

So geschah es in den letzten Jahren Heinrichs, daß der Norden Europas einen gewaltigen Umschwung erfuhr; zum Heil der Welt, aber nicht ohne Beeinträchtigung des deutschen Einflusses, selbst nicht ohne Gefahr für die Zukunft des Reichs. Denn dieser Umschwung war nicht von den Deutschen ausgegangen und konnte sogar leicht eine für ihre Herrschaft furchtbare Richtung gewinnen. Es begreift sich, weshalb Erzbischof Unwan von Hamburg den in England geweihten Bischof von Seeland auffangen ließ und bei sich gefangen hielt; stand er doch in der dringendsten Gefahr, seinen ganzen Missionssprengel im Norden einzubüßen. So wenig, als sein Vater Sven, gedachte Knud der Mächtige irgend eine Abhängigkeit von den Deutschen anzuerkennen. Und wenn er gar gegen sie zu den Waffen griff, wenn er seinen Oheim in Polen, dem erbittertsten Widersacher der Deutschen, die Hand nun reichte! War es doch eine seiner ersten Sorgen gewesen, seine polnische Mutter, die der Vater längst verstoßen hatte, in sein Reich zurückzuführen, hatte er doch bald darauf jene Wenden an der Ostsee mit Krieg überzogen, die bis dahin Boleslaws Herrschaft am Hartnäckigsten widerstrebten.

In der That scheint man, als Heinrich starb, in Sachsen nicht

ohne Besorgniß vor einem dänisch-polnischen Kriege gewesen zu sein. Aber ein solcher Krieg würde das Reich nicht mehr in ähnlichen Zerwürfnissen überrascht haben, wie sie die Erfolge des Polen bisher erleichtert hatten. In zwanzigjährigen Kämpfen hatte Kaiser Heinrich den Uebermuth der Vasallen unter die Macht der Krone gebeugt, den Landfrieden überall gesichert, durch das Gesetz der Willkühr gesteuert. Eine ruhigere Entwickelung der deutschen Verhältnisse war angebahnt; organisch gestalteten sich nach inneren Gesetzen ebenso im Reiche, wie in den einzelnen Territorien ständische Institutionen. Wie die Reichsfürsten schon auf das Königthum einen geregelten Einfluß gewonnen hatten, der die Krone eher stärkte als schwächte, so waren auch sie bereits überall an den Willen ihrer Lehnsleute, die Bischöfe an die Zustimmung ihrer Kapitel und Mannen gebunden. In die Mitte zwischen die Krone und dem niedern Adel gestellt, waren die großen Vasallen doppelt beengt, und ihre Ausschreitungen fanden leichter eine Grenze. Das Königthum hatte in die inneren Bewegungen, welche von dem unaufhaltsamen Fortschritt des Feudalwesens nicht zu trennen waren, selbst wieder tief und unmittelbar eingegriffen. Es war ihm gelungen derselben Herr zu werden und sie nach seinem Willen zu leiten. Nicht allein ohne Einbuße an wahrer Macht war es aus den inneren Kämpfen hervorgegangen, man sah es vielmehr neu gestärkt und gekräftigt. Daß sich dabei die Erblichkeit der Lehen mehr und mehr durchsetzte, schien allen Verhältnissen nur eine größere Stätigkeit zu geben, und war in der That für die Krone wenig gefährlich, so lange sie das vollständige Regiment über die Kirche behielt und ihr die Investitur der Bischöfe und Reichsäbte nicht ernstlich bestritten wurde. Ueberall hatte Heinrich fruchtbare Keime gesetzlicher Entwickelung ausgestreut, und schon fing er an die Frucht seiner Saat zu erndten. Die vollen Garben haben freilich erst seine nächsten Nachfolger in die Scheuern gebracht; sie haben reichlich auf dem Acker geschnitten, den er mit seinem Verstand und unermüdlichem Fleiße bestellt hatte. Und doch, welch einen einen andern Anblick bot schon das Reich bei Heinrichs Tode, als in jenem Jahr der Verwirrung, das ihn zum Throne führte!

Wie sich der Meeresspiegel zitternd regt, wenn ein Sturm loszubrechen droht, so lief ein Schauer des Entsetzens durch das Reich, als sich die Nachricht vom Tode des Kaisers verbreitete. Schien er es doch allein gewesen, der die Stürme gebändigt hatte, die nach dem Aussterben der Ottonen das Reich durchtobten; er allein, der die Herrschaft der Deutschen bei der erstarkten Kraft der umwohnen-

den Völker behauptet hatte. Allgemein war die Besorgniß, daß die alten Kämpfe von Neuem ausbrechen würden. Und um so größer schien diese Gefahr, als keine Fürsorge für die Nachfolge im Reiche getroffen war. Der Kaiser war ohne Erben gestorben; den einzigen, ihn überlebenden Sproß aus dem Mannsstamm der sächsischen Herrscher, seinen Bruder Brun, hatte er in den geistlichen Stand gedrängt; die deutschen Fürsten, die in weiblicher Linie von den Ottonen stammten — es waren die fränkischen Konrade und die Söhne des Pfalzgrafen Ehrenfried — nahmen, von Heinrich eher unterdrückt als gehoben, weder eine durch Macht ausgezeichnete Stellung ein, noch hatten sie sich bisher durch hervorleuchtende Thaten kenntlich gemacht. Heinrich selbst hatte, so viel wir wissen, in keiner Weise seinen Nachfolger bezeichnet. Die Wahl schien frei, wie sie nie gewesen war. Und wie hätte da nicht in diesem ruhmliebenden Geschlecht jeder Fürst, der zu seiner Macht, seinem Reichthum, seiner Mannhaftigkeit Vertrauen hegte, nach der deutschen Krone, der glänzendsten der Christenheit, den Blick erheben sollen? Welche Kämpfe konnten um diesen verlockenden Preis sich erheben!

Aber so groß die Befürchtungen waren, sie zeigten sich doch bald als völlig eitel. Das Interregnum verlief in der tiefsten Ruhe. Die Kaiserin, in deren Händen die Reichsinsignien waren, führte unter dem Beirath ihrer Brüder, des Herzogs Heinrich von Baiern und des Bischofs Dietrich von Metz, mit der ihr eigenen Besonnenheit die Reichsgeschäfte fort und fand bei den Großen um so willigeren Gehorsam, je mehr sie sich bemühte die Wahl des neuen Königs zu beschleunigen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß überall die Fürsten zusammentreten würden, um die große Frage des Augenblicks zu berathen. Aber sie thaten dies in der edelsten, verständigsten Weise. Wir wissen, daß die Sachsen in Werla zusammenkamen, ihre Feindschaften hier unter einander austrugen und gemeinsam erwogen, wie sie sich bei der Wahl verhalten wollten; die sächsischen Großen, noch vor Kurzem so fehdelustig, entsagten jetzt um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen ihren Händeln. Gleiches geschah auch in den anderen deutschen Landen. Und indem so die einzelnen Stämme unter sich zusammentraten und die Nachfolge im Reiche beriethen, standen sie sogleich von jeder Verfolgung eines Sonderinteresses ab; nicht ein Stammhaupt wollten sie wählen, sondern dem Reiche, dem gesammten deutschen Volke ein Oberhaupt geben. Heinrich hatte sich einzeln die Aner-

kennung der einzelnen Stämme gewinnen müssen, zu einer gemeinsamen Wahlhandlung aller Deutschen war es gar nicht gekommen; jetzt tauchte kein anderer Gedanke auf, als daß nur durch die allgemeine Wahl aller Stämme der deutsche Thron besetzt werden könnte. Man sieht, welche Fortschritte das nationale Bewußtsein gemacht hatte!

Unleugbar ist es, daß es vor Allem Heinrichs Thaten waren, welche die herrliche Blüthe zeitigten, zu der unmittelbar nach ihm das Reich gedieh. Aber es ist nicht minder gewiß, daß in seinem Regiment auch daneben die giftigen Keime wurzelten, welche so früh jene Blüthe erstickten. Die eiserne Starrheit, mit der Heinrich am Investiturrecht festhielt, jene Staatskunst, die dem Klerus vor Allem eine politische Rolle zuwies und ihn damit tief in das weltliche Leben versenkte, waren recht eigentlich die ersten Keime zu der verderblichen Saat, die im Investiturstreite aufging. Man kann nicht sagen, daß Heinrichs scharfer Blick die Uebel verkannt habe, die im Gefolge seiner Politik einherschlichen. Nur der unbezwingliche Tod hinderte ihn, im Bunde mit dem Papste und Cluny eine allgemeine Reformation der abendländischen Kirche anzugreifen; eine Reformation, von der man sich bei der Macht und dem guten Willen des Kaisers, der Klugheit und selbstbewußten Kraft Papsts Benedicts und dem heiligen Eifer Clunys das Schönste versprechen konnte. Das Streben nach Reformation der Kirche blieb die Signatur des Jahrhunderts. Aber wohl in keinem Zeitpunkt hätte diese Reforformation erfolgreicher und glücklicher durchgeführt werden können, als eben damals. Nie standen Kaiserthum, Papstthum und Cluny, die drei großen geistigen Factoren der Zeit, freier gegen einander da und waren doch zugleich einiger. Nie gab es im ganzen Abendlande Fürsten, die bereiter gewesen wären, zu einer solchen Reformation die Hand zu bieten. Wie verschieden auch sonst Robert von Frankreich und Knud der Däne, der Pole Boleslaw und Olaf von Norwegen sein mochten, im Eifer für die Kirche waren sie völlig gleich. Niemals ist eine günstigere Constellation wieder eingetreten.

Die letzten Aufgaben, die Kaiser Heinrich seinem Leben gestellt hatte: einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen und unter dem Schutz desselben die Kirche Christi von ihren Gebrechen zu heilen — es waren die höchsten und würdigsten, die ein mächtiger deutscher Fürst in das Auge fassen konnte. Gewiß war es ein großes Misgeschick für die Welt, ein verhängnißvolles Unglück vor

Allem für unser Volk, daß den Kaiser der Tod ereilte, ehe er an das Endziel seines Strebens gelangte. Allerdings setzte sich nach einigen Jahrzehnden eine allgemeine, tief und weit genug greifende Reformation der Kirche durch, aber nicht im Frieden, sondern im Hader der herrschenden Mächte, und die Kennzeichen dieses Haders hat der Zustand Europas in allen folgenden Zeiten bewahrt. Zu einem Weltfrieden, wie er Heinrich vorschwebte, hat es das Mittelalter niemals gebracht; der Gottesfriede der nächstfolgenden Zeit war nur ein schwacher Abglanz seines Ideals.

Anhang.

Heinrich II. und der heilige Brun.

Während das vierte Buch dieser Geschichte schon im Drucke war, trat ein Actenstück aus den Zeiten Heinrichs II. an das Licht, das von so erheblichem Interesse ist, daß wir nicht umhin können, gleich hier nachträglich unseren Lesern davon Mittheilung zu machen. Es ist ein Schreiben des heiligen Brun an König Heinrich, geschrieben im Winter 1008 mit dem ausgesprochenen Zweck, den Frieden zwischen dem König und Boleslaw Chrobry zu vermitteln, nachdem zwischen beiden im Jahre zuvor der Krieg von Neuem ausgebrochen war.

Was in diesem Briefe zunächst unsere Theilnahme erregt, ist die Person Bruns und die Nachrichten, die er über seine Missionsthätigkeit dem Könige giebt. Ein ganz neues Licht verbreitet sich durch dieselben über die Wirksamkeit dieses jungen und feurigen Missionars.

Wir erinnern uns, wie dieser reiche, den Ottonen nahe verwandte Edling aus der Magdeburger Schule in den Dienst der Kirche trat, wie er dann aus schwärmerischer Abneigung gegen die Welt in einem römischen Kloster die Mönchskutte nahm und endlich, durch die unwiderstehliche Macht des greisen Romuald gefesselt, vom Klosterbruder zum Eremiten wurde. Wir erinnern uns weiter, wie er auf dem einsamen Pereum unter harten Handarbeiten, strengen Kasteiungen und andächtigem Gebet seine Tage theilte, bis an ihn der Ruf erging, das große Missionswerk des heiligen Adalbert im Norden fortzusetzen. Herzog Boleslaw berief Prediger für die heidnischen Völker seines Reichs; mehrere Eremiten entschlossen sich diesem Rufe zu folgen, und Papst Silvester II. stellte an die Spitze der Mission den eifrigen

Brun. Trotz seiner Jugend — Brun hatte noch kaum das dreißigste Jahr erreicht — ertheilte der Papst ihm den Titel eines Erzbischofs unter den Heiden und die Ehren des Palliums. So widmete sich dieser sächsische Priester ganz dem Dienste Roms und der Nachfolge des Böhmen Adalbert, bereit dem heiligen Apostelfürsten neue Siegespalmen zu gewinnen oder in seinem Dienste den Märtyrertod zu sterben, nach dem ihm sehnlicher gelüstete als nach allen Freuden der Welt. Im Anfange des Jahrs 1004 kehrte Brun nach langer Abwesenheit in die Heimath zurück, um von dort sich sogleich nach Polen zu begeben. Aber er kam für seinen Zweck zur übeln Stunde. Denn schon war der Krieg zwischen Heinrich und Boleslaw ausgebrochen, und ein deutscher Missionar konnte bei den Polen nicht mehr auf freundliche Aufnahme zählen. Brun blieb daher, nachdem er sich, dem Willen des Königs gehorsam, vom Magdeburger Metropoliten die bischöfliche Weihe hatte ertheilen lassen, längere Zeit in Deutschland und schrieb hier die Biographie des heiligen Adalbert, den er sich zum Vorbild im Leben und Streben ersehen hatte.*) Aber gerade dieses Vorbild lenkte seine Gedanken immer aufs Neue auf die Mission, und nicht eher gewann er Ruhe, als bis er eine Anzahl junger deutscher Kleriker um sich gesammelt hatte, mit denen er nach dem Osten zog, um dort das Bekehrungswerk anzugreifen, das ihm vom heiligen Petrus befohlen war. Unter welchen Umständen er sein Werk begann und wohin er zunächst seine Schritte richtete, darüber erhalten wir erst jetzt aus dem erwähnten Briefe sichere Kunde.

Zürnend entließ ihn der König — das berichtet Brun selbst — und verspottete im Kreise der Seinigen den jungen Apostel und sein Treiben, aber im Herzen bewahrte ihm Heinrich dennoch treue Liebe und suchte bald nach einer Gelegenheit, um ihn von einem Vorhaben abzubringen, das er nicht billigen konnte. Brun begab sich, da er Boleslaw wohl auch jetzt noch nicht willkommen war, zuerst zu dem König Stephan nach Ungern. Lange verweilte er hier, ohne jedoch eine Thätigkeit zu finden, wie sie seinem Auftrage und seinen Wünschen entsprach.**) Während dieser Zeit kam König Heinrichs Bru-

*) Bd. I. S. 653. 713. 714. Bd. II. S. 36.

**) Stephan scheint, eifersüchtig auf die Unabhängigkeit seines Reiches bedacht, einem deutschen Kleriker, der in einem besonderen Abhängigkeitsverhältniß von der deutschen Kirche und der deutschen Krone stand, geflissentlich nicht begünstigt zu haben.

der, der Bischof von Augsburg, an den ungerschen Hof und begegnete hier von Neuem dem ihm durch Verwandtschaft verbundenen Missionar; er meldete ihm, wie sehr Heinrich um das Leben desselben besorgt sei, wie dringend er wünsche, daß sich Brun aus den Stürmen der Welt zurückziehe und wieder zu einem ruhigen, geistlich beschaulichen Leben wende. Obwohl sich Brun wegen seiner Weihe König Heinrich zu ganz besonderer Treue verpflichtet hielt und ihn als seinen weltlichen Herrn verehrte, machten diese Worte doch nur geringen Eindruck auf ihn; denn sein höchster Gebieter, der heilige Petrus, legte ihm andere Verpflichtungen auf. Darüber, daß er damals den Wünschen des Königs nicht entsprochen habe, glaubte er sich indessen noch in diesem Schreiben rechtfertigen zu müssen. „Du trachtest — so schreibt er — da du zum Könige bestellt bist, nach der dir von Gott verliehenen Weisheit nach dem Ruhm, ein guter und rechtgläubiger Regent zu sein und zugleich ein strenger und frommer Leiter der heiligen Kirche, wie sie ihn bedarf. Und so streben wir — so gering wir sind, doch die Deinen — um nicht unser Leben zu vergeuden und nackt an Werken am jüngsten Tage erfunden zu werden, allezeit dahin, zu wirken und zu schaffen, nachdem das Erbarmen des heiligen Geistes uns giebt."

Brun folgte also nicht dem Rufe des Königs, sondern dem Gebote des heiligen Petrus. Da er in Ungern für die Mission keine Unterstützung fand, so verließ er im December 1007 das Land und begab sich mit seinen Begleitern zu dem Großfürsten von Kiew, Zar Wladimir, der wie König Stephan den Beinamen „der Heilige" trug. Bruns Wunsch und Vorsatz war, zu den Petschenegen*) zu ziehen, den grausamsten und wildesten aller Heiden. Der Zar, der ihn freundlich aufnahm und einen Monat lang bei sich behielt, stellte ihm alle Schwierigkeiten der Mission unter diesem Volke vor, wo er keine Seele dem Herrn gewinnen würde, aber des schimpflichsten Todes sicher sei. Alle Vorstellungen waren indessen umsonst; Brun beharrte auf seinem Vorsatz, und der Zar wurde endlich durch ein Traumgesicht bewogen, dem Wunsch des heiligen Mannes nicht länger zu

*) Die Petschenegen, ein turkischer Stamm, herrschten damals von dem untern Don bis zu den Donaumündungen und der Aluta. Sie theilten sich in acht Stämme, vier östlich und vier westlich des Dnepr; Brun scheint nur zu den letzten gekommen. Er nennt sie in dem Schreiben auch „die schwarzen Ungren;" mit welchem Namen sonst gewöhnlich die Bewohner des jetzigen Siebenbürgens bezeichnet werden.

widerstreben und ihn an die Grenze der Petschenegen zu geleiten. Er selbst zog mit Heeresmacht zwei Tage lang mit den Missionaren bis an die Grenze, die durch eine große und dicke Hecke gegen das räuberische Volk gesichert war. Hier stieg er vom Pferde und geleitete die Heidenboten durch das Thor der Hecke. Brun ging mit den Seinen voran, der Zar mit seinen Begleitern folgte. Dann stellten sich die Geistlichen auf einer Anhöhe auf, die Russen ihnen gegenüber auf einer andern, und Brun begann, das Kreuz in seinen Händen haltend, den Gesang: „Petrus, hast du mich lieb? Weide meine Schafe!" Als der Gesang beendet war, schickte der Zar einen seiner Großen zu Brun und ließ ihm sagen: „Ich habe dich bis dahin geleitet, wo mein Land aufhört und das der Feinde beginnt. Um Gottes willen bitte ich dich jetzt, daß du zu meiner Schmach nicht das Leben dieser Jünglinge dem Verderben Preis giebst. Denn ich weiß, du wirst morgen vor der dritten Stunde ohne Gewinn und ohne Ursache den bittersten Tod schmecken müssen." Brun aber gab zur Antwort: „Gott möge dir so das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden eröffnet hast." So schieden sie.

Brun zog mit seinen Gefährten zwei Tage lang fort, ohne daß ihm etwas Uebles widerfuhr; erst am dritten Tage trat man ihnen entgegen. Dreimal geriethen sie an diesem Tage in die äußerste Lebensgefahr, wurden aber jedesmal auf wunderbare Weise durch die besondere Gnade des heiligen Petrus, wie sie glaubten, von ihren Feinden befreit. Am folgenden Tage — es war Sonntag, der 7. Februar 1008 — kamen sie zu einem stärker bevölkerten Ort; hier wurden sie festgehalten und mit dem Tode bedroht, das Urtheil aber aufgeschoben, weil erst eine allgemeine Volksversammlung berufen werden sollte. Diese trat an dem nächsten Sonntag zusammen, und sie wurden vor dieselbe geführt. Furchtbare Qualen standen sie hier vor dem zahllosen Volke, das zusammenströmte, aus; unter gräßlichem Geschrei schwangen die Heiden tausend Streitärte und tausend Schwerdter über den Häuptern der Missionare und drohten sie in Stücke zu hauen; bis in die Nacht schwebten Brun und seine Begleiter in der größten Gefahr, bis endlich die Häuptlinge, die verständiger waren als das Volk, sie mit Gewalt der Masse entrissen. Diese Häuptlinge überzeugte Brun glücklich, daß er nur zum Besten des Volks gekommen sei und gewann sich so ihren Schutz.

Fünf Monate verweilte Brun darauf unter den Petschenegen und bereiste drei Theile des Landes selbst; von dem vierten kamen zu ihm Boten der Großen, die sich mit ihm verständigen wollten. Nach-

dem er etwa dreißig von den Petschenegen getauft hatte, gelang es ihm zu guter Stunde einen Frieden des Volks mit dem russischen Zaren herbeizuführen, nach dem die Häuptlinge dringend verlangten und in dessen Bestand sie die einzige Gewähr für die Ausbreitung des neuen Glaubens sahen. Deshalb begab sich Brun noch einmal, als er das Land verließ, selbst zu dem Zaren und bewog ihn seinen Sohn als Geißel für den Frieden zu den Petschenegen zu senden. Mit dem Zarensohne ging zugleich einer von Bruns Gefährten, den er zum Bischofe geweiht hatte, zu den Petschenegen zurück, die nun sämmtlich, wie sie früher bereits Brun versprochen hatten, zum Christenthum übertraten. So wurde für die römische Kirche das wilde Volk der Petschenegen gewonnen. Auf ein besonderes Gebot des heiligen Petrus, so versichert Brun, habe er diese Reise unternommen, obwohl seine Gefährten in arger Verblendung derselben widerstrebt hätten. Das Gelingen des Werks gab ihm den größten Muth für seine weiteren Unternehmungen, denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Apostel Roms niemals vergeblich gingen.

Von dem russischen Zaren wandte sich Brun nach Polen und fand bei Boleslaw, ungeachtet derselbe von Neuem durch König Heinrich angegriffen war, dennoch jetzt die beste Aufnahme. Aber am deutschen Hofe muß ihm dieser Schritt schwer verdacht sein, denn Brun hält es in dem Schreiben an Heinrich für nöthig, diesen wiederholentlich seiner Treue zu versichern, und betheuert unter Anrufung des göttlichen Zeugnisses sein Bemühen, den Polen zur Lehnspflicht zurückzuführen und dem König aufs Engste zu verbinden. Von Polen aus sandte Brun alsbald einen seiner Gefährten, den er zum Bischof geweiht hatte, mit einem Mönch, Namens Robert, und andern Begleitern über das Meer zu den Schweden. Diese Mission hatte schnell den glücklichsten Erfolg. Der Fürst der Schweden — es kann nur Olaf der Schooßkönig gemeint sein — lieh, da seine Gemahlin überdies längst Christin war, den Predigern willig sein Ohr und ließ sich taufen;*) mit ihm nahmen tausend Schweden und sieben Gaue des Landes das Christenthum an. Der am Heidenthum haltende Theil

*) Es ist bisher dunkel geblieben, wann Olaf getauft wurde. Nach der gewöhnlichen Annahme war es der Angelsachse Siegfried, der Olaf taufte; Siegfrieds Wirksamkeit muß aber nach Adam von Bremen erst in eine spätere Zeit fallen. Gewiß ist dagegen, daß schon im Jahre 1013 ein christliches Bisthum in Schweden bestand, denn Thietmar berichtet (VI. 54), daß der Weihe Erzbischofs Unwan bereits Bischof Thurgot von Scara beiwohnte.

des Volks aber stellte den Missionaren mehrfach nach dem Leben und schonte ihrer zuletzt nur, weil er auf ihre baldige Rückkehr zählte. Näheres wußte Brun selbst, als er an Heinrich schrieb, nicht zu melden, versprach aber weitere Nachricht, sobald die auf Kundschaft ausgesandten Boten zurückgekehrt sein würden.

Er selbst war damals Willens sich zu den Preußen zu wenden. Boleslaw hatte ihm zur Reise dorthin zuerst jeglichen Beistand zugesagt und kein Geld zu schonen versprochen, war aber alsdann durch die Bedrängniß des Krieges gehindert worden, seine Versprechungen zu erfüllen. Dennoch stand Bruns Entschluß fest. Wenn er diese Reise glücklich vollenden sollte, hatte er sich vorgesetzt, zu den Liutizen zu ziehen, deren Bekehrung auch der heilige Adalbert bereits in das Auge gefaßt hatte. „Was ihr mir — so schreibt er an Heinrich — an Rath und Beistand leihen könnt, um die Preußen und Liutizen zu bekehren, verweigert mir nicht, sondern handelt, wie es einem frommen König ziemt, auf dem die Hoffnung der Welt ruht. Denn wir müssen uns jetzt mit allem Eifer rüsten, um unter dem Beistande des heiligen Geistes die harten Herzen dieser Heiden zu bekehren, und unermüdlich allen Fleiß auf dieses Werk verwenden, das der heilige Petrus fordert." Bekanntlich fand Brun wenige Monate, nachdem er dieses Schreiben erlassen hatte, den lange gewünschten Märterertod. Seine Predigt fand bei den Preußen taube Ohren; dennoch drang er glaubensfreudig bis zu den äußersten Ostgrenzen des Volkes vor. Hier wurde er mit seinen achtzehn jungen deutschen Begleitern am 14. Februar 1009 enthauptet.

Die Erfolge Bruns mögen in Wahrheit nicht ganz seiner Darstellung in diesem Berichte entsprochen haben. Seiner erregten Phantasie scheinen die Siege des Petrus in einem viel zu glänzenden Lichte sich gezeigt zu haben; mindestens ist darüber kein Zweifel, daß das Christenthum unter den Petschenegen keinen Bestand hatte.*) Aber auch dies zugegeben, läßt das Schreiben Bruns doch einen tiefen Blick in die Missionsbestrebungen thun, die im Anfange des elften Jahrhunderts von Rom und Deutschland aus angeregt waren. Diese jungen deutschen Missionare, die bald in die ungerschen Steppen, bald an die Ufer des Dnepr und die Gestade des schwarzen Meeres ziehen,

---

*) Der Friede mit den Russen bestand schon im Sommer 1013 nicht mehr, wo Petschenegen dem Boleslaw nach Kiew folgten. Vergl. S. 114.

dann sich wieder nach den preußischen Wäldern wenden oder über die Wogen der baltischen See schiffen — welchen Gesichtskreis erschließen sie unseren Augen! Aber es ist nicht dies allein, was in Bruns Schreiben unsere Theilnahme erregt; nicht minderen Werth hat es, weil es deutlich zugleich die Hindernisse bezeichnet, welche die deutsche Mission schon damals im Osten fand und an denen sie unmittelbar nachher ganz erstarb.

Brun erkennt als die zwei großen Uebel, welche die Heidenbekehrung hindern, einerseits den Krieg zwischen Heinrich und Boleslaw und andererseits den Bund des deutschen Königs mit den heidnischen Liutizen. „Welche Vortheile — ruft er aus — würden das noch schwach befestigte Christenthum unter den Heiden und die neue Predigt gewinnen, wenn sich Boleslaw mit dem deutschen Könige verbände, wie es einst sein Vater Miecziſlaw that!“ Die Schuld des gestörten Verhältnisses sieht er aber nicht sowohl in dem großen Boleslaw, den er „liebt wie seine Seele — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — und mehr als sein Leben.“ Er versichert auf das Nachdrücklichste, daß der Polenherzog zu jeder billigen Verständigung bereit sei, und daß der König nicht zu besorgen habe, daß ein so gewissenhafter Mann, wie Boleslaw sei, sich jemals gegen ihn mit den Heiden verbinden würde, um erlittenes Unheil zu rächen. Der Schuldige ist ihm daher hauptsächlich Heinrich der seine Forderungen zu hoch spannt und Alles mit Gewalt durchsetzen möchte. „Mein Gebieter — so redet er Heinrich an — du bist kein weichlicher König, was auch nicht gut sein würde, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie es recht ist; aber sei auch barmherzig und denke daran, dir nicht allein mit Gewalt, sondern auch durch Barmherzigkeit das Volk zu gewinnen. Dann wirst du überall Frieden haben, während du jetzt nach drei Seiten Krieg führen mußt. Sei mitleidig und laß die Grausamkeit fahren, wenn du mit Boleslaw dich versöhnen willst; höre auf ihn zu verfolgen, wenn er dir treu sein soll; soll er dein Vasall werden, so bringe es mit Güte dahin, daß er gern dir diene!“

Nichts aber tadelt Brun bitterer an dem König, als seinen Bund mit den Heiden gegen einen christlichen Fürsten. „Ist es recht,“ heißt es in dem Briefe, „einen Christen zu verfolgen und mit einem heidnischen Volke Freundschaft zu pflegen? Wie kommen Zuarasi,*) das ist

*) Thietmar nennt diesen Gott der Liutizen, der hauptsächlich von ihnen angebetet wurde, Zuarasici (VI. 17).

der Teufel, und euer und unser heiliger Moriz zusammen? Wie können zusammenstehen die heilige Lanze und die von Menschenblut triefenden Teufelsbanner der Heiden? Oder hältst du es nicht, o König, für einen Frevel, wenn ein Christenhaupt unter der Fahne der Götzen zum Opfer gebracht wird? Würde es nicht besser sein, einen Mann dir zum Getreuen zu gewinnen, durch dessen Hülfe und Rath du von jenen Heiden Tribut gewinnen und dem Christenthum unter ihnen die Stätte bereiten könntest?"

Doch wir halten mit diesen Mittheilungen aus Bruns Schreiben ein. Sie genügen, um die Schwierigkeiten zu bezeichnen, welche sich der deutschen Mission damals und noch mehr in der Folge in den Weg stellten; sie genügen zugleich, um abermals auf die falschen Vorstellungen hinzuweisen, die man sich bisher von Heinrich „dem Heiligen" gemacht hatte und denen wir in unserer Darstellung seiner Regierung nach Kräften entgegenzutreten suchten. Das Bild Heinrichs in der Geschichte, wir wiederholen es, ist ein völlig anderes, als sein Bild in der Legende.

Fünftes Buch.

Das deutsche Kaiserthum auf seiner Machthöhe.
Konrad II. und Heinrich III.

1024 — 1056.

1.

Konrads II. Anfänge.

a. Konrads II. Wahl und Krönung.

Um die Zeit, da die ersten Trauben reiften, zogen die deutschen Fürsten dem Rheine zu, um sich nach alter Sitte auf fränkischer Erde ihren neuen König und Herrn zu küren. Das breite Thal des Flusses zwischen Mainz und Worms war zum Sammelplatz bestimmt. Hier fanden die Herren mit ihrem Gefolge hinreichend Platz um sich zu lagern; das fruchtbare, schon damals reich angebaute Land bot ihnen alle Bedürfnisse des Lebens in Fülle, und kleine Eilande inmitten des Stroms gaben erwünschte Gelegenheit zu vertraulichen Besprechungen. Kein schönerer Anblick, als wie sie hier zu beiden Seiten des Rheins unter ihren Zelten lagen! Wie der Fluß ihre Länder trennte, so lagerten diesseits die Ostfranken, Baiern, Schwaben und die Sachsen mit den benachbarten Wenden; jenseits die Rheinfranken und Lothringer. So meldet uns Wippo, der treffliche Biograph Konrads II., der als Augenzeuge von jenen Tagen berichtet. 1024. Septbr.

Jeder in dieser glänzenden Versammlung empfand, um welche große Sache es sich handelte. Mit unglaublichem Eifer, „mit brennender Seele" griff man das Werk an. Hier und da traten die Wähler einzeln zusammen; hin und her wurde überlegt und bedacht; man beschloß und verwarf wieder, was man eben beschlossen. Unter den Männern, auf die man die Augen richtete, schien bald der eine zu jung, bald der andere zu weit in den Jahren vorgerückt; dieser hatte noch keine Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, jener in nur allzu verwegenen Unternehmungen seinen Uebermuth bekundet. So

1024. schwankte die Berathung hin und her. Zwischen Furcht und Hoffnung waren Alle gespannt; nicht allein, die sich selbst Rechnung auf den großen Preis machen durften, sondern mit ihnen ihre ganze Sippe, alle ihre Vasallen und Freunde.

Enger und enger zog sich allmählich der Kreis der Männer, die den Wählern der Krone würdig schienen; endlich blieben nur zwei fränkische Fürsten, zwischen denen sich die Stimmen spalteten. Es waren die beiden Konrade; Brudersöhne, und wie durch das Blut, so auch bisher durch Freundschaft und gemeinschaftliche Interessen verbunden. Beide waren Urenkel jenes tapfern Konrad, der auf dem Lechfeld blutete, und der ältesten Tochter Ottos des Großen; beide Enkel jenes Herzogs Otto von Kärnthen, der seinen Ansprüchen an die Krone zu Gunsten Heinrichs II. entsagt hatte. Die nahe Verwandtschaft mit dem bisher regierenden Hause legte für sie ein schweres Gewicht in die Waage.

Die meisten Stimmen wandten sich dem älteren Vetter zu. Er war der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich und der Adelheid, einer Schwester des im Elsaß und Lothringen reichbegüterten Grafen Gerhard, den wir als einen der hartnäckigsten Widersacher Heinrichs II. haben kennen lernen. Schon in früher Jugend scheint Konrad seinen Vater verloren zu haben; als Jüngling finden wir ihn in Streitigkeiten mit seinem eigenen Geschlechte verwickelt, wahrscheinlich um das Erbe des Vaters. Gegen die Verfolgungen der Seinigen suchte und fand er Schutz bei dem klugen Bischof Burchard von Worms, obwohl derselbe sonst mit den Gliedern dieses Hauses in Feindschaft lebte. Burchard nahm sich des verlassenen Jünglings wie eines Sohnes an, unterwies ihn in den Lehren der Kirche und fand hier einen empfänglichen Schüler an ihm, obschon die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Fürsten vernachlässigt war und blieb. Nach dem Tode seines Großvaters, des Herzogs Otto von Kärnthen, ging ein beträchtlicher Theil der Erbgüter des Hauses, namentlich die Gegenden um Speier und in der Hardt, auf unseren Konrad über, während sein Oheim Konrad die anderen Besitzungen in Franken und das Herzogthum Kärnthen erhielt. Mit diesem seinem Oheim scheint sich Konrad niemals ausgesöhnt zu haben; wohl aber zeigte er eine mehr als vetterliche Neigung für dessen Sohn, der früh den Vater verlor und mit ihm das Herzogthum Kärnthen, das große Lehen seiner Vorfahren. Es war derselbe junge Konrad, der jetzt ebenfalls um die Krone warb.

Wenn auch nicht unbegütert und durch seine Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Geschlecht ausgezeichnet, hatte sich doch der ältere Kon-

rad, zu stolz von Andern Lehen zu nehmen und von Heinrich II. nie- 1024.
mals begünstigt, lange mit vielen anderen Fürsten des Reichs weder an Reichthum, noch an Ehre und Einfluß messen können. Er reifte zum Mann, ohne daß er Gelegenheit sich besonders auszuzeichnen gefunden hatte. Eine hervorragende Stellung gewann er erst, als er sich schon in vorgerückteren Jahren mit Gisela, der Tochter des reichen Herzogs Hermann von Schwaben, vermählte. Gisela war ein hochstrebendes Weib von männlichem Geiste; obwohl über die Frische der Jugend hinaus, war sie doch noch von gebietender und fesselnder Schönheit. Zweimal war sie bereits vermählt gewesen: zuerst an den sächsischen Grafen Brun, einen Verwandten der Ottonen, dem sie einen Sohn, Liudolf mit Namen, geboren hatte; dann an den ritterlichen Babenberger Herzog Ernst von Schwaben, der mit ihr zwei Söhne, Ernst und Hermann, erzeugte. Gisela verwaltete als Wittwe für ihren minderjährigen Sohn Ernst das schwäbische Land, sie besaß schöne Besitzungen in Sachsen, Franken und Schwaben und lockende Ansprüche auf die Erbschaft ihres Oheims, des Königs Rudolf von Burgund; erst durch die Verbindung mit ihr wurde Konrad zu Reichthum und Macht erhoben, und überdies stachelte Giselas Ehrgeiz seine Ehrliebe zu lohnender Thätigkeit an. So trat er bald aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit frei in das Leben.

So vortheilhaft aber auch die Ehe mit Gisela für Konrad gewesen war, hatte sie ihm doch auch bittere Feindschaften erweckt. Nicht allein der Klerus mißbilligte sie, weil die Ehegatten ziemlich nahe verwandt waren, sondern auch Kaiser Heinrich II. zeigte fortan gegen Konrad eine entschieden feindliche Gesinnung. Seitdem schlug sich Konrad überall zu den Gegnern des Kaisers. Mehr als einmal ergriff er gegen ihn sogar die Waffen; zuerst für seinen Oheim, den Grafen Gerhard, dann für seinen jungen Vetter Konrad.*) Aber, wie alle Feinde des Kaisers, erlag auch er und mußte seine Schuld durch längere Verbannung büßen.

Vieles empfahl diesen Fürsten jetzt den Wählern. Seine Persönlichkeit war imponirend, er stand in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters**) und kannte das Leben. Er war ein Mann im vollsten

---

*) Vrgl. S. 144—146.

**) Das Geburtsjahr Konrads ist bisher nicht ermittelt; er muß aber i. J. 1024 etwa 40 Jahr alt gewesen sein. Sein gleichnamiger Vetter war mehr als zehn Jahre jünger.

1024. Sinne des Worts; sein Blick war sicher, sein Wille unbeugsam, er konnte streng bis zur Härte sein; alle Menschenfurcht war ihm fremd. Eine starke und leidenschaftliche Natur, hatte er doch in der Schule des Unglücks Selbstbeherrschung und Fassung erlernt; ein festes Herz auch im Leiden bewährt. Seinen Muth und seine Tapferkeit hatte Niemand je bestritten; auf sein Wort ließ sich sicher bauen; freigebig war er bis zum Uebermaaß; kurz in allen ritterlichen Tugenden fand man kaum seines Gleichen. Wieviel die Geistlichkeit auch an seiner Ehe auszusetzen hatte, so wußte sie doch, daß er in allen anderen Dingen sich immer als einen getreuen Sohn der Kirche gezeigt hatte; er hielt die Ordnungen derselben gewissenhaft und übte fromme Werke. Wenn er die Künste der Herrschaft bisher wenig getrieben hatte und an gelehrter Bildung den letzten Kaisern sehr nachstand, so besaß er doch in hohem Maße natürlichen Scharfsinn, und ein schlagendes Wort stand ihm stets zu Gebot. Was ihm zum Herrscher fehlen mochte, schien in glücklichster Weise Gisela zu ergänzen. Sie kannte von früh an die Höfe der Kaiser und Könige, war mit allen Staatsgeschäften vertraut und besaß eine ungewöhnliche Bildung. Wir wissen, daß sie an den wissenschaftlichen Bestrebungen in St. Gallen lebendigen Antheil nahm und namentlich für die Werke des geistreichen Notker Interesse empfand. Im Ueberfluß erzogen, hing Gisela an dem Leben und seinen Freuden; sie liebte Glanz und Ehre, aber mehr vollwichtigen Ruhm, als eitele Schmeichelei.

Vornehmlich war es Erzbischof Aribo von Mainz, der sich für den älteren Konrad erklärte. Seine Stimme galt für die erste und wichtigste bei der Wahl und war um so einflußreicher, als seine sämmtlichen Suffragane hier, wie in der Sache gegen Rom, treu mit ihm zusammenhielten. So schloß sich ihm Brun von Augsburg an, der Bruder Heinrichs II.; so Eberhard von Bamberg, der sein bedrohtes Bisthum zu vertheidigen hatte; so noch viele andere mächtige und einflußreiche Fürsten der Kirche. Nicht minder waren für den älteren Konrad von Anfang an gestimmt die meisten weltlichen Fürsten: die Luxemburger, die unter Heinrich II. zu so großem Ansehen gediehen waren; die Babenberger, mit Gisela durch ihre zweite Ehe verwandt und in dem oberen Deutschland von ausgezeichneter Geltung; viele sächsische Große, denen Gisela in ihrer ersten Ehe bekannt geworden war. Es mußte von entscheidender Wichtigkeit sein, daß endlich alle Sachsen, von Herzog Bernhard II. geführt, sich auf die Seite des älteren Konrad stellten, entschlossen, diesem Franken das so lange von ihrem Stamme behauptete Vorrecht der Herrschaft abzutreten.

Die Aussichten des älteren Konrad waren überaus günstig; 1024.
aber er hatte dennoch sehr gewichtige Gegner, die sich für seinen jüngeren Vetter erklärten. Mathilde, die Mutter desselben, eine Schwester Giselas, hatte sich als junge Wittwe mit dem Grafen Friedrich vermählt, der für seinen hochbetagten Vater Herzog Dietrich damals das Herzogthum Oberlothringen verwaltete. Friedrich, der selbst ohne männliche Nachkommenschaft war, trat jetzt für seinen Stiefsohn in die Schranken und wußte die meisten lothringischen Großen für ihn zu gewinnen. Mit ihm verband sich der tapfere und thätige Herzog Gozelo von Niederlothringen, der mehrfach im Kampfe dem älteren Konrad gegenübergestanden hatte; mit ihm Erzbischof Piligrim von Köln, schon in allen Dingen dem Mainzer zuwider; endlich ein großer Theil der strenggesinnten, von Clunys Einfluß beherrschten Bischöfe, die ebenso an Giselas dritter Ehe Anstoß nahmen, wie sie gewohnt waren überall mit Gozelo und seinem Hause zu gehen. Was den jüngeren Konrad selbst betraf, so schien er der Krone wohl werth, obschon er bisher wenig Raum zu großen Thaten gefunden hatte. Denn das Glück hatte auch ihm nicht gelächelt. Fast noch ein Knabe hatte er das Herzogthum seines Vaters verloren; still hatte er damals sein Leid bezwungen, dann als Jüngling die Waffen gegen den mächtigen Kaiser ergriffen, um die erlittene Unbill zu rächen, aber im unglücklichen Kampf war er bald unterlegen. Seitdem hatte er sich ruhig verhalten, aber man wußte, daß in ihm ein hochstrebender Geist wohnte und von seiner Mutter Mathilde genährt wurde, die an Ehrgeiz, Klugheit und Bildung ihrer Schwester Gisela kaum nachstand. In den Adern dieses jungen Mannes rollte das edelste Blut. Er stammte nicht allein von den Ottonen; seine Mutter, die Nichte des burgundischen Königs, führte ihren Stammbaum unmittelbar auf Karl den Großen zurück. Wohl konnte auch er jetzt stolze Hoffnungen hegen; denn die Lothringer bildeten für ihn eine fest geschlossene Phalanx gegen seinen älteren Vetter.

Schon schwankte Aribo mit seinen Freunden; sie hegten große Besorgniß vor einer Spaltung bei der Wahl und fürchteten die Macht ihrer Gegner. Aber mit nicht geringer Klugheit wußte der ältere Konrad alsbald ihre Furcht zu zerstreuen. Er trat selbst zu seinem Vetter und stellte ihm in vertraulicher Zwiesprache die Lage der Dinge vor; wie sich unerwartet die Stimmen aller Wähler auf sie, die Sproßen eines Hauses, gewendet hätten; wie ihrem Geschlechte die Herrschaft gesichert sei, wenn sie selbst sich vereinigten; wie nur durch ihre Zwietracht zu ewiger Schande für ihr ganzes Haus die Krone

1024. einem dritten zufallen könne, deren Gewinn ihnen beiden in jedem Falle förderlich sein würde; denn wer sie von ihnen auch davon tragen sollte, dem anderen bliebe die nächste Stelle am Throne sicher. „Daher wollen wir — so läßt Wippo Konrad die Anrede beschließen — das Gewisse statt des Ungewissen erwählen und die Gunst des heutigen Tags uns nicht ungenützt entschwinden lassen. Was ich zu thun gesonnen bin, theurer Vetter, will ich dir vertrauen. Sehe ich die Wähler dir geneigt, so werde ich dir nicht arglistig die Gunst derselben abwendig machen, sondern vielmehr selbst für dich stimmen; und freudiger gewiß als die Anderen, weil ich größeren Danks gewiß bin. Sollte dagegen Gott mich erwählt haben, so zweifle ich nicht, daß auch du mir gern Gleiches mit Gleichem vergelten wirst." Diese Vorstellungen wirkten; der junge Konrad erklärte, Alles sei ihm genehm und willig werde er seinem Vetter huldigen, wenn sich die Wahl für ihn entscheiden sollte. So verständigten sich die Nebenbuhler selbst und besiegelten ihre Eintracht durch herzliche Umarmung und Bruderkuß. Es wurde ein Vertrag zwischen ihnen geschlossen, der vielleicht dem edeln Herzen des unerfahrenen Jünglings mehr zur Ehre gereichte, als der Klugheit des reifen Mannes.

Erfreut sahen mehrere Fürsten aus der Ferne die Umarmung der Vettern. Die Botschaft, daß sich die beiden Konrade verständigt, lief mit Blitzesschnelle durch die Reihen der Wähler, und sofort schritt man zur Wahlhandlung selbst. Unter freiem Himmel bei Kamba, Oppenheim gegenüber, wo das breite Bett des Rheins hier von Niersteins weinreichen Höhen bekränzt wird, dort sich das reiche Land allmählich zu den grünen Gipfeln des Odenwaldes erhebt, war der Wahlplatz, der jetzt längst von den Fluthen des Stroms verschlungen ist. Hier ließen sich die Fürsten im Kreise nieder; sie umstand die der Entscheidung harrende Menge des Volks. Zuerst rief man nach altem Brauche den Erzbischof von Mainz auf, um seine Stimme zu geben. Mit frohbewegter Brust, mit lauter, glückverkündender Stimme wählte Erzbischof Aribo Konrad den Aelteren „zu seinem König und Herrn, zum Regenten und Schützer des Landes." Ihm folgten die anderen Erzbischöfe und Bischöfe; wie mit einem Munde stimmten sie alle für den älteren Konrad. Dann traf die Reihe die weltlichen Fürsten; zuerst den jüngeren Konrad. Noch berieth er sich mit seinen lothringischen Freunden, als man ihn zur Abstimmung rief; er riß sich los, trat vor und wählte laut seinen Vetter. Freudig ergriff dieser die Hand des Getreuen und räumte ihm den Platz an seiner Seite. Die Wahl war entschieden; alle andere Fürsten stimmten in

gleicher Weise. Das Volk jubelte laut und erkannte mit donnerndem 1024.
Zuruf die Wahl der Fürsten an. Und schon trat Kunigunde, die Kaiserin Wittwe, in den Kreis der Wähler und übergab dem erwählten Könige die Reichsinsignien mit edlen Worten, wie sie der hohen Frau geziemten. Ihr Regiment war zu Ende, und sie entsagte der Welt, die ihr keine Pflichten mehr auferlegte und keine Freuden mehr bot.

Es war der 8. September 1024, an dem so Konrad II. erwählt wurde und das Reich von den Sachsen an die Franken zurückfiel; ein großer, herrlicher Tag, an dem in der Eintracht der Fürsten Gottes Stimme selbst zu dem deutschen Volke zu reden schien. Denn nicht ohne höhere Fügung, meinte man, habe es geschehen können, daß so viele mächtige Fürsten, alles Neides vergessend, einen Mann, dessen bisherige Stellung im Reiche der ihrigen kaum zu vergleichen war, einmüthig über sich zum Herrn erhoben. Aber doch nicht ganz so einhellig als es schien, war die Wahl vollzogen. Herzog Gozelo und Friedrich von Lothringen hatten, noch ehe sie ihre Stimmen abgaben, mismüthig den Wahlplatz verlassen; viele lothringische Bischöfe und Herren waren ihnen gefolgt, und auch der Erzbischof von Köln hatte sich ihnen angeschlossen. Man zweifelte nicht, daß sie Arges im Schilde führten; um so stürmischer verlangte deshalb das Volk die sofortige Krönung des Erwählten, zu der sich auch Erzbischof Aribo mehr als willig zeigte. Man beschloß, noch an demselben Tage solle Konrad vom Mainzer Erzbischof zu Mainz die Krone empfangen, wo auch Heinrich II. von Erzbischof Willigis einst gekrönt war.

Vom Wahlplatz stürmte man zur Krönungsfeier. Unermeßliche Schaaren begleiteten den König jubelnd nach dem nahen Mainz. Die Geistlichen sangen Psalmen auf dem Wege, das Volk Freudenlieder; seit Menschengedenken hatten die gesegneten Ufer des Rheins nicht solche Lust gesehen. So kam Konrad, von dem begeisterten Volke umschwärmt, nach dem alten Mainz, das sich schon zur Krönungsfeier schmückte. „Wäre Karl der Große im Kaiserornate," sagt Wippo, „unter das Volk getreten, kein größerer Jubel hätte ihn empfangen können."

Ungesäumt schritt man zur Krönung, welche die schönsten Vorzeichen verherrlichten. Als im glänzenden Festzug der König von seiner Pfalz zum Dom getragen wurde, drängten sich drei Leute niedern Standes durch die Fürsten und riefen den König um Recht an. Ein Bauer war es, eine Wittwe und eine Waise. Sofort ließ der König den Zug halten, um die Klage der armen Leute zu hören. Ei-

1024. nige Bischöfe wurden ungehalten über den Verzug und forderten den König auf zur heiligen Handlung zu eilen. Da gab er ihnen zur Antwort: „Wenn ich zum Herrscher berufen bin und ein wackerer Mann niemals aufschiebt, was er im rechten Augenblick thun kann, so scheint es mir besser, meine Pflicht sofort zu thun, als sie mir von Anderen weisen zu lassen. Oft habt ihr mir gesagt, nicht der Hörer des Gesetzes werde selig, sondern der Thäter.*) Je schwerer aber das Amt ist, das ich übernehmen soll, je behutsamer muß ich in Gottes Wegen wandeln." Er verließ nicht eher die Stelle, als bis er der bedrückten Armuth zu ihrem Rechte verholfen hatte. Bald darauf durchbrach von Neuem ein Mann den Zug und betheuerte laut, schuldlos sei er aus seiner Heimath vertrieben. Der König ergriff ihn am Arme, zog ihn an seine Seite und empfahl seine Sache den Fürsten. — Das Volk versprach sich selige Tage von einem Könige, der sein Regiment mit so edlen Handlungen der Barmherzigkeit eröffnete, der mehr eilte, den Bedrängten Rath zu schaffen, als sich mit der Krone zu schmücken.

Als der Zug den Dom erreichte, empfing Aribo mit seinem ganzen Klerus dort den Erwählten, führte ihn zum Altar und salbte und krönte ihn nach der Sitte der Vorfahren. Ernste Worte richtete der Erzbischof an den Gesalbten des Herrn. Er stellte ihm vor Augen, wie der irdische Herrscher ein Abbild des höchsten Weltherrschers in so großer Reinheit darstellen solle, wie sie die menschliche Natur nur erreichen könne; er erinnerte ihn an die schweren Kränkungen und Leiden seines früheren Lebens, welche Gott vornehmlich deshalb über ihn verhängt habe, damit er sich nun der Leiden und Kränkungen Anderer um so williger erbarme. „Zu der höchsten Würde der Welt," schloß Aribo, „bist du gelangt, du bist Christi Statthalter, aber Niemand herrscht in Wahrheit, der ihm nicht nachstrebt. Der himmlischen Ehren mußt du vor Allem auf diesem Königsthrone gedenken. Denn ein großes Glück ist es, in der Welt zu herrschen; das größte aber im Himmel zu triumphiren. Vieles verlangt Gott von Dir; vornehmlich aber sollst du Recht und Gerechtigkeit schirmen, den Frieden des Landes wahren, ein Schutzherr der Kirche und der Geistlichkeit, ein Vormund der Wittwen und Waisen sein. Bist du das, so wird dein Thron hier und in Ewigkeit feststehen." Schließlich forderte der Erzbischof den König auf, wie er an diesem Tage gleichsam ein anderer

*) Anspielung auf Jac. 1, 25.

Mensch geworden und mit einem Abglanz himmlischer Majestät umkleidet sei, so nun auch alles dessen zu vergessen, was dahinten läge, und seinen Feinden zu vergeben. Der König wurde so bewegt, daß helle Thränen seinen Augen entströmten. Als er darauf feierlich gelobte, seinen Feinden von Herzen zu verzeihen, blieb kein Auge trocken. 1024.

Die heilige Feier war beendet, und von den Bischöfen mit dem Klerus, von den Herzögen, Grafen und Herren geleitet, kehrte der König zur Pfalz zurück. Leuchtenden Antlitzes und in sicherer Hoheit sah man ihn inmitten des Zuges einherschreiten. Es war, als ob er hoch über allem Volk hervorrage, und man gedachte des Worts, das von Saul gesagt ist, daß er eines Hauptes länger war, als alles Volk. Das festliche Krönungsmahl, bei dem die Herzöge nach der Sitte dem neuen Könige dienten, Spiele und Lustbarkeiten aller Art schlossen den großen Tag, dessen jeder, der ihn erlebte, noch lange gedachte.

Der Krönung schloß sich die Huldigung an. Der Reihe nach leisteten dem neuen Könige den Eid die Bischöfe, die Herzöge und die anderen weltlichen Fürsten, dann die großen Reichsvasallen, die gemeine Ritterschaft und erst in letzter Stelle — so bestimmte der Lehndienst schon allerwege die Ehre des Mannes — einzelne Männer freien Standes, die obwohl ohne Lehen in Ansehen und Geltung standen.

In glänzendster Weise ordnete der König seinen Hofstaat, besonders nach dem Rath und Willen seiner Gemahlin. Neben Gisela hatte den gewichtigsten Einfluß auf ihn sein alter Freund und Waffengefährte Werner, einer seiner Vasallen, dessen Treue er in vielen und großen Fährlichkeiten erprobt hatte. Unter den Fürsten des Reichs gewannen am Hofe das größte Ansehen Bischof Brun von Augsburg, der Bruder des letztverstorbenen Kaisers, und Bischof Werner von Straßburg, der Erbauer der Habsburg, der Gründer des Klosters Muri im Aargau, einem Geschlechte entstammt, das noch zu den höchsten Ehren bestimmt war. Auch Erzbischof Aribo und der jüngere Konrad gehörten damals ohne Frage zu den einflußreichsten Männern am Hofe und im Reiche, aber bald hörten sie auf zu den vertrauten Räthen des Königs gezählt zu werden.

Es gab Niemandem offenbar, dem Konrad mehr verdankte als dem Erzbischofe von Mainz, und seine Dienste konnten nicht unbelohnt bleiben. Wir wissen, daß Aribo das Erzkanzleramt für Italien, das nach Willigis Tode an Eberhard von Bamberg übergegangen war, damals wieder an Mainz brachte; durch dieses Opfer scheint Eberhard die Existenz seines Bisthums gerettet zu haben. Wir wissen

1024. ferner, daß Meinwerk von Paderborn eine Grafschaft, die er einst seinem kaiserlichen Freunde abgedrungen hatte, jetzt an Mainz abtreten mußte. Wir haben endlich Grund zu vermuthen, daß Konrad dem Erzbischof bündige Versprechungen wegen der alten Ansprüche Mainzs auf das Kloster Gandersheim gab. Es waren Tage des Glücks für den kühnen und hochstrebenden Priester, der den Deutschen einen neuen König geschenkt hatte; Aribos Stern schimmerte im hellsten Glanze, aber nur um so auffälliger war es, daß man so bald ihn erbleichen sah. An der Erbitterung eines Weibes fand die Kühnheit eines Mannes, der dem Zorne Roms unerschrocken getrotzt hatte, eine unübersteigliche Schranke.

Von jeher ein Eiferer gegen die Ehe zwischen Blutsverwandten hatte Aribo, so eifrig er sonst Konrads Sache betrieb, doch an dessen Verbindung mit Gisela den größten Anstoß genommen. Ist auch kaum glaublich, was man sich zu Cluny erzählte, daß Konrad vor seiner Wahl eine förmliche Verpflichtung gegen die Bischöfe eingegangen sei, sich von Gisela zu trennen, so mag Aribo doch eine Scheidung dieser ihm anstößigen Ehe dringend gewünscht und die Hoffnung gehegt haben, der König werde sich beeilen, einer Frau zu entsagen, welcher die Kirche die Krönung versagen müsse. Denn es ist gewiß, daß der Erzbischof Gisela nicht mit ihrem Gemahle krönte, und nicht minder gewiß, daß sich ihr ganzer Stolz gegen diese Zurücksetzung regte. Man wird daher kaum irren, wenn man zunächst in Giselas Erbitterung und der ehelichen Zärtlichkeit Konrads die Ursachen findet, daß Aribos geträumte Allmacht sich schnell genug der Welt als Ohnmacht erwies*)

Schneller noch scheiterte der Einfluß des jüngern Konrad. Wir wissen, wie ihm sein königlicher Vetter zu Kamba die erste Stelle am Throne verbürgte. Er gewann sie, aber nur um sie schnell wieder zu verlieren. Da seine Eltern hartnäckig im Widerstand gegen den neuen König beharrten und er unmöglich alle Verbindung mit jenen abzubrechen vermochte, mußte fast mit Nothwendigkeit die Saat des Mißtrauens zwischen ihm und dem Könige aufwuchern. Zuverlässig waren es nicht Falschheit und Heimtücke, sondern allein der Zwang der Verhältnisse, welcher den König sein Wort zu lösen hin-

*) Es ist bemerkenswerth, daß Konrad schon in einer Urkunde vom 11. September 1024 Gisela Königin nennt; Kunigunde führte vor ihrer Krönung niemals den Namen einer Königin.

derte und den jungen getäuschten Fürsten mehr und mehr seinem kö- 1024.
niglichen Vetter entfremdete und in das Lager der Unzufriedenen trieb.

b. Der Königsritt.

Nachdem Konrad von dem Reiche Besitz ergriffen hatte, trat er nach der Sitte der Vorfahren den großen Königsritt durch die deutschen Lande an.

Nirgends war seine Gegenwart dringender erforderlich als in Lothringen; hierhin wandte er daher zuerst seine Schritte. Gozelo und und Friedrich hatten kaum den Wahlplatz verlassen, als sie sich auf das Aeußerste bemühten, den vereinten Widerstand Lothringens gegen Konrads Wahl in das Leben zu rufen. Besonders zeigte sich Gozelo thätig; mit den Bischöfen des Landes tagte er zu Köln, Nymwegen, Verdun, Utrecht und Lüttich und gewann von den meisten das Versprechen, nur unter seiner Zustimmung einem neuen König zu huldigen. Dasselbe gelobte ihm der Graf Raginar von Hennegau, der alten Feindschaft seines Hauses vergessend: dasselbe viele andere lothringische Herren, und selbst der alte Herzog Dietrich von Oberlothringen ging gegen ihn eidliche Verpflichtungen ein. Aber bald sah sich Gozelo doch von Vielen seiner Anhänger verlassen; zuerst von dem Erzbischof von Köln, den die glücklichen Erfolge des Mainzers nicht schlafen ließen. Schon gereute es Piligrim, daß er Aribo das Feld geräumt und sich einem Fürsten widersetzt hatte, in dessen Händen die Reichsinsignien waren und dessen Haupt bereits die heilige Krone schmückte. Er sann auf einen ehrenvollen und zugleich gewinnreichen Uebertritt auf die Seite seiner bisherigen Gegner; nicht genug daher, daß er im Geheimen mit König Konrad zu unterhandeln anfing, er erbot sich sogar, Gisela die von Aribo verweigerte Krönung zu ertheilen. Es gab schwerlich einen bessern Weg, um sich die Gunst des königlichen Paars zu erwerben; sicherlich war keiner geeigneter, um Köln das so lange beanspruchte Recht der Krönung, aus dem es von Mainz in letzter Zeit völlig verdrängt war, von Neuem zu gewinnen. Bald war der Handel geschlossen, gewiß zum größten Verdruß des Mainzers. Mit einem stattlichen Gefolge brachen Konrad und Gisela von Mainz nach Köln auf, wo am 21. September Gisela von Erzbischof Piligrim gekrönt wurde. Unmittelbar darauf begab sich das königliche Paar nach Achen, wo Konrad auf den Marmorstuhl Karls

1024. des Großen, den Erzthron des Reiches, erhoben wurde und von demselben nach alter Sitte dem Volke Recht sprach.

Stieß Konrad auch in Lothringen nirgends auf thätlichen Widerstand, so fand er doch eben so wenig völlige und allgemeine Anerkennung. Die Herzöge des Landes erschienen nicht an seinem Throne, und mit ihnen verweigerten viele andere Große beharrlich die Huldigung. Dennoch mehrte sich allmählich die Zahl derer, welche Pilligrims Beispiele folgten und zu dem König übergingen. Vornehmlich waren es die Bischöfe, die ihres Eides vergessend zu Hof kamen und huldigten. Mit Recht traf die wortbrüchigen Priester der beißende Spott des Volkes; ihn fürchtend hielt sich damals der behutsame Gerhard von Cambray noch vom Könige fern, obwohl er ihm durch Boten seine Ergebenheit kund that. Die Lothringer waren demnach gespalten; aber so zahlreich war doch schon der Anhang des Königs im Lande, daß er zu Achen einen Landtag und eine Synode zu halten vermochte. Von Achen zog er nach Lüttich und dann nach Nymwegen, wo er in der alten Kaiserpfalz Karls des Großen längere Zeit verweilte und erst im November seinen Umritt fortsetzte.

Konrad nahm seinen Weg jetzt nach Sachsen, und überall wurde ihm hier die freudigste Anerkennung zu Theil. Zu Vreden bei Coesfeld kamen ihm die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, die Töchter Ottos II., glückwünschend entgegen. In Dortmund hielt er mit den westfälischen Bischöfen und Grafen einen Landtag. In größter Zahl strömten die sächsischen Herren dann nach Minden zusammen, wo der König das Weihnachtsfest beging und die Huldigung der Herren empfing, die nicht selbst zur Wahl erschienen waren. Auf
1025. einem neuen Landtage zu Paderborn bestätigte Konrad endlich, wie einst Heinrich II., nach dem Willen der Sachsen ihnen ihre alten Gesetze und Rechte — die „blutigen Gesetze," wie sie Wippo nennt.

Eine besondere Einladung des Bischofs Meinwerk hatte Konrad nach Paderborn geführt; denn dieser kluge Bischof suchte sich durch Dienstbeflissenheit dem neuen Könige eben so unentbehrlich zu machen, wie vordem dessen Vorgänger. Eine ähnliche Einladung führte Konrad dann über Korvei nach Hildesheim; denn auch Bischof Godhard wollte sich des Königs Gunst gewinnen, um den Nachstellungen seines heißblütigen Erzbischofs zu entrinnen und sich Gandersheim zu erhalten. Festlich nahm der Bischof den König auf, drei Tage lang bewirthete er ihn und sein Gefolge in der ausgesuchtesten Weise. Erzbischof Aribo hatte indessen die Absichten Godhards durchschaut und

kam selbst nach Hildesheim, wo er ungesäumt mit seinen alten Klagen hervortrat. Aribo und Godhard bestritten sich abermals das Kloster Gandersheim, und der König, der ihren Streit nicht entscheiden konnte und wollte, vertagte die Sache auf einen Landtag, den er zum 22. Januar nach Goslar berief. Aber auch hier kam der Handel nicht zur Erledigung, und bis auf Weiteres wurde Godhard wie Aribo die Ausübung aller bischöflichen Rechte in Gandersheim untersagt und dem Halberstädter Bischof die geistliche Jurisdiction über das Kloster übertragen. Als sich der König gleich nachher, von Aribo begleitet, selbst nach Gandersheim begab, ereignete sich ein ärgerlicher Auftritt, der deutlich verrieth, wieviel Godhard schon glaubte seinem Erzbischof bieten zu können. Er war ihm und dem Könige vorausgeeilt, und als beide das Kloster betraten, empfing er sie dort am Altare, mit der Inful geschmückt und zur Messe bereit. Zornentflammt wies ihn der Erzbischof vom Altare und wollte selbst das Hochamt halten, was ihm jedoch der König wehrte. Augenscheinlich hatte Godhard das Gebot des Königs auf das Verwegenste verhöhnt, dennoch wagte er jetzt sogar noch selbst den Ankläger seines Gegners zu machen. Kaum war der König aus der Kirche zurückgekehrt, so warf er sich in vollem Ornate dem König zu Füßen und beschwor ihn, die ihm und dem ganzen geistlichen Stande angethane Kränkung zu rächen. Und Konrad tröstete ihn nicht allein, sondern versprach ihm sogar Genugthuung und forderte mit Gisela vereint ihn auf, ihnen nach Grona zu folgen, wo die Gandersheimsche Angelegenheit erledigt werden sollte. Hier wurde denn auch in der That in Gegenwart von fünf Bischöfen und mehreren sächsischen Großen an Godhard vorläufig die Jurisdiction über Gandersheim zurückgegeben, obschon der Erzbischof natürlich einen Spruch nicht anerkannte, der jedermann verrieth, wie tief sein Ansehen bereits gesunken war. 1025.

Von Grona begab sich der König nach Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg; er besuchte alle jene Burgen und Städte, in denen die sächsischen Kaiser am Liebsten gehaust hatten und fand überall die freudigste Aufnahme. Schon gab es in Sachsen und Thüringen Niemanden mehr, der nicht den Franken als König anerkannt hätte. Gegen Ende des März kehrte Konrad in seine fränkische Heimath zurück, verließ sie aber bald von Neuem, um das Osterfest in Augsburg mit Bischof Brun zu feiern. Februar.

Nach Ostern hielt der König seinen Umritt in dem baierschen Herzogthum und in dem Kärnthnerlande und wandte sich darauf nach Ostfranken, wo er im Mai Bamberg besuchte, die noch bestrittene Stif-

1025. tung seines Vorgängers durch die königliche Gegenwart ehrend und sichernd. Durch die Maingegenden zog er dann in die rheinischen Gaue zurück, trat jedoch noch vor Pfingsten den Ritt nach Schwaben
6. Juni. an, wo er das Pfingstfest zu Kostnitz feierte. Wie in Sachsen, Baiern, Kärnthen und Franken fand Konrad auch in Schwaben, Giselas Heimathsland, aller Orten die bereitwilligste Anerkennung. Das kraftvolle Auftreten des neuen fränkischen Herrschers erneuerte überall das Andenken an jenen großen Frankenkaiser, vor dessen Macht einst das ganze Abendland sich zitternd gebeugt hatte. Es kam das Sprüchwort in Umlauf: „An Konrads Sattel hängen die Steigbügel Karls des Großen.“ Schon hatte sich der Ruf von der Tüchtigkeit und dem Glücke Konrads auch über die Alpen verbreitet; es war zu Kostnitz, daß sich zum ersten Male italienische Fürsten am Hofe des neuen Königs einstellten.

Nach Kaiser Heinrichs Tode war Italien abermals in einen Zustand wildester Gährung gerathen. Viele dachten von Neuem daran, das Joch der Fremden abzuschütteln und sich einen einheimischen König zu wählen; aber die Verständigen sahen bald ein, daß bei der Uneinigkeit der Großen und des Volks doch kein anderer Ausweg aus den augenblicklichen Wirren blieb, als sich der Herrschaft der Deutschen auch ferner zu fügen. Niemand wohl durchschaute die Lage der Dinge klarer, als der welterfahrene und ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand; ein Mann, der zugleich gewandt genug war, um sich die Nothwendigkeit, der er sich beugte, überdies zu einer Quelle reichen Vortheils zu machen. Ein Italiener, voll Haß gegen die Fremdherrschaft wie nur irgend einer im Lande, stets seine eigene Macht vor Allem bedenkend, ohne Scheu vor jeder höheren Autorität in Kirche und Staat, war er doch der Erste, der sich in Kostnitz an Konrads Hofe einstellte und den Franken aufforderte, über die Alpen zu kommen, um in Mailand die Krone der Lombarden zu empfangen. Froh begrüßte Konrad die Ergebenheit des mächtigen Mannes, ehrte ihn durch die kostbarsten Geschenke, ertheilte ihm das ganz ungewöhnliche Privilegium, die Bischöfe von Lodi zu investiren, und versprach demnächst mit einem Heer in der Lombardei zu erscheinen.

Nirgends wohl hatte sich in Italien die Wuth gegen die deutsche Herrschaft ungestümer ausgelassen als in Pavia, jener Stadt, die den Zorn Heinrichs II. so bitter gefühlt hatte. Kaum war hier die Nachricht von Heinrichs Tode erschollen, als die Einwohner nach dem alten Kaiserpalast in der Stadt stürmten und ihn bis auf den Grund zerstörten. Der Bau, den der weise Dietrich von Bern aufgeführt

und den noch Kaiser Otto III. erneuert und mit schönen Wandmalereien geschmückt hatte, wurde mit solcher Wuth vernichtet, daß man selbst die Grundfesten aufwühlte. Kein König, sagten die freiheitstrunkenen Pavesen, solle fortan seinen Sitz in ihrer Stadt nehmen. Aber wie rasch brach ihr verwegener Muth zusammen! Schon schickten auch sie Gesandte an Konrad nach Kostnitz, um mit listigen Worten die That zu beschönigen. „Mit Unrecht" sprachen sie, „klagt man uns an, des Königs Haus zerstört zu haben; denn nach Heinrichs Tode hatten wir keinen König." Aber Konrad, selten um die rechte Antwort verlegen, gab ihnen zur Antwort: „Ich weiß, ihr habt nicht eures Königs Haus zerstört, denn ihr hattet keinen; aber daß Ihr des Reiches Palast brachet, werdet ihr selbst nicht leugnen. Denn ob der König stirbt, bleibt doch das Reich, wie das Schiff bleibt, wenn auch der Steuermann untergeht. Der Palast war des Reiches Eigenthum, nicht eures, und wer sich an fremdem Eigenthum vergreift, fällt in die Hand des Königs." So sprach Konrad und entließ die Pavesen, ohne den Frieden, den sie gesucht hatten. Auch aus anderen Gegenden Italiens stellten sich zu Kostnitz oder bald darauf zu Zürich Gesandte an Konrads Hofe ein; manche vornehme Herren stiegen schon selbst über die Berge, um ihm zu huldigen, und immer dringender erging der Ruf an ihn, den Zug nach der Lombardei zu beschleunigen. 1025.

Gleichzeitig traten auch bereits die burgundischen Verhältnisse dem Könige nahe: sie waren es, die seine Schritte nach Basel lenkten. König Rudolf von Burgund und die Großen des Reiches glaubten nämlich durch Kaiser Heinrichs Tod aller jener Versprechungen entbunden zu sein, die sie diesem einst in Bezug auf die Nachfolge in ihrem Reiche geleistet hatten; nicht dem deutschen Könige, sondern dem Sohne seiner ältesten Schwester meinte König Rudolf die Erbfolge verbürgt zu haben. Aber weder hatte Kaiser Heinrich die Sache so verstanden, als er die Schätze und Kräfte Deutschlands auf die Erwerbung Burgunds verwandte, noch war Konrad gewillt, die Ansprüche seines Vorgängers aufzugeben, zumal er selbst durch Gisela, die Nichte König Rudolfs, ein entferntes Anrecht auf die burgundische Erbschaft erheben konnte. So eilte Konrad jetzt nach Basel, welches König Rudolf gleich nach Heinrichs Tode wieder eingenommen zu haben scheint, bemächtigte sich der Stadt, hielt in derselben einen Landtag ab und besetzte den gerade erledigten Bischofsstuhl. Da er einen Ueberfall der Burgunder auf die Stadt, die er als Unterpfand für die alten Verträge um jeden Preis festhalten wollte, besorgen mußte, ver- 23. Juni

1025. ließ er sie nicht eher, als bis er sie in wehrhaften Zustand gesetzt und die Grenze des Reichs nach dieser Seite hin gedeckt hatte. Dann kehrte er über Straßburg nach dem rheinischen Franken zurück; er verweilte sich damals zu Worms, wo seine Väter ruhten, wo einst die Stammburg seines Hauses gestanden hatte, die aber Bischof Burchard längst zerstört und aus ihren Steinen einen Münster erbaut hatte. Er
26. Juli. besuchte hier seinen alten Lehrer und Freund, der ihm krank das Geleit gab und bald darauf (20. Aug.) aus der Zeitlichkeit schied.

Konrad hatte seinen Königsritt vollendet. Mit Ausnahme mehrerer Fürsten Lothringens hatte man allgemein ihm als König gehuldigt. Schon waren italienische Große an seinem Hofe erschienen und hatten ihn über die Alpen gerufen; und schon konnte Konrad nicht allein daran denken, ihrem Rufe Folge zu leisten, sondern seinen Blick sogar auf die Kaiserkrone richten. Er hatte einen großen Reichstag nach Tribur berufen; hier wollte er seine Romfahrt von den Fürsten berathen lassen.

c. Die erste Verschwörung gegen Konrad II.

Auf dem Tage zu Tribur wurde der Römerzug nach dem Willen des Königs beschlossen und alle Anordnungen zu demselben schleunig getroffen. Während der Abwesenheit des Königs von dem deutschen Boden sollte Bischof Brun die Reichsgeschäfte führen und seiner Obhut zugleich der kleine Heinrich, der einzige Sohn des Königs, vertraut werden; sein Töchterlein Beatrix aber sandte der König nach Quedlinburg und befahl es dort der Pflege der Aebtissin, der Schwester Ottos III. Alles war schon zum Aufbruch bereit, als dennoch unvorhergesehene Ereignisse den Zug aufzuschieben zwangen und den König nach anderen Seiten riefen. Er, dessen Art es am Wenigsten war, ängstlich nach allen Richtungen die Witterung zu erspähen, der seiner Kraft und seinem Glücke vertrauend, gern gerade auf das Ziel lossteuerte, das er sich gesetzt, sah sich plötzlich von einem furchtbaren Unwetter überfallen und auf die Künste eines behutsamen Lotsen verwiesen.

Am 17. Juni 1025 starb Boleslaw Chrobry, der große Kriegsheld und Fürst der Polen. Nur kurze Zeit hatte er jene Königskrone getragen, die er nach Kaiser Heinrichs Tode aufzusetzen gewagt hatte; ein göttliches Strafgericht für ein so hochmüthiges Unterfangen schien den Deutschen des Polen jäher Tod, der alsbald den ganzen Osten Europas in eine heftige, lang andauernde Bewegung versetzte. An

den sächsischen Grenzen jubelte man laut, des so lange gefürchteten Drängers entledigt zu sein. Aber man jubelte zu früh; denn bald zeigte sich, daß Boleslaws Sohn Miecziflaw II. in die Fußstapfen seines ruhmreichen Vaters zu treten gewillt sei. Um die Einheit des Reichs gegen die slawische Sitte zu erhalten, schloß er seine beiden Brüder von der Erbfolge aus und verjagte überdies den einen, Otto-Bezbriem, den Sohn der ungerschen Gemahlin Boleslaws, aus Polen. Auch die Königskrone seines Vaters sah Miecziflaw als sein Erbtheil an und verweigerte, obwohl der deutschen Richeza, der Enkelin Ottos II., vermählt, doch den Tribut und jede Anerkennung der deutschen Hoheit. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich gegen die Deutschen, die alten Feinde seines Vaters, auch zum Kampfe rüstete. Gegen ihn hatte Konrad mit Nothwendigkeit die Grenzen des Reichs zu wahren, ehe er nach dem Süden aufbrach; er begab sich deshalb im Sommer 1025 nach Sachsen. 1025.

Nichts mußte Konrad in diesem Augenblick ohne Zweifel wichtiger erscheinen, als eine Verbindung des neuen Polenfürsten mit seinem glorreichen und glücklichen Vetter Knud zu hindern, jenem gewaltigen Herrscher des Nordens, der eben inmitten seiner glänzenden Siegesbahn stand. Und nicht allein dies gelang; es kam sogar zu einem engen Bunde zwischen Konrad und Knud, der durch die vorläufige Verlobung des kleinen Heinrich mit Gunhild, der Tochter des Dänen, besiegelt wurde. Dem Erzbischof Unwan von Bremen, der sich durch die Freigebung des Bischofs Gerbrand von Seeland die Gunst König Knuds erworben hatte, verdankte Konrad hauptsächlich die Abschließung des Vertrags, der freilich nicht ohne große Opfer erkauft wurde. Denn die Mark Schleswig, den Grenzgürtel zwischen Schlei und Eider, trat damals Konrad, um sich Knuds Bundesgenossenschaft zu gewinnen, an Dänemark ab; die Eroberung Heinrichs I. ging so aufs Neue und zwar für immer dem Reiche verloren; auch von der Abhängigkeit des dänischen Reichs vom deutschen war nicht mehr die Rede.

So gewiß diese Abtretung eines Reichslandes wenig ehrenvoll war und sich durch keinen früheren Vorgang ähnlicher Art beschönigen ließ, so gewiß war doch die Freundschaft Knuds für Konrad damals ein unberechenbarer Vortheil. Und auch für die Folge blieb der Vertrag nicht ohne nennenswerthen Gewinn. Denn lange erhielt sich der Bund mit den Dänen; die hundertjährigen Kämpfe an der Nordgrenze des Reichs gewannen endlich einmal einen Stillstand; und zugleich erhielt die deutsche Mission jetzt nach dem Norden wieder

1025. freies Feld, das ihr seit zwei Jahrzehnden fast überall hier entzogen war. Der Missionssprengel Hamburgs gedieh binnen Kurzem zu einer niemals zuvor erreichten Blüthe. So sahen die Zeitgenossen den Frieden mit den Dänen als ein segensreiches Ereigniß an. Aber auch König Knud war dieses Bündniß hocherwünscht, das seine nordischen Reiche mit den Mittelpunkten der abendländischen Welt in nähere Berührung brachte. Denn schon trug sich der hochgesinnte Fürst mit politischen und kirchlichen Plänen, die ihn auf Kaiser und Papst verwiesen. Es war wenig später, daß er jene merkwürdige Reise antrat, die ihn durch Frankreich nach Rom führte, wo er als der erste Dänenkönig am Grabe des heiligen Petrus betete. Verwundert entdeckte man auf dieser Reise in dem jungen Kriegsfürsten, in dem man einen blinden Heiden und wüthigen Nordlandsrecken erwartet hatte, einen klaren Verstand, einen reichbegabten Geist und ein der christlichen Lehre aufrichtig zugethanes Herz. Staunend sah man auf ihn in ähnlicher Weise, wie nach Jahrhunderten auf jenen geistreichen Zaren der Moskowiter, der zuerst die Kulturländer Europas aufsuchte.

Durch den Bund Konrads mit Knud und durch die Kriege, in die Miecziflaw alsbald mit seinen anderen Nachbaren verwickelt wurde, schwand für den Augenblick die Gefahr, die dem Reiche vom Osten drohte. Aber indessen hatte sich schon ein neues, schlimmeres Unwetter gegen das deutsche Reich im Westen zusammengezogen; während Konrad noch in den sächsischen Gegenden verweilte, nahmen plötzlich die Verhältnisse Lothringens eine sehr bedenkliche, kaum gefürchtete Wendung. Noch immer verharrten Gozelo und Friedrich in ihrem Widerstand gegen den König. Sie wagten es im Vertrauen auf den Rückhalt, den ihnen Frankreich gewährte, und setzten sich sogar in unmittelbare Verbindung mit König Robert, einem Fürsten, dem sich nach den tausendfachen Bedrängnissen einer langen kummervollen Regierung unerwartet durch Kaiser Heinrichs Tod die glänzendsten Aussichten eröffneten. Denn auch die Lombarden boten ihm ihre Königskrone an, während die misvergnügten Lothringer auf ihn die Blicke wandten. Wohlbedacht schlug Robert Italiens Krone ab, war es aber zufrieden, daß die Lombarden nun auf einen seiner Vasallen, den reichen Herzog Wilhelm von Aquitanien, ihr Augenmerk richteten. Zu derselben Zeit zeigten sich noch einem andern seiner Vasallen nahe Aussichten auf einen Thron, da Graf Odo von der Champagne nach Kaiser Heinrichs Tode unfraglich der nächstberechtigte Erbe seines Oheims, des Königs Rudolf von Burgund, war. In der Aussicht auf die burgundische Erbschaft machte Odo damals seinen

langen, immer erneuerten Fehden mit König Robert ein Ende und 1025.
zeigte sich ernstlich um dessen Gunst bemüht. Niemals waren die ersten Capetinger mächtiger, als wenn sie vereint mit ihren Vasallen auswärtige Eroberungen in das Auge fassen konnten, und niemals waren noch alle Constellationen günstiger gewesen, um einen entscheidenden Schlag gegen die unaufhörlich wachsende, erdrückende Macht des Ostreichs zu führen, als eben jetzt. So faßte denn König Robert den Entschluß, im Winter dieses Jahrs in Lothringen einzufallen. Graf Odo und der Markgraf Balduin von Flandern hatten ihm dabei hülfreiche Hand zu leisten versprochen. Vor Allem aber hoffte er auf die Unterstützung der Unzufriedenen in Deutschland selbst; und zu diesen gehörten nicht allein Gozelo und Friedrich, sondern auch bereits Männer, die unmittelbar am Throne des Königs ihre Stelle hatten.

Dem jüngern Konrad schwanden, wie wir sahen, bald die schönen Hoffnungen dahin, die ihm auf dem Tage zu Kamba erregt waren. Schon war es, als der Hof zu Augsburg das Osterfest feierte, zwischen ihm und dem Könige zu ärgerlichen Streitigkeiten gekommen, die einen tiefen Stachel in dem Gemüthe des edeln Fürsten zurückließen. Mit seinem Stiefvater Friedrich und den Lothringern war er stets in Verbindung geblieben, jetzt fing er an, mit jenen gemeinsam zu planen und sich zugleich im innern Deutschland nach Bundesgenossen umzusehen. Der junge Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des Königs, kam ihm da auf halbem Wege entgegen. Was dieser Jüngling auch sonst gegen seine Mutter und deren Gemahl an Bitterkeit im Herzen hegen mochte, Nichts scheint doch seinen Unmuth mehr gereizt zu haben, als die Ansprüche an das gesammte burgundische Erbe, die der König jüngst zu Basel unzweideutig an den Tag gelegt hatte. Denn auch Herzog Ernst hatte auf diese Erbschaft längst seine Hoffnungen gesetzt. Bald war zwischen ihm und dem jüngern Konrad ein Bund gegen den König geschlossen, und bald fanden sich neue Genossen zu ihrem hochverrätherischen Bunde; auch der reiche Graf Welf, der seinen alten Widersacher Bischof Brun jetzt in der Blüthe des Einflusses und der Macht sah, trat der Verschwörung bei.

Mit dem Winter sollte das Unternehmen an das Tageslicht treten. Schon stand König Robert bereit, in das Reich einzufallen; schon befestigte Balduin von Flandern seine Burgen an der Grenze; schon rüsteten Gozelo und Friedrich in Lothringen, Konrad in Franken, Ernst in Schwaben; es ist wahrscheinlich, daß man sogar mit dem Polen bereits Unterhandlungen anknüpfte. Der Bund war weitverzweigt, ge-

1025. bot über bedeutende Hülfskräfte und zählte Genossen selbst in der nächsten Nähe des Königs. Wie groß war nicht die Gefahr! Und wieviel stand auf dem Spiele! War das Glück mit Konrads Feinden, so wurde nicht allein die kaum befestigte Herrschaft desselben in Deutschland auf das Tiefste erschüttert, sondern auch Italien ging wahrscheinlich dem Reiche verloren und die Erwerbung Burgunds wurde für immer vereitelt; das Westfrankenreich, so lange in den Hintergrund zurückgedrängt, würde Gelegenheit gewonnen haben, das deutsche Königthum für den Augenblick ganz in den Schatten zu stellen.

So war die Lage der Dinge, als sich Konrad im December nach Lothringen begab. Nie ist das Glück ihm holder gewesen, als in diesem verhängnißvollen Moment; in kürzester Frist waren die drohenden Wolken nach allen Seiten zerstreut, und hell glänzte die Sonne wieder am klaren Himmel. Durch welche Mittel es Konrad gelang, das Unwetter zu beschwören, wissen wir nicht; aber das Wichtigste war unfehlbar, daß Herzog Gozelo plötzlich seine Freunde verließ und ganz auf die Seite des Königs trat. Im Kampfe gegen Frankreich hatte Gozelos Haus seine Größe gewonnen; sollte er Lothringen jetzt an das Westreich verrathen? Diese Erwägung und wohl noch mehr große Verheißungen*) Konrads scheinen die vollständige Sinnesänderung Gozelos herbeigeführt zu haben. Am Weihnachtfest erschien er zu Achen vor dem Könige und huldigte; seinem Beispiele folgten sofort Graf Friedrich und die anderen Lothringer. Die Kette der Bundesgenossen war so in der Mitte gesprengt, das ganze Unternehmen vereitelt. König Robert unterließ seinen Einfall; Balduin von Flandern blieb ruhig; die Verschworenen im innern Deutschland waren in der verzweifeltsten Lage.

1026. Wie durch ein Wunder war Konrad aus der furchtbarsten Bedrängniß in erwünschte Verhältnisse versetzt. Gerade erst durch die Verschwörung war er Lothringens völlig Herr geworden und hatte er seine schlimmsten Gegner empfindlich gedemüthigt; nun zeigte sich nirgends mehr eine ernstliche Gefahr, und unter den günstigsten Vorzeichen konnte er den Gedanken der Romfahrt aufnehmen. Unverzüglich ging er an das Werk. Im Februar 1026 sammelte sich das

*) Wahrscheinlich wurde Gozelo damals versprochen, daß er nach Friedrichs Tode Oberlothringen mit Niederlothringen vereinigen solle, was i. J. 1033 erfolgte.

Heer, das ihn nach Italien geleiten sollte, zu Augsburg, wohin er 1026.
zugleich einen Reichstag berufen hatte. Unter den Fürsten des Reichs erschien auch Herzog Ernst; scheinbar voll Reue, bat er demüthig um Verzeihung und erlangte sie auf die Bitten Giselas und der Fürsten. Die anderen Verschworenen wagten nicht vor den König zu treten und verkrochen sich scheu in ihre Burgen; Konrad verachtete sie und begnügte sich, den Schutz des Landes gegen ihre Tücke seinen erprobten Freunden zu übertragen. So hoch war sein Ansehen gestiegen, daß die Fürsten schon jetzt ohne Widerrede seinem achtjährigen Sohn die Erbfolge im Reiche verbürgten.

Unter der Obhut des Bischofs Brun, dem zugleich die Reichsgeschäfte in den deutschen Ländern übertragen wurden, blieb der kleine Heinrich in Augsburg zurück; von Gisela begleitet, überstieg Konrad mit seinem Heere die Alpen am Brenner und rückte über Verona in die lombardischen Städte ein.

2.

Konrads II. Romfahrt und ihre nächsten Folgen.

Schon der Tod Papst Benedicts hatte in der Lombardei einen tiefen Eindruck nicht verfehlen können, zumal auf den Klerus des Landes; denn dieses Ereigniß vernichtete die Bedeutung der Paveser Synode, beugte der Gefahr eines allgemeinen Concils vor, ließ die verheiratheten Priester endlich einmal wieder frei aufathmen. Aber eine noch bei Weitem größere Aufregung folgte der ersten Kunde vom Abscheiden des Kaisers; sie ergriff die ganze Masse des lombardischen Volks, das Heinrichs Herrschaft nie anders als eine Gewaltherrschaft angesehen hatte. Die Pavesen stürmten, wie erwähnt, sogleich zur Königspfalz, um sie für ewige Zeiten zu zerstören; in den meisten anderen Städten wird die Gesinnung der Bürgerschaft kaum eine andere gewesen sein.

Nicht minder legten die lombardischen Fürsten jetzt ihren ganzen Groll gegen die deutsche Herrschaft an den Tag. Viele von ihnen hatten die Strenge Heinrichs hart genug empfunden und bittere Jahre

1026. der Verbannung in dem rauhen Norden verlebt, und sie alle haßten in gleicher Weise jene deutsche Politik, die unablässig die Bischöfe hob um die Macht des Adels zu brechen, von ganzer Seele. Schon waren fast alle größeren Städte mit ihren Einkünften in den Händen des Klerus, dem überall die Markgrafen und Grafen hatten weichen müssen; schon waren die Bischöfe zu einer Stellung gediehen, bei der ihnen der Adel kaum noch das Gleichgewicht halten konnte. Privilegien über Privilegien, Exemtionen über Exemtionen hatte die Geistlichkeit davon getragen, und mehr noch als die Freigebigkeit der Ottonen hatte ihr zuletzt die berechnende Staatskunst Heinrichs gewährt, die lange Zeit in den Bischöfen die wesentlichste Stütze der kaiserlichen Macht gesehen und erst in den letzten Jahren durch die Anerkennung der Paveser Beschlüsse eine andere Richtung eingeschlagen hatte. Um so empfindlicher aber wurde dieses Uebergewicht des Episcopats dem lombardischen Adel, je mehr es Sitte wurde, deutsche Kleriker, die sich im Dienste des Kaisers ausgezeichnet, mit den fetten Pfründen Italiens zu bedenken. Lange schon harrten daher die lombardischen Großen auf eine Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und günstiger konnten sie kaum sie erwarten, um mit der Herrschaft der Deutschen das bischöfliche Regiment gründlich zu brechen, als sie in diesem Augenblicke sich darbot.

An der Spitze der Unzufriedenen stand das von Heinrich schwer verfolgte Geschlecht der Este. Die Führer der Bewegung wurden der Markgraf Hugo und seine Brüder Adalbert und Azzo; der Markgraf Maginfred von Susa, ihr Schwager, und der Markgraf Rainer von Tuscien mit den meisten Großen der Lombardei schlossen sich ihnen an. Daran dachten freilich diese adligen Herren nicht, Einen aus ihrer Mitte zu krönen, auch mochte Arduins Schicksal Niemanden nach der Krone lüstern machen; sie faßten daher den Entschluß, einen auswärtigen Fürsten durch ihre Wahl auf den Thron zu erheben, der mit ihnen vereint mächtig genug wäre, Italien von den Deutschen zu befreien. Bei einem solchen Unternehmen glaubten sie auch auf die Unterstützung der Bürgerschaften der Städte zählen zu können, die ihre Abneigung gegen die deutsche Herrschaft deutlich genug an den Tag gelegt hatten. Zuerst boten sie, wie schon berührt wurde, die lombardische Krone dem König Robert von Frankreich an; aber weislich wies dieser die Anträge des Markgrafen Hugo, der selbst an den französischen Hof gekommen war, sowohl für sich als für seinen Sohn Hugo zurück. Geneigteres Gehör fand darauf Markgraf Hugo bei dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, dem reich-

sten und mächtigsten Großen damals im französischen Reiche, als er 1026.
ihm für sich oder seinen Sohn die Krone Italiens anbot. Herzog Wilhelm, dem man den Beinamen des Großen gab, gehörte zu den ersten Fürsten des Abendlandes; sein glänzender Hof wurde von den hervortretenden Männern Frankreichs, Italiens und der spanischen Mark mit Vorliebe aufgesucht; die strengeren kirchlichen Bestrebungen der Zeit fanden bei ihm, dem eifrigen Freunde Clunys, bereitwillige Unterstützung, nicht minder der Fleiß der Gelehrten und Künstler Gunst und Ermuthigung. Alljährlich pflegte Wilhelm nach Rom zu pilgern und in ganz Italien war seine Freigebigkeit eben so gut bekannt, wie seine fromme Gesinnung; überdies war er mit Agnes, einer Tochter Otto Wilhelms von Burgund und Enkelin Adalberts, des letzten einheimischen Königs von Italien, seit einigen Jahren vermählt.

Mit Nichten entgingen Herzog Wilhelm die Gefahren, denen er sich aussetzte, wenn er die Anträge der Lombarden annahm; da man ihm aber die einstimmige Anerkennung aller geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens versprach und König Robert selbst ihm Unterstützung in Aussicht stellte, ging er schließlich dennoch auf das Anerbieten Markgraf Hugos ein und nahm für seinen Sohn Wilhelm die Krone der Lombarden an. Aber es zeigte sich bald, daß man dem Herzog mehr versprochen hatte, als man verbürgen konnte. Wie hätten auch die lombardischen Bischöfe auf Machinationen eingehen sollen, die augenscheinlich auf ihr Verderben zielten? Sie, an deren Spitze so scharfsichtige Männer wie Aribert von Mailand und Leo von Vercelli standen, unter denen Manche auf deutschem Boden geboren und an dem Hofe Heinrichs II. erzogen waren, fühlten mehr als je, wie eng ihr Interesse mit dem deutschen Königthum verbunden sei. Kaum sahen sie daher, daß sich Konrads Herrschaft befestigte, als sie auch über die Alpen eilten, um ihm zu huldigen. Auch die Bürgerschaften zeigten, wie groß auch immer ihr Widerwille gegen die deutsche Herrschaft sein mochte, zuletzt doch wenig Theilnahme für einen Umschwung der Dinge, der wie er vom Adel ausging, auch ihm allein bleibenden Gewinn verhieß. Um so eher gaben sie deshalb den Rathschlägen Ariberts Gehör, und manche von ihnen fingen bereits an mit Konrad zu unterhandeln: wir wissen, daß es lediglich an dem König lag, wenn ihm die Pavesen nicht schon zu Kostnitz huldigten. Als daher Herzog Wilhelm selbst im Spätsommer 1025 nach Italien kam, fand er die Lage der Dinge doch wesentlich anders, als sie ihm geschildert war. Er sah, daß er auf die Unterstützung der Bischöfe nicht zählen konnte; diese aber, wie ihm die lombardischen Großen riethen, zu entfernen

1026. und durch neue zu ersetzen, war ebensosehr seiner streng kirchlichen Gesinnung zuwider, als an sich unausführbar. Zugleich erkannte er, daß die angebotene Krone ihn in eine Reihe von Kämpfen mit den Bürgerschaften des Landes verwickelt haben würde, denen er seine Kräfte in keiner Weise gewachsen fühlte. So kehrte er wenig befriedigt in die Heimath zurück und dachte bereits daran, ein Abkommen mit Konrad zu treffen und ihm gegen eine Entschädigung durch bedeutende Lehen in Italien die Ansprüche seines Sohnes auf die lombardische Krone abzutreten. Aber auch zu einem solchen Abkommen war es bereits zu spät; schon stand Konrad mit Heeresmacht an den Grenzen Italiens, wo ihm Ariberts weitreichender Einfluß überall das Feld bereitet hatte.

Im März des Jahres 1026 erschien Konrad in der Lombardei. Auf seinem Zuge stieß er von Verona bis Mailand nirgends auf Widerstand; alle Städte öffneten ihm willig die Thore. Schon am 23. März war er in Mailand, wo ihn Heribert festlich empfing und nach der Sitte zum Könige krönte.*) Von hier begab sich der König nach Vercelli, wo er das Weihnachtsfest feierte. Als gerade damals Bischof Leo starb, fiel einem Domherrn der Mailänder Kirche das reiche Bisthum zu; unfehlbar geschah es auf Ariberts Wunsch, der jetzt Alles bei dem Könige vermochte. Bald nach dem Osterfest wandte sich Konrad gegen Pavia, welche Stadt noch immer die Unterwerfung und die Herstellung der Pfalz innerhalb der Mauern verweigerte und sich mit dem misvergnügten Adel jetzt zu gemeinsamem Widerstande verbunden hatte. Pavia war volkreich und rings mit Burgen umgeben, welche der Markgraf Adalbert mit andern lombardischen Großen besetzt hielt; es war daher keine leichte Arbeit die Stadt zu bezwingen. Nachdem Konrad rings die Umgegend verwüstet und mehrere der vom Adel besetzten Burgen gebrochen hatte, stand er für seine Person von einer längeren Belagerung ab, ließ aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres zurück, um die Stadt umzingelt zu halten, alle Zufuhr ihr abzuschneiden und ihren Handelsverkehr zu vernichten.

Der König selbst wandte sich im Mai gegen Ravenna, wo ihn Erzbischof Heribert, der auf Arnold, dem Bruder Heinrichs II. gefolgt war, ohne Schwierigkeiten die Thore der Stadt öffnete. Aber anders als der Erzbischof dachten die Ravennaten. Sie waren voll Haß gegen die Deutschen, aufrührisch und zu den verwegensten Unterneh-

*) Der Tag der Krönung ist unbekannt; auch wird nicht überliefert, ob ihr eine Wahl vorhergangen ist.

mungen entschlossen. Da der König nur mit einem Theil seines Heeres 1026.
in der Stadt lag, die größere Masse desselben aber ein Lager vor den Thoren bezogen hatte, hielten sie den Augenblick für günstig, ein großes Blutbad unter den Deutschen in ihrer Stadt anzurichten und den König selbst in ihre Gewalt zu bringen. An dem zur Ausführung des Plans bestimmten Tage sperrten sie Abends die Thore der Stadt und hielten sie mit starker Mannschaft besetzt, um dem Eindringen der im Lager liegenden Deutschen zu wehren. Dann überfielen sie in der Nacht voll wilder Mordlust die Deutschen in ihrer Mitte. In allen Häusern wurden Konrads Krieger von ihren Wirthen im Schlaf überfallen, wenn sie sich aufrafften und auf die Straßen stürmten, von andringenden Massen niedergeworfen; von den Dächern, von den Mauern und Thürmen wurden Steine, Balken und andere rohe Waffen auf sie geschleudert. Dennoch schaarten sich endlich die Deutschen zusammen; mit gezückten Schwerdtern bahnten sich die getrennten Haufen einen Weg zueinander, die Städter in ihrer Mitte in dem gerechtesten Zorn und heißer Kampflust furchtbar zusammenhauend. Die ganze Stadt wurde zum Schlachtfeld. Der baierische Graf Eberhard, der das königliche Banner aus dem wilden Getümmel retten und sich mit ihm einen Ausweg aus der Stadt bahnen wollte, stieß auf der Brücke des Montone auf eine Schaar von Städtern, die ihm den Weg verrannten; ein einzelner Mann bestand er hier gegen eine feindliche Rotte den ruhmwürdigsten Kampf. Seine Gegner drängte er in den Fluß und brach sich so Bahn. Indessen war auch der König selbst auf dem Kampfplatz erschienen. Sobald er den Tumult in seinem Schlafgemach hörte, ergriff er, wie er war, die Waffen und schwang sich auf sein Roß. Aber kaum hatte er den Vorhof des Palastes verlassen, als er auch bereits die Städter sich nach allen Seiten flüchten und den Kirchen zueilen sah. Da befahl er dem Morden Einhalt zu thun und kehrte gelassen in sein Schlafgemach zurück.

Die Niederlage der Ravennaten war vollständig. Schon am folgenden Morgen erschienen sie reumüthig barfuß, im Büßerhemde, die nackten Schwerdter um den Hals gehängt vor dem König, baten um Verzeihung und nahmen die ihnen auferlegte Strafe geduldig hin. Der König aber belohnte reichlich nach seiner Gewohnheit seine tapferen Krieger. Man erzählte es rühmend, wie er einem deutschen Kriegsmann, dem ein Theil des Beins im Kampfe abgehauen war, die Lederstiefeln mit Gold füllen und neben sein Schmerzenslager stellen ließ.

Der König kehrte von Ravenna wieder in die Gegenden am Po

1026. zurück und verweilte im Juni zu Cremona, wo er den Bischof in seinem Rechte gegen die Städter schützte. Schon brach die heiße Jahreszeit ein, den deutschen Heeren in Italien stets so verderblich. Auch in Konrads Heer brachen Seuchen aus, und man hatte schwere Verluste zu beklagen. Der König führte deshalb das Heer nordwärts in die frischeren Alpenthäler, wo es über zwei Monate vom Erzbischof von Mailand mit allen Lebensbedürfnissen im Ueberflusse versorgt wurde. Unwillig sah sich Konrad hier zu längerer Unthätigkeit verurtheilt; kaum trat daher der Herbst ein, als er abermals in die Ebene hinabstieg und aufs Neue gegen die ihm Widerstrebenden den Kampf begann. Schnell bezwang er mehrere der noch vertheidigten Burgen des Adels, hielt über die Empörer Gericht und verurtheilte sie zu den schwersten Strafen. Schon mußte sich auch Markgraf Hugo mit seinen Brüdern fügen; die ganze lombardische Ebene, mit Ausnahme Pavias, war in Konrads Händen. Noch im Winter griff er dann Ivrea*) an und nöthigte Markgraf Maginfred und die anderen Fürsten der Umgegend sich ihm zu unterwerfen. Die Anwesenheit eines deutschen Heeres an den burgundischen Grenzen, erfüllte damals auch König Rudolf mit nicht geringer Besorgniß; eilig schickte er Gesandte nach Ivrea, versprach Konrad alles Gute und verhieß selbst zu dessen Kaiserkrönung nach Rom zu kommen.

Denn schon war es eine allbekannte Sache, daß Konrad Willens sei, ohne Verzug gegen Rom vorzudringen. Bischof Brun führte den kleinen Heinrich dem Vater zu; Erzbischof Aribo, der den König über den Brenner begleitet hatte, dann aber nach Mainz zurückgekehrt war, stellte sich wieder im Lager ein; neue frische Heeresschaaren sammelten sich zu den alten. Auch Abt Odilo erschien, der, wie die Schwalben den Sommer melden, die Romfahrten unserer Kaiser zu verkünden pflegte. Er kam diesmal schweren Herzens, denn auch er hatte des Papsts Benedict und Kaiser Heinrichs Abscheiden bitter zu empfinden gehabt, da das Concil zu Anse im Jahre 1025 allen päpstlichen Privilegien zum Trotz Cluny wieder unter die Jurisdiction des Bischofs von Mâcon gestellt hatte. Mehr als jemals bedurfte er eines kräftigen Schutzes, den er nur bei Kaiser und Papst zu finden vermochte.

1027. Noch im Winter brach der König mit verstärkter Heeresmacht gegen Pavia auf und griff von Neuem die Stadt an; auch sie mußte sich jetzt ihm ergeben und entging nur durch Odilos Fürsprache der strengsten Bestrafung. Unmittelbar nach Pavias Fall ging der König

*) Zu Ivrea feierte der König das Weihnachtsfest.

über den Po, überstieg den Apennin und kam ohne Widerstand zu finden bis vor Lucca, das Markgraf Rainer besetzt hielt und zu vertheidigen gedachte. Aber schon nach wenigen Tagen gaben die Stadt und der Markgraf den Widerstand auf. Rainer wurde seines Amtes entsetzt, und der getreue Markgraf Bonifacius, Tedalds Sohn, erhielt zu Modena, Reggio, Ferrara jetzt noch die tuscische Mark, so daß er sich zum mächtigsten Fürsten Italiens erhob. Ganz Tuscien unterwarf sich nach Luccas Bezwingung ohne Schwerdtstreich dem Könige, der unbehindert bis gegen Rom vordrang. Am Dienstag der stillen Woche zog er, vom Papst und den Römern feierlich empfangen, in die Kaiserstadt ein. 1027. 21. März.

Papst Johann XIX. hatte selbst den König herbeigerufen. Dieser Papst war nicht für den geistlichen Stand erzogen worden; er war jener Bruder Benedicts VIII., Romanus mit Namen, der unter dem Titel eines „Herrn aller Römer" lange die weltliche Verwaltung der Stadt geleitet hatte. Einzig und allein darauf bedacht, sein Geschlecht in der gewonnenen Macht zu schützen, hatte er nach dem Tode seines Bruders die Römer durch große Geldspenden vermocht, ihn, obwohl er Laie war, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. An einem Tage ging er durch alle geistlichen Weihen hindurch, um zum Aergerniß der Welt den ersten Bischofsstuhl der Welt einzunehmen. Selten hat es unähnlichere Brüder gegeben, als Benedict und Johann. So hochgesinnt jener, so engherzig war dieser; so umsichtig Benedict, so beschränkt zeigte sich Johann, vor Allem in der Auffassung seiner geistlichen Würde. Das Misgeschick wollte, daß ihn überdies der Tod Kaiser Heinrichs und die Erhebung Italiens gegen die deutsche Herrschaft sofort in die schwierigste Lage versetzten und seine Bedrängniß sich noch steigerte, als gleich darauf die Griechen neue Rüstungen gegen Italien machten. Als im Zusammenhange mit diesen Rüstungen Gesandte von Constantinopel in Rom erschienen und die ganze Stadt durch reiche Geldspenden zu bestechen suchten, fehlte wenig daran, daß sie nicht den Papst selbst für Constantinopel gewannen. Johann zeigte sich in der That geneigt, einen Bund mit den Griechen zu schließen und den Patriarchen zu Constantinopel als seines Gleichen, d. h. als allgemeinen Bischof der christlichen Kirche, anzuerkennen. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Abendland. Der Abt Richard von St. Vaast eilte selbst nach Rom; der heilige Wilhelm von Dijon machte brieflich dem Papste die dringlichsten Vorstellungen; Alles, was mit Cluny zusammenhing, war in der größten Bewegung. So wurde das gräulichste Aergerniß abgewandt und dem Papste die Nothwen-

1027. digkeit auferlegt, sich in den höchsten geistlichen Dingen wenigstens äußerlich an das Vorbild seiner Vorgänger zu halten. Nachdem der Papst den Bund mit den Griechen hatte aufgeben müssen, hatte er sich an den Verhandlungen der Lombarden mit König Robert und Herzog Wilhelm betheiligt; kaum aber sah er, wie Konrad in Italien festen Fuß faßte, als auch er sich auf die deutsche Seite wandte, um da wieder einen Anhalt zu finden, wo ihn sein Bruder gefunden hatte. Es wird berichtet, der Papst sei selbst nach Como in Konrads Lager gekommen. Man kann dies vielleicht in Frage stellen, da die Nachricht mit anderen nicht unverdächtigen im Zusammenhange steht; aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß der Papst selbst damals Konrad bereitwillig die Wege nach Rom bahnte.

Am Ostertage, am 26. März, fand die feierliche Krönung Konrads und Giselas statt; nicht nach der alten Sitte in der Peterskirche, sondern in der Kirche St. Apostoli neben der Hofburg der Tusculaner. Eine ungemein glänzende Versammlung umgab an diesem Tage das kaiserliche Paar und seinen Sohn, den kleinen Heinrich. Unter den anwesenden weltlichen Fürsten ragten vor allen hervor die Könige Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund, unter den zahlreichen deutschen und italienischen Bischöfen der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna, Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Magdeburg; auch Heinrichs II. Bruder Brun und der dienstbeflissene Meinwerk von Paderborn waren zugegen. Unter der Klostergeistlichkeit war Abt Odilo weitaus die bedeutendste Erscheinung. Man kann sagen, die ersten Häupter des Abendlands waren um das kaiserliche Paar vereinigt; alle tieferen Bestrebungen der Zeit schienen sich zur Aufrechthaltung und Befestigung des Kaiserthums zu verbinden.

Dennoch wurde das Fest auf unerwartete Weise gestört. Schon am Morgen des Krönungstages brach ein ärgerlicher Streit unter dem hohen Klerus Italiens aus. Als sich der König im feierlichen Zuge zur Kirche begab und in dieselbe eintreten wollte, drängte sich der Erzbischof von Ravenna mit Gewalt an seine Rechte, um ihn zum Altare zu führen. Aribert von Mailand, der darin ein Vorrecht seiner Kirche sah und jetzt am Wenigsten geneigt war, dasselbe aufzugeben, trat dem Ravennaten entgegen und suchte ihn zurückzuweisen. Ein allgemeines Getümmel entstand, bei dem selbst Konrad die Fassung verlor und dem Ravennaten die Hand ließ. Da aber verließ der Mailänder wuthentbrannt den Zug und die Kirche; zu nicht geringer Bestürzung Konrads, der wohl wußte, was er diesem Manne schuldete, und seinen ganzen Einfluß durchschaute. Nach dem Rath der ihn umgebenden

Bischöfe wies er daher den Ravennaten zurück. „Wer mich“, sagte 1027
er, „zum Könige Italiens gesalbt hat, soll mich auch dem h. Petrus zur Kaiserkrönung vorstellen,“ und ließ den Mailänder zurückrufen. Da aber Aribert durch das Gedränge sich nicht mehr Bahn brechen konnte, ergriff Konrad die Hand des Bischofs von Vercelli, eines Suffraganen Mailands, damit dem h. Ambrosius seine Ehre bewahrt bliebe, und schritt so zum Altare. Im Uebrigen hatte die Krönung Konrads und Giselas den gewohnten Verlauf. Nach Beendigung der Ceremonien kehrte der neue Kaiser, von den Königen Knud und Rudolf geleitet, in glänzendem Festzug nach seinem Palast in der Leosstadt zurück.

Es blieb nicht allein bei diesen Händeln der geistlichen Herren; noch während der Krönungsfeste brach zu Rom unter der Volksmasse ein anderer, schlimmerer Streit aus, der leicht ähnliche Folgen hätte nach sich ziehen können, wie jener Tumult, der bei der Krönung Heinrichs II. Pavia in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Der Anlaß war der geringfügigsten Art. Um eine Kuhhaut gerieth ein Deutscher mit einem Römer in Streit; von Worten kam es zu einer Rauferei, in die sich bald auch Andere mischten. Die Deutschen ergriffen für ihren Landsmann, die Römer für den Römer Partei. Schon war das ganze Heer des Kaisers, das ganze römische Volk auf dem Platze; Kriegsgeschrei und Waffenlärm erfüllten die Stadt. Ein hitziger, blutiger Kampf entspann sich, in dem außer Anderen Berengar, der Sohn des schwäbischen Grafen Liutold, sein Leben verlor. Lange widerstanden die Römer, mußten aber endlich unter großen Verlusten weichen. Am folgenden Tage erschienen die Urheber des Aufstands vor dem Kaiser, die freien Männer mit nackten Schwerdtern, die Knechte mit Weidenruthen am Halse; sie alle erhielten die verdiente Strafe.

Die Gegenwart so vieler hoher Kirchenfürsten in Rom wurde benutzt, um mehrere wichtige Entscheidungen auf einer großen Synode zu treffen, die nach dem Herkommen der Kaiserkrönung folgte und bei welcher der Kaiser selbst zugegen war. Am 6. April wurde sie im Lateran abgehalten, wo man eine ähnliche Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten seit den Zeiten Ottos III. nicht mehr gesehen hatte. Auf dieser Synode wurde zuerst der zwischen Mailand und Ravenna entstandene Rangstreit auf ewige Zeiten zu Gunsten Mailands entschieden. Dann trat der Patriarch Poppo von Aquileja mit der schon oft erhobenen Forderung von Neuem hervor, der Patriarch von Grado solle der selbstständigen Stellung, die er unter dem Schutz Venedigs gewonnen hatte, entkleidet und ihm untergeben werden; Papst

1027. und Kaiser fanden diese Forderung gerecht, und die Synode beschloß, was Poppo verlangte. Ferner brachte König Knud dringende Beschwerden vor die Versammlung über die unerschwinglichen Summen, die zu Rom von den englischen Erzbischöfen für das Pallium verlangt wurden; der Papst sagte gegen das Versprechen Knuds, in Zukunft regelmäßig den Peterspfennig von seinem englischen Reiche zu zahlen, Abhülfe dieser Beschwerden zu. Endlich ließ auch Abt Odilo seine Klagen über die französischen Bischöfe verlauten. Schon hatte der heilige Mann sich in hohem Maße die Gunst des Kaisers gewonnen, der sogar einem Neffen desselben, einem jungen leichtfertigen Manne, die reiche Abtei Novalese bei Turin ertheilte; auch vor der Synode wird der Beistand des Kaisers dem Abte nicht gefehlt haben. Odilo erhielt vom Papste, wie er verlangte, neue Privilegien, aber freilich konnten weder diese noch besondere Ermahnungen des Papstes an den Bischof von Mâcon Cluny vor den Bedrängungen der französischen Kirchenhäupter bei der augenblicklichen Lage der Dinge schützen.

Diese Beschlüsse der Synode waren zunächst kirchlicher Natur, doch bei der engen Verbindung, in der Kirche und Staat durchweg standen, griffen sie zugleich tief in die politischen Verhältnisse ein.

Noch während der Verhandlungen kam es in Rom selbst zwischen den Vasallen der Erzbischöfe von Mailand und Ravenna zu blutigen Händeln, die mit einer Niederlage der Ravennaten endeten; ihr Erzbischof selbst kam kaum mit dem Leben davon. Die Begünstigung Aquilejas war sodann ein unmittelbarer Angriff auf die Freiheiten Venedigs, das in dem Patriarchat von Grado seine kirchliche Selbstständigkeit fand. Der Patriarch von Grado war der leibliche Bruder des Herzogs Otto Urseolus, der im Jahre 1009, kaum dem Knabenalter entwachsen, seinem trefflichen Vater Peter Urseolus gefolgt war und sich mit einer Schwester des Königs Stephan von Ungern vermählt hatte. Mit Mannhaftigkeit, aber nicht ohne leidenschaftliche Hitze vertheidigte der junge Otto die weitreichende, fast unumschränkte Gewalt, die sein Haus in Venedig gewonnen hatte, sowohl gegen zahlreiche innere Feinde, wie gegen mächtigere Gegner von außen. Schon hatte Poppo von Aquileja, ein ehrgeiziger, staatskluger und streitlustiger baierischer Kleriker aus der Schule Heinrichs II., die Republik angegriffen, den Patriarchen aus Grado vertrieben und sich selbst in den Besitz der Insel und ihrer bischöflichen Kirche gesetzt; der Moment schien ihm einladend genug, um endlich einmal mit Gewalt Ansprüche durchzusetzen, die seine Vorgänger so oft vergebens vor Kaiser und Papst erhoben hatten. Indem nun der Kaiser offen

Poppos Unternehmungen billigte, trat klar zu Tage, wohin seine Absichten in Betreff der Republik gingen, wie auch wohl kaum zu bezweifeln ist, daß er dem fortgesetzten Kampf Aquilejas gegen den Dogen nicht fern stand. Eine sehr wichtige Rolle spielte damals dieser Poppo in den Plänen des Kaisers; hieraus erklären sich die großen Begünstigungen, die er ihm in seinen Streitigkeiten mit Herzog Adalbero von Kärnthen angedeihen ließ, hieraus die neuen wichtigen Privilegien, die das ohnehin schon überreiche Aquileja erhielt. Neben dem Mailänder Erzbisthum erhob sich das Patriarchat von Aquileja zu einer ungemeinen Bedeutung, die sich noch wesentlich steigerte, als bald darauf Papst Johann den Patriarchen zum bleibenden Vicar des römischen Bischofs ernannte und seiner Kirche den Vorrang vor allen anderen Italiens zugestand. Dennoch gelang es Poppo nicht, seine und des Kaisers Absichten gegen Venedig durchzusetzen. Obgleich Otto Urseolus im Jahre 1028 gestürzt und aus seiner Stadt vertrieben wurde, behauptete sich doch die Selbstständigkeit Venedigs, wie des Patriarchats von Grado, und im folgenden Jahre nahm Papst Johann selbst, wankelmüthig wie er war, die Beschlüsse der römischen Synode zu Gunsten Aquilejas wieder zurück. 1027

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß zu Rom zwischen den vereinigten Herrschern Deutschlands, Burgunds und Dänemarks wichtige Verabredungen getroffen wurden. Wie hätte vor Allem nicht die große Frage des Augenblicks, die burgundische Erbschaft, zwischen Kaiser Konrad und König Rudolf zur Sprache kommen sollen? Nahe genug liegt die Vermuthung, daß schon damals zwischen beiden jene Bestimmungen verabredet wurden, die wenige Monate nachher in dem Vertrage von Basel ihre förmliche Bestätigung erhielten. Nicht minder wird der Bund zwischen Konrad und Knud, die sich jetzt erst persönlich begegnet zu sein scheinen, bekräftigt und fester geschlossen sein. Wir haben indessen von den Verhandlungen der Könige keine weitere bestimmte Kunde, als die uns zufällig in einem Briefe Knuds an die englischen Bischöfe über einige weniger erhebliche Angelegenheiten erhalten ist. „Eine große Fürstenversammlung“ — so schreibt Knud — „war am Osterfest zu Rom um Papst Johann und Kaiser Konrad. Alle Fürsten vom Monte Gargano bis zu dem Rom benachbarten Meere waren erschienen; sie nahmen auch mich ehrenvoll auf und beehrten mich mit schönen Geschenken. Besonders aber ehrte mich der Kaiser mit mannigfachen kostbaren Gaben, mit goldenen und silbernen Gefäßen, mit prachtvollen Mänteln und Kleidern. Ich verhandelte mit dem Kaiser, dem Papste und den anderen Fürsten, die anwesend waren, über die Bedürfnisse meines Volks, der Engländer sowohl wie der Dänen; in Sonderheit darüber, daß ihnen

1027. billigere Bedingungen und sichereres Geleit auf dem Wege nach Rom gewährt, sie nicht ferner an so vielen Pässen aufgehalten und durch ungerechte Zölle belästigt würden. Der Kaiser fand meine Forderungen gerecht, und König Rudolf, in dessen Händen besonders jene Pässe sind, und die übrigen Fürsten erließen Befehl, daß alle meine Unterthanen, Kaufleute wie Pilger, fortan unbelästigt und zollfrei an den Pässen unter sicherem Geleit nach Rom gehen und von dort heimkehren sollten."

Bald nach der Synode trennten sich die Könige. Knud und Rudolf kehrten in ihre Heimath zurück; der Kaiser begab sich nach dem Süden Italiens, um die langobardischen Fürstenthümer seiner Herrschaft zu sichern.

Pandulf IV., der von Heinrich II. entsetzte Fürst von Capua, war nach des Kaisers Tode, auf die dringende Verwendung seines Schwagers Weimars III. von Salerno, der Haft jenseits der Berge entlassen worden und nach Salerno gegangen. Nur kurze Zeit verhielt sich indessen hier Pandulf ruhig; bald dachte er auf nichts Anderes, als auf die Herstellung seiner Herrschaft. Weimar unterstützte ihn; beide verbündeten sich mit dem griechischen Katapan und den Grafen der Marsen und nahmen überdies eine Normannenschaar, wie sie sich jetzt stets von Neuem in Unter-Italien sammelten, in ihre Dienste. So griff Pandulf Capua an, das sich nach langer Belagerung ihm endlich ergeben mußte. Pandulf von Teano, der von Kaiser Heinrich dort eingesetzte Fürst, fiel in die Hände der Griechen, die ihn nach Neapel brachten und dort unter die Obhut des Magister Militum Sergius stellten. Pandulf übernahm so von Neuem die Regierung seines Fürstenthums, in dem er sich seinen kleinen Sohn Pandulf V. als Mitregenten dem Namen nach zugesellte.

Indessen hatten die Griechen zu einem neuen Zuge gegen Unter-Italien gerüstet. Kaiser Basilius II., der Bruder der Theophano, dessen lange Regierung nicht ohne glückliche Erfolge gewesen war und dem es im Jahre 1018 gelungen war das Bulgarenreich zu vernichten, ging noch als Greis von siebenzig Jahren mit dem Plane um, die alte Herrschaft der Griechen in Italien und Sicilien aufzurichten. Ein gewaltiges Heer und eine stattliche Flotte wurde zu diesem Zwecke im Jahr 1025 aufgebracht; persönlich wollte sich der alte Kaiser an die Spitze der Kriegsmacht stellen. Aber ehe das Heer abging, ereilte ihn der Tod, und die Regierung führte nun allein der alte und geistesschwache Constantinus IX., der Bruder des Basilius, fort. Dem letzten Unternehmen des Basilius war seine Kraft und Bedeutung genommen, aber es wurde doch nicht ganz aufgegeben. Im Frühjahre

1027 landete ein großes Söldnerheer unter dem Kämmerer Orestes an der italischen Küste, um die griechischen Besitzungen auszudehnen oder doch mindestens für die Folge nach allen Seiten zu schützen. 1027.

Dies war die Lage Unter-Italiens, als Konrad dorthin aufbrach, und im Fluge die südlichsten Theile seines italischen Reichs durcheilte. Er war nicht gewillt, sich in einen Kampf gegen die Griechen zu stürzen, sondern nur die langobardischen Staaten dem abendländischen Reiche zu erhalten. Theils freiwillig, theils dem Zwange weichend, unterwarfen sich ihm schnell nacheinander Benevent, Capua und Salerno. Pandulf IV. wurde von Konrad in Capua ohne Bedenken in seiner Herrschaft anerkannt; gern gestattete auch der Kaiser den tapferen normannischen Abenteurern Wohnsitze in seinem Reiche und widmete sie dem Dienste der langobardischen Fürsten, die von diesem kriegerischen Geschlecht unterstützt, wie er hoffte, um so leichter den Angriffen der Araber und Griechen widerstehen würden. In der That schien der Ehrgeiz Pandulfs und Weimars jetzt eine andere Richtung zu nehmen. Kurze Zeit darauf griff Pandulf Neapel an, verjagte den Sergius von dort und nahm die Stadt ein. Pandulf von Teano, seiner Haft entledigt, flüchtete sich nach Rom, wo er als Verbannter nach einiger Zeit starb.

Nur wenige Tage hatte Konrad in Campanien verweilt, da er auf alle Weise seine Rückkehr nach Deutschland zu beschleunigen suchte. An Rom vorübereilend, war er am 1. Mai bereits in Ravenna. Dann schlug er die Brennerstraße ein und traf in den letzten Tagen des Mai wieder auf deutscher Erde ein. Es spornten ihn besorgliche Nachrichten, die er in der letzten Zeit von dem Ausbruch neuer Unruhen in Deutschland erhalten hatte, zu solcher Eile.

Mit Staunen sah die Mitwelt die raschen und glänzenden Erfolge Konrads in Italien. Wenn Heinrich die Kaiserkrone erst im zwölften Jahre seiner Regierung gewonnen hatte, so war sie Konrad schon im dritten zugefallen. Ueberall waren seine Feinde ihm erlegen, und ein Zustand innerer Sicherheit schien in dem Lande hergestellt, wie man ihn seit den Tagen Ottos I. nicht mehr gekannt hatte. So hatte in der Gegend von Fermo damals ein vornehmer Räuber, Graf Thasselgard, lange Zeit ein gewaltiges Unwesen getrieben. Nachdem er auch Konrads Nachstellungen sich mehrfach entzogen hatte, fiel er endlich doch in die Hände der Deutschen. Erfreut hörte Konrad die Botschaft, eilte selbst, sich Tag und Nacht nicht Ruhe gönnend, über zwanzig deutsche Meilen herbei, damit der gefährliche Mensch ihm nicht wieder entrinne. Als er desselben ansichtig wurde,

1027. brach er in die Worte aus: „Ist das jener Löwe, welcher der Heerde Italiens so lange furchtbar war? Beim heiligen Kreuze des Herrn! er soll nicht ferner von meinem Brode zehren!“ Er ließ über Thasselgard die Fürsten zu Gericht sitzen und ihn nach dem Spruche derselben aufknüpfen. Als dies geschehen war, sagt Wippo, kehrten Ruhe und Friede wieder in Gegenden ein, wo man sie lange kaum gekannt hatte.

So wunderbar schien Vielen das Glück, das Konrad in seinen ersten Regierungsjahren begünstigte, daß sie meinten, nicht ohne überirdische Kräfte bewältige er alle ihm widerstrebenden Gewalten. Der Teufel, erzählt ein Zeitgenosse, sei damals einem Kranken erschienen und habe ihm Heilung zugesagt, wenn er ihm seine Seele verschriebe; zum Beweise seiner Macht habe er sich aber darauf berufen, daß nur mit seiner Hülfe Kaiser Konrad gelungen sei, was noch kein Herrscher vordem in so kurzer Zeit erreicht habe. Wie glückbringend Konrads Stern war, sollten jetzt auch seine Widersacher in Deutschland erfahren.

Als der König vor Jahresfrist Deutschland verlassen hatte, waren die Unzufriedenen nicht ganz bewältigt gewesen, aber ihre Macht schien bereits so gebrochen, daß er sie glaubte verachten zu können. Dennoch erhob sich noch einmal zu gefahrdrohender Höhe der Aufstand, und Herzog Ernst, Giselas Sohn, war es, der ihm neue Kräfte verlieh und die verglimmende Asche zu hellem Brande anfachte.

So tief auch Ernsts Reue in Augsburg schien, sie war nichts weniger als wahr und aufrichtig gewesen. Wenn bald der unselige Zwiespalt von Neuem ausbrach, so trug nicht Konrad die Schuld, der vielmehr seinem Stiefsohne vollständig verziehen und ihm sogar ein ehrendes Vertrauen bewiesen hatte. Nicht allein, daß er ihn mit der reichen Abtei Kempten belehnte; er entließ ihn auch alsbald aus Italien nach seiner schwäbischen Heimath, weil er glaubte, Niemand sei geeigneter, den Mismuth der Unzufriedenen zu besänftigen, Niemand werde sie leichter zur Pflicht zurückführen, als sein Sohn. Aber übel lohnte Ernst das Vertrauen des Vaters. Aufs Neue stand er binnen Kurzem mit seinen alten Freunden in hochverrätherischen Verbindungen, und kaum geschah es, daß Bischof Brun Deutschland verließ, als in Schwaben und Baiern von Neuem der Aufstand ausbrach. Offen griff Ernst mit seinen Genossen abermals zu den Waffen. Graf Welf verheerte die Güter des Bisthums Augsburg,

nahm die Stadt ein und plünderte sie sammt dem bischöflichen Schatz. 1027.
Indessen überfiel Ernst mit einer großen Schaar junger verwegener Leute den Elsaß, zerstörte dort die Burgen eines Vetters des Kaisers des Grafen Hugo von Dasburg, und warf sich dann nach Burgund, wo er sich auf einer Insel bei Solothurn verschanzte. Er rechnete auf den Beistand seines Oheims, des Königs Rudolfs; aber dieser nöthigte aus Furcht vor dem Kaiser alsbald seinen Neffen Burgund zu verlassen. Ernst räumte das Land und zog nach der Gegend von Zürich ab. Hier befestigte er eine Burg, die ihm zum Anhalt für weitere Raubzüge diente, von denen besonders die Klöster St. Gallen und Reichenau schwer heimgesucht wurden.

Viele begünstigten, wenn sie auch aus Furcht vor dem Kaiser für Ernst nicht offen die Waffen ergriffen, doch im Stillen auf alle Weise den Aufstand. Zu ihnen gehörten selbst die nächsten Verwandten des Kaisers, wahrscheinlich sogar sein einziger Bruder Gebhard. Vor Allem aber war Konrad der Jüngere mit seiner ganzen Sippe für Ernst im Verborgenen thätig. Konrads Stiefvater, Herzog Friedrich, der jetzt im eigenen Namen die Verwaltung Oberlothringens leitete, stand der Empörung nahe, und Konrads Mutter Mathilde beschickte, wie wir wissen, damals sogar den Polenkönig, den erbittersten Feind des Reichs und des Kaisers. Sie wird es nicht allein gethan haben, um ihm jenes liturgische Buch zu übersenden, dem wir allein Kenntniß von dieser Verbindung verdanken. Merkwürdig genug ist der Brief Mathildens, welcher sich dem Buche vorangeschickt findet. Während der Kaiser und das deutsche Volk Mieczislaw den angemaßten Königsnamen zum härtesten Vorwurf machten, begrüßt ihn Mathilde hier als den „unbesiegtesten König," preist die Anfänge seines glorreichen Regiments und erhebt seinen Eifer für die christliche Kirche bis in den Himmel. „Der Allmächtige," schließt sie, „nach dessen Bestimmung du mit dem königlichen Diadem geschmückt bist, möge dir ein langes Leben und die Palme des Siegs gewähren, er möge dir größere Kraft verleihen, als deinen Feinden." Der ganze Brief ist nichts als eine stets wiederholte Anerkennung der polnischen Königskrone; man muß glauben, daß Konrad und die Seinen sich dadurch den Beistand des Polen für ihre Absichten erkaufen wollten.

Man sieht, weit verzweigt war auch diesmal die Empörung gegen den Kaiser; um so gefährlicher aber wurde sie, als es das Unglück wollte, daß gerade damals der alte Herzog Heinrich von Baiern starb, Bischof Brun mit den treuesten Anhängern des Kaisers in Italien verweilte, Bischof Werner endlich, dem die Obhut Schwabens anver-

1027. traut war, sich seiner Aufgabe keineswegs gewachsen zeigte. So hatten Ernst und seine Genossen im oberen Deutschland freies Spiel, bis der Kaiser selbst im Mai 1027 über die Alpen zurückkehrte.

Konrad nahm seinen Weg zunächst nach Baiern. Kaum hatte er die baierische Erde betreten, so verfügte er auch schon über die Lehen des Grafen Welf als eines überwiesenen Hochverräthers. Die Grafschaft desselben im Innthale mit den Pässen von Seeben verlieh er dem Bisthum Brixen. In den letzten Tagen des Juni hielt er dann einen großen Landtag zu Regensburg, belehnte hier seinen kleinen Sohn Heinrich mit dem baierischen Herzogthum und ließ alle Güter und Einkünfte des Reichs in Baiern und der Mark Oestreich auf das Genaueste feststellen. Der Aufstand in Baiern war sogleich bei seinem Erscheinen überall erstorben; ruhig hinterließ er das Land, als er im Juli nach Schwaben, dem Hauptheerd der Empörung, seine Schritte lenkte.

Auch hier brach sich die Macht des Aufstands, sobald sich der Kaiser zeigte. Nachdem er zu Augsburg mit Bischof Brun und anderen seiner vertrauten Rathgeber eine Berathung gehalten hatte, berief er auf die letzten Tage des Juli einen Reichstag nach Ulm, um hier auf schwäbischem Boden über die Empörer Gericht zu halten. Herzog Ernst und Graf Welf wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden. Sie erschienen; aber nicht mit reuigem und demüthigem Herzen kam Herzog Ernst, vielmehr glaubte er, vertrauend auf die große Zahl seiner wohlgerüsteten Vasallen, mit dem Kaiser als seines Gleichen zu verhandeln und, bliebe dies ohne Erfolg, gegen ihn das Waffenglück versuchen zu können. Aber eine kurze Unterredung mit seinen Lehensmannen zeigte Ernst sofort, wie sehr er sich getäuscht hatte. Obwohl er sie auf das Eindringlichste an ihren Lehnseid mahnte, sie beschwur ihn nicht in dieser Noth zu verlassen und um sein Herzogthum zu bringen; obwohl er sie daran erinnerte, daß die Schwaben nach den Geschichten der Väter immer in den Ruf unverbrüchlicher und standhafter Treue gegen ihre Herren gestanden hätten; obwohl er ihnen endlich selbst die größten Belohnungen und ihrer Nachkommenschaft die höchsten Ehren in Aussicht stellte; seine Worte blieben doch ohne alle Wirkung, und er sah sich von ihnen völlig verlassen. Die Grafen Friedrich und Anselm gaben ihm im Namen Aller Antwort. „Wir wollen nicht läugnen", sprachen sie, „daß wir dir Treue gegen Jedermann angelobt haben, nur nicht gegen den, der uns an dich übergab. Wären wir eigene Leute des Königs gewesen, und als solche dir überlassen, so dürften wir uns freilich allerwege

nicht von dir trennen. Jetzt aber, da wir freie Männer sind und da 1027.
der Kaiser und König der höchste Schutzherr unserer Freiheit auf Erden ist, büßen wir, wenn wir ihn verlassen, unsere Freiheit selbst ein, die ein wackerer Mann nur mit dem letzten Athemzuge aufgiebt. Deshalb sind wir bereit, dir zu gehorchen, so weit du Rechtliches und Ehrbares von uns begehrst. Verlangst du aber Anderes, so kehren wir als freie Männer zu dem zurück, der uns nur bedingungsweise an dich übergeben hat."

Bei solchen Gesinnungen seiner Vasallen sah Herzog Ernst keine Möglichkeit weiteren Widerstandes. Er ergab sich auf Gnade und Ungnade dem Kaiser, der ihn nach Giebichenstein bringen ließ, um ihn so aus Schwaben zu entfernen und von weiteren Empörungen abzuhalten; die Verwaltung Schwabens nahm der Kaiser damals selbst, wie es scheint, in die Hand. Auch Graf Welf unterwarf sich und wurde ebenfalls, nachdem er überdies dem Bisthum Augsburg vollen Schadenersatz hatte leisten müssen, auf einige Zeit in Haft gegeben. Ein ähnliches Schicksal traf auch mehrere andere Anhänger des Herzogs. Aber nicht alle unterwarfen sich sofort; der König mußte noch mehrere Burgen der Aufständigen in Schwaben angreifen und brechen. Am Längsten hielt sich die Kiburg unweit Zürich, eine starke Feste des Grafen Werner, der die Freundschaft seines jungen Herzogs höher anschlug, als die Gunst des mächtigen Kaisers. Drei Monate lang wurde die Burg vom Heere des Kaisers umschlossen gehalten, der sie endlich im Herbst persönlich einnahm, doch Werners selbst nicht habhaft werden konnte.

Als der Kaiser Schwaben beruhigt sah, begab er sich nach Franken, um hier seinen Vetter Konrad zur Rechenschaft zu ziehen, der durch sein mehr als zweideutiges Benehmen die Erhebung Ernsts vornehmlich gefördert hatte. Schwer mußte Konrad seine Betheiligung an dem Aufstande büßen; seine besten Burgen wurden gebrochen, seine Güter und Lehen eingezogen, er selbst in Haft gegeben. Sein Bruder Brun scheint erst damals in den geistlichen Stand getreten zu sein, den er schwerlich freiwillig erwählte. Zu derselben Zeit wurde auch des Kaisers einziger Bruder Gebhard die Tonsur zu nehmen genöthigt; wahrscheinlich hatte auch er an Ernsts Unternehmen Antheil gehabt. Gebhard, schon als Knabe dem geistlichen Stande geweiht und der Würzburger Kirche übergeben, hatte zum Jüngling gereift die Kutte abgeworfen und war in das weltliche Leben zurückgekehrt; jetzt mußte er seine Waffen niederlegen und aufs Neue in jene Knechtschaft zurückkehren, der er vor langen Jahren entronnen war. Es war

1027. der Wille des Kaisers und der Beschluß eines allgemeinen deutschen Concils, das sich am 23. September um den Kaiser zu Frankfurt versammelt hatte.

Der Mönch Wolfher, der Biograph des Bischofs Godhard von Hildesheim, hat uns ausführliche Nachrichten über die Verhandlungen dieses Concils hinterlassen. Er war selbst bei denselben zugegen und folgte ihnen mit Aufmerksamkeit; schon die äußere Ordnung der Versammlung machte auf ihn einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Auf den Stufen des Hochaltars hatte der Erzbischof Aribo, der die Verhandlungen leitete, seinen Sitz; zu seiner Rechten saßen die Bischöfe von Straßburg, Bamberg, Würzburg, Hildesheim und Worms, zur Linken die von Augsburg, Paderborn, Verden und Halberstadt. Ihm gegenüber auf der Abendseite des Chors war ein erhöhter Thron für den Kaiser aufgeschlagen, zu dessen Füßen der Herzog Adalbero von Kärnthen als sein Schwerdtträger saß; zur Rechten des Kaisers waren die Sitze für den Erzbischof Piligrim von Köln und dessen Suffragane, die Bischöfe von Minden, Münster und Utrecht, zur Linken des Throns saß Erzbischof Hunfried von Magdeburg mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Zeiz, Merseburg, Brandenburg und Meißen. Auf der Südseite des Chors fanden die Bischöfe, deren Metropoliten nicht anwesend waren, die Bischöfe von Verdun, Mantua, Oldenburg und Schleswig ihren Platz; auf der Nordseite endlich die Aebte, an ihrer Spitze die von Fulda und Hersfeld. In der Mitte des Kreises hatten die kaiserlichen Kapläne und einige den Bischöfen vertraute Kleriker und Mönche ihre Sitze erhalten. Die Laien waren Anfangs von den Verhandlungen ausgeschlossen; als sie dann später zugelassen wurden, mußten sie sich im Rücken der Bischöfe aufstellen. Zwei Tage lang saß das Concil und berieth verschiedene kirchliche Angelegenheiten, unter denen besonders die Gandersheimer Sache abermals die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Noch immer hatte sich Aribo nicht gefügt; trotz der Entscheidung des Kaisers und der Synode zu Grona hatte er neue Amtshandlungen in Gandersheim vorgenommen, denen sich jedoch Bischof Godhard, durch ausdrückliche Anweisung des Königs bestimmt, auf das Nachdrücklichste widersetzte. Als so der alte Kampf von Neuem entzündet war, hatte Aribo die Abwesenheit des Königs zu benutzen gesucht, um auf einer Synode zu Seligenstadt (20. September 1026) eine ihm günstigere Entscheidung herbeizuführen; aber alle seine Bestrebungen scheiterten an der Zaghaftigkeit der Bischöfe in Abwesenheit des Königs eine so oft verhandelte und ihm selbst wichtige Sache zu entscheiden. Jetzt in

Konrads Gegenwart wurde sie abermals zur Erwägung gestellt, aber 1027.
auch diesmal zu Gunsten Godhards entschieden. Immer deutlicher mußte Aribo empfinden, wie tief sein Einfluß gesunken sei. Auch in der Angelegenheit des Grafen Otto von Hammerstein, die er vor dem Concil noch einmal zur Sprache brachte, gelang es ihm nicht, eine schließliche Entscheidung herbeizuführen.

Bis zu dem December verweilte der Kaiser in Franken, wo er meist in der alten Königsburg zu Tribur Hof hielt. Dann begab er sich nach dem oberen Lothringen. So unzuverlässig sich auch Herzog Friedrich in den letzten Wirren gezeigt hatte, so entging er doch einer Bestrafung; das Schicksal seiner Freunde mochte hinreichend scheinen, um ihn für die Zukunft zu warnen. Am 9. December war der Kaiser zu Toul, um der Weihe des neuen Bischofs, eines nahen Verwandten seines Hauses, beizuwohnen. Der neue Bischof war der junge Brun, der Sohn des Grafen Hugo von Dasburg, eines Vetters des Kaisers; Niemand ahnte wohl, welche hervorragende Rolle diesem jungen Mann in der Weltgeschichte bestimmt war. Gegen Weihnachten wandte sich der Kaiser nach dem niederen Lothringen, wo er das Weihnachtsfest zu Lüttich beging. —

Durch Entschlossenheit und unermüdliche Thätigkeit hatte Konrad alle seine Gegner in Italien und Deutschland besiegt. Jede Auflehnung gegen seinen Willen hat nur dazu gedient, seine Macht zu befestigen und zu heben. Nicht allein, daß Konrad bereits in seinen Reichen diesseits und jenseits der Alpen vollständig Herr war; schon war auch ihm und seinem Sohne die Nachfolge in Burgund auf das Festeste verbürgt, obschon er einen unantastbaren Erbanspruch an dieses Reich kaum zu begründen vermochte. Als Kaiser Konrad nehmlich im August dieses Jahres durch Schwaben zog, war er mit König Rudolf zu Muttenz bei Basel abermals zusammengetroffen. Vereint waren darauf die beiden Herrscher nach Basel gegangen und hatten hier einen Vertrag geschlossen, in dem nicht nur dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich die Nachfolge im burgundischen Reiche gesichert wurde, sondern auch König Rudolf sofort einen gewissen Antheil am Regiment dem Kaiser einräumte, der schon von dieser Zeit an seine Regierungsjahre im burgundischen Reiche zu zählen pflegte; nach Rudolfs Tode sollte Burgund einen untrennbaren Bestandtheil des Kaiserreichs bilden. Dieser Vertrag schloß einen unermeßlichen Gewinn für das Reich in sich, den man besonders der Klugheit der Kaiserin Gisela, der Nichte König Rudolfs, zu danken hatte.

Wie hoch schon damals die Macht des Kaisers gestiegen war,

1028. zeigte sich der Welt am Deutlichsten durch den feierlichen Act, der dem jungen Sohn des Kaisers die bereits verbürgte Nachfolge in dessen
14 April. Reichen unumstößlich sicherte. Am Osterfest d. J. 1028 wurde der elfjährige Heinrich nach dem Willen des Kaisers und der Fürsten zum König gesalbt und gekrönt. Es geschah nicht zu Mainz, sondern an der durch das alte Herkommen geweihten Stelle im Münster zu Achen; die Krönung verrichtete der Erzbischof von Köln, der durch Giselas Krönung sich und seinem Stuhl dieses lange bestrittene Recht gesichert hatte. Das war das wichtigste, das glänzendste Resultat der glückreichen Unternehmungen Konrads, daß er schon im fünften Jahre seiner Regierung seinem Hause die Nachfolge im Reiche unantastbar verbürgen konnte. Nach einem halben Jahrhundert war zum erstenmal wieder die Thronfolge im Voraus gesichert. Mit der Gewißheit derselben gewann naturgemäß das Königthum unermeßlich an Kraft und Vertrauen; mit derselben mehrten sich aber auch im deutschen Volke die Hoffnungen auf eine ruhigere Entwickelung der Dinge im Innern, und eröffneten sich ihm zugleich die lockendsten Aussichten auf die Befestigung seiner weltbeherrschenden Stellung. Die Zukunft leuchtete beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizonte bei Gewitterstürmen.

3.

Die Kämpfe um die Erbschaft Boleslaw Chrobrys.

Während Konrad Italien gewann, war der Kampf um das große Erbe Boleslaw Chrobrys entbrannt; er tobte fort und hielt den ganzen Osten Europas in kriegerischer Bewegung. So sehr auch Mieczislaw, der sehr mit Unrecht „der Faule" genannt ist, die Rührigkeit und den Ehrgeiz seines großen Vaters besaß, so fehlte ihm doch dessen erfinderischer Geist und nachhaltige Kraft, um das gewaltige Reich zusammenzuhalten. Bald sah er sich von allen Seiten angegriffen; von den Dänen im Norden, den Ungern im Süden, den Russen, zu denen sich sein Bruder Otto-Bespriem geflüchtet hatte, im Osten. So vielen Feinden zeigte sich Mieczislaw in keiner Weise ge-

wachsen; eine Eroberung seines Vaters nach der andern mußte er da- 1028.
hinschwinden sehen.

Diesen Kämpfen gegenüber konnte sich der Kaiser nicht mehr theilnahmlos verhalten und begab sich deshalb im Frühjahr 1028 nach Sachsen. Wir wissen, wie er sich mit dem Opfer der Mark Schleswig die Freundschaft Knuds und den Beistand der Dänen gegen die Polen erkauft hatte; ohne Zweifel hatte er es daher mit innerer Befriedigung gesehen, daß es Knud gelungen war, die Pommern, Ermländer und Samländer zu unterjochen und sich tributpflichtig zu machen. Es waren heidnische Völker, die sich einst Boleslaw mit den Waffen unterworfen, deren Länder nie dem deutschen Reiche angehört hatten und auf die Konrad keinen Anspruch begründen konnte. Anders war es mit den Eroberungen Stephans des Heiligen, der nicht allein seine früheren Besitzungen wiedergewonnen, sondern die Polen auch aus dem größten Theile Mährens verdrängt hatte, eines Landes, das man von jeher als ein Lehen des deutschen Reiches angesehen hatte. Stephan zeigte aber nicht die geringste Neigung, ein Lehnsmann des deutschen Reichs zu werden; seine nahen Beziehungen zum Reiche hatten sich überdies seit dem Tode seines kaiserlichen Schwagers gelöst, und schon im Herbste des verflossenen Jahres hatte sich gezeigt, wie wenig er Konrad traute. Als dieser nehmlich damals den Bischof Werner von Straßburg als seinen Gesandten nach Constantinopel schickte und der Bischof seinen Weg durch Ungern nehmen wollte, verweigerte ihm König Stephan beharrlich den Durchzug. Obwohl der Bischof vorgab, als Pilger nach dem gelobten Lande zu ziehen, — und Pilgern hatte das Land des frommen Königs noch immer offen gestanden — mistraute Stephan doch mit Recht einem Büßer, der mit dem stattlichsten Gefolge, großen Heerden von Hausthieren und allem Luxus des weltlichen Lebens auszog. Werner mußte den Weg über Venedig nehmen und gelangte erst nach einer sehr gefahrvollen Seefahrt an das Ziel seiner Reise. Seitdem spannte sich das Verhältniß des Kaisers mit dem Ungern mehr und mehr; in der baierschen Ostmark wurde es wieder lebendig.

Ein neuer Ungernkrieg war dem Ausbruche nahe; aber um so weniger konnte Konrad jetzt an die Ausführung desselben denken, als er sich selbst bereits von Seiten des Polen angegriffen sah. Kaum hatte sich Miecziſlaw seiner nächsten Feinde entledigt, als er im Jahre 1028 unerwartet die Waffen gegen den Kaiser ergriff, die sächsischen Marken verheerend durchzog und in das Land der Liutizen, der alten Feinde seines Vaters, einfiel. Fast unter den Augen des Kaisers ge-

1028. schah der verwegene Beutezug, der eine gebührende Vergeltung herausforderte; zum Ueberfluß erschienen noch Gesandte der Liutizen vor Konrad, als er im October zu Pöhlde Hof hielt, forderten dringend zu einem Polenkriege auf und versprachen zu demselben ihre Hülfe. So wurde denn ein großer Zug gegen Polen auf den nächsten Sommer beschlossen, und kriegerische Rüstungen zu demselben erfüllten das Reich.

1029. Der König begab sich im Anfange des neuen Jahres nach Baiern, unfraglich aufs Neue die ungerschen Angelegenheiten ernst in das Auge fassend, die sich vollends nach dem Tode Bruns von Augsburg verwickeln mußten. Am 6. April starb dieser Bischof, der eine so einflußreiche Rolle im Reiche gespielt hatte und bisher die geeignetste Mittelsperson zwischen seinem ungerschen Schwager und dem Kaiser gewesen war. Sein Tod schien das Signal zum Ausbruch des lange drohenden Krieges zu sein. An den Grenzen kam es sogleich zu blutigen Händeln; mehr durch die Schuld der Deutschen als der Ungern, obwohl diese herausgefordert bald ihrer alten Raublust den Zügel schießen ließen. Konrad, zu gleicher Zeit den Angriffen der Polen und der Ungern ausgesetzt, bedurfte tüchtiger und verläßlicher Bundesgenossen; sie boten sich ihm von selbst in den Böhmen dar, die einen alten Anspruch auf Mähren hatten und geborene Feinde wie der Polen so der Magyaren waren. Wenn auch von dem unzuverlässigen und erbärmlichen Herzog Udalrich Nichts zu erwarten war, so erblühte ihm doch ein ausgezeichneter Sohn, der nach ruhmreichen Thaten dürstete. Auf diesen richtete der Kaiser seinen Blick und fand in ihm seinen Mann. Es war Bretislaw, die letzte Hoffnung des dem Aussterben nahen Geschlechts der Premysliden, ein frischer Sproß an diesem verdorrten Stamme. Nicht aus einer ebenbürtigen Ehe Udalrichs geboren, der Sohn der schönen Bozena, der Tochter eines böhmischen Freisassen, war Bretislaw im Stillen erwachsen; aber es regte sich in ihm ein hoher fürstlicher Geist und der Trieb, den Flecken seiner Geburt durch persönliche Auszeichnung vergessen zu machen. Es lag ihm am Herzen, sein schwer gebeugtes Vaterland aufzurichten, und in den Ungern und Polen sah er die nächsten und härtesten Dränger desselben, die er nur im engsten Anschluß an die Deutschen zu überwinden hoffen konnte. So ergab er sich dem Kaiser und suchte geflissentlich dessen Nähe auf. Auch sein Herz fesselte ihn an die Deutschen. Seine Liebe war Judith, die Schwester des Markgrafen Otto von Schweinfurt, von deren Schönheit und Geist er Wunderdinge vernommen hatte.

Bretislaw entsprach den Erwartungen, die der Kaiser von ihm gehegt hatte, auf das Beste. Nachdem der junge Böhmenfürst von seinem Vater die Erlaubniß zum Kriege und ein Heer erhalten hatte, brach er im Jahre **1029** in Mähren ein. Der Sieg war mit ihm; gleich beim ersten Sturme verjagte er überall die Ungern und Polen und gewann Mähren den Böhmen wieder. In dem seit mehr als hundert Jahren unablässig umstrittenen und fast in eine Einöde verwandelten Lande schaffte er Ordnung und weckte neues Leben. Er baute die alten Burgen auf und legte an der polnischen und ungerschen Grenze neue Festen an. Ueberall setzte er Castellane ein und gab dem Lande eine ähnliche Verfassung, wie Boleslaw Chrobry dem Reiche der Polen. Auch an kirchlichem Eifer stellte er sich dem großen Polenfürsten zur Seite. Die verfallenen Kirchen Mährens wurden hergestellt, reichlich ausgestattet und dem Bisthum Prag untergeben. „Ich weinte," sagt er in einer Urkunde, „und war im tiefsten Herzen bewegt, als ich jene heiligen Stätten, an denen hier einst das Christenthum begonnen hatte, in Staub und Asche liegen, als ich sie geplündert und entweiht sah, und ich gelobte mir heilig, alle Beute von dem Volke, das sie zerstörte, zu ihrem Aufbau und ihrer Ausstattung zu verwenden." Seit der Eroberung des Landes nannte sich Bretislaw Herzog von Mähren; er war es als Lehnsmann zugleich seines Vaters und des deutschen Kaisers. Und kaum sah er sich in dem Besitz dieses Herzogthums, als er auch die deutsche Jungfrau, der sein Herz gehörte, heimzuführen eilte. Die Bedenklichkeiten der Eltern fürchtend, die dem Sohn der Bozena ihr Kind verweigern konnten, entführte er Judith aus dem Kloster zu Schweinfurt, wo sie erzogen wurde. Heimlich schlich er sich, wie erzählt wird, mit einigen Gefährten eines Abends in das Kloster, bemächtigte sich der Geliebten und trug die schöne Beute auf starken Armen fort. Beim ersten Lärm sperrte man ihm das Klosterthor; er aber durchhieb mit seinem Schwerdte das dicke Tau, das es schloß, bahnte sich Weg in das Freie und eilte auf feurigem Rosse mit der Jungfrau spornstreichs von dannen. Er führte das deutsche Fürstenkind erst seinem Vater zu, dann kehrte er frohlockend nach Olmütz zurück, wo er der schönen Judith als seiner Gemahlin und Herzogin Mährens huldigen ließ.

1029.

Mit geringerem Glück als der junge Böhmenfürst hatte indessen der Kaiser gegen die Polen gekämpft. Nachdem er den Anfang des Sommers in Franken verlebt hatte, war er im Spätsommer nach Sachsen gekommen und hatte sich an die Spitze eines gewaltigen Heeres gestellt, das bei Leitzkau versammelt war. Der Zug wurde ange-

1029. treten, aber gleich im Beginn des Kriegs sahen die Deutschen sich in die größten Gefahren versetzt. Das Heer gerieth in Wälder, Moräste und unbebaute Gegenden; da brach unter dem zahlreichen Volke die furchtbarste Hungersnoth aus. Der Kaiser war zur Umkehr genöthigt und begnügte sich Bautzen zu belagern, in dem sich eine polnische Besatzung befand. Aber auch dieses Unternehmen gab er nach kurzer Zeit auf. Im hohen Grade entmuthigt und geschwächt kehrte das Heer im Herbst nach Sachsen zurück, ohne sich nur mit den Polen im Kampfe gemessen zu haben.

1030. Das Misgeschick des deutschen Heeres steigerte die Verwegenheit Miecziſlaws auf das Höchste. Als er bald darauf Kunde erhielt, Markgraf Thietmar sei gestorben und die Ostmark für den Augenblick unvertheidigt, stürmte er mitten im Winter mit Windeseile gegen die deutschen Grenzen an. Sein Wegweiser war ein deutscher Verräther, Siegfried, der Sohn des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo, ein dem Kloster Nienburg entlaufener Mönch. Auch andere landesflüchtige und abenteuernde Deutsche befanden sich im polnischen Heere, das mit furchtbarer Gewalt, wie die Meeresfluth über die Dämme stürzt, sich über das ganze Elbland bis zur Saale ergoß. Eine entsetzliche Verwüstung richteten die Polen hier an. Mehr als hundert Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, viele Tausende mit dem Schwerdte erwürgt; auch der Greise, Weiber und Kinder wurde nicht geschont; gegen zehntausend Deutsche sah man in die Gefangenschaft geschleppt, unter ihnen den Bischof von Brandenburg. Der Bischof von Zeiz hatte sich geflüchtet, aber seine Kirche und ihre Güter wurden dergestalt verwüstet, daß man an der Herstellung des Bisthums verzweifelte. Das geschah im Januar des Jahrs 1030. Ein so panischer Schrecken hatte die Deutschen ergriffen, daß Niemand einen Widerstand wagte, bis endlich ein Graf Dietrich in Eile eine bewaffnete Schaar zusammenraffte, die heimkehrenden Polen überfiel und ihnen einige Verluste beibrachte.

Die Nachricht von diesen ebenso gräßlichen als schmachvollen Vorgängen erreichte den Kaiser in den rheinischen Gegenden. Nur unter Flüchen und Verwünschungen nannte man den Namen des Polen. Wie kann sich, fragte man, der einen Jünger des Herrn nennen, der ein christliches Volk so grausam heimsucht, die Tempel des Herrn mit barbarischer Grausamkeit zerstört? Die Stimme ganz Sachsens verlangte die blutigste Vergeltung, und Niemand war weniger der Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ, als Kaiser Konrad. Aber dennoch mußte er einen neuen Angriff auf Polen für den Au-

genblick verschieben, da er bereits in dem ganzen Reiche gegen König 1030.
Stephan rüsten ließ. Nachdem er das Osterfest in Ingelheim begangen hatte, ging er in die Saalegegenden, wo er das Pfingstfest zu Merseburg feierte, ohne Zweifel, um gegen einen neuen Einfall der Polen Vorkehrungen zu treffen. Gleich darauf eröffnete er aber in Person den ungerschen Krieg mit einem ungemein starken Ritterheere, zu dem er sogar die Großen aus den entferntesten Gegenden Lothringens entboten hatte.

Es war der erste große Angriff des gesammten Reichs auf das Ungerland, und mit großer Besorgniß sah ihm König Stephan entgegen. Aber, wie er seine Sache als die gerechte erkannte, vertraute er sie mit frommer Seele dem Schutze des Allmächtigen. Fasten und Gebete ließ er in seinem ganzen Reiche anstellen und erwartete gefaßt das Anrücken des Kaisers. Dieser zog im Sommer mit seinem Heere an der Donau hinunter und kam bis an die Mündung der Raab. Der Weg führte durch dichte, unzugängliche Waldungen; öfters wurde der Marsch durch Sümpfe und breite Ströme gehemmt; nirgends fand man bebaute Gegenden und wie in dem polnischen Kriege brach auch hier unter den gewaltigen Heeresmassen, die den Kaiser begleiteten, nach kurzer Zeit eine furchtbare Hungersnoth aus. Unüberwindliche Schwierigkeiten umgaben das Heer auf allen Seiten, ehe es noch des Feindes ansichtig wurde. Man mußte sich zur Rückkehr entschließen, und obwohl gleichzeitig der tapfere Bretislaw von Mähren aus in Ungern eingefallen und siegreich bis Gran vorgedrungen war, scheiterte doch auch dieses sorgfältig vorbereite Unternehmen des Kaisers auf die kläglichste Weise. Wie durch ein Wunder sah sich König Stephan von der drohendsten Gefahr befreit und konnte nun ohne erhebliche Fährlichkeiten den Krieg an der Grenze fortsetzen. Dieser Grenzkrieg dauerte bis in das folgende Jahr fort, wo Stephan an den jungen König Heinrich, der nach Bruns Tode der Leitung des Bischofs Engelbert von Freisingen übergeben war, Gesandte schickte und Frieden nachsuchte. König Heinrich gewährte ihn dem Könige auf den Rath der baierschen Großen, selbst ohne Willen des Vaters. Wippo, der Lobredner Konrads, rühmt dennoch die Weisheit des königlichen Knaben, der einem ungerecht beleidigten Fürsten, als er um Frieden bat, denselben nicht habe verweigern wollen.

Das Glück, das bisher den Kaiser so treu beigestanden hatte, schien ihn jetzt seine Laune um so bitterer empfinden zu lassen. Denn nicht genug, daß sich zwei höchst unglückliche Kriegszüge unmittelbar

1030. gefolgt waren; schon hatte auch Herzog Ernst aufs Neue die Waffen der Empörung ergriffen.

Die dritte Empörung und das Ende Herzog Ernsts von Schwaben.

So streng die Bestrafung Herzog Ernsts und seiner Genossen gewesen war, so hatte der Kaiser doch nicht lange ein unversöhnliches Gemüth gezeigt. Graf Welf war nach kurzer Zeit von der Haft befreit und in seine Lehen und Würden wieder eingesetzt worden. Auch des Kaisers Vetter Konrad war in Freiheit gesetzt und hatte am Hofe eine ehrenvolle Stellung erlangt; Konrads Bruder Brun war zu dem einflußreichen und gewinnreichen Amt eines Kanzlers für Italien erhoben worden. Zuletzt war auch Herzog Ernst seiner Haft auf Giebichenstein entlassen und am 20. Mai 1029 sogar mit dem Herzogthum Baiern belehnt worden, das dem Namen nach der junge Heinrich bisher verwaltet hatte. Offenbar wollte der Kaiser seinem Stiefsohne das Herzogthum Schwaben nicht zurückgeben, um ihn von seinen alten Verbindungen zu trennen; und um so mehr schien dies gerechtfertigt, als Graf Werner von Kiburg noch immer auf freiem Fuße stand und das Land durch abenteuernde Züge beunruhigte. Aber sei es nun, daß die ungerschen Wirren bald darauf es dem Kaiser bedenklich machten, das wichtige Baierland seinem Stiefsohne zu übergeben, sei es daß die baierschen Großen von Heinrich nicht lassen wollten, Ernst gelangte nicht zu der Einsetzung in das baiersche Herzogthum; der Kaiser entschloß sich vielmehr ihn aufs Neue mit Schwaben zu belehnen. Ostern 1030 bot er zu Ingelheim Ernst sein altes Herzogthum unter der einzigen Bedingung an, daß er eidlich gelobe, Werner von Kiburg als einen Reichsfeind mit seiner ganzen Macht zu verfolgen. Aber Ernst verweigerte ein solches Gelöbniß gegen einen alten treuen Freund zu leisten und verließ, schon durch die Zumuthung im höchsten Maaße erbittert, mit einigen seiner Anhänger ungestüm und trotzig den Hof. Des Kaisers Nachsicht war erschöpft; die ganze Härte seiner strengen Natur trat an den Tag. Er entkleidete für immer Ernst des Herzogthums Schwaben, mit welchem er dessen unmündigen Bruder Hermann belehnte, sprach über ihn als einen Feind des Vaterlandes die Reichsacht aus und ließ nach dem übereinstimmenden Spruch der Fürsten über ihn und alle seine Genossen von den versammelten Bischöfen den Bann der Kirche verhängen, indem er zugleich alle Güter der Rebellen für das Reich einzog. Selbst die Kaiserin gab den übelberathenen Sohn auf; sie gelobte feierlich in Gegenwart der Für-

sten, niemals zu rächen, was ihrem Kinde widerfahren würde, Niemandem zu grollen, der an Ernst Hand legen sollte. 1030.

Herzog Ernst, vogelfrei wie er war, verlassen von Vater und Mutter, eilte zu Werner von Kiburg, seinem einzigen treuen Freunde, jetzt in der äußersten Noth seinem letzten Trost und seiner letzten Hoffnung. Mit ihm und einigen anderen Anhängern flüchtete er sich zu dem Grafen Odo von der Champagne, dem Vetter Giselas, der sich durch den Baseler Vertrag ebenfalls um seine Ansprüche auf das burgundische Erbe betrogen sah. Um so eher hoffte er Odo zum Kampf gegen den Kaiser bewegen zu können; aber er hatte sich dennoch getäuscht. Da kehrte er mit seinen Genossen nach Schwaben zurück; vielleicht daß sich die Schwaben ihres angestammten Fürsten jetzt in seinem tiefsten Elend erbarmen würden. Aber auch hierin hatte er sich betrogen; von allen Seiten von den kaiserlichen Vasallen bedrängt, blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als sich in die ödesten Gegenden und Schluchten des Schwarzwalds zurückzuziehen. Hier auf einer steilen Felsenburg, der Falkenstein genannt, deren Trümmer man noch jetzt unweit Schrimberg sieht, setzte er sich fest, die Augen der Welt meidend, wie die Eule das Licht des Tages. Einige Monate fristete er hier noch durch Raub und Plünderung sein und seiner Genossen unglückliches Leben.

Indessen waren die kaiserlichen Vasallen unter Bischof Warmann von Kostnitz dem, derzeitigen Verweser Schwabens für den jungen Herzog Hermann, auf seine Fährte gekommen. Es gelang ihnen endlich sich der besten Rosse der Aufständigen auf der Weide durch einen heimlichen Ueberfall zu bemächtigen und so ihnen selbst die Flucht zu erschweren. Ernst sah seinen Untergang vor Augen, aber lieber wollte er tapfer sterben als schmachvoll verderben. Er beschloß den Falkenstein zu verlassen. So gut es gehen wollte, machte er sich und die Seinigen beritten; sodann brachen sie tollkühn aus der Burg hervor und warfen sich vom Schwarzwald in die nach Morgen liegende Ebene, welche man die Baar nennt. Hier trafen sie auf die Spuren eines Lagers, das erst in der letzten Nacht verlassen war. Sie sahen, ihre Häscher waren nahe; es war eine Zahl kaiserlicher Vasallen, vom Grafen Mangold geführt. Von wilder Kampfeslust entflammt, stürmte Ernst ihren Spuren nach; aber schon zog auch Mangold ihm streitgerüstet entgegen. Schnell gerathen sie aneinander, und es entspinnt sich der heißeste Kampf. Hier entflammt Wuth, Trotz, Vermessenheit die Herzen, dort der Ruhm und die sichere Aussicht auf reichen Lohn. Mit Löwenmuth kämpft man auf beiden Seiten; Ver-

1030. lust und Gewinn schwankt lange; endlich entscheidet sich der Sieg für die weitüberlegene Zahl der Kaiserlichen. Aber so theuer wie möglich verkaufen Ernst und die Seinen ihr Leben im letzten verzweifelten Kampfe; mit entsetzlicher Wuth führen sie noch einmal ihre Schwerdter gegen die Feinde und strecken sie haufenweis nieder. Da fällt Ernst, mit ihm sein Freund Werner, mit ihm fast alle seine Genossen. Aber auch Graf Mangold und mit ihm eine große Zahl der Kaiserlichen bedeckten den Platz. — So fand der Babenberger Ernst, Giselas Sohn, am 17. August 1030 ein unglückliches Ende. Als der Kaiser die Kunde erhielt, soll er gesagt haben: „Bissige Hunde haben selten Junge.“ Ernst starb ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Seine Leiche wurde nach Kostnitz gebracht, dort nach der Lösung des Bannes Anfangs in der Marienkirche bestattet, später aber in der Familiengruft der Babenberger zu Roßstall in Franken beigesetzt. Graf Mangold fand sein Grab in dem Kloster Reichenau.

Das traurige Ende des hochgestellten Jünglings machte auf die Mitwelt den tiefsten Eindruck. Selbst die Einsichtigen, die Ernsts Auflehnung schwer beklagten, wurden durch seine Freundestreue und sein muthvolles Ende gerührt. Das deutsche Volk, von Alters her geneigt, jedes Anringen gegen die Uebermacht fürstlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach alt angeborener Mannesfreiheit und Selbstständigkeit zu preisen, besang Ernsts Kampf mit dem Kaiser in lange nachhallenden Liedern. Obschon dieser Kampf nur gleichsam ein schwaches Nachbild jenes großen weltgeschichtlichen Kriegs Ottos I. mit seinem Sohne Liudolf ist, bietet er doch manche auffallende Vergleichungspunkte mit jenem dar; schon früh verschmolzen sich deshalb die Lieder von Ernst mit denen, die man noch von Liudolf sang. Ein Heldengedicht bildete sich aus, in dem Ernst und Liudolf zu einer Person verwuchsen und welches dann später die Zeit der Kreuzzüge noch mit den bunten Fabeln des Orients schmückte. So entstand jenes seltsame Buch von Herzog Ernst, das in den verschiedensten Bearbeitungen von dem deutschen Volke Jahrhunderte lang begierig gelesen ist, und den Namen des unglücklichen Jünglings unter demselben länger erhalten hat, als das Andenken vieler um das Vaterland hochverdienter Helden.

Für den Kaiser war Ernsts Untergang unfehlbar ein überaus günstiges Ereigniß; nach langer Zeit das erste Zeichen, daß ihm das Glück nicht gänzlich den Rücken gewandt habe. Aber noch war die Schmach des deutschen Namens an den Polen nicht gerächt, noch trug

zum Hohn des Kaisers Mieczislaw die Königskrone, und es schien 1030
fast, als ob Konrad, durch üble Erfahrungen entmuthigt, einen neuen
Kriegszug gegen den Polen aufgegeben habe. Denn ruhig verlebte
Konrad den Herbst des Jahres 1030 in Franken, feierte dann das
Weihnachtsfest in Sachsen zu Paderborn und kehrte gegen Ostern in 1031.
die rheinischen Gegenden zurück, wo er bis zum Spätsommer verweilte.
Aber in der That hatte er den polnischen Krieg nie aus den Augen
verloren und mit großer Umsicht Alles zu einem Unternehmen vorberei-
tet, das eines günstigeren Erfolges gewiß schien. Otto-Bezbriem, der
Bruder Mieczislaws, hatte sich bis dahin bei den Russen aufgehalten.
Wenn diese auch die Waffen gegen Polen ergriffen und um das Jahr
1030 die tscherwenischen Städte wieder in Besitz genommen hatten,
scheinen sie doch zu der Zurückführung Bezbriems wenig Bereitwillig-
willigkeit gezeigt zu haben. Bezbriem, ihnen mistrauend, erbot sich
deshalb jetzt Konrad zur Dienstpflicht, wenn er ihm Beistand gegen
seinen Bruder zu leisten verspräche. Willig nahm der Kaiser dieses
Anerbieten an und beschloß mit den Gesandten des vertriebenen Fürsten,
daß Bezbriem vom Osten in das Land seines Bruders zu derselben
Zeit einfallen solle, wo er, der Kaiser, vom Westen her Polen mit
einem neuen Krieg überziehen würde. Der Herbst d. J. 1031 wurde
zur Ausführung des Unternehmens bestimmt.

Der Kaiser war hinreichend belehrt, wie beschwerlich die Kriegs-
führung mit großen Heeren in den östlichen Gegenden sei; nur mit
einer kleinen Streitmacht, die er leichter verpflegen und in aller Stille
zusammenbringen konnte, beschloß er deshalb diesmal den Polen an-
zugreifen. Am 16. September war er in Belgern an der Elbe; un-
mittelbar darauf ging er über den Fluß und drang durch die Lausitz
in Polen ein. Völlig unvorbereitet wurde Mieczislaw überfallen. Er
versuchte zwar noch eine Zeitlang mit unzureichender Heeresmacht dem
Kaiser Widerstand zu leisten; da er aber gleichzeitig von den Absichten
Bezbriems Kunde bekam, hielt er es doch für das Gerathenste Friede
zu schließen, selbst auf so ungünstige Bedingungen, als er erhielt.
Denn er gab nicht allein die ganze Beute des vorigen Jahrs mit
allen Gefangenen heraus, sondern entsagte auch den Marken, die einst
sein Vater erobert und vom Reiche zu Lehen erhalten hatte. So kam
die Niederlausitz wieder an die sächsische Ostmark zurück, mit der da-
mals, da Odo, des Markgrafen Thietmar Sohn, bald nach dem
Vater ohne männliche Nachkommenschaft gestorben war, Graf Dietrich,
der Ahnherr des Hauses Wettin, vom Kaiser belehnt wurde. Die
Oberlausitz oder das Milzenerland fiel dagegen an die Mark Meißen

1031. zurück, seit dem kürzlich erfolgten Tode seines Bruders Hermann von dem tapferen Markgrafen Eckard verwaltet, der seitdem alle Reichslehen seines Vaters in Thüringen und in den Marken abermals vereinigt hielt. Die Herrschaft der Polen im Wendenlande war an ihr Ende gediehen; jene Marken, die Heinrich II. an Boleslaw Chrobry hatte überlassen müssen, kamen unverkürzt an die Deutschen zurück. Man sorgte dafür, die von so vielen verheerenden Kriegszügen hart mitgenommenen Länder wieder in leidlichen Stand zu setzen. Das Bisthum Zeiz wurde in Naumburg an der Saale hergestellt, wo es dann dauernd seinen Sitz behalten hat.

Durch seinen schimpflichen Frieden mit dem Kaiser hatte sich Mieczislaw vor Allem vor dem Angriffe seines Bruders zu schützen gesucht. Aber umsonst. Bezbriem, der sich durch das Abkommen der Deutschen mit seinem Bruder nicht gebunden hielt, fiel wenige Wochen nachher dennoch in Polen ein, und so tief war hier durch den Frieden das Ansehen Mieczislaws gesunken, daß er sogleich, an jedem Widerstande verzweifelnd, die Flucht nach Böhmen ergriff. Herzog Udalrich, der sich durch sein zweideutiges Benehmen während der letzten Wirren die Gunst des Kaisers verscherzt hatte, nahm den flüchtigen Fürsten auf, aber nur in der Absicht, sich durch die Auslieferung desselben das Gemüth des Kaisers zu versöhnen. Er erbot sich, Mieczislaw in die Hände der Deutschen zu geben, doch der Kaiser war edel genug, das schändliche Anerbieten des Böhmen zurückzuweisen; er ließ ihm sagen, er werde den Feind nicht vom Feinde erkaufen.

Nach der Flucht seines Bruders war Otto-Bezbriem von den Polen als Herzog ausgerufen worden. Er beeilte sich darauf die Krone seines Bruders dem Kaiser zu übersenden und für seine Person treue Lehnspflicht zu geloben; so hoffte er sich in der Herrschaft zu sichern. Aber obwohl ihn der Kaiser als Herzog anerkannte, konnte er ihn doch nicht vor den Nachstellungen der vielen Unzufriedenen im
1032. eigenen Lande schützen. Schon nach wenigen Monaten fiel Bezbriem durch Meuchelmord; wie es hieß, auf Anstiften seines feindlichen flüchtigen Bruders. Mieczislaw kehrte in der That unmittelbar nach dem Morde aus seinem böhmischen Exil zurück und riß von Neuem die Herrschaft Polens an sich. Aber an fernerem Widerstand gegen die Deutschen verzweifelte er und dachte nur daran, wie er sich die Gunst des Kaisers gewinnen könne. Durch die Vermittelung Giselas und mehrerer deutscher Fürsten gelang es ihm endlich den Zorn des Kaisers zu brechen, und als er sich am 7. Juni 1032 reuig und demüthig zu Merseburg stellte, fand er eine unerwartet günstige Auf-

nahme. Der königlichen Ehren gedachte er jetzt nicht mehr; er bekannte sich willig als Lehnsmann des Kaisers und willigte sogar in die Abtretung der westlichsten Theile Polens, mit denen sein Vetter Markgraf Dietrich vom Kaiser belehnt wurde. Das so geschmälerte Herzogthum nahm dann Mieczislaw vom Kaiser zu Lehen. 1032.

Es war der schmählichste Vertrag, welchen der Sohn Boleslaws Chrobrys eingehen mußte, und ihm selbst blieb das Unwürdige seiner Lage nicht lange verborgen. Noch einmal erhob er sich gegen die Deutschen und gewann die ihm entrissenen Theile Polens wieder. Aber bald darauf (15. März 1034) schied er aus dem Leben. Trotz des Hasses, den Miecziſlaw gegen die Deutschen hegte, fand der deutsche Klerus bald Grund den frühzeitigen Tod des Herzogs zu beklagen. Denn er hatte sich für die Förderung der christlichen Kirche nicht minder eifrig als sein Vater gezeigt; noch kurz vor seinem Tode hatte er ein neues Bisthum für Cujavien begründet; in drei Sprachen, lateinisch, griechisch und polnisch, wurde das Lob Gottes in seinem Reiche verkündet. Es folgte ihm in dem schon ganz zerrütteten Reiche sein Sohn Kasimir, das Kind der deutschen Richeza, ein Urenkel Kaiser Ottos II. Vergebens suchten Mutter und Sohn durch die Anlehnung an das deutsche Reich ihre schwanke Herrschaft zu befestigen. Schon nach einem Jahre wurden sie von dem aufrührischen Adel Polens vertrieben und flüchteten sich nach Deutschland. Das herrenlose Land aber wurde der Schauplatz der wildesten inneren Kämpfe. Die Gemeinfreien erhoben sich gegen den Adel, die Leibeigenen wider ihre Herren, die Weltlichen gegen den Klerus, und selbst der Bestand des Christenthums wurde noch einmal in Frage gestellt.

Zehn Jahre erst waren seit dem Tode Boleslaws Chrobrys verflossen, und was war aus seinem stolzen Reiche geworden? Die Slowakei, Mähren, die slawisch-deutschen Marken, die Ostseeländer, die tscherwenischen Städte: Alles war den Polen entrissen. Die benachbarten Fürsten und Völker zerstörten die von Boleslaw errichteten Grenzfesten und verheerten ungestraft das Land ihrer Feinde. Im Inneren wüthete der Aufruhr. Die Städte und Kirchen lagen in Schutt und Asche; nirgends war Sicherheit und Ruhe, bis es endlich dem Meczlaw, dem früheren Mundschenken König Miecziſlaws, gelang, in Masowien eine kleine Herrschaft auf eigene Hand zu begründen. Meczlaws Fürstenthum war das einzige Asyl vor der rohesten Gewalt in den polnischen Landen. —

In den Fall Miecziſlaws war auch der Böhmenherzog verwickelt worden. Zu jenem Tage in Merseburg, auf dem der Pole sich demü-

1032 thigte, war auch er geladen, aber den Zorn des Kaisers fürchtend, hatte er sich nicht zu stellen gewagt. Als er bald darauf denn doch einer neuen Mahnung folgen mußte und sich zu Werben am Hofe einfand, wurde er der Untreue überführt, seines Herzogthums entkleidet und zum Exil in Deutschland verurtheilt. Sein Sohn Bretislaw, der damals Böhmen erhielt, ergriff aber trotz aller kaiserlichen Gunst und Auszeichnungen dennoch kurze Zeit darauf die Waffen gegen die Deutschen, um das Misgeschick seines Vaters zu rächen. Ein kurzer Kriegszug König Heinrichs — es war das erste Mal, daß der junge König selbst mit einem Heere auszog — brachte Bretislaw zur Unterwerfung und raubte ihm Böhmen, das noch einmal dem alten entmannten Herzog Jaromir zufiel. So traurig war jedoch abermals das Regiment dieses Fürsten, daß der Kaiser um Ostern **1034**, als er zu Regensburg einen Landtag hielt, auf die Bitten der Fürsten und jenes thüringischen Grafen Günther, der von seiner Klause im Böhmerwalde aus einen nicht unerheblichen Einfluß auf die böhmischen Angelegenheiten übte, sich entschloß, Udalrich die Rückkehr zu gestatten und die Herrschaft über Böhmen zwischen ihm und seinem Bruder Jaromir zu theilen.

Auch jetzt war Böhmen noch nicht am Ende seiner Wirren. Denn Udalrich lohnte schlecht die Nachsicht des Kaisers; kaum zurückgeführt, empörte er sich abermals und wurde erst durch einen neuen Kriegszug des jungen Heinrich zum Gehorsam gebracht. Immer höher steigerte sich seitdem die Wuth des unsinnigen Fürsten gegen die Deutschen; mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgte er Alle, in denen er offene oder versteckte Anhänger der Fremdherrschaft sah; seinen unglücklichen Bruder Jaromir ließ er blenden und in Ketten auf die Burg Lysa bringen; seinen eigenen Sohn, den wackeren Bretislaw, der ein menschliches Mitleid mit seinem Oheim fühlen mochte, verjagte er aus dem Lande. Zum Glück waren Udalrichs Tage gezählt; am **9.** November **1034** endete er, wie es scheint, durch Gift. Da eilte der alte Jaromir, seiner Ketten entledigt, auf die Prager Burg, weinte an der Leiche seines bösen Bruders, dem er sein Unrecht verzieh, entsagte der herzoglichen Würde und rief unter der Zustimmung des ganzen Volks seinen Neffen Bretislaw zum Herrn und Herzog des Landes aus. Nach der Sitte wurde der neue Herzog sofort auf den alten Fürstenstuhl Böhmens erhoben und ihm gehuldigt. Als Pfingsten **1035** der Kaiser nach Bamberg kam, erschien der junge Böhmenherzog an seinem Hofe und suchte die neue Belehnung nach. In Frieden wurde er vom Kaiser aufgenommen, in Frieden und mit reichen Geschenken

entlassen, nachdem er Geißeln für seine Treue gestellt und ohne wei- 1032.
teren Anstand die Belehnung erhalten hatte. Der Kaiser hatte ihm seine frühere Empörung vergeben und ihm zu dem Herzogthum Mähren auch Böhmen verliehen; nicht mit Unrecht mochte er von einem Fürsten, dessen Thatkraft sich früh so glänzend erprobt hatte, schöne Hoffnungen hegen. Und in der That kamen jetzt, während in Polen alle Gräuel der Anarchie herrschten, über Böhmen ruhige Tage, in denen Bretislaw Kräfte zu großen Unternehmungen sammelte. Denn dieser hochstrebende Fürst selbst glaubte nicht am Ende, sondern am Anfang seiner Lebensaufgabe zu stehen. Wenn auf irgend einen Fürsten des Ostens, hatte auf ihn das große Beispiel Boleslaw Chrobrys anfeuernd gewirkt. Aber sehr irrten die Deutschen, wenn sie auf seine dauernde Ergebenheit zählten. Boleslaws christlich-slawisches Reich war zu Grunde gegangen, aber die Idee dieses Reichs lebte in Bretislaw fort.

Mit König Stephan und den Magyaren war seit dem Frieden des Jahrs 1031 der Krieg nicht erneuert worden, vielmehr hatte sich der junge Heinrich auf alle Weise bemüht, mit dem frommen Ungernkönig ein gutes Vernehmen zu unterhalten. Im Jahr 1033 ging er selbst nach Ungern, besuchte den alternden ruhmgekrönten Helden und Apostel der Magyaren und erneuerte mit ihm den Frieden. Alle die Gefahren, die noch vor Kurzem das Reich vom Osten bedroht hatten, waren glücklich beseitigt; nirgends zeigte sich noch ein Besorgniß erweckender Feind; höher als je seit den Tagen Ottos I. war im Osten das Ansehen des deutschen Namens gestiegen. Viel verdankte hierbei der Kaiser dem Eifer und der klugen Mäßigung seines Sohnes, dessen Einsicht und Tüchtigkeit weit seinem Alter voraneilte. Seit dem Polenkrieg des Jahrs 1031 hatte der Kaiser selbst diesen Angelegenheiten keine unmittelbare Theilnahme zuwenden können; ein neues Königreich hatte er inzwischen im Südwesten dem römischen Kaiserreich deutscher Nation erworben und einverleibt.

4.

Burgunds Einverleibung in das Kaiserreich.

Am 6. September 1032 starb nach einer langen unseligen Regierung König Rudolf von Burgund „der Träge". Sterbend hatte

1032. er seine Krone, die Lanze des h. Moritz als das Banner seines Reichs und die anderen Abzeichen des burgundischen Königthums dem Kaiser übersandt; ein burgundischer Großer, mit Namen Seliger, war der Ueberbringer der Todesbotschaft und der burgundischen Krone an Konrad. So war endlich ein Ereigniß eingetreten, welches seit fünf- und zwanzig Jahren vorbedenkend unsere Kaiser unablässig in das Auge gefaßt hatten, welches die Politik der deutschen, französischen und burgundischen Großen während geraumer Zeit vorzugsweise geleitet hatte.

An den Nordgrenzen seines deutschen Landes stand der Kaiser, als ihn Seliger erreichte und ihm die Reichsinsignien auslieferte. In dem Augenblick, da er sie empfing, war ihm jedoch das burgundische Land bereits bestritten. Denn kaum hatte König Rudolf die Augen geschlossen, als Graf Odo, der nächste Erbe desselben, aus der Champagne mit bewaffneter Macht in Burgund einfiel, um seine Ansprüche durchzukämpfen. Oft soll Odo gesagt haben, nicht König von Burgund wolle er sein, aber des Königs Herr; und es mochte ihn in Wahrheit nicht gelüsten, die traurige Rolle aufzunehmen, welche seit geraumer Zeit die burgundischen Könige gegen ihren Adel und ihre Bischöfe gespielt hatten. Es konnte ihm wünschenswerther erscheinen, sich ein großes Erbgut und ausgedehnte Lehen im Reiche zu sichern, die ihm eine überwiegende Macht in Burgund in die Hände gaben, und die Krone Konrad zu überlassen, als selbst die drückenden Sorgen der Herrschaft auf sich zu nehmen. Aber es gab, wie in Italien, so auch hier eine starke, besonders in den romanischen Theilen des Landes verbreitete Partei, die anders dachte, die lieber einen französischen Großen als den gewaltigen deutschen Kaiser als obersten Lehnsherrn anerkannt wünschte; sie riß Odo fort, die Hand nach der Krone selbst auszustrecken und den Kampf um dieselbe mit dem Kaiser zu wagen. Diese Partei war es auch, die ihm sofort die Wege in das Reich öffnete und bahnte. Sobald Odo in Niederburgund erschien, fand er fast aller Orten die bereitwilligste Aufnahme und Anerkennung; die volkreichsten und wichtigsten Städte öffneten ihm unverzüglich die Thore. Vor Allem Lyon, dessen Erzbischof Burchard sich zu den entschiedensten Widersachern der deutschen Herrschaft zählte; dann Vienne, die Königsstadt, die sich Odo unter der Bedingung ergab, daß er in ihr die Krone empfinge; auch in Arles erkannte man seine Herrschaft an und stellte dort Urkunden aus, in denen man ihn als den anerkannten Herrn Ober- und Niederburgunds bezeichnete. Und schon richtete Odo seine Angriffe auch auf den oberen Theil des Reichs, der vorwiegend

alamannische Bevölkerung in sich hegte. Beim ersten Anlauf nahm 1032.
er die Festen Murten und Neuenburg, die er durch starke Besatzungen schützte.

Indessen war auch Kaiser Konrad nicht unthätig gewesen; er rüstete zum Kampf gegen Odo und unterhandelte zu derselben Zeit ein Bündniß, das ihm in diesem Augenblick nicht weniger nothwendig war, als vor sieben Jahren der Bund mit dem Dänen. Wir wissen, wie gespannt seit dem Tode Heinrichs II. der französische Hof mit dem deutschen stand, wie geneigt sich König Robert noch vor wenigen Jahren gezeigt hatte, einen entscheidenden Kampf gegen die deutsche Herrschaft zu unternehmen. Das Glück des Kaisers hatte indessen Roberts hochfliegende Pläne schnell vereitelt; die freundlichen Aussichten, die dem Könige eine kurze Zeit leuchteten, hatten sich bereits völlig getrübt, als er am 20. Juli 1031 starb und das Reich im traurigsten Zustand seinem Sohne Heinrich I. hinterließ. Dem Tode des schwachen Königs folgten bedenkliche Unruhen, von der eigenen Mutter des neuen Herrschers erregt; ein großer Theil der Kronvasallen, unter ihnen auch Graf Odo, erhoben sich gegen ihn, vertrieben ihn aus seinen Erblanden und nöthigten ihn in der Normandie eine Zufluchtsstätte zu suchen. Zwar konnte der junge König alsbald in die Heimath zurückkehren und wurde durch den Grafen von Anjou mit seiner Mutter ausgesöhnt, aber seine Lage war doch noch immer so schwierig, daß ihm Nichts erwünschter sein mußte, als eine Stütze seiner Macht an dem mächtigen Kaiser zu gewinnen, zumal sich ihm so eine Gelegenheit bot, den rebellischen Odo empfindlich zu züchtigen. Nichts aber mußte auch andererseits dem Kaiser in seiner augenblicklichen Lage mehr am Herzen liegen, als sich vor dem französischen Hofe zu schützen und Odo jede Unterstützung von dieser Seite her abzuschneiden. Es war der Abt Poppo von Stablo, ein am französischen wie am deutschen Hofe gleich angesehener Mann, der einen beiden Theilen gleich vortheilhaften Bund vermittelte, zu dessen Befestigung der Kaiser seine zweite Tochter Mathilde, damals erst vier Jahr alt, mit König Heinrich verlobte. Es ist uns nicht unbekannt, daß an diese Verlobung noch andere weite Pläne für die Zukunft von Seiten des Kaisers geknüpft wurden, daß er so einen dauernden Frieden zwischen dem Ost- und Westreich anzubahnen und sogar eine engere politische Verbindung beider zu ermöglichen hoffte. Aber alle solche Berechnungen zeigten sich bald als nichtig. Denn das kaiserliche Töchterlein starb zwei Jahre später, und die beabsichtigte Verschwägerung der Herrscherhäuser wurde so vereitelt. Aber der Bund

1032. zwischen dem Ost- und Westreich überdauerte dennoch Konrads Leben und trug vor Allem dazu bei, die Erwerbung Burgunds zu erleichtern und zu sichern.

Nachdem der Bund mit Frankreich geschlossen war und der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahrs 1032 zu Straßburg gefeiert hatte, brach er, von seinem Sohne Heinrich begleitet, mit Heeresmacht nach Bur-
1033. gund auf. Am 27. Januar 1033 war er in Basel, eilte dann nach Solothurn und Peterlingen, wo er am 2. Februar von seinen Anhängern zum König gewählt und gekrönt wurde. Es geschah, ehe noch Odos Freunde, da ihnen die alten Insignien der burgundischen Könige fehlten, zur Krönung zu schreiten gewagt hatten. Unmittelbar darauf schickte sich der Kaiser an, Odo selbst anzugreifen, und belagerte die von dessen Leuten besetzten Burgen Murten und Neuenburg. Aber die ungewöhnliche Strenge des Winters, bei der Roß und Reiter erfroren, zwang den Kaiser die Belagerung aufzugeben und die hochgelegenen Gegenden mit seinem Heere schleunigst zu räumen. Er nahm den Rückweg über Zürich, wo die Wittwe König Rudolfs erschien und sich zugleich mehrere Große des romanischen Burgunds am Hofe einstellten, die um den Nachstellungen Odos zu entgehen ihren Weg durch Italien hatten nehmen müssen; unter ihnen war auch der Graf Hubert von Maurienne, der Stammvater des Hauses Savoyen. Die neuen Ankömmlinge huldigten dem Kaiser und seinem Sohne und wurden mit reichen Geschenken entlassen. Darauf kehrte der Kaiser an den Rhein zurück; das Osterfest feierte er bereits zu Nymwegen. Der kurze Winterfeldzug hatte zu seiner Wahl und Krönung im alamannischen Theile Burgunds geführt; er war fast in allen deutschen Theilen des Reichs anerkannt worden. Aber das romanische Burgund war noch in Odos Händen und ohne einen neuen Angriff ihm nicht zu entreißen.

Der Bund mit Frankreich bot dem Kaiser günstige Gelegenheit, seinem Gegner mit leichterer Mühe von einer Seite gefährlich zu werden, die er auf seinem Zuge zur Eroberung des fremden Landes nicht hinreichend geschützt hatte, und ihn dadurch zur Rückkehr aus demselben zu zwingen. „Wenn Odo“, sagte der Kaiser, „sich fremdes Gut unrechtmäßiger Weise anzueignen sucht, soll er es mit Gottes Hülfe an seinem eigenen Gute büßen;“ er beschloß die französischen Erblande Odos mit Heeresmacht zu überziehen. Nachdem er im Sommer Sachsen und Thüringen besucht und am 29. Juni einen großen Fürstentag zu Merseburg gehalten hatte, kehrte er im August an den Rhein zurück und brach mit einem starken Heere gegen die

Champagne auf. Am 24. August stand er bei dem Kloster St. Michel 1033.
an der Maas nahe der französischen Grenze und fiel dann sofort in Odos Länder ein, die er nach allen Seiten verheerend durchzog. Er erreichte seinen Zweck; auf die Nachricht von dem Einfall des Kaisers kehrte Odo aus Burgund nach der Champagne zurück, und so furchtbare Verheerungen fand er in seinen Erblanden, daß er um dem vollständigen Ruin derselben vorzubeugen sich zur schleunigsten Nachgiebigkeit entschließen mußte. Er versprach dem Kaiser seine Besatzungen aus Burgund zurückzuziehen, allen seinen Ansprüchen auf dieses Reich zu entsagen und jede billige Genugthuung zu leisten. Hierauf verließ der Kaiser die Champagne und wandte sich nach Lothringen, das eben damals nach langer Zeit wieder unter einem Herzog vereinigt wurde. Herzog Friedrich war ohne Söhne zu hinterlassen gestorben und mit ihm der Mannsstamm jenes Hauses erloschen, das seit den Tagen Ottos I. Oberlothringen verwaltet hatte. Die reiche Allodialerbschaft Herzog Friedrichs kam an seine beiden Töchter, Beatrix und Sophia, die Nichten der Kaiserin Gisela; von denen sich Beatrix später an den mächtigen italienischen Markgrafen Bonifacius vermählte und die Mutter der großen Gräfin Mathilde wurde, Sophia dagegen in der Ehe mit dem Grafen Ludwig von Mömpelgard ein bescheideneres Loos fand. Wohl in Folge eines früheren Versprechens des Kaisers wurde Gozelo jetzt zu seinem bisherigen Herzogthum Niederlothringen auch mit Oberlothringen belehnt und gewann dadurch im westlichen Deutschland eine ungemein machtvolle Stellung, die eben so sehr jetzt zur Sicherung des Reichs diente, als sie dermaleinst der königlichen Macht gefährlich werden konnte.

Der Kaiser begab sich, da er Lothringen hinreichend geschützt wußte, im Winter in die östlichen Gegenden des Reichs. Er feierte das Weihnachtsfest zu Minden, das Osterfest des folgenden Jahres
zu Regensburg, wo er sich bis zum Frühjahr aufhielt. Schon erhielt 1034.
er jedoch sichere Kunde, daß Odos Versprechungen nicht redlich gemeint seien und dieser keine Anstalten machen Burgund zu räumen; mit um so größerem Eifer bereitete er deshalb einen neuen Zug gegen Burgund vor, dessen Erfolg er durch einen umfassenden Kriegsplan zu sichern gedachte. Nicht allein von der deutschen Seite aus wollte er diesmal die Burgunder angreifen, sondern gleichzeitig sollte ein großes italienisches Heer unter Erzbischof Aribert von Mailand und dem Markgrafen Bonifacius durch das Rhonethal vordringen. Der Plan des Kaisers kam in Ausführung und glückte vollständig. Während er selbst im Sommer von dem Rhein bis zur Rhone vorrückte, ging

1034. ein lombardisch-tuscisches Heer über den großen Bernhard und zog das Rhonethal bis Genf hinab, wo sich die beiden Heere vereinigten. Jetzt sank den Bischöfen und Herren Niederburgunds denn doch der Muth, sie kamen und ergaben sich; selbst der Erzbischof von Lyon unterwarf sich. 1. August. An Petri Kettenfeier erschien der Kaiser in feierlicher Procession, mit der Krone Burgunds geschmückt, von einer ungemein glänzenden Versammlung deutscher, italienischer und burgundischer Bischöfe und Fürsten umgeben, im Dome zu Genf; hier wurde seine Wahl von den Großen Niederburgunds noch einmal bestätigt und ihm allgemeine Huldigung geleistet. Odos Herrschaft war am Ende; die Vereinigung des ganzen Burgunds mit dem deutschen Reiche war durchgesetzt; der Kaiser sah sich von allen Seiten als König Burgunds anerkannt und konnte bereits an die Rückkehr nach Deutschland denken. Auf dem Rückwege wurde Murten, noch von Odos Leuten besetzt, abermals belagert, mit Sturm genommen, zerstört und die Besatzung in Kriegsgefangenschaft geführt. Die wenigen Widersacher der deutschen Herrschaft, die auch jetzt noch in ihrer Hartnäckigkeit beharrten, suchten ihr Heil in der Flucht; aber der Kaiser ließ sie ergreifen und bestrafte sie mit Verweisung nach Deutschland. Ehe er den burgundischen Gegenden den Rücken wandte, ließ er sich als Unterpfand für die Treue der Bewohner noch Geißeln von ihnen in großer Anzahl stellen; dann zog er im Herbst von Basel nach Straßburg, wo ihn die Kaiserin erwartete. Auch der junge König Heinrich kam dem Vater entgegen, nachdem er so eben seinen glücklichen Kriegszug gegen den Böhmenherzog Udalrich beendet hatte. Groß waren die Freuden des Wiedersehens, aber sie wurden bald durch den Tod der kleinen Mathilde, der Braut des französischen Königs schmerzlich getrübt; sie starb auf der Reise ihrer Eltern zu Worms und fand dort ihr Grab. Im Spätherbst begab sich der Kaiser mit den Seinen nach Sachsen.

Das Königreich Burgund — ein Land, das sich von den Quellen der Saône bis zu den Rhonemündungen und zum Mittelmeere, von den Höhenketten des Jura bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Firnen der Westalpen ausdehnte und neben unwirthbaren, im Eise starrenden Gegenden die anmuthigsten Gesenke und fruchtbarsten Ebenen umfaßte; damals das wichtigste Passageland Europas, in dem sich viele altberühmte und noch immer volkreiche Städte, wie Lyon, Vienne, Arles, Marseille, Genf und Besançon erhoben — hatte Konrad halb durch Vertrag, halb durch Eroberung an das römische Reich deutscher Nation gebracht, von dem es nun mehrere Jahrhunderte hin-

durch einen untrennbaren Bestandtheil bildete. Es war eine große Eroberung, die größte seit den Tagen Ottos I.; schon dadurch von unsäglicher Bedeutung, daß sie die Herrschaft der Kaiser über Italien vor jedem äußern Angriff sicherte und zugleich das Uebergewicht des deutschen Ostreichs über das französische Westreich auf das Augenfälligste zu erkennen gab. Die Erwerbung Burgunds bezeichnete damals in ähnlicher Weise das Aufsteigen des Reichs, wie später das allmähliche Abkommen der burgundischen Länder den Verfall desselben verrieth. Daß das Kaiserthum jetzt, wo es sich im Westen ein inmitten der abendländischen Kulturländer liegendes Königreich unmittelbar unterwarf, während es gleichzeitig im Osten Alles aufbot, um seine oberherrliche Gewalt zur vollen Anerkennung zu bringen, in dem frischesten Aufschwung, in der energischsten Machtentwickelung begriffen war, mußte man aller Orten empfinden. Jedermann, der die Zeichen der Zeit kannte, konnte und mußte erkennen, daß das Kaiserthum in jener idealen Höhe, in welche es Otto III. versetzt hatte, sich nicht mehr genügte und von derselben mitten in die realen Verhältnisse der Welt hinabstieg, daß es auf dem Wege war den unbestimmten, allgemeinen Anspruch auf Superiorität in ein sehr handgreifliches Regiment über die Staaten und Völker umzuwandeln. Die Wetterfahnen zeigten deutlich genug, woher der Wind kam und wohin er ging.

So wichtig aber auch die Erwerbung Burgunds für die Stellung des deutschen Reichs selbst und dessen weitere Entwickelung gewesen ist, so ist sie doch kaum minder folgenreich für die Länder geworden, die damals neu unter das Scepter der Kaiser kamen. Niemals war in Burgund die königliche Gewalt recht erstarkt; die einzelnen Territorien, von Natur vielfach gespalten und von ungleichartigen, widerstrebenden Nationen eingenommen, waren von Anfang an nur äußerlich durch das Band des Reichs zusammengehalten, und die Schwäche der meisten Könige hatte die Auflösung des Reichs überdies noch beschleunigt; die territorialen Gewalten hatten früh das vollständigste Uebergewicht über die Krone erlangt, die Erblichkeit der großen Lehen war hier fast am Leichtesten und Schnellsten durchgesetzt und mit dem Siege des Feudalismus das Fehderecht gleichsam zum obersten Gesetz des Landes erhoben, die Anarchie so zu sagen legalisirt worden. Vergebens hatte der Klerus in der letzten Zeit mit geistlichen Mitteln einen Landfrieden aufzurichten gesucht; ohne den Rückhalt eines starken Königthums konnten solche Bestrebungen nur vorübergehende Erfolge erzielen. Jetzt erst erfuhren die burgundischen Großen, was Kö-

nigsregiment sei; jetzt erst gewannen Recht und Gesetz einmal wirklich Geltung; ein friedlicherer Zustand, bei dem die Kräfte des Volkes und Landes sich entfalten konnten, bahnte sich an. Konrad selbst und noch mehr sein Sohn Heinrich haben es sich große Anstrengungen kosten lassen, die zerrütteten Verhältnisse Burgunds zu ordnen und wahrlich nicht ohne Erfolg. Es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß es gerade ein Burgunder war, der am Wärmsten der Nachwelt ihren Ruhm verkündete. Wir meinen jenen Wippo, der um ein Jahrzehend später aussprach, die Sonne ginge unter, wenn der Kaiser Burgund verließe, und sie verbreite aufs Neue ihr strahlendes Licht, wenn er zurückkehre; Nichts wünsche Burgund mehr, als ihn, den Urheber alles Friedens, stets in seiner Mitte zu sehen.

Allerdings ist es weder Konrad noch seinen Nachfolgern gelungen, die königliche Gewalt in Burgund auf jene Höhe zu erheben, die sie in Deutschland gewonnen hatte. Die Kronlehen waren hier längst, als Konrad die Herrschaft ergriff, im erblichen Besitz der großen Familien; die zahlreichen Erzbischöfe und Bischöfe hatten alle Regalien und einen sehr ausgedehnten Grundbesitz an sich gerissen, das Krongut war zum großen Theil verschleudert. Alle Verhältnisse des Landes hätten von Grund aus umgewandelt werden müssen, um dem Throne eine feste Grundlage zu verschaffen; eine zu kraft- und zeitraubende Arbeit, als daß sie die Kaiser bei ihren unablässigen Kämpfen nach anderen Seiten jemals hätten angreifen können. Aber nichtsdestoweniger machten sich die heilsamen Wirkungen des kaiserlichen Regiments bald auch in diesen Ländern fühlbar, in denen sich ein stätiger, regelmäßiger Fortschritt eigentlich erst von diesem Zeitpunkt an verfolgen läßt. Damals erst wurden sie von der Raubgier der Araber völlig befreit, damals erst ordneten sich fester die Besitzverhältnisse des Adels und der Geistlichkeit, damals erst wurden die belebten Straßen des Landes gesicherter, was für den Handel der Städte von unberechenbarer Wichtigkeit war. Die ganze Entwickelung vollzog sich geregelter, seitdem das Gesetz zur Geltung kam und die strafende Hand des Kaisers den mächtigen Frevler schreckte. Aber die Entwickelung selbst folgte unverwandt der einmal gewonnenen Richtung und führte damit zu immer größerer Trennung und Verselbstständigung der einzelnen Territorien des Reichs. Die Kaiser konnten diese Richtung nicht wenden; ja die Auflösung des Reichbands mußte sich sogar beschleunigen, seitdem diese Länder eines einheimischen Königs entbehrten.

Niemand wird sich verwundern, daß sich unter solchen Bedingungen die Einheit des burgundischen Reichs endlich löste und daß sich

namentlich die romanischen Theile desselben von den alamannischen trennten. Auch ist es nicht auffallend, daß sich jene — die Länder an der Rhone, Saône und Isère — wie sie zuletzt von Konrad unterworfen waren, so sich auch zuerst wieder von der deutschen Herrschaft befreiten und dem französischen Westreiche anschlossen. Aber auch als so ein beträchtlicher Theil der Erwerbung Konrads in späterer Zeit dem Reiche verloren ging, wirkte sie nichtsdestoweniger doch noch lange in den alamannischen Theilen Burgunds nach, die im Wesentlichen die jetzige Schweiz bilden. Denn nicht allein, daß diese Landschaften noch geraume Zeit mit dem deutschen Reiche in unmittelbarer Verbindung blieben; sie wurden für alle Folge so mit dem innersten Leben des deutschen Volks in Berührung gebracht, daß wohl das äußere Band zeitweise zerrissen, aber die inneren geistigen Beziehungen mit Deutschland niemals ganz gelöst werden können. Man erwäge, was in den beiden letzten Jahrhunderten in dem deutschen Elsaß geschehen ist und urtheile dann, ob die Schweiz noch jetzt in ihrem innersten Kerne ein deutsches Land sein würde, wenn sie vor mehr als achthundert Jahren mit dem burgundischen Reiche nicht an den deutschen Kaiser, sondern unter die Herrschaft eines französischen Magnaten gefallen wäre.

5.

Konrads II. Regiment.

Kaiser Konrad stand in der Mittagshöhe seines Ruhmes. Nach allen Seiten war seine Stellung gesichert; Niemanden gab es mehr, der sie anzutasten sich erkühnte. Wenn nicht aller Orten geliebt, war Konrad doch im ganzen Abendlande geehrt und gefürchtet.

Eine imponirende Macht stand dem Kaiser zu Gebot; eine Macht, wie sie seit der Theilung des karolingischen Reichs nie in den Händen eines Mannes geruht hatte. Von den Reichen, die einst Karl der Große beherrschte, waren Deutschland, Italien und Burgund jetzt Konrad unmittelbar unterworfen, und der König des Westfrankenreichs stand neben ihm in fast gebundener Stellung; gebunden mehr noch

durch seine Schwäche, als durch den Vertrag, den er vor Kurzem geschlossen. Nirgends gab es in den Ländern, in denen sich seit Jahrhunderten die Entwickelung der abendländischen Welt vollzog, für den Augenblick eine dem Kaiserthum feindliche oder ihm furchtbare Gewalt. Und wie anders war jetzt die Stellung des Reiches zu den „Barbaren," zu jenen Völkern des Nordens und Ostens, die erst vor Kurzem das Christenthum angenommen hatten und in den Bund der abendländischen Staaten eingetreten waren — wie anders jetzt als in den Tagen Heinrichs II.! Jene colossale Macht, die sich der Pole Boleslaw gegründet, war zertrümmert und durch ihren Fall die deutsche Herrschaft in den wendischen Marken aufs Neue aufgerichtet worden. Das ungersche Reich, die Schöpfung des ebenso frommen als klugen Stephan, hatte sich zwar unter großen Anfechtungen von allen Seiten erhalten, aber dieses Reich war schon mehr eine Schutzwehr Europas gegen einen neuen Andrang von Osten anstürmender Völkermassen, als eine Gefahr für den Bestand der Dinge. Nicht Stephan hatte vor einigen Jahren den Frieden gebrochen, sondern die Deutschen; aber er war der erste gewesen, der die Hand zur Versöhnung bot! Tief gebeugt durch den Tod seines einzigen Sohnes, dachte der alternde König jetzt am Wenigsten an neue Kriege und Kämpfe.

Nur einen Fürsten gab es im ganzen Abendlande, der Konrad in aller seiner Macht vielleicht hätte gefährlich werden können. Es war der gewaltige Knud, der Beherrscher Dänemarks und Englands, der nach mehrfachen Kämpfen mit Olaf dem Heiligen, dem für das Christenthum eifernden Sproß der alten Heidenkönige Norwegens, im Jahre 1030 auch Norwegen seinem großen Nordreiche hinzugefügt hatte. Knud, jetzt rings an allen Gestaden und auf allen Eilanden des baltischen Meeres und der Nordsee mächtig, noch in frischer Jugendkraft blühend, voll Heldenfeuer, die kühnsten Pläne im Geiste wägend, an der Spitze eines Kriegsvolks, das zu Lande und zur See seit Jahrhunderten der Schrecken aller seiner Feinde war, — wie hätte er nicht jedem Sterblichen ein furchtbarer Gegner sein sollen? Wohl war es deshalb ein Glück, daß sich Konrad den Dänen gleich im Anfange seiner Regierung zum Bundesfreund gewonnen hatte. So war die Stärke desselben eine der festesten Stützen für seine eigene Stellung geworden; eine Stütze, die er mit der Abtretung Schleswigs kaum zu theuer erkauft hatte. Nie löste sich der Bund, der zwischen den beiden großen Fürsten geschlossen; er schlang sich vielmehr fester und fester. Am Pfingstfest 1035 war es, daß jene seit zehn Jahren verabredete Verlobung ihrer Kinder feierlich der Welt verkündigt wurde.

So wenig Knud auch gewillt war, sich die eigene Selbstständigkeit beeinträchtigen zu lassen, so bereitwillig erkannte er doch den Vorrang der kaiserlichen Macht an; wer sie anzutasten gewagt hätte, würde gewiß in ihm zuletzt einen Genossen gefunden haben; von ihm am Wenigsten hatte Kaiser Konrad Arges zu befürchten.

Der Kaiser schwelgte in dem Gefühl der errungenen und gesicherten Macht. Es giebt wenige Sterbliche, deren Sinn nicht die irdische Macht mit ihren tausend verführerischen Reizen unwiderstehlich lockte, aber vielleicht noch geringer ist die Zahl derer, die sich im Besitz der gewonnenen Geltung völlig befriedigt und glücklich fühlen. Konrad gehörte zu diesen seltenen Menschen. Sein Blick war unverwandt auf die Vergrößerung und Befestigung seiner Macht, und nur hierauf allein gerichtet; diesseits und jenseits kannte sein Geist keine Zielpunkte. Eine schlichte und derbe Natur, ein gerades und ritterliches Gemüth, für höhere geistige Bestrebungen weder gebildet noch von Natur empfänglich, besaß er doch den Instinct der Herrschaft in unglaublichem Maaße. Was seiner Größe diente, erfaßte er mit staunenswürdiger Schärfe und begriff sofort alle Mittel und Wege, die ihn in kürzester Frist zum Ziele führen mußten. In keinem Augenblick verließen ihn Muth, Festigkeit und Selbstvertrauen, neben dem guten Recht die stärksten Brustwehren jeder Herrschaft. Nirgends finden wir ihn auf den Pfaden einer furchtsamen und schwankenden Politik. Alle seine Unternehmungen gehen gerade und unmittelbar auf einen klar erkannten Zweck los; seine Worte — wie sie uns Wippo überliefert, meist wahre Königsworte — verhüllen und verstecken nirgends die Regungen seiner Seele, sondern lassen deutlich seinen vollen Willen, seine letzten Absichten erkennen. Unablässig bedacht, seine Gewalt zu erweitern und zu verstärken, wußte er um des Größern willen das Geringere zu opfern und verstand nachzugeben, wo die Durchkämpfung seiner Ansprüche nicht ohne große Einbuße möglich schien. Aber er wich dann nicht langsam, nicht erst durch Noth und Schwäche gezwungen, sondern in klarster Erkenntniß der Sachlage gleich im Angriff der Dinge, noch im Gefühle unbesiegter Kraft; vielleicht eine der seltensten Tugenden energischer Herrscher. So brachte er durch die Aufgabe Schleswigs allerdings ein dem Reiche empfindliches Opfer, aber er gewann sich dadurch den Sieg über die Uebermacht Polens im Osten und sicherte seine Stellung im Norden. Vielleicht noch mehr kostete es ihn, ganz Lothringen wieder unter einem Herzoge zu vereinigen, und doch erhielt er sich nur so die überrheinischen Länder und ermöglichte die Erwerbung des burgundischen Reiches. Wer ihn anklagt,

daß er im Norden ein deutsches Reichsland aufgab, muß zugleich erwägen, daß er der Herrschaft der Deutschen im Süden ein schönes Königreich hinzufügte.

Die glanzvolle Stellung, die Konrad gewonnen, verdankte er zum guten Theil seinem ungebrochenen Muth und seiner derben Tapferkeit. Aber nichtsdestoweniger waren die Thaten seines trefflichen Vorgängers die Stufen gewesen, auf denen er zu solcher Höhe emporgestiegen. Konrad hat dies nicht verkannt, und wie hoch er die Verdienste Heinrichs schätzte, erhellt deutlich daraus, daß er mit Gewissenhaftigkeit den Grundsätzen folgte, welche Heinrich im Regiment geleitet hatten. Ein neues Geschlecht hatte den Thron bestiegen, aber es begann deshalb nicht eine neue Ordnung der Dinge. Die Entwickelung der inneren Verhältnisse, die mit Heinrichs Regierung begonnen, setzte sich ununterbrochen unter dem neuen Regimente fort.

Wir wissen, welchen Einfluß Kaiser Heinrich den Großen des Reichs auf die Regierung eingeräumt hatte. Dasselbe Mitregiment der Stände blieb unter Konrad, der nicht minder häufig als sein Vorgänger die Fürsten auf Land- und Reichstagen um sich versammelte. Selbst Maaßregeln, die den allerpersönlichsten Charakter zu tragen scheinen, sind doch nicht ohne die Zustimmung der Fürsten in das Leben getreten. Freilich war es den Großen des Reichs nicht leicht, dem ausgesprochenen Willen dieses Kaisers zu widerstreben; denn durch sein entschiedenes und kraftvolles Auftreten kam er eben so sicher zu seinem Ziele, als Heinrich einst durch Ueberredung und zähe Ausdauer. Wie oft Konrad auch auf Widerstand gestoßen sein mag, niemals, so viel wir wissen, hat er seine Absichten aufgeben müssen.

Hatte schon Heinrich davon Abstand genommen, dem immer erneuten und immer verstärkten Drängen nach Erblichkeit der Lehen sich grundsätzlich zu widersetzen, so erklärte sich Konrad jetzt offen für die Erblichkeit der Beneficien; nur daß er, indem er als oberster Lehnsherr ein wesentliches Recht der Krone aufgab, von allen Lehnsherren im Reiche ein gleiches Opfer verlangte. Erlangten sie von der Krone die Erblichkeit ihrer Lehnsgüter, so sollten sie dieselbe hinwiederum auch ihren Vasallen gewähren. „Konrad gewann sich," sagt Wippo, „dadurch im hohen Maaße die Herzen der Vasallen, daß er die von Alters her besessenen Lehen der Vorfahren den Nachkommen nicht ferner entziehen ließ." Man hat wohl mit Unrecht an diesen Worten gedeutelt, indem man sie bald auf ein allgemeines Reichsgesetz bezogen hat, durch welches Konrad die Erblichkeit aller Lehen in Deutschland festgestellt haben sollte, bald darin nur eine beschränkte Ein-

wirkung des Kaisers auf die Erblichkeit gewisser niederer Lehen angedeutet fand. Von einem Reichsgesetz spricht Wippo nicht; auch liegt es mit Nichten im Charakter des deutschen Staatslebens zu jener Zeit, durch einzelne Constitutionen große Verfassungsfragen zur Entscheidung zu bringen, wie es allerdings noch Konrad selbst für Italien that, wo er durch ein geschriebenes Gesetz die Erblichkeit der Beneficien feststellte. Ein Reichsgesetz dieser Art hat Konrad für die deutschen Länder nicht erlassen; aber nichtsdestominder war das auch hier für den Sieg des Feudalismus entscheidend, daß der Kaiser sich offen und rückhaltlos für die Gerechtigkeit eines Grundsatzes aussprach, dem vom Thron herab bisher hartnäckig widerstrebt oder mindestens nicht offen zugestimmt war. Der Zug der Zeit ging einmal auf das Erblehen, und sobald sich der Kaiser selbst in der Vertheilung der Reichsbeneficien, in seinem Einfluß auf die Entscheidungen der Reichslehnshöfe, endlich als Gesetzgeber Italiens von dieser Zeitströmung völlig beherrscht zeigte, mußten auch in Deutschland die alten strengeren Rechtsgrundsätze über das Beneficialwesen im tiefsten erschüttert werden und sich eine neue Praxis überall Bahn brechen. Die Erblichkeit der Lehen wurde unter Konrads Regierung in der That bei uns für alle Folge entschieden, und es galt fortan als Recht nach Sitte und Herkommen, daß ein ehelich geborener Sohn in das Lehen seines Vaters wie in ein Erbrecht eintrat, sobald er die an das Lehen geknüpften Bedingungen erfüllen konnte und wollte. Auch sind hierbei die höheren von den niederen Lehen nicht strenge zu scheiden. Denn im Princip galten jene wie diese als erblich, und das Princip wurde ebensowenig dadurch umgestoßen, daß man zuweilen in der Folge aus politischen Gründen die großen Reichslehen einzog, wie man dasselbe deshalb leugnen wird, weil sich bei niederen Lehen nicht selten vertragsmäßig bedungene Abweichungen auch in der Folge nachweisen lassen.

Wieviel auch die Krone durch die zugestandene Vererblichung der Beneficien einbüßen mochte, ihr Verlust wurde dadurch reichlich vergütigt, daß sie sich so in dem Stande der kleinen Vasallen einen ungemein zahlreichen Anhang schuf, auf dessen Treue sie rechnen konnte. Die unbeschränkte Macht der Großen über ihre Gefolgschaften war gelähmt, seitdem gegen jede Willkür des Lehnsherrn der Vasall sein Recht am Throne des Kaisers suchen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß seinen Nachkommen deshalb das Lehen entzogen würde. Und nicht geringer war ein zweiter Gewinn: erst durch die Befestigung der Lehnsverhältnisse ließ sich in einer Zeit, die ganz von ihnen beherrscht war, ein geregelter, gesetzlicher Zustand für die Dauer begrün-

den. Tausendfache Veranlassungen zum Friedensbruch schienen nun für immer beseitigt, die Quelle unablässiger Streitigkeiten war verstopft, eine Möglichkeit eröffnet, auf dem Wege des Rechts die Verhältnisse der Herren unter einander und zu ihren Mannen zu ordnen. Wir kennen Heinrichs Eifer für die Erhaltung des Landfriedens; auch hierin folgte Konrad dem Beispiele seines Vorgängers und trat mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthülfe entgegen. Wippo vergißt es nicht zu bemerken, wie der König bei seinem ersten Umritt im Reiche überall durch Landfrieden und Königsbann die Ruhe gesichert habe. Die Gesetze gewannen an Kraft und Geltung, was vor Allem den niederen Klassen des Volks zu Gute kommen mußte.

Die Aufzeichnungen schriftlicher Dienstrechte, die unter Heinrich begonnen, setzten sich unter Konrads Regierung fort. Wir besitzen von dem Kaiser selbst ein geschriebenes Recht für die Ministerialen zu Weißenburg an der Rezat, wie urkundliche Bestimmungen über die Gerechtsame der Ministerialen des von ihm gestifteten Klosters Limburg. Konrads Zeit gehört auch das merkwürdige Hofrecht des Klosters Weingarten in Schwaben an, eines der ältesten noch erhaltenen deutschen Bauernrechte. Wie hart die Bestimmungen desselben auch sind, so erscheinen doch in ihm schon die Zinsleute und hörigen Leute des Klosters unter dem Schutz des geschriebenen Rechts. Wie Konrad das Geschick selbst der niedrigsten Klasse seines Volkes am Herzen lag, zeigt ein schönes und denkwürdiges Schreiben desselben an den Herzog Bernhard von Sachsen, den Pfalzgrafen Siegfried und den Markgrafen Bernhard von der Nordmark über den Verkauf einiger Leibeigenen des Bisthums Verden. Der Kaiser drückt seine höchste Entrüstung darüber aus, daß der Bischof seine Leute „wie das dumme Vieh" verkaufe, und gebietet den genannten Fürsten, als den höchsten Beamten des Landes, auf das Gemessenste, mit allen Mitteln zu sorgen, daß ein solcher „Gott und Menschen gleich verabscheuungswürdiger" Kauf rückgängig gemacht werde. Wer könnte es ohne innere Befriedigung sehen, wie der Schutz des Kaisers sich auch über den letzten Leibeigenen erstreckte! Es war kein leeres Blendwerk, um die Menge zu täuschen, wenn sich Konrad gleich an seinem Krönungstage vor Allem als höchster Richter des Volkes, als Hort der Gerechtigkeit zeigte; an der Begründung eines festen Rechtszustandes unter den Deutschen hat er unablässig gearbeitet und die segensreichen Bestrebungen seines Vorgängers auch hierin glücklich fortgesetzt.

Nimmt man hinzu, daß Konrad auch darin Heinrich ähnlich war, daß er bei aller Freigebigkeit für erwiesene Dienste ein guter Haus-

halter war — wie er die Güter und Einkünfte des Reichs in Baiern feststellen ließ, wird er es auch in den anderen Ländern gethan haben — daß er ferner dasselbe strenge und unbeschränkte Regiment über die Kirche übte, wie Heinrich, und darin ein unantastbares Recht der Krone erblickte, so zeigt sich deutlich, wie sich alle die Fäden der inneren Entwickelung fortspannen, die schon vor seiner Zeit angeknüpft waren und die namentlich Heinrich mit feinem Verstande in einander gefügt hatte. Jene Politik, die mit Kaiser Heinrich II. begann, die in der gesetzlichen Consolidirung der inneren deutschen Verhältnisse durch ein starkes, nach allen Seiten mächtiges Königthum das Fundament der kaiserlichen Gewalt sah, behielt unverändert der Herrscher bei, mit dem ein neues Geschlecht den Thron bestieg, mit dem ein anderer Stamm in den Vordergrund der Geschichte trat; jene Politik blieb wesentlich dieselbe, nur daß sie immer deutlicher und kräftiger auftrat, je mehr sie zu augenfälligen Erfolgen gedieh. Ueberreich hat Konrad auf dem Felde geerndtet, das von seinem Vorgänger mit unermüdlicher Sorgfalt bestellt war.

Klar und unleugbar ist der enge Zusammenhang des neuen Regiments mit dem alten, und doch springt der Unterschied beider in die Augen, sobald man den Dingen näher tritt. Von jeder Familienpolitik hielt sich der kinderlose Heinrich fern; Konrads Regiment ist dagegen durchaus von dem Gedanken geleitet, die Herrschaft seinem Sohne zu bewahren, ein erbliches Kaiserthum zu gründen. Das Wohl des Reichs, die Ehre seines Geschlechts, die Zärtlichkeit des Vaters wirkten zusammen, daß er diesen Punkt von dem ersten Tage seiner Regierung an unverrückt in das Auge faßte. Die Erblichkeit der Krone war gleichsam die Entgeltung, die Konrad von den Vasallen für die Erblichkeit der Lehen forderte und die sie ihm nicht verweigern durften. Schon im Anfange des Jahres 1026 wurde der achtjährige Heinrich als Nachfolger des Vaters anerkannt; dann wurde der Knabe zu Achen gekrönt; sobald die burgundische Frage auftauchte, mußte das Anrecht desselben auf die Erbfolge in Burgund beschworen werden; unverzüglich ließ Konrad seinem Sohne huldigen, als er die Regierung des neuen Reiches übernahm, und übergab ihm diese sogar noch vor seinem Tode, um auch den letzten Zweifel über die Nachfolge zu heben.

Im Purpur wuchs der kleine Heinrich heran, für die Krone wurde er mit der größten Sorgfalt erzogen. Die höchste Meinung hegte Konrad von der Einsicht und Geschicklichkeit des Bischofs Brun von Augsburg, des Bruders Heinrichs II., seinem Rathe folgte er in

den Staatsangelegenheiten am Liebsten, und ihm übertrug er voll Vertrauen auch die Erziehung des Sohnes. Als Brun starb, ehe noch der königliche Knabe zur Selbstständigkeit gereift war, wurde derselbe der Obhut des Bischofs Engelbert von Freisingen übergeben und ihm die Burg Andechs als Aufenthaltsort angewiesen. Die großen Verdienste Engelberts um die Verdienste des Sohnes erkannte der Kaiser im Jahre 1033, wo der junge Heinrich das Schwerdt empfing und frei in das Leben trat, durch mehrfache Schenkungen an das Bisthum Freisingen an. Nicht allein in den Staatsgeschäften und in den Lehren der Kirche hatte Konrad seinen Sohn unterweisen lassen; zu tief verspürte er den Mangel gelehrter Bildung, um nicht darauf bedacht zu sein, den Sohn früh soviel wissenschaftlichen Unterricht geben zu lassen, als die Welt auf dem kaiserlichen Thron verlangte und an ihm vermißte. Es war ein Lombarde, Amalrich mit Namen, der in den Wissenschaften jener Zeit den jungen Heinrich unterweisen mußte und einen gelehrigen Schüler in dem reichbegabten Knaben fand. Längst mit der Krone geschmückt und für das Regiment sorglichst vorgebildet, trat Konrads Sohn in die ersten Jünglingsjahre, um sofort die Freuden und Genüsse, die Sorgen und Mühen der Herrschaft in ihrem ganzen Umfange aus Erfahrung kennen zu lernen. Kaum sechszehn Jahr alt, verhandelte er einen Bundesvertrag mit einem der weisesten und erfahrensten Könige jener Zeit, führte er zweimal ein Heer gegen einen nicht verächtlichen Feind und überwachte selbstständig, während der Vater Burgund gewann, die Angelegenheiten des Ostens. Selten hat ein Fürst, der an der Macht hing, wie es Konrad that, schon bei seinen Lebzeiten dem Sohne eine gleiche Theilnahme am Regiment gewährt; seltener noch, wenn der Sohn so selbstbewußt war, wie der junge Heinrich, der von der Bedeutung des Regiments doch noch ganz andere Gedanken hegte als sein Vater. Nur die Rücksicht auf die gesicherte Zukunft des Reichs und des Sohnes konnte Konrad zu solcher Entsagung vermögen.

Von zwei Seiten, wie die Erfahrung lehrte, war die Krone vornehmlich Angriffen ausgesetzt: von der Macht der Herzöge und durch die Ansprüche der nächsten Verwandten des regierenden Hauses. Hier oder dort lagen die Keime jener inneren Kriege, die seit einem Jahrhundert den Thron so oft bedroht hatten. Nach beiden Seiten suchte Konrad seine und seiner Nachkommen Regierung für alle Folge zu sichern.

Längst ist erkannt worden, wie Konrad nicht Geringeres im Schilde führte, als das deutsche Herzogthum ganz zu beseitigen. Denn

die Uebertragung fast aller erledigten Herzogthümer auf seinen Sohn und Nachfolger kam im Wesentlichen einer Aufhebung der herzoglichen Gewalt gleich. Auch ließ die Gunst der Umstände in der That den Kaiser manchen vernichtenden Schlag auf die herzogliche Gewalt führen. Der Tod des kinderlosen Luxemburgers in Baiern bot ihm Gelegenheit, seinen Sohn mit diesem Herzogthum zu belehnen; mehrere Jahre später starb dann Hermann II. von Schwaben unbeerbt, und der junge Heinrich konnte auch Schwaben gewinnen; auch das Herzogthum Kärnthen war einmal unbesetzt und kam dann an einen kinderlosen Mann; so daß nur die Einziehung Sachsens und Lothringens fehlte, um das Herzogthum ganz zu vernichten und den König zum unmittelbaren Herrn aller deutschen Länder zu machen.

Die Herzogthümer waren seit der Begründung des Reichs gleichsam die Säulen des Baues gewesen, über denen sich die königliche Macht als das verbindende Dach erhob; diese Säulen umreißen, hieß den alten Bau zerstören, hieß das Reich nach seiner alten Bedeutung aufheben. Wie hätten die deutschen Fürsten dem ruhig zusehen sollen! Wenn nicht die Ehrfurcht vor dem Werk ihrer Väter, mußten sie doch ihre eigenen Interessen treiben, eine Institution zu erhalten, auf der vor Allem ihr Einfluß auf den großen Gang der Dinge, auf der ihre eigenen Selbstständigkeit, ihr Gegengewicht gegen die Allmacht der Krone beruhte? Wie machtvoll und gebietend auch Konrads Stellung gegen die deutschen Großen war, sie konnten nicht stillschweigend die Vernichtung der herzoglichen Gewalten geschehen lassen. An gewaltigen Stürmen im Rathe der Fürsten kann es demnach nicht gefehlt haben; nur scheinen leider unsere Gewährsmänner für die Geschichte Konrads nicht im Stande gewesen zu sein uns von ihnen zu melden. Um so werthvoller ist daher ein bisher wenig bekanntes Actenstück, das einen tiefen Blick in jene inneren Kämpfe der Fürsten mit dem Kaiser werfen läßt. Es ist ein Brief eines jungen Geistlichen an den Bischof Azecho von Worms aus dem Jahre 1035, wo sich der langverhaltene Zorn des Kaisers über den Herzog Adalbero von Kärnthen entlud, der um Pfingsten zu Bamberg vor den Fürsten wegen Majestätsverbrechens angeklagt, auf diese Anklage — wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht — verurtheilt und seines Herzogthums entkleidet wurde.

Der Schreiber des Briefs hielt sich zu der Zeit, als Adalberos Absetzung ruchbar wurde, zu Mainz auf und meldete dem Bischof, daß dort gleichzeitig mehrere Fürsten mit dem Erzbischof von Köln und dem Bischof Brun von Würzburg, dem Vetter des Kaisers, mit

großem Eifer Berathungen hielten. Was die Fürsten beabsichtigten, wußte er nicht sicher anzugeben, aber jene Vorgänge am kaiserlichen Hofe, die das allgemeine Gespräch bildeten, konnte er aus guter Quelle mittheilen und that es: Man erzählt — so berichtet er — daß der Kaiser von alter Zeit her gegen den Herzog Adalbero einen tiefen Groll hege und solche Erbitterung gegen ihn gefaßt habe, daß er die Markgrafen und anderen Fürsten, die gerade am Hofe waren, berief und ihnen gebot, Adalbero sein Herzogthum und seine Mark durch richterlichen Spruch zu entziehen. Die Fürsten urtheilten jedoch, ohne die Gegenwart und Zustimmung des jungen Königs Heinrich könne dies nicht geschehen. Hierauf ließ der Kaiser seinen Sohn rufen, stellte ihm Adalberos Unrecht vor und verlangte die dem Verbrechen gebührende Bestrafung des Herzogs; er bestand darauf, daß der Kärnthner das Herzogthum verlieren müsse. Aber der junge König erklärte, eingedenk eines früher mit dem Herzoge geschlossenen Vertrages, unter den höchsten Betheuerungen seiner Ergebenheit und Treue dem Vater, daß er dazu seine Hand niemals bieten könne und dürfe, und blieb hartnäckig bei dieser Erklärung. Lange wurde die Sache verhandelt. Ermahnungen, Drohungen, Bitten des Vaters führten zu nichts; der junge König blieb hartnäckig bei seiner Meinung. Endlich sank der Kaiser, sich erhitzend und im tiefsten Herzen durch den Widerstand seines Sohnes verwundet, vor Aller Angesicht ohnmächtig zur Erde hin; sprachlos, mit geschlossenen Augen, wie von Sinnen wurde er aufgehoben und man brachte ihn auf ein Bett. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und ließ alsbald wiederum seinen Sohn und die Fürsten rufen. Auf das Tiefste demüthigte er sich vor ihnen, seiner kaiserlichen Majestät vergessend; unter Thränen warf er sich vor seinem Sohn auf die Knie und beschwor ihn seines Vaters zu gedenken, den Triumph ihrer beiderseitigen Feinde nicht zu vermehren, nicht dem Reiche den größten Schimpf und sich selbst ewige Schande zu bereiten, indem er sich von seinem Vater lossage. Da wurde endlich der junge König durch die Thränen des Vaters gerührt, ging in sich und ergab sich in das Gebot und den Willen des Kaisers. Er erklärte, daß er durch einen Schwur, den er früher Adalbero geleistet, gebunden gewesen sei, und daß sein Erzieher, der Bischof Engelbert von Freisingen, ihn zu diesem Schwur bewogen habe. Hocherzürnt fragte der Kaiser den Bischof, ob dem so wäre. Dieser verhehlte es nicht und suchte sich damit zu rechtfertigen, daß er den Schwur nur veranlaßt habe, um Adalbero dem Könige treu zu erhalten, der Schwur selbst überdies nichts anderes enthalten habe, als was sich ohnehin ver-

standen hätte, daß nämlich der Herzog ohne Urtheil und Recht keinen Schaden an Hab und Gut erleiden solle. Aber der Kaiser hörte wenig auf solche Entschuldigungen, fuhr mit der größten Heftigkeit auf den Bischof los und wies ihn aus der Thüre; unter einer Fluth von Schmähreden zog sich der Bischof schambedeckt zurück. Hierauf kehrte der Kaiser zum Fürstengericht zurück, welches Herzogthum und Mark dem Kärnthner absprach. Man erzählte außerdem, wie der Briefsteller meldet, daß man befürchte, der Herzog werde sich mit Hülfe der Kroaten und Winden dem Willen des Kaisers widersetzen; deshalb sei beschlossen, die Baiern an dem bevorstehenden Zuge nicht Antheil nehmen zu lassen. Die Mark Adalberos sei, wie man sage, einem gewissen A. von L. übergeben — der Name ist nicht ausgeschrieben —; das Herzogthum selbst sei noch nicht verliehen, doch werde in den nächsten Tagen sich Kuno nach Hofe begeben, um seine Werbung dort anzubringen.

Der Brief bedarf nur eines kurzen Commentars. Wir wissen, daß die Absetzung Herzog Adalberos zu Pfingsten 1035 erfolgte; der Kriegszug, zu dem man sich damals anschickte, war der Kriegszug gegen die Liutizen, von dem bald weiter die Rede sein wird. Die Mark, die getrennt von dem Herzogthum vergeben wurde, war die karantanische, das jetzige Steiermark, mit der Adalbero schon vor seiner Erhebung zum Herzog belehnt war und die jetzt an den Grafen Arnold von Lambach verliehen wurde. Die übrigen Marken, die sich später von Kärnthen lösten, blieben damals noch mit dem Herzogthum verbunden. Kuno, der sich um das erledigte Herzogthum bewarb, war Niemand anders, als Konrad der Jüngere, der die als Knaben ihm entzogene Erbschaft seines Vaters jetzt in Anspruch nahm; auf seine Bewerbung wird sich die Versammlung in Mainz bezogen haben, bei der auch sein Bruder Brun zugegen war und wo man die Vorgänge zu Bamberg so eifrig besprach. Uebrigens erreichte der Vetter des Kaisers nicht so bald seinen Zweck; erst am 2. Februar 1036 wurde er auf einem Fürstentage zu Augsburg in das Herzogthum seines Vaters und Großvaters wieder eingesetzt. Der entsetzte Herzog hatte ein unglückliches Ende. Mit seinen Söhnen wurde er zum Exil verurtheilt; doch er entkam demselben im Jahre 1036 und kehrte nach Kärnthen zurück, wo er den Grafen Wilhelm von Friesach und Soune, den er als die Veranlassung seines Sturzes besonders angesehen zu haben scheint, befehdete und erschlug. Von den Kaiserlichen verfolgt, flüchtete er sich nach der Ebersburg, wurde aber bezwungen und dann abermals in die Verbannung geschickt. Nach dem Tode des Kaisers brach

er zum zweitenmal aus dem Exil hervor und stürzte sich wiederum in die Fehde mit den Söhnen des Grafen Wilhelm. In diesen Kämpfen fand er im Jahre 1039 den Tod. Seine Söhne wurden später in das väterliche Erbe zurückgeführt, und das Geschlecht der Eppensteiner blühte noch lange in Kärnthen fort.

Wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten der Kaiser zu kämpfen hatte, um die Macht der Herzöge zu brechen; gewiß nicht weniger dornenvoll für ihn war der Pfad, den er einschlug, um die königliche Gewalt gegen die Ansprüche und Angriffe seiner eigenen Verwandten zu schützen. Schon unter dem sächsischen Hause war es Sitte gewesen, um des Reichsinteresses willen jüngere Söhne oder unächte Sprossen des königlichen Geschlechts dem geistlichen Stande zu widmen; die Töchter der Kaiser mußten sich aus demselben Grunde meist zum Klosterleben bequemen, und übel genug hatte es Otto III. vermerkt, daß eine seiner Schwestern sich mit einem ritterlichen Manne vermählte. Auf demselben Wege war auch Heinrich II. vorgeschritten; er bestimmte nicht allein fast alle seine Schwestern den Schleier zu nehmen, er brachte nicht allein seinen Halbbruder Arnold in den geistlichen Stand, sondern nöthigte auch seinen einzigen rechten Bruder Brun, sobald er sich gegen ihn erhob, dem weltlichen Leben zu entsagen. Aber planmäßiger noch, als alle seine Vorgänger, verfolgte Kaiser Konrad die eingeschlagene Richtung, um sein und seiner Nachfolger Regiment vor den Ansprüchen der eigenen Familie zu schützen; fast alle männlichen Glieder derselben zwang er die Tonsur zu nehmen. Wir wissen bereits, wie sein einziger Bruder Gebhard und sein Vetter Brun das Schwerdt mit dem Brevier vertauschen mußten, ebenso mußte ein spätgeborener Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Wilhelm mit Namen, der einzige Oheim des Kaisers von väterlicher Seite, unter den Klerus treten. Sie alle wurden zu einträglichen Bisthümern befördert, Wilhelm wurde Bischof von Straßburg (1029), Brun von Würzburg (1034), Gebhard von Regensburg (1036); aber einen wahrhaft bischöflichen Wandel werden sie kaum geführt haben, wenigstens blieb Gebhard für seine Lebenszeit die Neigung zum Waffenlärm und weltlichen Händeln. Kaiser Konrad erreichte indessen seinen Zweck; von seinem Hause trug bei seinem Tode Keiner ritterliche Waffen, als sein einziger Sohn, dem er das Reich hinterließ, und der kinderlose Konrad von Kärnthen.

In den erwähnten Beziehungen war Konrad als dem Begründer einer neuen Dynastie schon gleichsam von Natur eine andere Stellung zugewiesen, als dem kinderlosen Heinrich. Aber es gab auch andere und größere Differenzen zwischen dem Regiment beider, die sich nicht auf dynastische Motive zurückführen lassen. Sie zeigen sich wohl am klarsten in der verschiedenen Art und Weise, wie sie die kirchlichen Angelegenheiten leiteten und überwachten.

Gerade die ersten Häupter der Kirche hatten zu Konrads Erhebung das Meiste beigetragen. Dem Mainzer Erzbischof dankte er die Wahl in Deutschland, dem Mailänder die Anerkennung in Italien, der Papst hatte sich beeilt, ihn mit der Kaiserkrone zu schmücken. Keinem Kaiser sind jemals alle kirchlichen Gewalten bereitwilliger entgegengekommen, als Konrad; von allen Seiten bedrängt, trieb das eigene Interesse sie zu den Stufen seines Thrones. Das Papstthum in der jammervollsten Rathlosigkeit, Odilo und die Cluniacenser unter der Zuchtruthe des französischen Episcopats, die lombardischen Bischöfe von dem Adel des Landes mit dem Ruin ihrer Herrschaften bedroht, die deutschen Bischöfe von ihren alten, nicht mehr durch Heinrichs Strenge geschreckten Feinden beunruhigt, die deutschen Klöster endlich, wie die französischen in ihren Privilegien von den Bischöfen angegriffen, — sie alle suchten beim Kaiser Hülfe und Rettung und legten ihm eine Macht in die Hände, wie sie seit den Tagen Ottos des Großen kein Fürst in der Kirche geübt hatte. Reformation der Kirche war schon seit Jahrzehnden der allgemeine Ruf, Papstthum und Kaiserthum hatten in denselben eingestimmt; endlich schien ein Zeitpunkt gekommen, wo ein Kaiser die Reformation durchführen konnte, ohne jedes Hinderniß, ohne ernstliche Gefahren, mit einem unzweifelhaft glänzenden Erfolge. Auch werden die Cluniacenser dies von Konrad erwartet haben. Nicht allein, daß Odilo sogleich sich ihm näherte; auch Richard von St. Vaast und Poppo von Stablo, die Häupter der cluniacensischen Reformen in Lothringen, wurden nicht müde, den Interessen des Kaisers zu dienen. Sie besaßen die Gunst desselben, und wir erfahren, daß sie auch zeitweise Einzelnes von ihm für ihre kirchlichen Absichten erreichten. So übertrug der Kaiser dem Poppo einmal die obere Leitung der bedeutendsten deutschen Klöster, wie Hersfeld, St. Gallen, Weißenburg, Echternach, Limburg u. s. w., und es hätte sich so leicht eine Congregation bilden können, welche die Grundsätze der Cluniacenser tief in das innere Deutschland verbreitete. Aber die Congregation gewann niemals Bestand, da die alten Klöster mit Hartnäckigkeit an ihrer Selbstständigkeit festhielten und das streng-

gebundene Wesen Clunys der deutschen Natur überhaupt zuwider war. Auch war Kaiser Konrad am Wenigsten nach dieser Seite hin entschieden und durchgreifend; er besaß, die Wahrheit zu gestehen, weder für die Absichten der Cluniacenser noch überhaupt für jene reformatorischen Bestrebungen, die er bei seiner Thronbesteigung vorfand, ein tieferes Verständniß. Die Kirche hatte für ihn nur eine wesentliche Bedeutung, so weit sie seinen staatlichen Absichten diente oder seinem persönlichen Religionsbedürfniß genügte.

Denn trotz seiner anstößigen Ehe mit Gisela, welche der strengeren Geistlichkeit immer ein Dorn im Auge blieb, war Konrad doch ein ergebener Sohn der Kirche. Er bekannte mit Aufrichtigkeit ihre Lehren und fand in den frommen Werken der Zeit Beruhigung für seine Sünden wie Gewähr für den glücklichen Bestand seiner Herrschaft. Nach der Weise seines Vorgängers ließ er sich in mehrere geistliche Brüderschaften aufnehmen und gewährte diesen und anderen kirchlichen Stiftungen reiche Geschenke und große Privilegien; an Freigebigkeit gegen die Kirchen und Klöster stand er den früheren Kaisern wenig nach. Wenn er auch nicht neue Bisthümer wie Heinrich errichtete, so hat er doch, obschon in anderer Weise, den Glanz der Kirche nicht minder erhöht. Er führte Kirchenbauten von einer Größe und Pracht auf, wie man sie in den deutschen Ländern bis dahin niemals gesehen hatte; Werke, die noch jetzt die höchste Bewunderung verdienen. Es war bald nach seinem Regierungsantritt, daß er auf seinem verfallenen Erbgute, Limburg in der Hardt, eine Abtei zu errichten beschloß. Den Bau übertrug er dem Abte Poppo von Stablo, wie denn die Cluniacenser damals die rührigsten und thätigsten Bauleute des Abendlandes waren. In wenigen Jahren wurden Kirche und Kloster vollendet; wo in den alten Burgruinen noch vor Kurzem das Wild sein Lager gemacht hatte, sah man sich nun ein stattliches Kloster und eine prächtige Basilika erheben, die an Größe der Dimensionen und Zierlichkeit der Ausführung damals nur in Rom ihres Gleichen fand und deren Ruinen noch heute durch Großartigkeit und Reinheit der Form imponiren. Und zu derselben Zeit betrieb Konrad den Bau eines Johanneskirche zu Speier und begann den dortigen Dom, an dem er und seine Nachkommen fast ein ganzes Jahrhundert gearbeitet und wo sie alle ihre Ruhestätte gefunden haben. Dieser Dom gehört für alle Zeiten zu den Wunderwerken unseres Volkes und unseres Landes, und der einheitliche Plan zu demselben ist ohne Frage in Konrads Geiste entstanden, wenn auch in der Ausführung später Einzelnes geändert wurde. Es kam Konrad darauf an, zur Ehre der Mutter

Gottes, welcher der Dom geweiht ist, einen Bau zu errichten, wie seit den Zeiten der römischen Kaiser kein gleicher erwachsen war, und die gigantischen Räume desselben zeugen noch jetzt ebenso sehr für den enormen Schwung seiner Entwürfe und die Kraft seines Willens, wie für seinen religiösen Eifer.

Aber bei dieser frommen Gesinnung hatte Konrad doch weder ein lebendiges Gefühl für die Gebrechen der Kirche, noch besaß er die erforderlichen Fähigkeiten, um eine Reformation derselben einzuleiten und durchzuführen. Schon die gelehrte und theologische Bildung, die Heinrich II. geziert hatte, fehlte ihm gänzlich; in allen kirchlichen Angelegenheiten war er genöthigt, der Einsicht und dem Willen seiner besser unterrichteten Gemahlin den weitesten Spielraum zu lassen. Nach ihrem Ermessen sind unter seiner Regierung fast alle Bischofsstühle Deutschlands besetzt, alle kirchlichen Fragen entschieden worden. Für kirchliche Reformen hatte Konrad so wenig Sinn, daß er, selbst wo sie Aeußerlichkeiten betrafen, ihnen hindernd entgegentrat. So ruhte er nicht eher, als bis Aribos Aenderungen in den Fastenzeiten aufgehoben wurden, und als sein Oheim, Bischof Wilhelm von Straßburg, in der Feier der Adventszeit vom Herkommen abwich, widersetzte er sich der Neuerung nicht nur persönlich, sondern ließ sie auch durch eine Synode zu Limburg verwerfen. Viel weniger noch zeigte er Neigung, sich auf einen großen Umbau der Kirche einzulassen. So erlahmte der reformatorische Eifer selbst der edelsten Männer, und die Kirche versank immer tiefer in die Wogen des weltlichen Treibens. Unter Heinrich II. war die Mission erstorben, unter Konrad siechte auch die Reform hin.

Aber von einer Seite hatte die Kirche denn doch für Konrad ein großes und sehr wesentliches Interesse; war sie doch jene große politische Körperschaft, auf deren Macht und Reichthum vor Allem sein Vorgänger die Herrschaft begründet hatte. Wie hätte es Konrad entgehen können, daß Heinrichs Regiment hauptsächlich sich auf die fast willkührliche Gewalt gestützt hatte, mit welcher er über der Kirche schaltete? Wie wären ihm die Erfolge verborgen geblieben, die so erreicht waren? Und wie hätte er, dessen Seele Macht über Macht verlangte, irgend ein Recht aufgeben sollen, das ihm vererbt war? Wie nicht anders zu erwarten stand, ist er daher auch hier ganz in die Fußstapfen Heinrichs getreten. Ohne die Privilegien früherer Zeiten zu achten, hat auch er alle Bischofsstühle nach seinen politischen Absichten mit ergebenen Anhängern besetzt; häufig kamen Fremde, meist königliche Kapellane in die erledigten Bisthümer. Nicht selten ließ

sich der Kaiser die Investitur bezahlen. Es ist häufiger geschehen, als es Wippo zugeben möchte; wir haben dafür außer anderen Zeugnissen das Zeugniß von Konrads eigenem Sohne. Auch über das Kirchengut hat er ohne Bedenken für staatliche Zwecke verfügt. Die Abtei Kempten gab er seinem Stiefsohn Herzog Ernst zu Lehen, mit Gütern von Reichenau wurde Graf Mangold belehnt, und das schon so arg heimgesuchte Hersfeld erfuhr von ihm eine neue Beraubung. In welcher Weise er die Bischöfe behandelte, selbst solche, denen er zum größten Danke verpflichtet war, sobald sie seine Absichten kreuzten, haben wir an dem Beispiele Engelberts von Freisingen gesehen.

Mit gleicher Willkühr und Strenge hatte freilich auch Kaiser Heinrich über der Kirche und ihren Häuptern gewaltet, und dennoch — man täusche sich darüber nicht — war die Lage der Kirche jetzt nicht mehr dieselbe, sondern wesentlich verschlimmert. Heinrich hatte, wie schwer seine Hand auch auf dem Klerus ruhen mochte, doch ein innerliches Verhältniß zur Kirche gehabt; ihr Wohl und Wehe bekümmerte ihn in tiefer Seele; das Heil derselben stand ihm mit der Wohlfahrt des Staats in der engsten Verbindung. Je schärfer er die Zügel des Regiments den geistlichen Herren gegenüber anzog, je willfähriger und nachgiebiger zeigte er sich gegen sie auf der anderen Seite; wenn er die Klöster beraubte, war er um so freigebiger gegen die Bisthümer; dafür, daß die Bischöfe seine Kriege führen mußten, schaffte er ihnen Ruhe und Sicherheit in ihren eigenen Territorien; so groß ihre Einbußen waren, der Verlust wurde ihnen meist zehnfach vergolten. Konrad hatte dagegen allein für die Ausbreitung und Befestigung seiner Macht wahrhaft Sinn und Verständniß; die Bischöfe hatten vor Allem seinen politischen Zwecken zu dienen und seinen Willen zu vollstrecken; ihre besonderen kirchlichen Interessen und Ziele waren ihm so gut wie gleichgültig. Jede selbstständige Regung in der Geistlichkeit schien ihm bedenklich; jede Auflehnung derselben gegen seine Macht bestrafte er mit rauher, fast möchte man sagen mit roher Gewalt. Wie wenig der Kaiser selbst das Ansehen des Papsts vor der Welt schonte, zeigt ein Vorgang, den Hermann von Reichenau in seinen Annalen berichtet. Der Abt seines Klosters hatte sich vom Papst ein Privilegium erwirkt, das ihm die Messe in bischöflichen Sandalen zu halten erlaubte. Bischof Warmann von Kostnitz sah hierin eine Anmaßung seiner bischöflichen Gerechtsame und brauchte sein Ansehen beim Kaiser, um den Abt zu verdächtigen; und in der That ruhte Konrad nicht eher, als bis der Abt das päpstliche Privilegium mit den Sandalen auslieferte und beides in öffentlicher Synode

verbrannt wurde. Schlimmer noch schien das geistliche Ansehen gefährdet, als im Jahre 1036 Erzbischof Burchard von Lyon, weil er den Landfrieden gestört und den Sohn jenes Seligers befehdet hatte, der die burgundischen Reichsinsignien Konrad überbrachte, in Ketten nach Deutschland geschleppt wurde, wo er mehrere Jahre lang in strenger Haft blieb. Ein ähnliches Loos traf den gewaltigen Aribert von Mailand, den Mann, dem der Kaiser die Krone Italiens und zum großen Theil auch die Eroberung Burgunds verdankte; wir werden unten das Weitere davon zu berichten haben.

Noch einmal begegnet uns hier Erzbischof Aribo, der auf dem Tage zu Kamba die Stimmen auf Konrad gelenkt, zu Mainz ihn gekrönt hatte. Wir wissen, mit wie gigantischen Plänen sich dieser feurige und ehrgeizige Baier trug, wie er sich trotz Kaiser und Papst zum Reformator der deutschen Kirche geschaffen glaubte. Und fürwahr keine Stellung schien Anfangs der seinigen zu vergleichen. Während alle anderen Metropolen mehr oder weniger nur eine provincielle Wichtigkeit behielten, hatte Mainz eine allgemein nationale Bedeutung gewonnen; alle geistigen und geistlichen Bestrebungen der Deutschen schienen hier ihren Mittelpunkt zu finden, das ganze Geschäftswesen des Reichs concentrirte sich in den Händen des Erzbischofs, der sich zum Erzkanzler des Kaisers diesseits und jenseits der Alpen aufgeschwungen hatte. Zweimal nach einander hatte der Mainzer wesentlich die Entscheidung über die Krone in Händen gehabt und in seiner eigenen Stadt das Krönungsrecht geübt; fast schien es, als ob er ein Recht hätte, über das Reich zu verfügen. Papst Benedict VIII. und Kaiser Heinrich, Aribos Gegner, waren schnell nach einander gestorben, zu seiner Seite stand der neue, von ihm erhobene König — wie hätte er da nicht Alles für seine Reformen wagen, nicht Alles hoffen können! Aber nur zu bald erkannte er, wie trügerisch die menschlichen Hoffnungen. Die Erbitterung Giselas und die List seines neidischen Vetters Piligrim wirkten zusammen, den Boden zu untergraben, auf dem er sicher zu stehen wähnte. Demüthigungen folgten auf Demüthigungen; weder durch dienstwillige Ergebenheit noch durch kecken Trotz konnte er sich gegen seine Feinde behaupten. Bald gab er jene weitaussehenden Reformpläne auf, zufrieden, wenn er nur seine eigenen bescheidenen Ansprüche auf Kloster Gandersheim durchkämpfte. Aber auch hierin war ihm der Kaiser entgegen, und Bischof Godhard gewann einen Triumph nach dem anderen. Auch bei der Entscheidung des Nationalconcils zu Frankfurt im Jahr 1027 beruhigte sich Aribo nicht; Jahr für Jahr brachte er auf neuen Synoden die alte Sache zur

Sprache, mit der zähesten Zähigkeit hielt er an seinen Ansprüchen fest; aber ein Erfolg wurde ihm niemals zu Theil. Da brach endlich die Kraft des Mannes. Als er im Juni 1030 am Hofe des Kaisers zu Merseburg mit Bischof Godhard zusammentraf, sah dieser ihn eines Morgens allein in das Zimmer treten; unter vier Augen bekannte hier Aribo, daß er in seinen Ansprüchen auf Gandersheim gefehlt habe, bat den Bischof um Verzeihung und gelobte ewiges Stillschweigen. Aribo fühlte, er hatte seine Rolle ausgespielt, sein Leben war beschlossen. Am Weihnachtsfest 1030 zu Paderborn bat er öffentlich den Klerus und das gesammte Volk für seine Sünden zu Gott zu beten, verlangte von dem Kaiser und den Brüdern Urlaub zu einer Wallfahrt nach Rom, und trat sie bald darauf an. Auf der Rückkehr starb er am 6. April. Keiner seiner Vorgänger hat kühner begonnen und schwächlicher geendet, als er.

Und wer war es, den der Kaiser zu seinem Nachfolger ersah? Lange wurde die Sache bei Hofe erwogen; man brachte alte Privilegien des Klosters Fulda zur Sprache, nach denen immer der dritte Erzbischof von Mainz ein Abt dieses Klosters sein sollte; aber der Kaiser glaubte Gründe zu haben, vom alten Brauche sich zu entfernen. Seine oder vielmehr Giselas Wahl fiel auf einen alten Mönch, Bardo mit Namen, einen weitläufigen Verwandten der Kaiserin. Bardo war in der Wetterau geboren und schon früh dem Klosterleben bestimmt worden. Eine stille Natur, hatte er zu Fulda nur in klösterlichen Uebungen und in seinen Büchern gelebt, der sanfteste und bescheidenste Mensch der Welt. Der Kaiser lernte ihn bei einem Besuch in Fulda kennen, und das schlichte Wesen des Mönchs behagte ihm ebensosehr, als ihn seine Geburt und Dienstwilligkeit empfahlen. So wurde denn Bardo, trotzdem daß er schon funfzig Jahre zählte, schnell von Ehren zu Ehren erhoben. Zuerst übertrug der Kaiser ihm die Abtei Werden, bald darauf nach der Entsetzung des Abts auch das Kloster Hersfeld, und nun erhob er ihn sogar auf den ersten Bischofsstuhl des Reichs. Das Erstaunen über die Wahl des Kaisers war allgemein, dieser einfache und der Welt unkundige Mönch schien am Wenigsten zum Nachfolger eines Willigis und Aribo gemacht; seine Ernennung war gleichsam ein Hohn für Mainz und alle deutschen Bischöfe. Lange trieben die Neider und Spötter ihr Spiel, und so weit kam es, daß den Kaiser selbst einen Augenblick seine Wahl gereuete. Es war am Weihnachtsfest des Jahrs 1031 zu Goslar, als Bardo zum erstenmal vor dem Kaiser und Hof predigte, aber seine Rede, kurz und schlicht, machte nur geringen Eindruck und wurde der

Gegenstand neuen Spottes, zumal am nächsten Tage Bischof Dietrich von Metz recht geflissentlich alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Der Kaiser war im höchsten Maaße verstimmt, und als Bardo am dritten Tage aufs Neue die Predigt übernehmen wollte, beschwor man ihn davon abzustehen um den Unmuth des Kaisers nicht zu verstärken. Aber Bardo war nicht gewillt, seinen Gegnern das Feld zu räumen; er predigte abermals, und diesmal mit solcher Weihe und Salbung, daß die frechen Zungen verstummten und der Kaiser die größte Genugthuung empfand.

In der That bewährte Bardo später, daß er seines bischöflichen Amtes nicht unwerth war. Er war eifrig in seinem geistlichen Amt, sein Lebenswandel musterhaft, seine Bildung ungewöhnlich. Seine Zeit erkannte ihn als den ersten Prediger an und gab ihm den Beinamen Chrysostomus; durch die Fortsetzung des Mainzer Dombaus sicherte er sich bei der Nachwelt einen geehrten Namen; Wunder und Zeichen wollte man noch lange nachher am Grabe des heiligen Mannes bemerken. Aber ein Mann wie seine Vorgänger war er nicht, und die politische Macht und weltliche Bedeutung der Stiftung des heiligen Bonifaz ist tief unter ihm gesunken. Sein Pontificat eröffnete sich sofort mit einem großen Opfer für Mainz. Piligrim von Köln, der Aribo bereits das Krönungsrecht entrissen, wußte jetzt auch das Erzkanzleramt für Italien sich zu gewinnen, das seine Nachfolger dann dauernd behaupteten. Auf einer Synode, die zu Tribur im Mai 1036 vor dem Kaiser abgehalten wurde, mußte Bardo ferner ruhig ansehen, daß die Seligenstädter Beschlüsse und andere Neuerungen seines Vorgängers aufgehoben wurden. Endlich hatte er unablässig mit seinen eigenen Vasallen und Ministerialen zu kämpfen, die seinen Dienst verließen, um den lohnenderen Dienst des Kaisers aufzusuchen. Man war zu Mainz mit der Amtsverwaltung des eifrigen Mannes doch in der That sehr wenig zufrieden. Seine Schlichtheit, sagt sein ältester Biograph, wäre den Leuten nicht eben als Weisheit erschienen, und erst später sei es durch die Wunder an Bardos Grabe klar geworden, wie wohlgefällig Gott solche Einfalt sei.

Niemand kann bezweifeln, daß Konrad bei Bardos Wahl keine andere Absicht hatte, als die Uebermacht des Mainzer Erzbisthums herabzudrücken. Köln war recht eigentlich ersehen, um Mainz das Gegengewicht zu halten. Als im Jahr 1036 Erzbischof Piligrim starb, der größere Ehren an seine Kirche gebracht hatte, als je einer seiner Vorgänger, wurde ein junger fürstlicher Mann zu seinem Nachfolger bestimmt. Es war Hermann, der Sohn des Pfalzgrafen Ehrenfried,

ein Enkel Kaiser Ottos II., der schon als Kanzler Italiens die Geschäfte des Reichs kennen gelernt hatte und auch als Erzkanzler Italiens Piligrim folgte. Mit großen Ansprüchen für sein Stift trat er auf; man erzählt, daß er selbst noch einmal die alten Streitigkeiten mit dem Erzbisthum Hamburg-Bremen erneuert habe. Gegen einen solchen Nebenbuhler mußte es Bardo schwer fallen, sein Recht zu behaupten.

Es konnte wohl nicht anders sein, als daß bei diesem Uebermaaß kaiserlicher Macht und Willkühr ein drückendes Gefühl ihrer Abhängigkeit die deutschen Bischöfe beschlich. Besonders macht sich dies in Lothringen bemerklich, wo manche Bischöfe sich sichtlich bestrebten, eine engere Verbindung mit Rom anzuknüpfen, um hier eine Stütze für ihre schwankende Macht zu finden. Es war im Jahr 1028, daß der Bischof Reginard von Lüttich, der vom Kaiser sein Bisthum vor drei Jahren erkauft hatte, nach Rom ging, seine Schuld fußfällig vor dem Papste bekannte und seinen Krummstab in die Hände desselben niederlegte. Er erhielt ihn zurück und führte nachher sein Amt nach den Vorschriften der Cluniacenser. Es war um dieselbe Zeit, daß der muthige Babenberger, Erzbischof Poppo von Trier, sich nach Rom begab und mit dem Papste in genaue Verbindungen trat. Auf Anrathen desselben unternahm Poppo später eine Wallfahrt nach Jerusalem und fand bei seiner Rückkehr sein Bisthum von dem Grafen Giselbert von Luxemburg auf das Schmählichste verwüstet. Seine Klagen beim Kaiser hatten keinen Erfolg. Da wandte er sich in einem merkwürdigen Briefe, der uns erhalten ist, nach Rom und bat auf das Dringendste den Papst um Unterstützung. Und vielleicht hatte auch Aribos Reise nach Rom keinen anderen Zweck, als seine früheren Angriffe auf den apostolischen Stuhl abzubitten und den Nachfolger Petri vor den Gefahren zu warnen, die der Selbstständigkeit der deutschen Kirche vom Kaiser drohten.

So wandten sich wohl die Blicke Mancher hoffend nach Rom; aber welche Hülfe sollte von dorther ihnen kommen? Johann XIX., ein schwankes Rohr sein ganzes Leben hindurch, ein Mensch, jedes sittlichen Ernstes bar und ohne alles Gefühl für seine geistliche Stellung, wie hätte der einem Kaiser, wie Konrad, offen entgegenzutreten gewagt? Wie hätte er, kaum sich selbst auf dem Stuhle Petri sicher fühlend, Anderen hülfreich die Hand zu bieten vermocht? Es war im Januar 1033, daß Johann endlich sein unwürdiges Leben beschloß. Sein Tod war nur deshalb ein Unglück für Rom und die abendländische Kirche, weil der schmählichen Wahl eine schmählichere folgte.

Noch immer hatten die Tusculaner Rom ganz in ihrer Gewalt und beherrschten deshalb auch die Besetzung des päpstlichen Stuhls; die kaiserlichen Rechte in der Stadt, vor Allem das Recht über den Stuhl Petri zu verfügen, waren seit einem Menschenalter nicht geübt worden und fast vergessen. In der nichtswürdigsten Weise misbrauchten nun jetzt die Tusculaner ihre Macht und die usurpirte Befugniß, die Wahl zu lenken. Der Graf Alberich von Tusculum, der sich einen Pfalzgraf des Lateran und Consul der Römer nannte, verwandte unglaubliche Summen, um die Wahl seines Sohnes Theophylact, eines zehnjährigen Knaben, durchzusetzen. Es gelang zur ewigen Schmach der Römer. Unter den Namen Benedict IX. bestieg Theophylact den apostolischen Stuhl, den er durch Bubenstreiche schändete. In Jahren, wo er der Zuchtruthe bedurft hätte, jeder Verantwortung enthoben, ergab sich der Knabe dem liederlichsten und nichtswürdigsten Leben. Die weltliche Herrschaft führten für ihn seine Brüder Gregorius und Peter, die sich Consuln, Herzöge und Senatoren der Römer betitelten. Die Kirche war ohne Leitung, und das geistliche Leben gerieth in Rom selbst in dem allerärgerlichsten Verfall. Wie stand es nun mit den Träumen der Cluniacenser? Und welche Hülfe konnten deutsche Bischöfe von einem solchen Papste erwarten? Wir besitzen die Antwort, die im Namen des Papstes dem Erzbischof Poppo von Trier auf seine Klagen über den Kaiser gegeben wurde. Man belobt darin die Ergebenheit und Treue des Erzbischofs, aber statt der hülfreichen Hand bietet man ihm nichtige Worte und sendet ihm einen römischen Bischof, der ihm beim Firmeln und Consecriren unterstützen solle. Wahrlich nicht so hatte es Poppo gemeint, wenn er den Papst bat, ihm einen von seinen geachtetsten und verständigsten Räthen zu schicken, um ihn in seiner Bedrängniß mit Rath und Beistand zu unterstützen.

Die Kirche — man kann es kaum leugnen — war an Händen und Füßen gebunden, der Willkühr eines Kaisers preisgegeben, der ihr nur freien Spielraum ließ, soweit sie sich als die dienende Martha bekannte und ihren höheren Beruf aufgab, frei für das Reich Gottes zu wirken. An eine Reformation der Kirche, wie sie Heinrich II. und Benedict VIII. angegriffen hatten, war nicht von ferne zu denken. Mit dem ungeheuern Reichthum und der gewaltigen Weltmacht, die der Kirche zuwuchsen, war sie zugleich tief in den Schlamm weltlicher Interessen und Lüste versunken und sank mit jedem Tage tiefer und tiefer. Weder die äußerliche Gesetzlichkeit und Kirchlichkeit der Cluniacenser, noch die schwärmerischen Bußübungen der Schüler Romu-

alds konnten ihr helfen; gerade in Italien und Burgund, wo die eifrigen Bußprediger besonders ihren Sitz hatten, war das Uebel am Schlimmsten. Was den deutschen Klerus noch am Meisten aufrecht erhielt, war vor Allem der Rest altgermanischer guter Sitte. Die Treue und Ehrlichkeit, Keuschheit und Reinheit der Vorfahren waren in diesem Stande so wenig, wie überhaupt in unserm Volke bei aller Verderbniß der Zeit ganz verschwunden; der freie deutsche Geist ließ sich einmal nicht ganz unterdrücken, am Wenigsten, wo es das höchste und heiligste Gut der Menschheit galt. Es lebte in der That noch ein reiches Maaß wahren Glaubensmuthes und aufopfernder Liebe in den deutschen Bischöfen, und es hätte nur eines starken moralischen Impulses von außen bedurft, um zu zeigen, daß der deutsche Clerus noch eben so großer Entschlüsse fähig sei als in der Zeit der Ottonen. Vielleicht, daß ihm diesen Impuls die Mission noch einmal hätte geben können, für die sich um das Jahr 1034 bessere Aussichten zu eröffnen schienen.

1034. Der vielen frommen Seelen nicht mit Unrecht anstößige Bund, den Heinrich II. mit den heidnischen Liutizen geschlossen hatte, löste sich, sobald Konrad der polnischen Uebermacht den Todesstoß gegeben hatte. Nur gleiche Bedrängniß hatte die Deutschen und Wenden zeitweise verbinden können; sobald der gemeinsame Gegner überwunden war, brach daher der alte Haß des Bluts und des Glaubens, schon lange nur mühsam unterdrückt, mit neuer Gewalt hervor. Räubereien und Brandstiftungen geschahen von beiden Seiten; man schweifte plündernd über die Grenzen herüber und hinüber. Es scheint, als ob die Sachsen den schwereren Theil der Schuld trugen; aber sie nicht minder, als die Wenden, kamen klagend vor den kaiserlichen Thron. Schon im Herbst 1032 hatte sich der Kaiser nach Werben begeben, wo er die Streitigkeiten mit den Liutizen friedlich zu schlichten gedachte. Dies scheint auch für den Augenblick geglückt zu sein, aber der Friede hatte keinen Bestand. Sobald sich der Kaiser in den burgundischen Krieg begab, begannen die Plünderungen und Ueberfälle von Neuem. Nicht immer war das Glück mit den Sachsen; im Jahre 1033 wurde der sächsische Graf Liudger mit 42 Rittern von den Liutizen in der Nähe von Werben erschlagen. Konrad begab sich daher gleich nach Beendigung des burgundischen Krieges mit einem sächsischen Heere in das Wendenland; mit starker Hand wollte er jetzt die Liutizen strafen, wenn sie sich nicht vollständig von jeder Schuld zu reinigen wüßten.

Die angesehensten Männer des Volks stellten sich vor seinem Richterstuhl, rechtfertigten, was geschehen war, und schoben die Schuld des Friedensbruches lediglich auf die Sachsen; durch das Gottesurtheil eines Zweikampfs erboten sie sich, ihre Unschuld zu erhärten. Auch die Sachsen, obwohl sie ein weniger reines Gewissen hatten, waren bereit, ihre Sache der Entscheidung eines Gottesgerichts zu unterwerfen. So gab der Kaiser auf den Rath der Fürsten seine Genehmigung zu dem verlangten Zweikampfe. Jedes Volk wählte seinen Kämpen, und beide traten zum Kampfe an. Der Christ traute, wie Wippo sagt, allein auf seine Rechtgläubigkeit und trotzte auf den Beistand des einigen wahren Gottes; der Heide aber baute auf seine gerechte Sache. Jener griff zuerst keck den Wenden an; der aber leistete ihm herzhaften Widerstand, verwundete ihn dann und warf ihn endlich zu Boden. Dieser Ausgang des Kampfes erhöhte gewaltig das Selbstvertrauen der Liutizen und den Glauben an die Macht ihrer Götzen; nur die Anwesenheit des gefürchteten Kaisers konnte sie abhalten, sogleich über die Sachsen herzufallen und ihre Schwerdter mit deutschem Blute zu netzen. Bald darauf verließ der Kaiser ihr Land und die Elbgegenden, nachdem er die Burg Werben stärker als zuvor hatte befestigen lassen und in derselben eine zahlreiche Besatzung zurückgelassen hatte; er verpflichtete zugleich eidlich alle sächsischen Fürsten einmüthig den Angriffen der Liutizen zu wehren. 1034.

Nach kurzem Aufenthalt in Franken kehrte Konrad nach Sachsen zurück, wo er das Weihnachtsfest zu Goslar, die Ostern zu Paderborn 1035. feierte. Seine Nähe war erforderlich; denn die Liutizen hatten den Frieden bereits abermals gebrochen und in der Fastenzeit Werben überfallen; sie hatten überdies die Besatzung gefangen fortgeschleppt und mehrere sächsische Männer getödtet. Der Kaiser gerieth über ihren Trotz in den höchsten Zorn und traf schleunig Vorkehrungen, das aufrührerische Volk streng zu züchtigen. Als er die sächsischen Markgrafen und andere Fürsten am Pfingstfest zu Bamberg an seinem Hofe sah, kündigte er eine große Heerfahrt in das Wendenland an und brach bald mit einem stattlichen Heere nach der Elbe auf. Aber die Liutizen hatten ihn bereits erwartet und die Elbübergänge besetzt. Dennoch gelang es dem Kaiser an einer wenig beachteten Furt einen Theil seines Heeres heimlich überzusetzen und dem Feind in den Rücken zu senden. Sobald sie dies bemerkten, ergriffen die Liutizen die Flucht, und das deutsche Hauptheer konnte ruhig den Fluß überschreiten. Sengend und brennend durchzogen nun die Deutschen das Land der Wenden, die sich in sumpfige und unwirthbare Gegenden zurückzogen

1035. und hier vor den Verfolgungen der Feinde schützten. Der Krieg bot die größten Schwierigkeiten; bisweilen sah man den Kaiser selbst bis an die Hüften im Sumpfe stehen und sein Schlachtschwert auf die Wenden schwingen, während er zugleich seine Krieger durch Zuruf zum Kampfe anfeuerte. Wo man der Feinde habhaft werden konnte, suchte man sie auf, und mit großer Grausamkeit wurden die gefangenen Liutizen hingeschlachtet. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete der Kaiser unter den Feinden, aber dennoch gelang es nicht, sie vollständig zu unterwerfen. Im Herbste kehrte der Kaiser über die Elbe zurück, entschlossen im nächsten Jahre den Kriegszug zu erneuern. Am 16. October war er bereits wieder in Magdeburg.

Im Winter begab sich Konrad nach dem südlichen Deutschland, wo er das Weihnachtsfest zu Straßburg verlebte; dann nahm er sei-
1036. nen Weg durch Schwaben nach Franken, um das Osterfest in Ingelheim zu feiern. Das Fest der Himmelfahrt beging er zu Paderborn, wo ihm Bischof Meinwerk jetzt noch einmal seine Dienstwilligkeit bewies und bald darauf (5. Juni) das Zeitliche segnete. Der Tod hielt überhaupt in diesem Jahre unter den deutschen Bischöfen eine reiche Erndte. Außer Meinwerk und Piligrim starben auch die Bischöfe von Regensburg, Merseburg und Minden. Sie wurden nicht immer durch fähigere Nachfolger ersetzt; den Regensburger Krummstab erhielt, wie bereits erwähnt, des Kaisers unruhiger Bruder Gebhard. Von Paderborn kehrte der Kaiser in die rheinischen Gegenden zurück und verweilte während des ganzen Juni in der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen, wo er damals die Vermählung seines Sohnes mit Knuds schöner Tochter Gunhild festlich beging. Die wichtigsten Angelegenheiten für das Reich und sein Haus beschäftigten ihn, aber er hatte doch den Wendenkrieg nicht vergessen.

Von der Hochzeitsfeier seines Sohnes eilte Konrad zum Kampfe. Im Juli wurde in ganz Sachsen zu einer neuen Heerfahrt gerüstet; im August kam der Kaiser selbst, um die Führung desselben zu übernehmen. Da sank den Liutizen der Muth; sie gaben jeden Widerstand auf und fügten sich dem Willen des Kaisers, stellten Geißeln für ihre Treue und zahlten eine unermeßliche Menge Geldes. Ein Friede wurde aufgerichtet, in denen der Tribut der Wenden erhöht wurde und sie überhaupt zu größerer Abhängigkeit vom Reiche herabsanken, als sie seit längerer Zeit gewohnt waren. Die alten Markeinrichtungen Ottos des Großen wurden jedoch nur dürftig hergestellt; es scheint, Konrad besorgte die Macht der sächsischen Großen in ge-

fährlicher Weise zu stärken, wenn er sie abermals zu gewaltigen Herren unter den Wenden machte. 1036.

Alle wendischen Marken waren durch die polnischen und wendischen Kriegszüge Konrads wieder unter die deutsche Herrschaft zurückgebracht. Die Markgrafen schalteten wieder, wie vordem in den Ländern zwischen Elbe und Oder: Markgraf Bernhard in der Nordmark und unter den Liutizen, der Wettiner Dedi in der Ostmark und Niederlausitz, Eckard in der Mark Meißen und dem Lande der Milzener; sie hatten ihre Burgen unter den Wenden, trieben von ihnen Tribut ein und boten sie auch wohl zu den Waffen auf; aber ihre Macht auf dem rechten Elbufer faßte doch niemals wieder recht tiefe Wurzel, und das slawische Wesen blieb ungebrochen. Gewiß hätte es keinen geeigneteren Zeitpunkt geben können, um die Mission unter den Wenden neu zu beleben, als er damals eintrat. Aber Kaiser Konrad war nicht der Mann, der sich der Mission annahm; und so ging ungenützt die günstige Stunde vorüber. Im Sprengel von Meißen erhielt sich die Kirche freilich in leidlichem Zustand, aber in den Havelberger und Brandenburger Sprengeln war das Christenthum so gut wie erstorben. Den Bischöfen des Wendenlandes begegnen wir nicht selten am Hoflager und bei den Heeren des Kaisers, wie in der Umgebung der Erzbischöfe von Hamburg und Magdeburg; unter den Wenden scheinen sie fast nie sich gezeigt zu haben. Kein Erzbischof hatte bisher auf dem Magdeburger Stuhle länger gesessen als Hunfried, aber doch ist wenig von seiner Amtsführung zu melden. Die Bedeutung Magdeburgs als Seminar für die Mission des Ostens schien völlig vergessen. Von der Wirksamkeit jener berühmten Domschule, in welcher der heilige Adalbert und Brun von Querfurt gebildet waren, verlautet jetzt Nichts mehr. Auch der letzte Einfluß Magdeburgs auf die polnische Kirche hörte auf, als im Jahre 1035 der Bischof Paulinus von Posen starb, der noch in Magdeburg die Weihe erhalten hatte; sein Nachfolger Benedict ließ sich in Gnesen weihen.

Regeres Leben herrschte indessen um die Erzbischöfe von Hamburg. Die letzten Jahre des wackeren Unwan waren überaus reich an Freuden gewesen. Es war die Zeit, wo sich das lange Ringen des Christenthums mit dem heidnischen Aberglauben im skandinavischen Norden auf immer für den wahren Glauben entschied, wo die Sonne sich mit siegender Gewalt durch die dichten Nebel Bahn brach, die sie stets von Neuem umhüllt hatten. Es waren nicht die Kaiser, die der Kirche im Norden zu diesem letzten Siege verhalfen. Es waren

1036. die nordischen Könige selbst, denen dieser Ruhm gebührte. Olaf Haraldsson, der Norwegssohn, den sein Eifer für den Glauben um Reich und Leben brachte; Olaf der Schooßkönig, des abtrünnigen Erichs Sohn, der den hartnäckigen Wahn seiner Schweden mit dem Eifer eines Neophyten bekämpfte, und sein Sohn Amund Jakob, der in den Wegen des Vaters wandelte; der Däne Knud, der mit seinem englischen Reiche auch die Bekehrungslust der angelsächsischen Mönche gewonnen zu haben schien und der Winfried des Nordens wurde — wie uneins sonst unter einander, in dem Eifer für den wahren Glauben waren sie eins und einig. Sie waren es, die das Werk zum Schluß führten, das Kaiser Otto I. begonnen und seine Nachfolger verlassen hatten. Jetzt gewannen die Stiftungen Ottos in Schleswig und Jütland von Neuem kräftigeres Leben, neue Bisthümer fügte Knud zu den alten in Dänemark und auf den Inseln, auch Norwegen und Schweden erhielten jetzt ihre eigenen Bischöfe. Es waren nicht mehr Deutsche allein, ja nicht einmal in der Mehrzahl, die in dieses neueröffnete Arbeitsfeld zogen; Angelsachsen und Dänen theilten mit ihnen die Last der Arbeit; aber dennoch erndtete das deutsche Erzstift vor Allem die Früchte, die schnell in üppigster Fülle aufschossen. Seit Kaiser Konrad mit Knud seinen Bund geschlossen hatte, brachte Hamburg seine Stellung als Metropole des Nordens wieder zur Geltung und Anerkennung. Seitdem ging der große Knud mit dem Erzbischof vielfach über seine kirchlichen Pläne zu Rath; in Bremen empfingen die nordischen Bischöfe die Weihe, häufig sprachen sie dort ein und bezeugten dem Erzbischof und Primas des Nordens ihre Verehrung und ihren Gehorsam.

Als Unwan starb (1029) und der treffliche Libentius ihm folgte, begann eine so glückliche Zeit für das Erzstift, daß man ihrer noch lange nicht ohne Neid gedachte. Der schlichte, gerade, gottesfürchtige Mann gewann sich die allgemeinste Achtung, selbst die feindlichen Billinger versöhnte er sich und seiner Kirche; auch König Knud und die Herrscher des Nordens zollten ihm verdiente Verehrung. Da strömten nach Bremen die Missionare aus dem Dänenlande, aus Norwegen und Schweden zusammen, erzählten die großen Thaten, die Gott durch ihre Hand ausgeführt habe, und zogen dann erfrischt und gestärkt wieder zu neuer Arbeit hinaus. Freudig hörte sie der Erzbischof, weihte neue Bischöfe den neuen Gemeinden und knüpfte mit sanfter Hand die Stiftungen im Norden immer fester an die große Mutterkirche in Bremen. Leider starb Libentius bald (1032), und sein Nachfolger Hermann — ein vornehmer Herr, der aus Halberstadt herüberkam —

war nicht der Mann, um die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Kirche vollauf zu würdigen. Dennoch erhielt sich während seines dreijährigen Pontificats Alles so ziemlich in dem gewohnten Geleise, und in Bezelin erhielt er einen Nachfolger, der ihn mehr als ersetzte. Auch Bezelin war ein Fremder, vom Rhein kam er zur Weser, von Köln nach Bremen; aber klug, wie er wurde, begriff er schnell die Lage, in die er versetzt wurde. Ein Mann seines Verstandes war Bremen um so mehr noth, als sich bald nach seinem Amtsantritt schwere Unwetter im Norden zusammenzuziehen schienen. 1036.

Am 12. November 1035 starb König Knud in den ersten Mannesjahren nach einem kurzen, aber thaten- und segensreichen Leben; wenig älter als jener macedonische Alexander, dem ihn die Nachwelt durch den Namen des Großen zugesellt hat. Knuds Tod schien alle Verhältnisse im Norden zu brechen und zu lösen; nicht ohne große Befürchtungen sah man auch der Zukunft der christlichen Stiftungen dort entgegen. Niemand ahnte, was aus dem großen Reiche Knuds sich entwickeln würde. Er hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin, Emma von der Normandie, nur einen Sohn, Hördeknud mit Namen, hinterlassen und ihn zu seinem Nachfolger in Dännemark, England und Norwegen bestimmt; dagegen hatte er schon bei seinen Lebzeiten zweien älteren unehelichen Söhnen, die ihm Aelfgiva, eine vornehme Engländerin, geboren hatte, Unterkönigreiche zugetheilt, dem Harald im nördlichen England, dem Svend in Norwegen. Kaum aber war Knud gestorben, als Svend von den Norwegern vertrieben wurde, die den zehnjährigen Sohn des heiligen Olaf, Magnus mit Namen, in das Reich seines Vaters zurückriefen; Svend ging nach Dännemark, beanspruchte hier einen Antheil am Reiche seines Vaters und erhielt ihn; da er aber schon nach wenigen Monaten starb, behauptete sich Hördeknud doch für den Augenblick als alleiniger Oberherr in dem dänischen und englischen Reiche seines Vaters. Auch der Bund mit dem deutschen Kaiser erhielt sich und wurde sogar fester geknüpft. Am 29. Juni 1036 vermählte Kaiser Konrad seinen Sohn mit Hördeknuds einziger Schwester, der lieblichen Gunhild, welche die Deutschen, der Gemahlin Heinrichs II. gedenkend, mit dem ihnen geläufigeren Namen Kunigunde nannten. Das zarte Kind des Nordens gewann sich schnell die ganze Liebe ihres Gemahls; trotzdem wollte es der Dänin im Anfang wenig in unserm Lande gefallen. Sie krankte an Leib und Seele, und nicht Alle mochten ihr in der Fremde so freundlich begegnen, wie Bischof Azecho von Worms, der sie mit wohlthuenden Worten und süßen Mandeln über ihre Ver-

1036. lassenheit zu trösten suchte und nach dem sie oft schmerzlich seufzte, wenn er den Hof verließ. Ueberdies kamen schon nach wenigen Wochen die traurigsten Nachrichten aus ihrer Heimath. Auch in England wurde die Herrschaft ihres Bruders bestritten. Aelfgiva, voll Haß gegen Emma und ihren Sohn, suchte die Engländer aufzuwiegeln und für die Herrschaft ihres Sohnes Harald zu gewinnen. Sie lud die Großen des Reichs zu schwelgerischen Gelagen und brachte es theils durch Ueberredung, theils durch Bestechung dahin, daß Viele Harald huldigten. Doch zählte Hördeknud noch Freunde in England, die ihn zu schleuniger Ueberkunft aufforderten. Aber es zögerte der träge, der Wollust und Trunkenheit ergebene Jüngling, dem Geiste nach wahrlich nicht der ächte Sohn seines Vaters, bis es zu spät war. Das ganze englische Reich fiel Harald zu, und Emma, Hördeknuds Mutter, ergriff eilends die Flucht nach der Normandie, um nur ihr Leben zu retten. Auch Norwegen blieb Hördeknud dauernd verloren; er mußte mit dem jungen Magnus einen Vertrag eingehen, der jedem von ihnen beiden den Besitz seines Reiches sicherte und überdies dem Ueberlebenden das Reich des andern verbürgte, insofern dieser ohne männliche Erben absterben sollte. Indessen waren auch die Eroberungen Knuds an den pommerschen und preußischen Küsten, wie im Wendenlande den Dänen verloren gegangen. Die Pommern hatten sich frei gemacht, und die Wenden griffen sogar jetzt selbst mit Heeresmacht die Dänen an, vor denen sie noch vor Kurzem gebebt hatten.

Knuds Reich war in völliger Auflösung; und wie hätten sich da nicht auch die kirchlichen Verhältnisse, die er begründet, lockern sollen? Sie lockerten, aber lösten sich nicht; denn mit der größten Klugheit wußte Erzbischof Bezelin, was sich erhalten ließ, zu erhalten. So blieben die geistlichen Stiftungen Knuds denn doch im Ganzen bestehen, und enger als jemals schienen sich durch Gunhilds Vermählung die Bande zwischen dem dänischen und deutschen Klerus zu ziehen. Es war eine neue und auffallende Erscheinung, daß nach Godhards Tode (5. Mai 1038) sein und des heiligen Bernwards Nachfolger zu Hildesheim ein dänischer Priester wurde. Sein ursprünglicher Name war Tymme, den man in den deutschen Thietmar verwandelte. Mit Gunhild war Tymme nach Deutschland gekommen und in die königliche Kapelle aufgenommen worden, aus der er dann bald den Weg in eines der reichsten und angesehensten deutschen Bisthümer fand. Man wußte an ihm wenig mehr zu tadeln, als daß seine wissenschaftliche Bildung nicht eben gründlich und den Anforderungen der Deutschen kaum entsprechend sei.

Wer sollte nicht glauben, daß während der Glanz des Hamburger Erzstifts von Neuem bis in den fernsten Norden leuchtete, er auch in Hamburgs nächste Nähe, in seine wendische Provinz, einen Widerschein hätte werfen müssen? Aber dem war mit Nichten also. In dem tief erschütterten Zustand der christlichen Kirche unter den Abodriten und Wagriern ließ sich gleichzeitig durchaus keine wesentliche Aenderung spüren. Wenn auch noch Bischöfe von Oldenburg geweiht wurden, so gingen sie doch selten oder nie in ihre Sprengel; und wenn von den drei abodritischen Fürsten jener Zeit auch der eine Christ war, so war er doch ein schlimmer Christ, dessen Wandel seinem Glauben wenig zum Ruhme gereichte. Oefters griffen die Abodriten sogar wieder zu den Waffen, um die deutsche Herrschaft ganz abzuschütteln und das Christenthum mit Stumpf und Stiel unter sich auszurotten. Das gelang ihnen allerdings nicht; durch Konrads Siege über die Liutizen befestigte sich die deutsche Herrschaft und mit ihr die Macht der Billinger auch in diesen Ostseelandschaften mehr, als seit geraumer Zeit geschehen war. Aber das Christenthum hatte keinen Gewinn davon und konnte ihn auch kaum erwarten, so lange die Liutizen noch Christen auf den Altären zu Rethra schlachteten, so lange die Billinger nur darauf bedacht waren, den Tribut im Slawenlande so hoch wie möglich zu steigern, und so lange ein Kaiser fehlte, der sich der Mission ernstlich annahm. 1036.

Wenn man, was Boleslaw Chrobry und Mieczislaw in Polen, was der heilige Stephan in Ungarn, was Knud und die Olafs im Norden für die christliche Kirche gethan hatten, mit der Thätigkeit Konrads nach dieser Seite vergleicht, so kann man nicht umhin zu gestehen, daß es wenig gerechtfertigt war, wenn sich das Kaiserthum noch immer als den einzigen Schirm und Schutz der abendländischen Christenheit zu betrachten liebte. Wippo, so überaus beflissen, Kaiser Konrad in ein glänzendes Licht zu stellen, weiß seinen Eifer für die Vertheidigung des Glaubens doch durch keine andere Thatsache zu erhärten, als durch die grausame Verstümmelung und Hinmarterung einer großen Zahl liutizischer Gefangenen, womit der Kaiser zu rächen vermeinte, daß die Liutizen ein Crucifix bespieen und verstümmelt hatten. Wippo feiert deshalb den Kaiser als Rächer des christlichen Glaubens und vergleicht ihn seltsam genug mit heidnischen Imperatoren, wie Vespasian und Titus, welche den Tod des Herrn an den Juden straften. Die Wahrheit ist, Kaiser Konrad hat Nichts für die Mission gethan, als er die Wenden unterwarf; während ruhmreiche Herrscher im Norden und Osten das Evangelium mit allen ihnen zu Gebot

1035. stehenden Mitteln ausbreiteten, ließ der Kaiser das Heidenthum in den nordischen Marken seines Reichs ungebrochen bestehen.

Man sage nicht, Konrad konnte nicht mehr für die Ausbreitung des Christenthums thun, als er that; seine Macht reichte nicht weiter. Nie war das Reich stärker gewesen, nie ausgedehnter, nie seine Kräfte gesammelter. Das Reich blühte, wie nie zuvor; aber die Zielpunkte des Regiments hatten sich geändert. Nicht mehr auf die Ausbreitung der christlichen Lehre und die Ordnung kirchlichen Lebens war das Augenmerk gerichtet, sondern auf die Begründung einer Weltmacht von colossaler Ausdehnung und unerschütterlicher Festigkeit. Das Reich war von der heiligen Höhe, auf die es Karl der Große und Otto gestellt hatten, herabgesunken und so zu sagen profan geworden.

Und wäre es nur das Reich gewesen! Aber mit dem Reich war auch die Kirche — innigst verbunden wie beide waren — in die Tiefen des weltlichen Treibens versunken. Sie verlor, in den Strudel der Staats- und Hofgeschäfte hineingerissen, immer mehr ihre eigensten höheren Aufgaben aus den Augen. Sie bekannte sich selbst schon als die dienende Martha und vergaß unter den irdischen Sorgen das bessere Theil, das Maria erwählt hatte. Ist es da ein Wunder, wenn sie der weltlichen Macht gänzlich zum Raube fiel und in Vergewaltigung gerieth, wenn Konrad zuletzt, wie die Zeitgenossen sagen, alle Ehrfurcht gegen ihre Häupter verlor? Während Reform und Mission erstarben, sank der hohe Klerus ganz in die Vasallenschaft der Krone; treue Dienstpflicht gegen den Kaiser wurde sein höchster Ruhm, Verweigerung der Lehnspflicht sein schwerstes Verbrechen. Hier ist der dunkele Fleck, der den sonst reinen Glanz der glorreichen Zeiten Konrads II. trübt. Der Schaden wird schon kenntlich, der so bald die Blüthe der kaiserlichen Macht zerfressen sollte.

In Konrads willkührlichem Kirchenregiment liegen die Wurzeln des furchtbaren Streites mit den römischen Päpsten, den sein Enkel und Urenkel durchkämpfen mußten. Ein wunderbares Vorspiel jenes Streits fast in allen seinen Phasen ist Konrads blutiger Hader mit dem Mailänder Erzbischof. Es war der einzige Kampf, welchen der glückliche Kaiser nicht zu einem siegreichen Ende durchführen konnte; auch das war vorbildlich.

6.

Konrads II. zweiter Zug nach Italien und Tod.

a. Aribert von Mailand und Konrads Lehnsgesetz.

Nur einen Bischof gab es, so weit Konrads Macht reichte, der 1036.
neben ihm auch jetzt noch eine freie Stellung behauptete. Es war jener Aribert von Mailand, der ihn nach Italien gerufen, ihm dort die Wege gebahnt, ihn gekrönt und nach Rom geleitet hatte, der noch jüngst durch seinen Zuzug im burgundischen Kriege dem Kaiser zur Gewinnung eines neuen Königsreichs behülflich gewesen war. Ueberreich ohne Frage war Aribert für diese Dienste belohnt worden. Nicht allein daß er eine fast unbeschränkte Gewalt in seiner Stadt und in dem Gebiet von Mailand übte, daß ihm das Bisthum und die Stadt Lodi unterworfen war, daß seine Suffragane in die abhängigste Stellung von ihm geriethen; alle Verhältnisse der Lombardei hingen im Wesentlichen von seiner Entscheidung ab, er leitete, wie sich später Konrads Sohn ausdrückte, das ganze italische Reich frei nach seinem Willen. Doch auch für ihn kam die Stunde der Demüthigung, der er um so schwerer entgehen konnte, je weniger er der Mann war, ein großes Glück mit großer Selbstbeherrschung zu tragen.

Aribert*) stammte aus einem ritterlichen langobardischen Geschlecht, das zu Antemiano im Mailändischen ansässig war. Sein Vater Gariard hinterließ ihm und einem anderen Sohne eine schöne Erbschaft. Der Bruder Ariberts, der dem Waffenleben sich widmete, scheint früh gestorben zu sein; ihn überlebte ein Sohn, mit Namen Gariard, dessen sich Aribert später wie seines eigenen Kindes annahm. Er selbst, klein und unansehnlich von Gestalt, war früh unter den mailändischen Klerus aufgenommen und wurde durch die Gunst Heinrichs II., deren er stets dankbar gedachte, wir wissen nicht in Folge welcher Verdienste oder Glücksumstände, an die Spitze des glänzenden und überreichen Erzbisthums gestellt (1018). Sein lebendiger, hochstrebender und unternehmender Geist fand in dieser Stellung Spielraum zu einer großen Thätigkeit, in der sich die ausgezeichneten Gaben des Mannes schnell weithin bemerklich machten. Die ersten

*) So schrieb er selbst seinen Namen, während die mailändischen Chronisten die Form Heribert haben.

1036. Jahre seines Pontificats waren von den Reformbestrebungen Benedicts VIII. und Heinrichs II. erfüllt, auf die Aribert mit Eifer einging und die er auch in der Folge nie ganz aus den Augen verlor. Die Disciplin und das kanonische Leben unter dem mailändischen Klerus herzustellen, das Joch der übermüthigen Stiftsvasallen von der Kirche des heiligen Ambrosius abzuschütteln — das waren die Aufgaben, die er zuerst sich stellte, deren vollständige Lösung aber einer größeren Selbstbeherrschung und eines heiligeren Ernstes bedurft hätten, als Aribert eigen war. Die Verhältnisse führten ihn bald auf eine andere, seinem unruhigen Geiste mehr entsprechende Bahn. Als nach dem Tode Heinrichs II. die Herrschaft der lombardischen Bischöfe von dem einheimischen Adel gefährdet war, sah er keine andere Rettung, als in dem engsten Anschluß an die aufsteigende Macht Konrads, und trat damals als der Vorkämpfer der deutschen Herrschaft in Italien auf. Die Sache, der er sich gewidmet hatte, gelangte zum vollständigsten Siege, und mit ihrem Siege stiegen Ariberts Muth und Selbstvertrauen von Tage zu Tage. Nie hatte er aufrichtig die Deutschen geliebt — „das wildeste Volk" nennt er sie in einer seiner Urkunden — sie hatten ihm nur zur Stütze seiner eigenen Macht gedient; nie hatte er gegen diesen Kaiser eine persönliche Anhänglichkeit gehegt, obwohl er die größten Beweise seiner Erkenntlichkeit und Gunst genoß. Sobald er sich daher in der Herrschaft befestigt sah, verfolgte er eine Politik, die mit den Absichten des Kaisers Nichts mehr gemein hatte; er verfolgte sie mit maßloser Willkühr, mit blindem Eifer, ohne nach rechts oder links seine Blicke zu richten.

Sein Ziel war kein anderes, als eine unbeschränkte Herrschaft in der Lombardei zu gewinnen, nicht für sich oder die Seinen, sondern für sein Bisthum und den heiligen Ambrosius. Denn so tief er sich auch in die weltlichen Geschäfte versenkte, er blieb immer ein Priester Nur auf den Glanz der Kirchen und Klöster zeigt er sich selbst noch in seinen letztwilligen Verfügungen bedacht; noch heute besitzen die Kirchen Mailands die kostbarsten und prächtigsten Beweise seiner Freigebigkeit. Und niemals hat es einen stolzeren und hoffärtigeren Priester auf Erden gegeben als ihn. Wie einst bei Konrads Kaiserkrönung die Prärogative Ravennas seinen Geist nicht ruhen ließ, so stachelten jetzt mitten in der Fülle der Macht die Privilegien des Stuhls Petri seinen Ehrgeiz an. Vor Allem war es die weltliche Macht, welche die Nachfolger Petri gewonnen hatten, die seine Einbildungskraft entzündete und fortriß. Die Rivalität Mailands mit Rom stammte aus den frühesten Zeiten; noch in seiner Grabschrift nennt sich Aribert mit der stolzen

Demuth der Nachfolger Petri einen „Knecht der Knechte Christi;" 1036.
einen mailändischen Kirchenstaat gleich dem römischen zu gründen, war unfehlbar das letzte Ziel seines Strebens.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger eintreten, um zu diesem Ziel zu gelangen. Auf dem Stuhle Petri saß ein erbärmlicher Knabe, den selbst die ganze Macht und der enorme Reichthum seines Hauses kaum in der erkauften Würde zu halten vermochten; er war der Abscheu Italiens und der abendländischen Christenheit. Das Kaiserthum, von den lombardischen Fürsten gehaßt, schien keinen anderen Anhalt in Italien zu haben, als in Aribert und seinen Freunden, und an den entschiedenen Willen des Erzbischofs gleichsam gebunden. Die Bevölkerung Mailands war einem Bischofe, der sich den Glanz und die Größe der Stadt auf das Aeußerste angelegen sein ließ, blind ergeben und ehrete ihn wie einen Heiligen. Nie war überdies die Vasallenschaft des Erzstifts glänzender und zahlreicher gewesen; theils durch Güte, theils durch Gewalt vermehrte Aribert von Jahr zu Jahr sein Heer, an dessen Spitze sein Neffe Gariard stand, ein überaus verwegener Mensch, der zu den gefahrvollsten Unternehmungen willig die Hand bot. So steuerte Aribert mit der ihm eigenen Dreistigkeit unmittelbar auf sein letztes Ziel los; er häufte Gewalt auf Gewalt, um die erstrebte Macht zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß bald Klagen über seine Gewaltthaten bis zum kaiserlichen Throne gelangten. Wir wissen, daß sie besonders von dem Bischof Ubald von Cremona erhoben wurden, der vor Kurzem das Bisthum in dem traurigsten Zustand übernommen hatte. Sein Vorgänger, ein alter und gebrechlicher Mann, hatte mit den Bewohnern Cremonas in unausgesetzten Streitigkeiten gelebt; sie verweigerten ihm nicht allein den Gehorsam, sondern vertrieben ihn aus der Stadt, zerstörten die bischöfliche Burg in derselben und bauten sich eine neue Feste, um ihre Freiheit, wie sie sagten, gegen Bischof und Kaiser zu schützen. Diese Verwirrungen hatten Aribert und Gariard benutzt, um sich bischöfliche Besitzungen im Gebiet von Cremona anzueignen und dort festzusetzen. Ubald erhob, sobald er sein Bisthum antrat, beim Kaiser gegen die Cremonesen wie gegen Gariard Klage. Konrad schritt gegen die Bürger ein und verurtheilte sie zum Schadenersatz. Auch Gariard sollte den angemaßten Besitz ausliefern, aber erhielt sich dennoch darin; denn nicht eher weihte Aribert den neuen Bischof, als bis er nothgedrungen seinem Eigenthum entsagte. Als Ubald sich dann über die erzwungene Abtretung abermals beim Kaiser beschwerte, erließ dieser einen neuen Befehl, dem Bischof das Seine zurückzugeben.

1036 Aber Aribert und Gariard spotteten des kaiserlichen Befehls; nicht allein daß sie ihren Raub behielten, sie griffen sogar immer weiter im Gebiet von Cremona um sich und nahmen eine Burg des Bischofs nach der anderen.

Der Kaiser hatte Gründe mit Aribert noch nicht völlig zu brechen, so wenig er solche Nichtachtung seines Willens vergaß. Ehe aber noch die Strafen des Reichs über den gewaltthätigen Kirchenfürsten hereinbrechen konnten, erhob sich schon gegen ihn ein bedenklicher Widerstand von einer anderen Seite. Er ging von den kleinen Vasallen der Lombardei aus, den Valvassoren, wie man sie damals nannte. Dieser ritterliche Stand, in welchem sich am Unvermischtesten das langobardische Blut erhalten hatte, in dem noch Etwas von dem Unabhängigkeitssinn und dem Muth der Vorderen lebte, war schon seit geraumer Zeit in unausgesetzter Bewegung. Voll Haß gegen die großen Vasallen des Reichs und vor Allem gegen die Bischöfe und ihre ersten Vasallen, die den Stand der Capitane bildeten, hatten die Valvassoren die Sache Arduins unterstützt, weniger aus persönlichem Interesse für ihn, als um die Erblichkeit ihrer Lehen zu gewinnen; der deutschen Herrschaft waren sie zuwider, weil an ihr vor Allem die Bischöfe einen Rückhalt fanden; und hatten zu allen Zeiten ganz unverhohlen ihre Abneigung gegen das kaiserliche Regiment an den Tag gelegt. Eine nationale Partei gab es in Italien nur in diesem Stande und in den städtischen Bevölkerungen; im eigentlichsten Sinne nur dort, da in den Bürgerschaften die communalen Interessen das Uebergewicht hatten und ihnen noch jener Verband fehlte, welcher die Valvassoren seit Arduins Zeiten umschlang.

Ein so gewaltiger Herr, wie Aribert war, mußte mit Nothwendigkeit mit diesem unruhigen und aufstrebenden Stande vielfach in Streitigkeiten gerathen. Seine Willkühr erbitterte die kleinen Lehnsritter seiner Kirche mehr und mehr; eine ausgebreitete Verschwörung bildete sich unter ihnen, die nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, dem Erzbischof ihre Macht zu zeigen. Als er sich einst erkühnte einem angesehenen Manne ihres Standes die Lehen zu entziehen, brach plötzlich der Sturm los, und Aribert sah sich rings von aufständigen Vasallen umgeben. Vergeblich suchte er sie durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; es blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen und einen Krieg im eigenen Gebiet zu entzünden. Wahrscheinlich mit Hülfe der Capitane und Ministerialen seines Stifts gewann er endlich den Valvassoren einen Sieg ab, die aber darauf statt sich zu unterwerfen das mailändische Gebiet ver-

ließen. Jetzt gewann der Aufstand schnell den furchtbarsten Umfang. 1036.
Die Einwohner von Lodi, das Joch des Erzbischofs längst unwillig tragend, machten gemeinschaftliche Sache mit den Flüchtlingen; die Valvassoren in den Grafschaften Seprio und Martesana schlossen sich ihren Genossen an; in allen Theilen Italiens erhoben sich die Lehnsmannen gegen ihre Herren und verschworen sich gegen sie auf Tod und Leben. Ein großes Heer der Valvassoren brach gegen Mailand auf um den Erzbischof zu vernichten, in dem sie den Todfeind ihres Standes und ihrer Interessen sahen.

Aribert war in der schlimmsten Bedrängniß und sah sich genöthigt Unterstützung bei den Bischöfen und Grafen der Lombardei zu suchen. So wenig Mitgefühl sie für ihn, ihren Dränger und alten Widersacher, haben konnten, war es doch zugleich ihre eigene Sache, um die es sich handelte, und nach mehreren vergeblichen Anstrengungen eine Vermittelung herbeizuführen stellten sie eine ansehnliche Macht ihm zu Gebote. Zwischen Mailand und Lodi kam es zu einer offenen Feldschlacht, in welcher die Valvassoren, an Zahl Aribert weit überlegen, gleich beim ersten Anlauf einen vollständigen Sieg errangen (1035). Mehrere italienische Großen blieben auf dem Platz; unter ihnen auch die geheiligte Person des Bischofs von Asti. Zwar griffen die Sieger Mailand selbst nicht an, dessen Festigkeit ihnen wohlbekannt war; aber der innere Krieg war in der Lombardei entbrannt und griff immer weiter um sich. Die Verschwörung dehnte sich schon über ganz Italien aus und erfaßte zugleich immer tiefere Kreise. Auch die Ministerialen wollten nicht mehr ihren Herren dienen, die städtischen Bevölkerungen, schon lange schwierig, nicht mehr den Bischöfen gehorchen. Alle niederen Klassen des Volks verbanden sich gegen die höheren, setzten sich selbst Richter und Schöffen und bestimmten Satzungen, nach denen fortan ihnen Recht gesprochen werden solle; sie erklärten, keinem Herrn wollten sie mehr dienen, der sie anders als nach dem von ihnen anerkannten Gesetze behandele; sie verlangten ein geschriebenes Recht und drohten mit dem Abfall vom Reiche, wenn der Kaiser es ihnen versage. Schon sah Aribert keinen anderen Rath, als den Schutz des Kaisers nachzusuchen und ihn aufzufordern über die Alpen zu kommen.

Es bedurfte seines Rufes nicht. Bereits hatte der Aufstand der Valvassoren die allgemeine Aufmerksamkeit im ganzen Abendlande auf sich gelenkt; schon beschäftigte er auch den Kaiser. Diese Bewegung war der Mitwelt ein unglaubliches, unerhörtes Ereigniß. Seit zwei Jahrhunderten war unausgesetzt der härteste Druck von den höheren Schichten der Gesellschaft auf die unteren geübt worden, überall war

1036. die alte Gemeinfreiheit unter das Joch des Königthums und der Lehnsherrschaften gezwängt worden; wenn auch sich hier und da vereinzelt ein Widerstand geregt hatte, so war doch nirgends bisher ein planmäßiger und nachhaltiger Kampf der niederen Klassen gegen die höheren begonnen worden. Jetzt erhob sich einmal eine große Bewegung von unten, die dem bisherigen Gange der Dinge eine entgegengesetzte Richtung zu geben schien. Man ahnte, daß sie von den durchgreifendsten Folgen sein könne; obwohl aus dem Feudalismus selbst hervorgehend und in ihm wurzelnd, schien sie doch weit über die Grenzen desselben hinauszuweisen. Eine heillose Verwirrung aller bestehenden Ordnungen sahen die Meisten in dem Aufstand der Valvassoren. Nicht so der Kaiser. Als er den Ruf der Valvassoren nach einem Lehnsgesetze vernahm, gab er zur Antwort: „Hungert Italien nur nach einem Gesetze, so will ich mit Gottes Hülfe schon seinen Hunger mit Gesetzen stillen." Die Erblichkeit der Lehen, die er in seinen deutschen Ländern bereits factisch anerkannt hatte, erregte ihm keine Besorgniß; die Gefahr der Bewegung schien ihm vielmehr auf einer ganz anderen Seite zu liegen. Den Aufstand brachte er mit Ariberts ehrgeizigen Absichten in eine engere Verbindung, als in Wahrheit bestand; für ränkevoller und verschlagener hielt er den Erzbischof, als die Welt sah und glaubte. Wie die Valvassoren einst Arduin unterstützt hatten, so schien ihm auch jetzt ihr Aufstand nur auf eine Trennung Italiens vom deutschen Reiche zu zielen; eben dahin deuteten auch Ariberts Ungehorsam und Herrschsucht, und ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihm und den Lehnsmannen konnte um so glaublicher scheinen, als er selbst aus ihrem Stande hervorgegangen war. Genug, der Kaiser sah in Aribert den Anstifter der Verschwörung, und rüstete sich zu einem neuen Zuge nach Italien, um Aribert zu züchtigen und in seiner Person die Bewegung zu bewältigen.

Schon im Sommer **1036** war der König mit den Vorbereitungen zu diesem Zuge beschäftigt. Es war damals, daß sich der reiche Markgraf Bonifacius von Tuscien, nach Aribert unstreitig der mächtigste Mann Italiens, am kaiserlichen Hoflager einfand und in das innigste Verhältniß zu Konrad trat, der ihn nicht nur mit den größten Ehren auszeichnete, sondern ihm auch Giselas Nichte und Pflegekind Beatrix, die Erbtochter Friedrichs von Lothringen, vermählte. Bonifacius gewann so zu den ererbten Grafschaften von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara und zu der neuerworbenen Mark von Toscana noch ausgedehnte Besitzungen in den deutschen Ländern; eine Macht fiel

in seine Hände, wie sie Konrad nur denen zu gewähren pflegte, deren 1036.
Geneigtheit er um jeden Preis sich gewinnen wollte. Die Vermählung des schon ältlichen Herrn mit der jungen lothringischen Fürstin wurde mit der größten Pracht gefeiert. Noch später erzählte man davon, wie Bonifacius mit einem prächtigen Gefolge, das auf mit silbernen Hufen beschlagenen Rossen kam, die Braut heimgeführt, und wie dann zu Marego im Mantuanischen die neue Herrin mit unglaublichem Aufwand empfangen sei; Bonifacius ließ Wein für das Volk springen, die Fürsten und Herren Italiens waren drei Tage an seiner Tafel zu Gaste, wo man auf Gold und Silber die leckersten Speisen reichte, wo die Klänge der Musik und die Spiele der Gaukler die Freuden des Mahles würzten. Je mehr Aribert in der Gunst des Kaisers gefallen, je höher war Bonifacius gestiegen. Einst hatte Aribert dem Kaiser die Wege nach Italien gebahnt; jetzt wollte Konrad gegen Aribert ausziehen, und Bonifacius sollte ihm dazu die hülfreiche Hand bieten. Auch mit dem Aribert feindlichen Geschlechte der Este wird sich Konrad schon damals verständigt haben; wir finden mindestens die estensischen Herren später auf seiner Seite.

Nachdem der Kaiser den Kriegszug gegen die Liutizen beendet, hielt er sich während des Octobers in seiner Pfalz Tilleda am Kyffhäuser auf und traf alle Vorkehrungen zum Zuge über die Alpen. Mit dem Anfange des Winters trat er dann, von einem zahlreichen Heere, den ersten Fürsten des Reichs und seiner ganzen Familie begleitet, den Weg nach dem Süden an und feierte das Weihnachtsfest bereits zu Verona. Bald nachher eilte er über Brescia und Cremona nach Mailand, wo ihn Aribert, des Kaisers Absichten noch nicht errathend, in der Kirche des heiligen Ambrosius mit den größten Eh- 1037.
ren empfing. Aber schon an demselben Tage brach in Mailand ein Aufstand aus. Es geschah wohl nicht, wie Wippo zu meinen scheint weil die Mailänder den Kaiser hätten zwingen wollen, sich für die Valvassoren zu erklären — sie konnten kein sonderliches Interesse für diese Flüchtlinge hegen, die ihre Stadt angegriffen hatten; — sondern der Grund wird vielmehr da zu suchen sein, wo ihn Arnulf, der Geschichtsschreiber Mailands, findet: in dem inzwischen ausgekommenen Gerüchte, daß der Kaiser schlimme Absichten gegen Aribert hege und ihm namentlich die Investitur der Bischöfe von Lodi entziehen wolle. Konrad zweifelte kaum, daß Aribert der Urheber des Tumults sei; er gerieth in den höchsten Zorn und eilte nach Pavia, wohin er alle Fürsten Italiens zu einem großen Reichs- und Gerichtstag beschieden

1037. hatte, um Jedermanns Klagen zu hören, sämmtliche Beschwerden zu erledigen und einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten.

Die Großen Italiens sammelten sich zu Pavia um den Thron des Kaisers; auch Aribert hatte sich seinem Gebot nicht entziehen können und war erschienen. Tausend Klagen wurden laut; vielleicht gegen Niemand zahlreichere und härtere als gegen den Mann, der bisher mit unbeschränkter Gewalt in Italien geboten hatte. Ein Graf Hugo und andere italienische Herren erhoben laut ihre Stimme über die Willkühr und die Gewaltthaten des Erzbischofs und verlangten die Rückgabe der ihnen entzogenen Güter. Der Kaiser selbst mahnte den trotzigen Kirchenfürsten an die Nichtachtung seiner Befehle und verlangte, daß er sich rechtfertigen solle. Gegen diese Forderung bäumte sich der ganze Stolz eines Mannes, der bisher Niemandem Rede zu stehen gewohnt war. Er verlangte Bedenkzeit und zog sich zurück, trat aber bald wieder vor und erklärte, was er im Besitz der Kirche des h. Ambrosius gefunden oder auf irgend eine Weise ihr gewonnen habe, werde er derselben erhalten und auf Niemands Befehl oder Bitte auch nur das Geringste herausgeben. Vor den Fürsten aufgefordert, zu bedenken, daß er wenigstens doch den Befehl des Kaisers zu achten habe, wiederholte er noch einmal mit der größten Keckheit die Worte, die er gesprochen: „auf Niemands Befehl und Bitte.“ Der Kaiser fuhr in leidenschaftlicher Hitze auf; sein Verdacht wurde ihm zur Gewißheit, Niemand anders als Aribert sei der geheime Anstifter der Bewegung, die ganz Italien erfülle; er las in der Seele des Erzbischofs Hochverrath, Verbrechen aller Art — und befahl ihn mitten unter den Fürsten zu ergreifen und zur Haft zu bringen. Nach der Entscheidung der Großen gab er sodann die beanspruchten Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurück; Aribert mußte als Gefangener dem Kaiser folgen, der seine Bewachung dem Herzog Konrad von Kärnthen und dem Patriarchen Poppo von Aquileja übertrug.

Wer vermöchte den Eindruck zu schildern, welchen der unerwartete jähe Sturz des jüngst noch so gefürchteten Erzbischofs machte! Die Urtheile der Menschen über das alle Welt verwirrende Ereigniß wandten sich meist gegen den Kaiser. Selbst diejenigen, die von der Schuld Ariberts sich überzeugt hielten, wollten nicht billigen, daß einer der ersten Kirchenfürsten des Abendlands, ehe noch seine Vergehen festgestellt waren, mit roher Gewalt ergriffen war; in der nächsten Nähe des Kaisers tadelten Viele im Geheimen die Strenge desselben, selbst sein eigener Sohn war unter den Tadlern. Besonders aber regte sich jetzt in Italien die nationale Abneigung gegen den deutschen Ober-

herrn und die Deutschen; die schon vorhandene Bewegung empfing kräftige 1037.
Nahrung; die helllohende Flamme des Aufstandes schlug höher und höher. Zur Höhe des Fanatismus wuchs die Aufregung, als nach wenigen Tagen der Erzbischof wie durch ein Wunder den Händen der Deutschen entrann und triumphirend in Mailand einzog.

Der Kaiser lag bei Piacenza, und in seinem Heere war der Patriarch von Aquileja, unter dessen strenger Obhut Aribert stand. Ueberall umspäht, hatte der Gefangene dennoch Gelegenheit gefunden, sich mit seinen Freunden in der Ferne zu verständigen und einen Fluchtplan zu verabreden. Der Plan gelang, wie er beschlossen war; besonders durch die aufopfernde Treue eines mailändischen Mönchs, der dem Erzbischof zur Gesellschaft während seiner Haft belassen war. Dieser — sein Name war Albizo — legte sich am Abend in das Bett des Erzbischofs und zog die Decke desselben über den Kopf, so daß er unerkannt blieb. Indessen schlich sich der Erzbischof verkleidet aus der Nähe seiner Wächter und fand glücklich einen Ausweg aus dem feindlichen Lager. Bald wurde ein Pferd ihm von einem in den Fluchtplan eingeweihten Mann zugeführt; er schwang sich in den Sattel und eilte dem Po zu. In der Angst seines Herzens gelobte er dem Kloster des Erlösers, das von einer Höhe bei Piacenza durch die Nacht ihm zublinkte, eine Schenkung, wenn er aus den Händen der Deutschen erlöst würde. Glücklich kam er an den Po, setzte über den Strom und eilte spornstreichs nach Mailand, wo er wie eine himmlische Erscheinung mit unendlichem Jubel begrüßt wurde. Schwer mußte Albizo für die Treue büßen, die er seinem Herrn erwiesen, aber Aribert vergalt ihm später den unvergleichlichen Dienst; er bestellte ihn wenige Jahre nachher zum Abt jenes Klosters, dem er sein Gelübde in jener Schreckensnacht geweiht hatte und lösete. In welche Leidenschaft mußte der Kaiser gerathen, sobald er die Flucht Ariberts erfuhr! Der Patriarch war dem Sturme entronnen; er hatte das Weite gesucht, denn er wußte, auch gegen ihn würde von dem argwöhnischen Kaiser die Anklage des Hochverraths geschleudert werden. Ariberts Demüthigung war fortan der einzige Gedanke des Kaisers; aber der Kampf gegen ihn war der Kampf gegen Mailand, die festeste Stadt Italiens, wo nicht im ganzen Abendlande. Nach allen Seiten erging das Aufgebot des Kaisers zum Zug gegen Mailand. Er selbst ging in die Länder des Markgrafen Bonifacius, und dann nach Ravenna, wo er das Osterfest feierte; Erzbischof Hermann von Köln begab sich indessen nach Tuscien, andere Sendboten durchzogen das Exarchat.

1037. Aber auch Aribert rüstete sich zur Vertheidigung seiner Person und seiner Stadt. Alle Streitigkeiten der Stände waren hier wie durch einen Zauberschlag ausgeglichen; Alles schaarte sich um ihn; ein starkes und kampflustiges Heer stand ihm schnell zu Gebot. Die Bewegung hatte einen großen nationalen Aufschwung gewonnen, und Aribert war jetzt in der That der Führer derselben geworden; es regte sich in ihm der kriegerische Geist seiner Ahnen, als er sich an die Spitze eines zahlreichen enthusiastischen Heeres gestellt sah. Mailand wurde auf das Beste bewehrt, die Mauern rings mit Kriegsvolk besetzt; so konnte die Stadt mit ihren gewaltigen Mauern, ihren dreihundert Befestigungsthürmen und mehreren starken Außenwerken den Angriff des Kaisers erwarten.

. Im Mai zog ein deutsch-italienisches Heer gegen Mailand an und berannte zuerst die Burg Landriani auf der Seite nach Lodi. Sie wurde eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Dann schlug der Kaiser sein Lager in einer Entfernung von wenig mehr als einer Meile von Mailand auf. Bald kam es zu unbedeutenden Treffen. Die Mailänder machten Ausfälle, die indessen ohne erhebliche Folgen blieben. Endlich am Himmelfahrtstage (19. Mai) rückte das ganze Heer des Kaisers in Schlachtordnung aus und zog gegen die Stadt an. Ariberts Heer rückte unerschrocken den Kaiserlichen entgegen, bei denen auf dem rechten Flügel die Deutschen, auf dem linken die Italiener standen. Nicht weit von den Mauern bei einem verfallenen Triumphbogen aus der Zeit der Imperatoren kam es zum hartnäckigsten Kampfe. In der vordersten Schlachtreihe des Kaisers fiel ein vornehmer deutscher Herr, der durch seine riesige Gestalt das Augenmerk Aller gewesen war; an der Seite des Kaisers sank sein Fahnenträger, Markgraf Guido aus dem Geschlecht der Este; auch viele andere Herren in beiden Heeren bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld. Das Blut floß in Strömen. Aber endlich verrauchte die Hitze des Kampfs; der Waffenlärm verstummte, und die Kaiserlichen zogen in ihr Lager, die Mailänder in ihre Stadt zurück. Nichts schien entschieden; aber doch verzweifelte der Kaiser an der Eroberung der Stadt und hob wenige Tage nachher die Belagerung auf.

Am 28. Mai verließ Konrad sein Lager vor der Stadt; am 29. stand er bereits drei Meilen westlich vor der dem h. Ambrosius gehörigen Burg Corbetta. Es war Pfingsttag, und es fehlte an jeder würdigen Zurüstung zu dem heiligen Feste. In einer kleinen Kirche der Umgegend sah man sich genöthigt, die Messe vor dem Kaiser zu lesen, welche der Bischof Brun, so eben zum Bischof von Minden geweiht, ab-

halten sollte. Auf die wunderbarste Weise wurde die heilige Hand- 1037.
lung unterbrochen. Am heiteren Himmel sammelten sich plötzlich schwarze Wolken über dem Lager; ein furchtbares Gewitter brach aus; flammende Blitze durchzuckten die Zelte und die Kirche, wo man zum Gebet versammelt war; ein entsetzliches Tosen des Donners folgte. Entsetzen über Entsetzen erfaßte Alle; nicht Wenige starben vor Furcht, Andere verloren den Verstand. Man hatte große Verluste an Menschen und Rossen zu beklagen. Der Kaiser selbst stand in vollem Krönungsornate am Altar, als das Unwetter ausbrach. Er zagte nicht, aber Viele in seiner Umgebung glaubten in diesem himmlischen Zeichen deutlich den Zorn des h. Ambrosius zu erkennen. Bertolf, ein Vertrauter des Kaisers, erzählte, wie er mitten im Donner und Blitz die zürnende Gestalt des Heiligen erkannt habe. Wie frohlockten Aribert und die Mailänder über den sichtlichen Beistand ihres Schutzpatrons, der ihnen die rettende Hand aus den Wolken reichte!

Weder die erlittenen Verluste, noch der Zorn des heiligen Ambrosius vermochte den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen den trotzigen Erzbischof zu bewegen; muthig schritt er auf dem Wege fort, den er eingeschlagen, um Aribert zu beugen oder zu vernichten. Seine nächste Sorge war, die Sache des Mailänders von dem Vortheil der Valvassoren zu trennen und dadurch dem Aufstande seine nationale Bedeutung zu nehmen. An demselben Tage, an dem er sein Lager vor Mailand abbrach, hatte er jene berühmte Lehnsconstitution erlassen, welche dann weiterhin die Grundlage des gesammten Feudalrechts wurde. Alle Ansprüche der Valvassoren wurden ihnen hier rückhaltslos und unbedingt gewährt: Erblichkeit der Lehen, Schöffengerichte aus ihren Gleichen, Berufung von denselben an den Kaiser oder seine Pfalzgrafen, Sicherung gegen die Verwandelung der Lehen in Zins- und Pachtgüter; der Kaiser selbst verbürgte überdies, daß er von ihren Schlössern niemals andere Leistungen für den Kriegsdienst fordern würde, als sie bisher gegeben hatten. Diese Constitution mußte, wenn auch nicht im ersten Augenblicke, doch in kurzer Frist bewirken, was sie bezweckte. Die Valvassoren mußten sich auf die Seite eines Kaisers wenden, der ihre Sache zu der seinen gemacht hatte und allein die Macht besaß dieselbe gegen ihre Lehnsherrn durchzusetzen.

Nachdem der Kaiser so Ariberts Sache von den Interessen der Valvassoren getrennt hatte, griff er sofort jenen selbst mit der schärfsten Waffe an, die ihm zu Gebot stand. Er entsetzte ihn des Erzbisthums und übertrug dasselbe einem seiner Kapellane, Ambrosius mit Namen, der in Mailand erzogen und geboren war. Die Geistlichkeit in der Um-

1037. gebung des Kaisers wagte nicht ihren Mund gegen dieses allen Kirchengesetzen widersprechende Verfahren aufzuthun; sie duldete es schweigend, aber missbilligte es desto entschiedener im Geheimen. Gerade in diesen Tagen kam der Papst selbst nach Cremona an den Hof des Kaisers. Was hätte dem Nachfolger Petri wohl mehr geziemt, als das gekränkte Recht der Kirche zu wahren? Aber dieser Knabe, der den päpstlichen Namen führte, bewahrte seine eigene Stellung nur noch durch die Gnade des Kaisers. Schon war es am Petrus- und Paulstage 1035 so weit gekommen, daß in der Peterskirche ein Mordanschlag auf ihn gemacht war und er aus Rom hatte fliehen müssen; nur durch kaiserlichen Befehl war er in seine Stadt zurückgeführt worden. Wahrscheinlich war dieses willenlose Werkzeug der kaiserlichen Absichten jetzt nach Cremona beschieden und nur deshalb gekommen, um der Absetzung Ariberts durch seine Gegenwart einen Schein des Rechts zu leihen. Nur kurze Zeit verweilte Benedict am Hofe des Kaisers, dann wurde er ehrenvoll entlassen und kehrte nach Rom zurück.

Die heiße Jahreszeit brach an. Der Kaiser vertheilte sein Heer und ließ das Mailändische von seinen Kriegsschaaren verwüsten; er selbst begab sich in die Gegenden am Fuße der Alpen. Am 19. Juni war er am Gardasee, im Juli im Veronesischen; im August ging er nach Aquileja, dem Sitze des Patriarchen, der ihn barfuß und im Büßergewande um Verzeihung anflehte und sie erlangte. Bis in den Winter hinein verweilte Konrad in diesen Landschaften und den Besitzungen des getreuen Bonifacius.

Indessen war Aribert nicht müßig gewesen. Der Rückzug des Kaisers, die Zuversicht höheren Beistands, die Gunst der Umstände, Alles diente dazu, sein Selbstvertrauen und seinen Hochmuth in das Unermeßliche zu steigern. Hatte ihm der Kaiser an die Mitra gegriffen, so glaubte er sich stark genug, jenem die Krone vom Haupte zu reißen, welche er einst ihm geliehen hatte. Jetzt bot er seinen alten Gegnern, der französischen Partei unter den Großen Italiens, zuvorkommend die Hand, und diese ergriffen sie schnell und ohne Argwohn. Denn wie hätten sie an der Aufrichtigkeit von Ariberts Sinnesänderung wohl zweifeln können? Und nicht sie allein gewann der verschmitzte Priester, er gewann auch Viele von jenen lombardischen Bischöfen, die bis dahin mit Unmuth seinem Druck ertragen hatten; er gewann selbst jenen Ubald von Cremona, der ihn so oft beim Kaiser verklagt hatte. Keine getreueren Anhänger hatten bisher die deutschen Herren in Italien gehabt, als die Bischöfe der Lombardei, aber die Gefangennehmung und Absetzung Ariberts öffneten ihnen, wie es

scheint, plötzlich die Augen, welcher Sklaverei sie zu verfallen im Be- 1037.
griff ständen. Ueberdies mußte das neue Lehnsgesetz, das ihrer freien Gewalt über die Vasallen ein Ziel setzte, sie alle, die geistlichen wie die weltlichen Herren Italiens, in gleicher Weise gegen den Kaiser, den Urheber des Gesetzes, erbittern. So fiel es Aribert leicht, eine weitverzweigte Empörung unter den Fürsten des Landes zu Stande zu bringen. Auf nichts Geringeres zielte die Verschwörung hin, als die Herrschaft Italiens Kaiser Konrad und den Deutschen überhaupt zu entziehen und auf einen französischen Großen zu übertragen. Man beschloß, die Krone der Lombarden dem Grafen Odo von Champagne anzubieten, dem alten Widersacher des Kaisers.

Graf Odo war, während Konrad in Italien verweilte, in Lothringen eingefallen; er glaubte, die rechte Stunde sei jetzt gekommen, um vielfache Unbill zu rächen, die er vom Kaiser erlitten. Plündernd hatte er die Gegend von Toul durchzogen, die alte Burg Commercy mit Feuer zerstört und endlich die Feste Bar überrumpelt und eingenommen. Hier ließ er eine Besatzung zurück und eilte nach seiner Heimath, wo ihn Gesandte der Lombarden, wie er vernahm, erwarteten. Es war im Sommer 1037, als Aribert mit seinen Verschworenen Odo die Krone Italiens anbot, die dieser begierig ergriff. Man kam überein, Odo solle seinen Krieg in Lothringen fortsetzen, bis nach Achen vordringen und sich des ganzen Landes versichern; inzwischen wollten die Verschworenen im Stillen seine Sache in Italien fördern, wo sie den Kaiser lebend oder todt in ihre Gewalt zu bringen hofften. Man beschloß überdies, daß binnen einiger Frist Gesandte von beiden Seiten sich auf halbem Wege entgegenkommen und die beschlossenen Verträge beschwören sollten. Welche Aussichten eröffneten sich damals Odo! War Lothringen erobert, fiel ihm die Krone Italiens zu, so konnte ihm auch sein burgundisches Erbe nicht mehr vorenthalten werden; in dem Besitz dreier Kronen hätte er unter den abendländischen Fürsten Keinen seines Gleichen gehabt. Mit Ungestüm warf er sich im Herbst aufs Neue in den lothringischen Krieg; er belagerte Bar, das ihm inzwischen wieder entrissen war; er sprach schon davon, er wolle zu Achen das Weihnachtsfest feiern. Er ahnte nicht, wie nahe sein Ende war. Am 15. November wurde er plötzlich vor Bar von einem lothringischen Heere überfallen, das Herzog Gozelo mit seinem kampfesmuthigen Sohne Gottfried anführte. Die Franzosen wurden nach heißem Kampfe völlig überwunden und fast ihr ganzes Heer vernichtet. Odo selbst fand in der Schlacht den Tod; mit Mühe wurde

1037. am folgenden Tage sein von den Pferden zertretener Leichnam erkannt. Man trennte das Haupt von demselben, und Gozelo schickte es mit dem feindlichen Banner dem Kaiser als Siegeszeichen nach Italien.

Indessen war bereits auch hier die Verschwörung entdeckt worden. Es war das Verdienst der Markgräfin Bertha von Susa, das Verbrechen enthüllt oder doch wenigstens zuerst vollständige Beweise gegen die Hochverräther dem Kaiser geliefert zu haben. Diese Frau, deren Gemahl Maginfred vor Kurzem gestorben war, hatte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohne des Kaisers, vermählt und die Belehnung mit der Mark für diesen ihren Tochtermann erwirkt; sie war dem Kaiser unbedingt ergeben und wandte Alles an, als sie von einer Zusammenkunft der Gesandten Ariberts und Odos in den Alpen Kunde erhielt, um Ort und Zeit zu erspähen. Es gelang ihr nicht nur dies, sondern auch sämmtlicher Gesandten habhaft zu werden. Ariberts Gesandter war ein gewisser Adalbert, eines der thätigsten Mitglieder des Unternehmens. Man fand bei ihm Briefschaften, welche sogar mehrere Bischöfe des Hochverraths überführten, die noch an dem Hofe des Kaisers unbehindert verkehrten und seines Vertrauens sich erfreuten; man erfuhr zugleich, daß auf den 11. November ein Anschlag gegen die Deutschen verabredet war, ähnlich dem Aufstande einst in Ravenna, in welchem man den Kaiser zu tödten, sein Heer zu vernichten hoffte. Sobald Konrad von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er die Schuldigen ergreifen und hielt über sie Gericht. Unter ihnen waren die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die über die Berge in das Exil geschickt wurden. Auch Adalbert wurde in Ketten nach Deutschland gebracht. Ein gleiches oder ähnliches Schicksal traf noch andere Verschworene. Manche, und besonders Aribert selbst, konnte die Hand des Kaisers nicht erreichen.

Die Gunst der Heiligen blieb Aribert, wie man sieht, nicht lange treu. Die Entdeckung der Verschwörung, der Tod Odos, der sich mehrende Abfall der Valvassoren stimmten seine Hoffnungen allmählich herab. Die rücksichtslose Strenge und der unerschütterliche Muth des Kaisers steigerten dessen Ansehen in Italien von Tage zu Tage, und Aribert sah sich fast allein auf die ausdauernde Anhänglichkeit seiner Mailänder angewiesen. Diese blieb ihm trotz alles Ungemachs, welches die Verwüstung der Umgegend über Mailand brachte. Vergebens suchte der kaiserliche Gegenbischof Ambrosius in der Stadt und Umgegend eine Partei zu gewinnen. Sein Haus und seine Habe hatte man in Mailand zerstört und vernichtet; in derselben Weise

rächte man sich an den Wenigen, die Ambrosius und des Kaisers Partei zu ergreifen wagten, und schreckte dadurch Andere ab. Aribert war Herr und Gebieter der Stadt, aber nichtsdestoweniger hatte seine Sache ihre gefährlichste Bedeutung verloren. Der Aufstand hatte seinen nationalen Charakter eingebüßt und fast nur noch ein locales Interesse. Manches wurde versucht, um Aribert jetzt zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber weder Drohungen, noch die Zusage der Verzeihung, noch Vermittelungsversuche des Papstes und anderer Bischöfe bewirkten etwas bei dem hartnäckigen Manne. So ließ denn Konrad neue Verwüstungen über Mailand ergehen; er selbst aber nahm den Kampf nicht wieder auf, sondern ging über den Po, um das Weihnachtsfest in Parma zu feiern und dann in die südlichen Länder Italiens zu ziehen. 1037.

Zu Parma kam es am Weihnachtstage zu Hader und Streitigkeiten zwischen den deutschen Kriegsleuten, die mit dem Kaiser waren, und den Bürgern der Stadt. Sei es, daß der Tumult zufällig entstanden, sei es, daß Ariberts Verschwörung im Stillen fortwirkte; die Schreckensscenen von Ravenna erneuerten sich in Parma. Alles fiel über den Kaiser und sein kleines Heer in der Stadt her; ein hitziger Kampf entspann sich, in dem die Deutschen fast unterlagen. Da ließ der Kaiser Brandfackeln in die Stadt werfen, um durch den weithin leuchtenden Schein seine in der Umgegend lagernden Kriegshaufen herbeizurufen. Sie eilten herbei, besonders Markgraf Bonifacius mit zahlreichen Schaaren, und leicht wurden nun die Städter überwältigt. Mord, Brand und Plünderung wütheten in der Stadt, deren Mauern der Kaiser zum großen Theil niederreißen ließ, als die Empörung bewältigt war. Die Schutthaufen Parmas sollten anderen Städten zum warnenden Beispiele dienen; Konrad glaubte zu erkennen, was einst schon Heinrich begriffen hatte, daß der Schrecken das wirksamste Mittel sei, Italien im Gehorsam zu erhalten.

Im Anfange des neuen Jahrs brach Konrad von der verwüsteten Stadt auf, ging drei Wochen später über den Apennin, verweilte längere Zeit in Tuscien und begab sich gegen Ostern nach dem Herzogthum Spoleto, wo er zu Spello bei Foligno das Osterfest feierte. Konrad lag mit seinem Heere hier in der Nähe Roms, und der Papst kam selbst in das Lager, um durch seine Gegenwart den Glanz des Festes zu erhöhen. Damals geschah es auch, daß er in öffentlicher Versammlung nach dem Beschlusse der anwesenden Bischöfe die Excommunication über Aribert aussprach und das Erzbisthum Mailand dem Ambrosius bestätigte. Aribert stand un- 1038.

1038. ter Acht und Bann, aber sein Muth war auch jetzt noch nicht völlig gebrochen.

Wir wissen, daß sich die Kaiserin Gisela von Spoleto nach Rom begab, um an den Gräbern der Apostel zu beten. Konrad selbst scheint absichtlich Rom nicht berührt zu haben. Er mochte dort ähnliche Auftritte, wie in Parma, fürchten und ihnen vorbeugen wollen. Denn die Stadt war in innerer Gährung. Nicht allein, daß mächtige Parteien der Herrschaft der Tusculaner und des schamlosen Knaben, den sie auf den Stuhl Petri erhoben hatten, fort und fort entgegenarbeiteten; auch tiefer in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingreifende Fragen spalteten die Einwohnerschaft. In der karolingischen Zeit hatte im Römischen für einen Theil des Adels und manche geistliche Stiftungen das langobardische Recht Geltung gewonnen und seine Stellung als Ausnahmsrecht bisher neben dem römischen Rechte behauptet; Rechtsverwirrung und in Folge derselben endlose Streitigkeiten gingen aus dem Kampf des fremden Rechts mit dem alteinheimischen hervor und machten endlich das Einschreiten des Kaisers nöthig. Wir besitzen ein an die römischen Richter erlassenes Edict Konrads, wodurch er gebietet, daß fortan alle Prozesse im römischen Gebiet nach römischem Rechte zu schlichten seien. Wie die Lehnsconstitution war unfehlbar auch dieses Edict ein Zugeständniß, das der Kaiser den niederen Klassen machte, um sie für sich und den von ihm geschützten Papst zu gewinnen. Ohne selbst, wie gesagt, Rom zu berühren, zog der Kaiser nach Ostern aus der Mark von Camerino in das Gebiet von Benevent. Er eilte nach Troja, an die Grenze der Griechen.

b. Pandulf IV. von Capua und die Normannen.

Wenn Konrad, sobald er die langobardischen Fürstenthümer betrat, seine Schritte hart an die Grenze der Griechen lenkte, so geschah dies nicht in feindlicher Absicht gegen das morgenländische Reich, sondern vielmehr, wenn nicht Alles trügt, um ein friedliches Abkommen mit dem Hofe zu Constantinopel zu treffen oder einen früheren Vertrag zu erneuern. Wir wissen, daß Konrad schon im Jahre 1027 durch den Bischof Werner von Straßburg freundschaftliche Verbindungen mit dem Ostreiche anknüpfte, und Vieles legt die Vermuthung nahe, daß diese damals oder schon früher zu einem engen Bunde zwischen den beiden Reichen führten.

Als der alte Kaiser Constantin IX. dem Grabe entgegenging,

waren von dem macedonischen Stamme, der trotz vielfachen Anfech- 1038.
tungen sich hundert und sechzig Jahre in der Herrschaft des Ostens behauptet hatte, nur noch drei alternde Mädchen übrig, die Töchter des Kaisers. Die eine, Eudoxia, hatte der Welt entsagt und lebte im Kloster; von den beiden anderen, Zoe und Theodora, wurde die erstere erwählt, um den Thron ihrer Vorfahren einzunehmen und das Geschlecht derselben fortzupflanzen. Zoe wurde einem Hofmann von guter Gestalt, Romanus Argyros, nach den Rücksichten griechischer Staatskunst vermählt, der bald darauf als Romanus III. den Thron des Morgenlands bestieg (1028). Aber in keiner Weise entsprach der neue Herrscher den von ihm gehegten Erwartungen. Weder gewann er sich die Liebe seiner Gemahlin, noch erzielte er Nachkommenschaft, noch zeigte er Festigkeit in den Kämpfen gegen die Nachbaren und in den Aufständen, welche der Anhang seiner Schwägerin Theodora erregte. Schon nach sechs Jahren wurde der schwächliche Fürst durch Mord beseitigt, und Zoe verlieh mit ihrer Hand darauf das kaiserliche Diadem an Michael IV., einen Paphlagonier von niederer Abkunft, der sich in Constantinopel an Wuchergeschäften bereichert hatte und dann durch seinen mächtigen Bruder, den Eunuchen Johannes, zu Einfluß, Aemtern und Titeln am Hofe gekommen war. Weder Zoe noch das Reich gewann bei diesem Tausche. Auch Michael war ein Schwächling, und alle Gewalt ruhte in den Händen jenes Eunuchen, der sie nur zur Befriedigung seiner unersättlichen Habgier benutzte. Als dieser sah, daß sein Bruder schnell dem Tode zureifte, zwang er Zoe, die im Palaste ihrer Väter nicht anders als eine Gefangene gehalten wurde, einen seiner Neffen, einen anderen Michael, den Sohn eines Schiffkalfaterers, zu adoptiren und ihm so die Nachfolge im Reich zu verbürgen. Die schandbarsten Verhältnisse beherrschten den Hof und verwirrten alle Staatsangelegenheiten. Die Macht des Reichs sank zusehends, obwohl man sich noch mit hochfahrenden Plänen trug und sich gerade damals die günstigste Gelegenheit zur Wiedergewinnung einer Provinz zeigte, die man seit Jahrhunderten verloren, aber niemals aufgegeben hatte. Es war Sicilien, für dessen Eroberung man schon so viele Flotten und Heere mit den größten Kosten ausgerüstet und aufgeopfert hatte.

Die Emire von Sicilien hatten sich von den fatimidischen Kalifen losgesagt, aber nur zu ihrem eigenen Verderben und zum Ruin des Landes. Endlose innere Zwistigkeiten brachen aus, in welche sich bald die spanischen Araber, bald die eben aufsteigende Macht der Zeiriden mischte, welche die Küsten der Berberei den Fatimiden entwunden

1038. und Tunis zu ihrer Hauptstadt gewählt hatten. Im Jahre 1035 machte der Sultan von Tunis Moez Ben Badis einen entscheidenden Versuch, sich der Insel zu bemächtigen. Unter der Anführung seines Sohnes Abdullah schickte er ein bedeutendes Heer hinüber, das von der aufständigen Bevölkerung Anfangs mit Freuden begrüßt wurde. Palermo wurde belagert, und der Emir Achmed Alakhal fand durch Meuchelmörder seinen Tod. Aber bald darauf änderten die arabischen Herren des Landes ihren Sinn, vertrieben den Abdullah und erkannten einen Bruder des erschlagenen Alakhal, Hasan mit Namen, als Emir an. Hasan führte die Titel seiner Vorfahren, aber ihre Macht herzustellen gelang ihm mit Nichten. „Grenzenlose Verwirrung — so berichten die arabischen Schriftsteller selbst — herrschte in der ganzen Insel; jeder Häuptling riß irgend eine Burg oder Stadt an sich, und das Land war unter viele kleine Herren getheilt.“ Ueberdies gerieth der Emir alsbald mit seinem eigenen Bruder Abu Kaab in erbitterten Streit. Es kam zum Bruderkriege; der Emir suchte in seiner Bedrängniß um den Beistand der Griechen nach und versprach dem Kaiser die Insel zu unterwerfen. Zu Constantinopel faßte man die stolzesten Hoffnungen; der Hof beschloß mit allem Ernst die Gunst des Augenblicks zu einem entscheidenden Schlage zu nutzen. Heer und Flotte wurden gerüstet und unter den Befehl der Patricier Georgius Maniaces und Stephanus gestellt; kein Geld wollte man sparen, um außer den Hülfsmitteln des Ostens auch alle Streitkräfte Italiens gegen Sicilien richten zu können.

Es liegt auf der Hand, daß dem Hofe zu Constantinopel unter solchen Verhältnissen Alles daran gelegen sein mußte, nicht gleichzeitig in kriegerische Händel in Unter-Italien verwickelt zu werden und die gefürchteten Normannen von den Grenzen des Reichs fern zu halten. Man ließ es deshalb geschehen, daß sich die langobardischen Fürstenthümer dem Westreiche unterwarfen und gab selbst die kleinen griechischen Städte Campaniens — Amalfi, Neapel und Sorrent — für den Augenblick preis; sei es durch besonderen Vertrag, was nicht unwahrscheinlich ist, sei es durch eine weniger formelle Uebereinkunft. Nur durch ein solches Abkommen zwischen den beiden Kaisern werden die folgenden Ereignisse begreiflich.

Die langobardischen Staaten Unter-Italiens genossen seit einigen Jahren einer Ruhe, wie sie ihnen seit langer Zeit nicht beschieden war. Weder von den Griechen, noch von den Arabern ernstlich angegriffen, schienen sie einer friedlichen Entwickelung entgegenzugehen, nach der die einheimische Bevölkerung, die außer dem reichlich lohnenden Feld-

bau einen sehr ausgedehnten Handel betrieb, vor Allem verlangen 1038.
mußte. Ueppiges Wohlleben und ein gewisser äußerer Glanz herrschten hier in den Städten, besonders in den größeren Orten Campaniens, aber der glänzende Schein verdeckte nur dürftig die Alles zersetzende und durchfressende Fäulniß der inneren Zustände. Schaudernd wendet man den Blick ab, wenn er sich einmal tiefer in das erbärmliche und schandbare Treiben dieser Staaten verliert. Nur unter so verrotteten Verhältnissen, wie sie hier obwalteten, konnte Pandulf IV. von Capua, ein Tyrann des gemeinsten Schlages, ohne Kraft und Beherztheit, ohne jede ausgezeichnete Eigenschaft, eine Zeit lang eine hervorragende Stellung gewinnen und die Hoffnung nähren, sich eine ausgedehnte selbstständige Macht zu gründen.

Es war keine That des Segens gewesen, als Konrad diesen Fürsten aus dem Exil befreite und ihn dann in die Herrschaft seiner Väter herstellte. Denn nicht nur, daß Pandulf die Pflichten der Dankbarkeit nicht kannte, seine Herrschaft wurde zum furchtbarsten Fluch für sein eigenes Land. Wie ein Räuber plünderte er seine Unterthanen und brachte einen unermeßlichen Vorrath von gestohlenem Gut und Lebensbedürfnissen aller Art auf eine Feste, die er sich unmittelbar über Capua auf dem Berg der heiligen Agatha erbaute. Schwer lag auf jedem Wehrlosen die Hand des ruchlosen Fürsten, vor Allem aber lastete sie auf den Kirchen und Klöstern. Fast dem Untergange nahe brachte er die reiche Abtei Monte Casino, raubte die Schätze, die Kaiser und Päpste hier geopfert hatten, und nöthigte den von Heinrich II. eingesetzten Abt erst zu knechtischer Unterwürfigkeit, dann zu heimlicher Flucht. Ein ähnliches Schicksal erfuhr das Kloster des heiligen Vincentius und dessen Abt; ein schlimmeres der Erzbischof Adinulf von Capua, ein vornehmer, gewissenhafter und frommer Mann, der einem Bastarde Pandulfs Platz machen mußte. Adinulf wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen; es konnte keinen empörendern Auftritt geben, als wie man ihn am Himmelfahrtstage aus dem Kerker nach seiner Kirche schleppte, hier zwang während der Messe vor dem Fürsten und dem Volke dem Bastard Bischofsring und Kreuz zu übergeben und die Füße zu küssen, dann aber nach dem Kerker zurückführte. Alles bebte vor dem grausamen und gewaltthätigen Fürsten, und um so mehr, als man gegen seine Tyrannei ohne alle Waffen war, da er mit seinem Schwager, dem alten Fürsten Waimar III. von Salerno, im besten Einverständniß lebte, so wie fast alle die gefürchteten normannischen Gäste in seinen Dienst gezogen hatte und von seinem Raube unterhielt.

1038. Durch den Beistand der Normannen hielt sich Pandulf nicht allein für in seinem eigenen Lande gesichert, sondern glaubte sich auch stark genug, um die Herrschaften seiner Nachbaren an sich zu reißen. Aber die Erfolge seiner Eroberungszüge waren gering. Ein Unternehmen gegen seinen Vetter Landulf von Benevent scheiterte völlig; und im Jahre 1029 gelang es sogar jenem Sergius, den er kurz vorher aus Neapel verdrängt hatte, in seine Stadt zurückzukehren und der Macht des Capuaners hier ein Ende zu machen. Der Verlust dieser Eroberung war für Pandulf nicht einmal das Empfindlichste; schwerer noch traf ihn, daß der Normanne Rainulf — derselbe, der einst mit seinen Brüdern zuerst die fremden Ritter in diese Gegenden geführt hatte — mit fast allen seinen Landsleuten in Sergius Dienste trat, da dieser dem fremden Kriegsmann seine fürstliche Schwester, die Wittwe des Grafen von Gaeta, zur Ehe gab. Rainulf erhielt als Mitgift einen fruchtbaren Landstrich Campaniens zwischen Neapel und Capua, in dessen Mitte er eine Burg anlegte und mit breiten Gräben und hohen Hecken umgab (1030). Dieser Burg, Aversa genannt, wurde die umliegende reiche Campagna dienstbar und zinspflichtig gemacht; es war das erste eigene Territorium, welches die Normannen erhielten, deren Zahl nun durch neue Ankömmlinge aus der Heimath und Flüchtlinge von allen Seiten schnell so anwuchs, daß es ihnen bald zu eng in ihren Grenzen wurde und das zinspflichtige Land sie kaum noch ernährte.

Rainulf sollte dem Sergius als Schutz gegen Capua dienen, Aversa sollte ein kriegerisches Bollwerk gegen Pandulfs Habgier sein, und war es einige Jahre. Aber zum Unglück starb alsbald die Schwester des Sergius, und Pandulf beeilte sich nun den normannischen Führer durch eine seiner Nichten, eine Tochter des Patricius von Amalfi, auf seine Seite zu ziehen. Das reiche und junge Fürstenkind blendete den Normannen so sehr, daß er Sergius verließ und wieder unter Pandulfs Fahne zurücktrat, indem er sogar das Gebiet von Aversa unter die Botmäßigkeit des Capuaners stellte. So sehr nahm sich Sergius den Verrath des Normannen zu Herzen, daß er ihn nur kurze Zeit überlebte. Pandulfs Freude war groß, aber sollte nicht lange währen. Vor Kurzem war der alte Waimar von Salerno gestorben und hatte seinem gleichnamigen Sohne die Herrschaft hinterlassen. Waimar IV. traf zwar im Anfange seiner Regierung mit seinem Oheim Pandulf ein Abkommen, wonach sie gemeinsam und einträchtig in allen ihren Angelegenheiten zu Werk gehen wollten, aber Pandulf war zu herrschsüchtig und sein junger Neffe zu ehrgeizig, als daß

dieser Vertrag lange hätte bestehen können. Dazu kamen die schmutzigsten Familienverhältnisse der Fürsten. Der Herzog von Sorrent hatte seine Gemahlin, eine Schwägerin Waimars, mishandelt und verstoßen, eine Tochter derselben suchte Pandulf seinen Lüsten dienstbar zu machen, und Waimar glaubte sich berufen, die Kränkungen seiner Schwägerin zu rächen. Er beschloß den Herzog von Sorrent und Pandulf mit Krieg zu überziehen und zu diesem Ende die ebenso tapferen als feilen Normannen auf seine Seite zu ziehen. Durch Geld und reiche Geschenke an schönen Rossen, kostbaren Gewanden und blitzenden Waffen waren Rainulf und die Normannen bald gewonnen. Rainulf entschloß sich jetzt Waimar zu dienen, wie er vordem Sergius und Pandulf seine Dienste verkauft hatte. 1038.

Dies war die Lage der langobardischen Fürstenthümer, als Konrad im Anfange des Sommers 1038 sie betrat. Pandulf und Waimar lagen im Kampfe, und es war kein Geheimniß, daß Konrad mit der Absicht kam, die Frevelthaten Pandulfs zu strafen und seiner tyrannischen Herrschaft ein Ziel zu setzen. Schon in Deutschland waren vielfache Klagen über den gewaltthätigen Fürsten zu seinen Ohren gedrungen, besonders von flüchtigen Castnesen. Dann war, als der Kaiser vor Mailand lag, ein neuer Hülferuf an ihn ergangen, den er nicht länger glaubte überhören zu können. Er versprach Hülfe und schickte sich alsbald an, sie in Person zu leisten. Noch ehe er das Beneventanische betrat, hatte er Gesandte an Pandulf geschickt und ihm bei seiner Ungnade befohlen, die geraubten Schätze auszuliefern und Monte Castnos gerechte Forderungen zu gewähren. Aber die Gesandten hatten Nichts erreicht. Deshalb kam jetzt Konrad selbst und beschied den gewaltthätigen und ungehorsamen Lehnsmann nach Troja, wo derselbe vor seinem Richterstuhl Rede stehen sollte. Pandulf wagte nicht zu erscheinen, sondern flüchtete sich auf die Burg der heiligen Agatha. Niemals, hatte er erklärt, werde er vor die Augen des Kaisers sich stellen; „kein Wunder", sagt die alte Chronik, „denn kein Dieb will das Angesicht seines Richters sehen." Aber es stellte sich Pandulfs Gemahlin mit ihrem Sohn und ihrer Tochter ein und versprach, 150 Pfund Goldes sogleich zu zahlen und für die Zahlung einer gleichen Summe ihre Kinder als Geißeln zu stellen. So erwirkte sie Aufschub und Nachsicht ihrem Gemahl, dessen Geiz aber bald das gegebene Versprechen bereute. Daß dasselbe nicht ehrlich gemeint sei, wurde Konrad klar, als sich kurz darauf Pandulfs Sohn seinen Händen durch Flucht entzog.

Unverzüglich rückte der Kaiser in das Capuanische ein. Zunächst

1038. ging er nach Monte Casino, das Basilius, der von Pandulf eingesetzte Abt, flüchtig verließ. Konrad verjagte hier die Verwalter des Fürsten, dann rückte er gegen Capua selbst an und zog am Abend vor Pfingsten (13. Mai) in die Stadt ein. Das Pfingstfest feierte er im Lager bei den Ruinen des alten Capua. Recht und Ordnung wurden nun in dem Fürstenthum hergestellt. Der Erzbischof Adinulf erhielt die Freiheit und seinen Bischofsstuhl zurück; die Kirchen und Klöster kamen wieder in den Besitz ihres Eigenthums; in Monte Casino setzte der Kaiser einen ihm vertrauten Mönch, den Baiern Richer, zum Abte ein. Richer war aus einer vornehmen Familie, im Kloster Altaich unter Godhard gebildet, ein Mann von hervorragender und kräftiger Persönlichkeit; die Casinesen selbst wünschten ihn an der Spitze ihres Klosters zu sehen, da er bereits durch die Verwaltung der Abtei Leno im Sprengel von Brescia sich einen Namen gemacht hatte, und nur zögernd entschloß sich der Kaiser den ausgezeichneten Mann ihnen zu überlassen. So wurde ein deutscher Mönch Abt des ältesten und vornehmsten Klosters im ganzen Abendlande, das unter seiner Leitung sich aus tiefem Verfall erhob und zu neuer Blüthe gedieh.

Der Kaiser beschied die Fürsten Campaniens nach Capua. Aber Keiner leistete seiner Mahnung Folge, als Waimar von Salerno, schon als Widersacher Pandulfs der Bundesgenosse des Kaisers. Prächtige Geschenke brachte er und wurde auf das Beste empfangen. Auch große Ehren harrten seiner, denn der Kaiser hatte ihm das von Pandulf verscherzte Fürstenthum bestimmt. Mit der Fahnenlanze wurde Waimar mit Salerno und Capua zugleich belehnt und die beiden reichen Fürstenthümer so in eine Hand gegeben. Da aber Waimar betheuerte, daß er ohne den gesicherten Beistand der Normannen seine Stellung und das Ansehen des Reichs nicht würde behaupten können, so belohnte der Kaiser auf seinen Wunsch auch Rainulf mit der Grafschaft von Aversa. Mit der Fahnenlanze, wie die Fürsten des Reichs, empfing der Normanne seine Grafschaft als Lehen und sah sich nun unter die Zahl der italischen Reichsfürsten aufgenommen. Als Konrad in den letzten Tagen des Mai Capua verließ, übertrug er die Leitung der unteritalischen Angelegenheiten Waimar, Rainulf und dem Abt Richer; worauf er sich nach Benevent begab und an die Heimkehr dachte.

Ein langobardischer Fürst, ein normannischer Kriegsmann und ein baierscher Mönch wurden so berufen, die Stellung des abendländischen Reichs in seinen südlichsten Provinzen zu wahren. Wie sie dies thaten, zeigte die nächste Folge. Der Herzog von Sorrent wurde verjagt und

Waimars Bruder Guido dort als Herr eingesetzt; das reiche Amalfi 1038
wurde erobert und dem Fürstenthum Salerno verbunden; überall hatte das Triumvirat die besten Erfolge. Pandulf hielt sich bald nicht mehr auf seiner Felsenburg sicher und flüchtete sich nach Constantinopel, wo er auf den Beistand des Kaisers zählte. Aber auf die Vorstellungen Waimars wurde Pandulf dort in ein fernes Exil geschickt, aus dem er erst nach zwei Jahren befreit wurde. Alles zeigt, in welchem Einverständniß damals das morgen- und abendländische Reich standen; Nichts aber thut dies augenfälliger dar, als daß zu derselben Zeit Waimar und die Normannen auch den Angriff der Griechen auf Sicilien auf das Nachdrücklichste unterstützten.

Noch im Jahre 1038 ging der Patricius Maniaces, unterstützt von dem Katapan Doceanus nach Sicilien hinüber und landete an der Ostküste; ihm zur Hülfe zog eine langobardische Schaar Waimars, dann dreihundert normannische Ritter unter der Anführung Wilhelms des Eisenarms, der mit seinen Brüdern Drogo und Humfred erst vor Kurzem aus der Normandie in Italien angekommen war, endlich noch andere abendländische Ritter, unter denen Arduin, ein vornehmer Dienstmann des Mailänder Erzbisthums, eine hervorragende Stellung einnahm. Morgenland und Abendland verbanden sich, um die griechische Herrschaft in Sicilien herzustellen. Wenn dies dennoch nicht gelang, so trugen die Griechen die Schuld, vor Allem die Eitelkeit und der Hochmuth ihres Führers. Die Normannen vollführten Wunder der Tapferkeit; eine ganze Reihe von Städten an der Ostküste der Insel wurde den Arabern abgenommen; fast in allen Kämpfen wurde der Islam besiegt. Aber Maniaces lohnte schlecht den abendländischen Kriegern ihre trefflichen Dienste. Alles maß er seinen Verdiensten bei und glaubte, stolz auf die errungenen Triumphe, keinen geringeren Lohn beanspruchen zu können, als die Hand der Kaiserin und das Diadem. Er verließ Sicilien und eilte nach Constantinopel, aber nur um dort Entsetzung und Haft zu finden. Die Normannen und Waimars Hülfsschaaren kehrten nach Italien zurück. Alle Eroberungen der Griechen in Sicilien waren in kurzer Zeit ihnen wieder entzogen; der Kriegszug hatte nur dazu gedient, den Normannen den Weg in die reiche Insel zu zeigen.

Indessen hatte der Kaiser den Heimweg über die Alpen angetreten. Denn die heiße Jahreszeit brach ein und mahnte zur Eile. Von Benevent zog der Kaiser mit den Seinigen und seinem Heere schnell durch die Marken nach den Pogegenden zurück, wo wir ihn im Juli im Gebiet von Man-

1038. tua begegnen. Aber so sehr man den Zug auch beschleunigte, es war zu spät, um den verderblichen Krankheiten zu entgehen, welchen die Heereszüge der Kaiser zur Sommerszeit in diesen Gegenden stets unterworfen waren. Mit furchtbarer Gewalt herrschten schon die Seuchen im deutschen Lager und forderten selbst in der nächsten Nähe des Kaisers beweinenswerthe Opfer. Am 18. Juli starb die Schwiegertochter des Kaisers, das liebliche Dänenkind; ein Töchterlein hinterließ sie ihrem Gemahle. Zehn Tage später beendete auch der Herzog Hermann von Schwaben, der Stiefsohn des Kaisers, in jungen Jahren sein Leben. Man wollte des Herzogs Leiche nach Kostnitz schaffen, sah sich aber genöthigt sie in Trient zurückzulassen; die irdischen Reste der Königin Kunigunde wurde später nach dem Kloster Limburg gebracht. Immer größer wurden die Lücken im deutschen Heere; auch wenn der Kaiser es gewollt hätte, er hätte nicht länger in der Lombardei verweilen können, obschon Mailand noch immer ihm trotzte. Im August ging er über den Brenner und verweilte dann in Baiern, um seinem Heere Ruhe zu gönnen und für die Kranken sorgen zu lassen.

Noch ehe Konrad die Lombardei verlassen hatte, war ihm von allen italienischen Fürsten das Versprechen gegeben worden, mit ihren Streitkräften die Belagerung Mailands von Neuem zu beginnen und ein Jahr hindurch fortzusetzen. Was sie versprochen hatten, hielten sie und zogen mit großer Macht gegen Mailand. Aber Aribert wußte ihnen zu begegnen. Der alte Kriegsgeist seiner Ahnen lebte in ihm; er zeigte, daß er sich auf die Kunst der Waffenführung besser verstände, als auf die friedlichen Geschäfte seines heiligen Amtes. Aribert wurde damals der Begründer der städtischen Miliz in Mailand, deren Organisation sich allmählich über alle Städte der Lombardei verbreitete. Er zuerst, wie uns die Mailändischen Chronisten ausdrücklich versichern, bewaffnete alle Klassen des Volks, alle Bewohner seines Gebiets, die Landleute wie die Städter, die Armen wie die Reichen, und verwandte zuerst ein so gebildetes Heer für die Vertheidigung der Stadt. Er war es auch, der dieser neuen Miliz das Feldzeichen gab, unter dem sie nachher so viele glorreiche Siege erfochten hat. Ein hoher Balken erhob sich, einem Mastbaum gleich emporragend, auf einem gewaltigen Wagen; auf der Spitze des Masts leuchtete ein goldener Apfel, von dem zwei Flaggen von schneeweißem Linnen lustig im Winde flatterten; in der Mitte des Masts aber hing das heilige Kreuz, von dem der Heiland mit ausgebreiteten Armen über dem Heere schwebte; sein göttliches Bild gab Muth im Streite und Trost im Tode den Kämpfern. Schon längst hatte man in ähnlicher Weise das Kreuz bei

Processionen auf einem Carroccio herumgeführt; jetzt zum erstenmal 1038.
wurde es angewendet, um den Kampf für die Vaterstadt als einen Dienst für den Heiland und seine Kirche zu weihen. Mit der Begeisterung des Glaubens fochten die Mailänder und schlugen die Angriffe der italienischen Fürsten von ihrer Stadt ab; unter dem Carroccio stritten sie in rühmlichster Weise gegen die Lehnsmannschaften der Herren. Mit innerer Nothwendigkeit mußte Mailands Verfassung eine andere werden, als das Waffenhandwerk hier nicht mehr das Privilegium des Ritterstandes blieb; die städtische Miliz Ariberts mußte zur Entwickelung der bürgerlichen Freiheit und des Bürgerregiments führen.

Wer kann in Abrede stellen, daß Konrad mit tapferem Muthe die kaiserliche Herrschaft in Italien behauptet hatte? Die Furcht vor seiner Macht hielt die Gemüther gefangen, als er über die Alpen zurückkehrte; wenn auch Aribert und Mailand noch trotzten, es war ein Trotz, der den gewaltigen Mann kaum noch beunruhigen konnte. Die Fahnen des Kaisers hatten Achtung gebietend und Scheu verbreitend in Italien geweht, aber fürwahr auch andere Banner waren damals entfaltet, um die sich muthige, unbezwungene Schaaren sammelten und an die sich glänzende Hoffnungen knüpften. Die bunten Fähnlein der kühnen Normannen und des Carroccio waren noch zu großen Dingen bestimmt.

c. Das Ende Konrads II.

Mitten unter Leichen hatte der Kaiser seinen Weg über die Alpen genommen und fand auch in der Heimath nicht Alle wieder, denen er zu begegnen gehofft hatte. Am 5. Mai 1038 war Bischof Godhard gestorben, einer der Letzten aus der reformatorischen Schule Heinrichs II., vielbeweint in Hildesheim wie in dem Kloster Altaich, das unter seiner Pflege zu der schönsten Blüthe gediehen war. Noch unmittelbarer berührte den Kaiser der Tod des sächsischen Grafen Liudolf, seines Stiefsohns, der in den Jahren erster Manneskraft mit Hinterlassung zweier Söhne starb (23. April 1038). Gisela hatte Liudolf in ihrer ersten Ehe geboren; von ihren vielen Kindern lebte jetzt nur noch ihr jüngster Sohn, die Hoffnung des Reichs*). Liu-

*) Konrads beide Töchter Beatrix und Mathilde waren damals bereits verstorben.

1038. dolfs Todesfall war der dritte, der die kaiserliche Familie in Jahresfrist betroffen hatte, und scheint auch den alternden Kaiser selbst an sein Ende gemahnt zu haben. Ueberdies fühlte er die Gebrechen des Leibes oft schwer genug; an der Fußgicht leidend, kehrte er aus dem Süden zurück und hatte in der nächsten Zeit mehrere harte Anfälle der Krankheit zu überstehen. Alle seine Sorgen schienen fortan nur noch darauf gerichtet, sein Haus zu bestellen und das Reich in geordnetem Zustand seinem Sohne zu überliefern.

Tiefe Ruhe fand der Kaiser bei seiner Rückkehr in Deutschland. Von Baiern ging er in die ihm heimischen Gegenden am Rhein, wo er am 27. September zu Worms verweilte, aber bald darauf wieder nach Schwaben aufbrach, um seinen Sohn als Herzog in dieses Land einzuführen. Ohne großen Aufenthalt zog er dann in das burgundische Reich, um auch dies seinem Sohne zu übergeben. Zu Solothurn versammelte er die burgundischen Großen und richtete in ihrem Lande Recht und Gesetz wieder auf, die fast vergessen waren. In einer dreitägigen großen Reichsversammlung wurden alle Angelegenheiten des Landes geordnet; am vierten Tag übergab dann der Kaiser seinem Sohne unter Zustimmung des Adels und alles Volks die Regierung des neuerworbenen Reichs. Alle Anwesenden huldigten dem jungen Heinrich aufs Neue, der sofort in der Stephanskirche zu Solothurn zum Könige von Burgund nach der Sitte der Vorfahren gekrönt wurde. Im Anfang December kehrte der Kaiser über Basel und Straßburg nach den rheinfränkischen Gauen zurück. Er hielt einen Landtag zu Straßburg, versammelte eine Synode zu Limburg, nahm aber dann in Eile seinen Weg nach Goslar, wo er das Weihnachtsfest beging. Eine große Zahl von Fürsten umgab ihn hier, Gesandte kamen von allen Seiten, die umwohnenden Völker brachten Tribut. Das Fest wurde prächtig begangen, aber eine trübe Stimmung beherrschte dennoch die Menge. Wunderbare Erscheinungen sah man am Weihnachtstage am Himmel — große Wetterwolken bauten sich auf und stießen zusammen — man wußte nicht, wie man diese Zeichen sich deuten solle.

1039. Von Goslar ging der König nach Altstädt, dann eilte er an den Niederrhein. Am 16. März war er zu Köln, von wo er nach kurzem Aufenthalt sich nach Nymwegen begab. Hier in der alten Kaiserburg Karls des Großen verweilte er am Liebsten; hier wollte er auch diesmal das Osterfest begehen. Ein heftiger Gichtanfall hielt ihn zu Nymwegen länger, als er wünschte, gefesselt und erlaubte ihm erst gegen Pfingsten nach Utrecht aufzubrechen. Unter vielen Lustbarkeiten und mit großer Pracht wurde hier das Fest begangen. Das Volk

sah den Kaiser mit der Kaiserin und seinem königlichen Sohn von 1039.
aller Herrlichkeit der Welt umgeben; mit der Kaiserkrone geschmückt zeigte er sich der Menge bei dem Hochamt, im Festzuge und beim Mahle; sie jubelte ihm zu, freute sich nach ihrer Art des kaiserlichen Glanzes und staunte die Pracht an, welche den Herrn der Welt umgab.

Am anderen Tage war Konrad eine Leiche. Schon während des Mahles am Pfingsttage hatte er heftige Schmerzen empfunden, aber sie unterdrückt, um die Freude des Festes nicht zu stören. Als aber am folgenden Morgen die Schmerzen heftiger wiederkehrten, fühlte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Mit derselben Unerschrockenheit sah er ihr in das Auge, wie vor einem Jahre dem furchtbaren Unwetter bei Corbetta. Er entließ die Seinigen, um das Frühmahl einzunehmen; indessen beschied er die anwesenden Bischöfe zu sich, ließ sich das heilige Sacrament, das Kreuz und den Reliquienschatz bringen, richtete sich auf und beichtete unter hellen Thränen seine Sündenschuld. Hierauf empfing er die Absolution und das Abendmahl. Nachdem er so sich zum Todeskampfe bereitet hatte, sah er noch einmal Gisela und seinen Sohn, sprach zu ihnen mit herzlichen Worten und sagte ihnen Lebewohl. Er hatte mit dem Leben abgerechnet und sah nun mit jenem festen Blicke dem Tode entgegen, mit dem er so oft den Gefahren getrotzt hatte. Bald hauchte er den letzten Athemzug aus. Es war am 4. Juni 1039. Konrad hatte sein Leben auf etwa sechszig Jahr gebracht; er hatte über vierzehn Jahre die ostfränkische Königskrone, über zwölf Jahre die römische Kaiserkrone getragen, seit seiner Krönung in Burgund waren nahe an fünf Jahre vergangen.

Auf das Volk, das den Kaiser noch am Tage zuvor von aller seiner Macht umstrahlt gesehen hatte, machte die erste Kunde von seinem Tode einen gewaltigen Eindruck; wo hätte es auch jemals einen schärferen Gegensatz irdischer Größe und irdischer Hinfälligkeit gegeben! Viele Thränen flossen um Konrad; denn er war Vielen ein freigebiger Herr gewesen, und Manchem war seine strenge Rechtspflege die Quelle unendlichen Segens geworden. Aber die Thränen der Menschen trocknen bald, wenn sich die Trauer um den Verlust nicht mit der Besorgniß vor nahen Gefahren und eigener Bedrängniß verbindet. So war der gewaltige Kaiser nur allzubald von der Masse vergessen, welche die Erbfolge gesichert sah und sich mit Recht Großes von dem jungen Könige versprach. Anders war es jetzt als bei dem Tode

1039. Heinrichs II! Aber auch das war Konrads Verdienst und mit großem Recht klagt der Hildesheimer Annalist seine Zeitgenossen des schreiendsten Undanks an. „O ihr harten und fühllosen Menschen,“ ruft er aus, „bei dem jähen Tode eines Mannes, in dem die gewaltigste Kraft und Macht des Erdbodens unterging, hörte man kaum einen Seufzer!“

Der junge König ließ seine erste Sorge sein, die irdischen Ueberreste seines Vaters mit den gebührenden Ehren zu bestatten. Die Eingeweide wurden in Utrecht beigesetzt; der Leib einbalsamirt und über Köln, Mainz und Worms nach Speier gebracht. Nach alter Sitte wurde die Leiche in allen Kirchen, an denen der Trauerzug vorüberkam, feierlich ausgestellt. Ueberall war ein gewaltiger Andrang der Menschen, und man bewunderte vor Allem die kindliche Liebe und Demuth des Königs, der auf seinen Schultern die Leiche in jede Kirche tragen half. So trug er sie auch zur letzten Ruhestätte, als sie am 12. Juli zu Speier in jenem colossalen Tempelbau beigesetzt wurde, den Konrad begründet hatte.

Auf dem Wahlfelde zu Kamba hatte einst Konrad seinem gleichnamigen Vetter als Nebenbuhler gegenüber gestanden; sie hatten sich versöhnt und ihre Eintracht dem Reiche schweres Mißgeschick erspart. Noch einmal führte sie dann das Leben feindlich gegeneinander, aber sie fanden sich bald abermals als Freunde zusammen. Auch der Tod sollte sie nicht lange trennen. Acht Tage nach der Bestattung des Kaisers starb der jüngere Konrad im kräftigsten Mannesalter an der Gelbsucht, ohne einen Erben seines Namens und seines Herzogthums zu hinterlassen. Von der männlichen Nachkommenschaft jenes Konrads, der auf dem Lechfelde fiel, lebte in dem weltlichen Stande jetzt allein noch der junge König. Das rasche Aussterben des einst so blühenden Stammes sah die strengere Geistlichkeit als eine Strafe des Himmels, namentlich als eine Folge der unkirchlichen Ehen an, die sich in diesem Hause gleichsam von Geschlecht zu Geschlecht vererbten.

7.

Heinrichs III. Anfänge.

a. Regierungswechsel.

Ohne alle Störung vollzog sich der Regierungswechsel; stiller, 1039.
als es oft selbst in Erbmonarchien zu geschehen pflegt. Der alte Herzog Gottfried von Lothringen dachte wohl einen Augenblick daran, sich durch Schwierigkeiten neue Vortheile zu ertrotzen, aber er stand bald davon ab, durch das Versprechen befriedigt, daß seine großen Reichslehen unverkürzt seinen Söhnen verbleiben würden. Die anderen deutschen Fürsten faßten diesmal nicht einmal den Gedanken, die Anerkennung des neuen Regiments für selbstische Zwecke zu nutzen. Längst gewählt, gekrönt und in alle Reichsgeschäfte eingeweiht, übernahm der junge Heinrich die Regierung; die gespanntesten Erwartungen begleiteten ihn auf den Thron seines Vaters, und gewiß selten hat ein Fürst mit edleren Vorsätzen, mit redlicherem Willen und strengeren Ansprüchen an sich selbst das Scepter ergriffen.

Der junge König hatte noch nicht das zweiundzwanzigste Jahr überschritten, aber er zeigte eine bewunderungswerthe Reife des Urtheils und eine Weite des Blicks, wie sie sonst nur lange Uebung in den Künsten der Herrschaft zu gewähren pflegt. Er besaß alle die trefflichen Eigenschaften seines Vaters, dieselbe Seelenstärke, denselben scharfen Verstand, dieselbe Gerechtigkeitsliebe und denselben persönlichen Muth; auch das stolzeste Bewußtsein von der Bedeutung seiner unvergleichlichen Stellung und den Trieb, sie seiner Nachkommenschaft zu erhalten, hatte er vom Vater ererbt. Aber die Härten des Vaters waren gemildert, die Leidenschaftlichkeit desselben war trotz der Jugend des Königs in besonnene Kraft verklärt. Man glaube nicht, daß nicht auch in Heinrichs Adern das heißeste Blut gewallt hätte, aber früh hatte er gelernt, den Ungestüm und Jähzorn zu mäßigen, auf den Rath kluger Männer zu hören. Ein durch und durch religiöses Gemüth, liebte er aus dem ihn umgebenden Glanze den Blick zu der größeren Herrlichkeit des überirdischen Lebens zu erheben; seine wahre und aufrichtige Frömmigkeit streifte nahe an das Gebiet, in welchem sich die stille Schwärmerei beschaulicher Seelen heimisch fühlt.

Ein unermeßlicher Gewinn war es für Heinrich, daß er unter

1039. der Leitung seiner feingebildeten Mutter und zweier ausgezeichneter Bischöfe des Reiches eine vortreffliche Erziehung genossen hatte. So war seine natürliche Beredsamkeit durch Uebung und Kunst entwickelt worden. Auch mit der Rechtswissenschaft, so weit jene Zeit sie trieb, war er bekannt. Eine Zierde der Studien, nennt ihn Wippo. „Welcher König," ruft er aus, „ist gelehrter als er und kennt besser, was das Gesetz verbietet, das er schon von den ersten Jahren zu studieren begonnen hat!" Nicht mit Unrecht preist Wippo Kaiser Konrad wegen dieser Fürsorge für die richtige Erziehung des Sohnes. Wie die Bildung jener Zeit vorwiegend die kirchliche Farbe trug, mußte Heinrich, indem er tiefer in sie eingeweiht wurde, auch zu einer klareren Erkenntniß der geistigen Macht der Kirche und ihrer besonderen Wichtigkeit für die Entwickelung der Staaten gelangen, als sie dem alten Kaiser beiwohnte. Daher begreift sich, daß er schon früh eine völlig andere Stellung zum Klerus gewann als sein Vater, dessen gewaltsame Maaßregeln gegen die lombardischen Bischöfe er niemals gebilligt hatte. Hierin, wie in vielen anderen Punkten neigte sich seine Anschauungsweise der Denkart Heinrichs II. zu, so sehr sonst sein enthusiastisches Gemüth von der berechnenden Klugheit dieses Kaisers entfernt war. Alles in Allem, das schönste Bild eines jungen edlen, kraftvollen und hochstrebenden Fürsten auf dem Throne stellte sich in Heinrich III. dar. Es ist nicht leere Schmeichelei, wenn Wippo sagt, eine lange Reihe von Tugenden, deren jede einzeln einem anderen Manne Werth verleihen würde, zierten den jungen König, sechs aber unter ihnen strahlten besonders hervor: Demuth, Frömmigkeit, Friedensliebe, edle Gesinnung, Würde der Haltung und Kriegsmuth; die Tugenden, welche man vor Allem als königliche bezeichnen müsse.

Mit dem feurigsten und edelsten Willen, das Größte und Beste zu vollbringen, verbanden sich jetzt zu guter Stunde auch die reichsten Mittel. Niemals hatte noch ein deutscher Fürst eine Macht überkommen, wie sie Heinrich zufiel. Nicht allein, daß er die königliche Gewalt in Deutschland, Burgund und Italien unbestritten empfing; auch die hohe Aristokratie Deutschlands war niemals tiefer gebeugt, niemals der Klerus von der Krone abhängiger gewesen, als in diesem Augenblicke. Das Herzogthum schien fast vernichtet; in Baiern, Schwaben und Franken war die herzogliche Gewalt geradezu an die Krone gefallen, Kärnthen war durch Konrads Tod erledigt und wurde vorläufig nicht von Neuem ausgethan; nur in Sachsen und Lothringen hatte sich noch die nationale Bedeutung des Herzogthums erhalten. Ueber-

dies gab es unter den anderen Königen Europas keinen von hervor- 1039.
ragender Bedeutung. Knud der Große und Stephan der Heilige waren aus dem Leben geschieden, ohne ihrer würdige Nachkommen zu hinterlassen; das polnische Reich Boleslaws war in der vollständigsten Auflösung, das französische Königthum seit geraumer Zeit in der kläglichsten Ohnmacht. Auch war keine kirchliche Macht vorhanden, die dem Kaiserthum Gefahr drohen konnte. Das Papstthum lag in Sünde und Schanden danieder; Cluny, von Rom auf das Schmählichste verlassen, mußte an den Mächten der Welt und vor Allem an dem Kaiserthum selbst seine Stütze suchen. Welche Fülle der Macht fiel da dem Nachfolger Konrads zu! Wieviel mußte und konnte die Welt von ihm hoffen! „Sei gegrüßt, Heinrich" — ruft ihm Wippo zu — „du, der sicherste Hafen der Völker in unsern Tagen, der Friede des Erdkreises, die stärkste Schutzwehr der Welt!"

Sobald der neue König die letzte Sohnespflicht gegen den Vater erfüllt hatte, begann er seinen Umritt im Reiche. Zuerst wandte er sich nach Unterlothringen und Friesland, dann im Herbst nach Sachsen, im Winter nach Baiern, wo er das Weihnachtsfest zu Regensburg feierte. Im Anfang Januar 1040 zog er nach Augsburg. Hier er- 1040.
schienen auch die Fürsten Italiens vor seinem Throne, um mit ihm die Angelegenheiten ihres Landes zu berathen. Vor Allem mußte Ariberts Sache entschieden werden, da die lombardischen Großen auf die Nachricht von Konrads Tode sofort die Belagerung Mailands aufgehoben hatten und eine Ausgleichung des Königs mit dem Erzbischof wünschten. Der König zeigte sich zu derselben mehr als bereit und gestattete wahrscheinlich schon damals den lombardischen Bischöfen, die noch im Exil lebten, die Rückkehr in ihre Heimath. Von Augsburg aus ging Heinrichs Weg durch die schwäbischen Gauen; die Fastenzeit verlebte er in den rheinischen Gegenden und feierte das Osterfest zu Ingelheim, wo sich die Fürsten des Reichs an seinem Throne versammelten. Auch die burgundischen Großen erschienen hier; sie kamen mit reichen Geschenken und kehrten königlich belohnt in ihre Heimath zurück. Nach dem Fest stellte sich Erzbischof Aribert am Hofe ein und suchte sich wegen seiner Auflehnung gegen den Vater des Königs zu rechtfertigen; auf die Verwendung der Fürsten erhielt er sein Bisthum zurück und leistete dann dem Könige aufs Neue den Schwur der Treue. Er begleitete den König nach Köln, wo er in die Heimath entlassen wurde. Das Himmelfahrtsfest feierte der König zu Nymwegen, Pfingsten zu Lüttich; er hatte seinen Umzug im Reiche

1040. beendet und überall Recht und Gesetz geschützt, überall Friede und Freude verbreitet.

b. Heinrichs III. Kriege mit Herzog Bretislaw von Böhmen.

Nichts hatte bei dem Zuge durch das Reich mehr die Aufmerksamkeit des jungen Königs auf sich gelenkt, als die Verhältnisse des Ostens, die von Neuem eine bedrohliche Wendung nahmen. Das gewaltige Reich Boleslaw Chrobrys war zerstört, aber auch aus seinem Ruin erwuchsen dem Reiche noch Bedrängnisse und Gefahren. Wir wissen, wie wenig es sich Konrad II. hatte angelegen sein lassen, in Polen eine neue Ordnung der Dinge zu gründen und die christliche Kirche zu stützen. Ihm war es genug, die gefährlichste Macht im Osten zu brechen und die Polen zum Tribut zu zwingen; wenig kümmerte es ihn, wenn sich hier eine ohnmächtige Volks- und Vielherrschaft bildete, welche gränzenlose Verwirrung in alle Verhältnisse der Kirche und des Staats brachte. Der rechtmäßige Erbe Polens verweilte seit Jahren mit seiner Mutter in Deutschland; wir hören nicht, daß Konrad irgend Versuche zu seiner Herstellung gemacht hätte. Wer hätte auch dafür gebürgt, daß Kasimir nicht bald dieselben Wege eingeschlagen hätte, wie vor ihm sein Vater und Großvater?

Ruhig sah man in Deutschland die Rückkehr der Polen zum Heidenthum und zu ihrer alten Volkssitte an; man ahnte kaum die Gefahr, welche die dortigen Zustände über die Christenheit bringen mußten, obschon sie doch denen unter den Liutizen auf das Genaueste glichen, die man seit einem halben Jahrhundert zu bekämpfen hatte. Klarer als die Deutschen erkannte der Böhme Bretislaw die Lage der Dinge, ein Fürst voll hochherziger Gesinnungen, glänzender Eigenschaften und lebendigen Glaubenseifers. Der Kampf gegen die Polen schien ihm die Aufgabe seines Lebens, wie er gegen sie zuerst in Mähren seine Waffen geschwungen hatte. Hatte er auch dieses Land ihnen einst in glücklichem Kampfe entrissen, so hatte Böhmen doch noch Schlesien und Chrobatien von den Polen zu fordern; und tausendfache andere Unbill war überdies an den schlimmen Nachbarn zu rächen. Nur durch die Zerstörung Gnesens und Posens schien die Eroberung Prags gebüßt werden zu können. Ueberdies war Böhmen noch weit von der Macht entfernt, die es einst in besseren Tagen erreicht hatte, und nicht allein bei der Herrlichkeit früherer Zeiten beruhigten sich die Wünsche dieses ruhmliebenden Fürsten; er gedachte sein Volk zu einer höheren

Stufe der Macht zu heben, als es jemals erstiegen hatte. Warum hätte 1040
auch dem Böhmen nicht glücken sollen, was dem Magyaren und dem Polen gelungen war, eine freie und unabhängige Königsmacht im Osten zu gründen! Ein Feind der Polen, hatte Bretislaw doch von dem großen Boleslaw Vieles gelernt und war vor Allem von der Idee eines mächtigen christlichen Reichs, welches alle westlichen Stämme der Slawen verbände, entzündet worden. Daß nur Prag die geistliche und weltliche Metropole dieses Reichs werden könne, hatte schon Boleslaw gesehen; welche Aufforderung daher für den Böhmen, von dieser seiner Hauptstadt das große Slawenreich zu gestalten! Und nicht der Ehrgeiz allein trieb ihn jetzt in den Kampf gegen die Polen, nicht minder that es die Sorge um seine eigene Erhaltung. Wenn das Heidenthum und die Volksherrschaft unter den Polen, wie unter den Wenden, noch einmal das Herzogthum und die Kirche verdrängte, dann ließ sich kaum unter den stammverwandten Böhmen die fürstliche Gewalt und das Christenthum ferner erhalten; zumal sich gleichzeitig auch unter den Magyaren ein lebhafter Kampf der alten Zustände gegen die neuen erhob und so überall im Osten das Fürstenthum und die christliche Kirche bedrängt waren.

Am 15. August des Jahres 1038 war König Stephan von Ungern gestorben; die verdienteste Bewunderung der Welt hatte ihn in das Grab geleitet. Nach dem frühzeitigen Tode seines einzigen Sohnes Emmerich hatte Stephan einen seiner Schwestersöhne, Peter mit Namen, zu seinem Nachfolger ersehen. Aber Peter, von Vaters Seite dem Geschlecht der Urseoler entstammend, in Venedig geboren und erzogen, war schon als Fremdling den Magyaren zuwider, und die Abneigung gegen ihn steigerte sich, als er bald andere Fremde in großer Zahl in das Land zog. Vorzüglich waren es wohl Italiener; denn für unser Volk hatte Peter keine sonderliche Vorliebe und behandelte sogar die baierische Gisela, die Wittwe seines Oheims, in der übelsten Weise. Es dauerte nicht lange, so regte sich überall in Ungern der Geist der Auflehnung wie gegen die königliche Gewalt, so auch gegen die christliche Kirche. Es war kaum ein Menschenalter, daß die neuen Ordnungen unter dem rohen Geschlechte begründet waren, und selbst wenn Peter ein viel umsichtigerer Fürst gewesen wäre, hätten starke Reactionen der alten, tief im Geist der Nation wurzelnden Zustände gegen die neuen Satzungen kaum ausbleiben können. Peters Lage war äußerst bedenklich und wurde mit Nothwendigkeit immer schwieriger, je weiteren Boden das Heidenthum in den polnischen Ländern gewann, deren Schicksale schon seit geraumer Zeit auf das

1040. ungersche Reich von fühlbarem Einflusse gewesen waren. An der Bekämpfung des neuerwachenden Heidenthums in Polen hatte Peter daher das größte Interesse; der gemeinsame Vortheil verband ihn mit dem Böhmen.

Wie aber hätte sich Bretislaw verhehlen sollen, daß seine Pläne, auf die Herstellung eines freien Slawenreichs gerichtet, an dem Hofe der deutschen Könige dem hartnäckigsten Widerstande begegnen würden? Nicht mit den Deutschen, nur gegen sie, wußte er wohl, waren sie in das Leben zu führen. Deshalb konnte er keinen günstigeren Zeitpunkt für ihre Ausführung finden, als den Sommer 1039. Kaum hatte Kaiser Konrad die Augen geschlossen, so brach er gegen Polen los, nachdem das Unternehmen ohne Frage schon lange im Stillen vorbereitet war. Eine Schlinge von Eichenbast wanderte in Böhmen von Haus zu Haus, und mit ihr ging der Befehl des Herzogs umher, wer sich nicht sofort zum Heere stelle, werde am nächsten Baume aufgeknüpft werden. Ein großes Heer trat aus Böhmen und Mähren zusammen. Mit zahlreichem Kriegsvolk fiel Bretislaw in das vielgespaltene und schutzlose Polen ein. Er nahm seinen Weg zuerst auf Krakau. Nirgends stieß er hier auf Widerstand. Verheerungen bezeichneten seinen Weg; Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, die Einwohner niedergemacht, die Burgen besetzt. Krakau fiel auf den ersten Angriff und wurde geplündert; die Schätze, welche die polnischen Fürsten hier aufgehäuft hatten, schleppte man fort. Auch die anderen Festen Chrobatiens fielen sogleich in die Hände der Böhmen, die sie mit Feuer zerstörten und ihre Mauern niederrissen. Wie ein Sturmwind brauste der böhmische Heereszug weiter durch Schlesien und dann in das Innere Polens. Posen fiel unvertheidigt sogleich in Bretislaws Hand; bald darauf auch Giecz, eine der stärksten Festen Boleslaw Chrobrys. Als man sich der Burg näherte, kamen die Mannen und das Landvolk der Umgegend, welches dort Schutz gesucht hatte, flehend den Böhmen entgegen und übergaben ihnen den Platz unter dem Zeichen einer goldenen Ruthe. Sie baten, mit ihrer Habe sich nach Böhmen übersiedeln zu dürfen, und der Herzog gewährte diese Bitte. So verlor Giecz seine Bedeutung; die Nachkommen der alten Bevölkerung lebten noch lange nachher in Böhmen nach polnischem Recht unter aus ihrer Mitte gewählten Richtern.

Nicht weit von Giecz lag Gnesen, die Metropole Polens. Gegen sie wandte sich jetzt Bretislaw, um das kostbarste Heiligthum Polens, die Reliquien des böhmischen Adalbert, zu gewinnen. Der Platz war stark befestigt, aber hatte nur eine sehr dünne Besatzung; ohne

allen Widerstand ergab sie sich den Böhmen. Sofort stürmte das ungestüme Kriegsvolk zum Grabe des Märtyrers, aber Wunderzeichen und die Ermahnungen des Bischofs Severus von Prag, welcher dem Heere des Herzogs folgte, hielten die tobende Masse zurück. Drei Tage brachte man in Fasten und Bußübungen am Grabe Adalberts zu und gelobte dem Heiligen Gottes allen den Sünden und Lastern zu entsagen, die ihn einst aus seiner Heimath vertrieben hatten. Es sind die merkwürdigsten Satzungen, die Bretislaw hier am Grabe des Märtyrers erließ; sie sind gegen Vielweiberei und Unzucht, gegen Mord, Todtschlag und Diebstahl, gegen die Sonntagsentheiligung und gegen die Bestattung der Todten in uneingeweihter Erde, in Flur und Wald gerichtet; vor Allem aber gegen das Halten und Besuchen der Schenken, die schon Bretislaw als die Geburtsstätten aller Laster unter den slavischen Völkern bezeichnete. Jeder Schenkwirth, verordnete der Herzog, sollte auf dem Markt an den Schandpfahl gebunden und gegeißelt werden, so lange der Büttel den Arm rühren könne; die Besucher der Schenken aber sollten eingekerkert werden, bis sie eine Buße von dreihundert Groschen zahlten. So wurden hohe Geldstrafen auch auf andere Vergehungen gesetzt, die schwereren Verbrechen aber mit der Strafe der Brandmarkung, der Landesverweisung und des Verkaufs nach Ungern bedroht; die Todesstrafe findet sich dagegen nirgends ausgesprochen, selbst nicht gegen Vater-, Bruder- und Priestermord. Es bezeichnet scharf den Charakter dieser Satzungen, daß die Erzpriester der einzelnen Diöcesen als die Wächter des Gesetzes und öffentlichen Ankläger bestellt werden, auf deren Anzeige der Graf einzuschreiten habe, daß ferner keine andere Reinigung von der Anklage verstattet wird, als durch Gottesgericht, daß endlich durch das Ansehen des Bischofs alle diese Anordnungen sanctionirt und jede Uebertretung derselben mit dem Banne belegt wurde. 1040.

Als so der Zorn des Heiligen gesühnt schien, schritt man unter großen Feierlichkeiten zur Hebung des heiligen Leichnams und eilte dann, um ihn mit den kostbarsten Schätzen Polens nach Prag zu schaffen. Am 24. August stand Bretislaw bereits wieder im Lager vor seiner Hauptstadt; am 1. September zog er mit den Gebeinen Adalberts ein. Im Triumphzuge brachte man die heilige Beute nach dem Prager Dome, der Herzog und der Bischof selbst trugen die Bahre; ihr folgten die Reliquien anderer Märtyrer, die man in Polen geraubt; dann kamen mehr als hundert mit Beute beladene Wagen, zuletzt eine große Zahl edler Polen in Fesseln. Kaum war der heilige Adalbert so in sein Bisthum zurückgeführt, so sandte Bretislaw Boten nach Rom,

1040. um den Papst zu vermögen, seine Hauptstadt Prag, in der jetzt die Heiligthümer Gnesens ruhten, zur Metropole der slawischen Völker zu erheben; wir zweifeln nicht, daß er in Rom auch um die Königskrone warb und für sie dem heiligen Petrus Tribut und Dienstpflicht gelobte.

Bretislaw schien dem Ziel seiner Wünsche nahe. Polen war durch seinen Zug fast zur Wüste geworden; die Städte standen leer, die Dörfer verlassen; an den heiligen Stätten zu Gnesen wucherten die Dornen und machte das Wild sein Lager; kaum war man dort in der kleinen Herrschaft noch sicher, die Meczlaw jenseits der Weichsel in Masovien begründet hatte. Alle Herrlichkeiten, alle Schätze Polens waren nach Böhmen gewandert. Der heilige Adalbert und andere Märtyrer der Slawen thaten ihre Wunder zu Prag; unter ihrem Schutze waren neue Gesetze erlassen, welche die sittliche Verderbniß des Volks von Grund aus heilen, die Gewalt des Fürsten und des Bischofs höher als jemals erheben sollten. Unverkennbar geht ein gewaltiger, großartiger Zug durch diese Unternehmungen des tapferen Böhmenherzogs; eine mächtige politische Idee, die sich mit religiöser Begeisterung verbindet, bildet den Ausgangspunkt derselben, aber mit der diebischen Lust, mit der wilden Zerstörungswuth des barbarischen Volks trat sie sofort in das Leben. Aehnliche Erscheinungen begegnen uns hier, wie vier Jahrhunderte später in den Hussitenkriegen hervortraten.

Zwei Hindernisse hatte Bretislaw indessen noch zu beseitigen, ehe er sich die Krone des freien Böhmens aufs Haupt setzen konnte. Die Bedenken des römischen Papsts mochte er durch Gold zu beschwichtigen hoffen; den Widerstand des deutschen Königs so leichten Kaufs zu beseitigen, durfte er niemals erwarten. Schon als der junge König das Weihnachtsfest zu Regensburg feierte, hatte er ein Heer gegen Böhmen gesammelt und mit einem Einfall in Böhmen gedroht; nur mit Mühe hatte Bretislaw die nahe Gefahr damals abgewendet. Nachgiebiger, als man erwarten konnte, hatte er sich gezeigt, seinen Sohn Spitihnew als Geißel für seine Treue gesendet, die Zahlung des rückständigen Tributs verheißen und gelobt, demnächst selbst am Hofe des Königs zu erscheinen. So erreichte er, was er zunächst bezweckte; Heinrich stand von dem Böhmenkriege ab und setzte seinen Umzug im Reiche fort. Aber Bretislaw erfüllte seine Versprechungen nicht, und wie wenig man seinen Absichten zu trauen habe, verrieth sich klar genug, als noch in demselben Winter König Peter von Ungern, sein Bundesgenosse, einen verheerenden Einfall in die baierische

Ostmark machte. Der Krieg gegen Böhmen war demnach geboten, und kaum hatte Heinrich seinen Königsritt vollendet, so eilte er im Sommer 1040 nach Regensburg, um den Kampf zu beginnen. 1040.

Noch einmal schickte der Böhme Gesandte und erbot sich zu dem üblichen Jahrestribut von 120 Kühen und 500 Mark Silber, wie ihn König Pipin eingesetzt haben sollte; auch gelobte er treue Lehnsfolge für die Zukunft, wie sie von alten Zeiten her die Böhmen den deutschen Königen geleistet hätten. Aber Anderes und Schwereres verlangte König Heinrich; zunächst vor Allem die Auslieferung der großen polnischen Beute. Als die böhmischen Gesandten deswegen Schwierigkeiten machten, soll Heinrich nach dem ältesten böhmischen Chronisten ihnen folgende Antwort gegeben haben: „Ihr beruft euch auf ein altes Gesetz, aber von jeher stand es den Königen frei, das Gesetz zu ändern; denn das Recht ist nicht ein einiges für alle Zeiten, sondern im stätem Wechsel wandert es von Regierung zu Regierung, und die es bestimmen, werden nicht selbst von ihm bestimmt. Das Gesetz hat, wie man sagt, eine wächserne Nase; der König aber einen langen und starken Arm, so daß er sie drehen kann, wohin ihm gefällt. König Pipin hat nach seinem Willen gehandelt; ich habe meinen Willen, und wenn ihr euch dem widersetzt, will ich euch zeigen, wie viele bemalte Schilde mit mir sind und wieviel ich im Kampfe vermag.“ Man kann nicht sagen, daß solche Worte der Sinnesart Heinrichs und der damaligen Stellung der deutschen Könige entsprechen, aber diese starre, tyrannische Rede zeugt von der scheuen Furcht, die damals und noch lange nachher die Böhmen vor der deutschen Königsmacht hegten. Die Verhandlungen zerschlugen sich, und von beiden Seiten schritt man zum Kampfe.

Zwei deutsche Heere sollten nach Heinrichs Bestimmung gleichzeitig in Böhmen eindringen; das eine, aus Thüringern bestehend, vom Norden aus unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen und des Erzbischofs Bardo von Mainz; das andere größere wurde aus Baiern und Franken aufgeboten, und der König wollte es selbst mit dem Markgrafen Otto von Schweinfurt über den Böhmerwald gegen die Feinde führen. In der Mitte des August trat das thüringische Heer bei der Burg Dohna, das Heer des Königs bei Cham zusammen; beide setzten sich dann sogleich in Bewegung. Bretislaw hatte die Vortheile, die ihm die Natur seines Landes bot, trefflich benutzt, und alle Pässe, welche durch die Waldgebirge in das Innere Böhmens führen, durch starke Verhaue sperren lassen, neben denen er große Verschanzungen aufführte und mit zahlreicher Mann-

1040. schaft besetzte. So fand der König, als er von Cham her gegen den Paß bei Furth vordrang, diesen versperrt und durch eine starke Verschanzung gedeckt, die von den Böhmen besetzt war. Um die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn dann in die Mitte zu nehmen, sandte Heinrich den Markgrafen Otto mit einigen Truppen durch unwegsame Theile des Gebirgs in den Rücken der Feinde. Es gelang Otto, geleitet von jenem thüringischen Grafen Günther, der seit langen Zeiten als Klausner im Böhmerwalde lebte und jeden Steg dort kannte, durch die dichte Waldung zu dringen. Er griff sogleich die böhmische Verschanzung an; aber es geschah zur unglücklichen Stunde.
22. August. Denn schon waren Tags zuvor von der anderen Seite einige Ritter des Königs, die ihren tollkühnen Muth nicht zu zügeln vermochten, in den Paß eingedrungen und hatten dort fast sämmtlich, von einem furchtbaren Hagel feindlicher Geschosse überdeckt, ihren Tod gefunden. Hier fiel Graf Werner von Hessen, des Königs Bannerträger; hier fiel Graf Reinhard, der Majordomus des Stifts Fulda; hier manche andere edle Vasallen des Königs, des Erzbischofs von Mainz und des Abts von Fulda. Diese Niederlage hatte des Königs Heer entmuthigt, das Vertrauen der Böhmen gehoben; als sie daher Markgraf
23. August. Otto am nächsten Tage von der anderen Seite angriff, kämpften sie mit dem sicheren Bewußtsein des Siegs in derselben Weise, wie sie den ersten Vortheil errungen. Aus einem Hinterhalt bedeckten sie Ottos kleine Schaar mit einer Wolke von Pfeilen, unter denen Graf Gebhard und andere edle Männer den letzten Athem verhauchten. Der Markgraf hatte von Glück zu sagen, daß ihm der alte Eremit mindestens doch einen kleinen Theil seiner Leute durch die Berge in das Lager des Königs zurückführen konnte. Der König sah sein Heer so geschwächt und niedergeschlagen, daß er es aufgab mit ihm den Krieg fortzusetzen. Er entsendete eiligst Boten an das thüringische Heer, um es von seinem Entschluß zu benachrichtigen und zur Rückkehr zu mahnen.

Eckard und Bardo hatten ihr kleines Heer am 24. August an den Kulmer Päßen über das Erzgebirge geführt. Ihnen gegenüber hatte Bretislaw seine besten mährischen Truppen aufgestellt, nebst 3000 Magyaren, die ihm König Peter zur Hülfe gesandt hatte. Es war ein Heer, das den Thüringern vollauf gewachsen schien. Aber sein Führer, der Biliner Zupan Prkosch, war ein Verräther, der von Eckard bestochen, sogar die eigene Stadt den Deutschen übergab. Neun Tage lang durchschwärmten die Thüringer die Gegenden an der Biela und Eger, fast ohne einem Feind zu begegnen; nur am 31. August hatten sie einen leichten Angriff zu bestehen und verloren einige Ritter. Weiter

und weiter rückten sie vor. Da kamen, von dem Eremiten Günther geleitet, die Boten des Königs zum Markgrafen und nöthigten ihn Waffenstillstand zu schließen und das böhmische Land zu verlassen. In den ersten Tagen des Septembers gingen Eckard und Bardo mit den Thüringern über das Erzgebirge zurück. Der König hatte bereits früher Böhmen geräumt und war am 8. September in Bamberg. Viele Deutsche waren in den Händen der Böhmen geblieben, welche der König gegen den Sohn des Herzogs auslöste. 1040.

Der Erfolg dieses Kriegszugs mußte beide Theile im höchsten Maaße überraschen. Einen so leichten Sieg hatte weder Bretislaw hoffen, noch einen so schmählichen Rückzug der König jemals besorgen können. Es begreift sich, wenn Heinrich in schweren Sorgen über diese seine erste misglückte Waffenthat die folgende Zeit verlebte und auf Nichts mehr bedacht war, als den Makel, der an seinem Kriegsruhm haftete, schleunigst auszulöschen. Er verlebte den Herbst und Winter bis zum Weihnachtsfest in Sachsen. Nachdem er hier das Fest zu Münster gefeiert hatte, ging er an den Rhein, wo er zu Achen, 1041.
Utrecht und Mainz die Fasten- und Osterzeit zubrachte. Ueberall und unablässig war sein Geist mit einem neuen Böhmenkriege beschäftigt. In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten versammelte er einen großen Fürstentag zu Seligenstadt, um alle Anordnungen zu dem neuen Feldzuge zu treffen; zugleich gebot er überall im Reiche große Buß- und Betfeste anzustellen, um Gott zu versöhnen, dessen Zorn über die Sünden des Volks er in seiner Niederlage zu erkennen glaubte.

Im Juni verließ der König die rheinischen Gegenden und begab sich durch Westfalen nach dem östlichen Sachsen. Nachdem er hier Alles zum Kriege vorbereitet hatte, eilte er nach Ostfranken und an die böhmische Grenze, um den Feldzug zu eröffnen. Böhmische Gesandte, die sich am Hofe eingestellt hatten, waren keiner Antwort von ihm gewürdigt worden. Auch diesmal sollte in der Mitte des August der Feldzug beginnen; wiederum sollten von Norden und Westen gleichzeitig zwei Heere in Böhmen einrücken, an denselben Orten und unter denselben Führern, wie im Jahre zuvor. Aber die Heere waren zahlreicher und besser gerüstet, und zugleich wurde ein drittes Hülfscorps aus der baierischen Ostmark aufgeboten, das vom Süden her Böhmen anzugreifen bestimmt war. Alles glückte diesmal vollständig, obwohl Bretislaw die Zugänge seines Landes wie im vorigen Jahre verschanzt hatte. Das Wichtigste war, daß es dem König gelang den Feind zu täuschen. Indem er eine Abtheilung sei-

1041. nes Heeres in jene Pässe schickte, in denen er im vorigen Jahre so schwere Verluste erlitten hatte, umging er selbst mit dem Hauptheere auf unbeachteten Wegen die Feinde und zeigte sich unvermuthet mit starker Macht in ihrem Rücken. Da stürmten diese in wilder Flucht davon und räumten das Feld dem Heere des Königs. Sengend und brennend drangen die Baiern und Franken bis gegen Prag vor, wo sie am 8. September unterhalb der Stadt an der Moldau ein Lager bezogen. Zu derselben Zeit waren auch die Heereshaufen Markgraf Eckards und Erzbischof Bardos bis zur Hauptstadt vorgerückt und bezogen auf dem anderen Ufer des Flusses ein zweites Lager.

Bretislaws schwierige Lage wurde ganz verzweifelt, als jetzt die Treue der Seinen schwankte. Bischof Severus selbst ging in das Lager der Feinde, den Zorn des Königs und seines Metropoliten, des Erzbischofs Bardo, fürchtend. Der Erzbischof hatte sich nehmlich, sobald er die böhmischen Pläne, ein Erzbisthum in Prag zu errichten, erfahren hatte, nach Rom gewendet, dort die schwersten Klagen gegen Herzog Bretislaw und Bischof Severus erhoben und strenge Strafe verlangt. Der Papst und die Cardinäle schienen zuerst den deutschen Vorstellungen Gehör zu schenken, bald aber erwirkten die Böhmen durch Bestechung, wenn auch nicht Anerkennung dessen, was sie wünschten, doch Verzeihung des Geschehenen gegen eine leichte Buße. Darauf beschloß Bardo, durch das Urtheil Roms wenig befriedigt, von einem deutschen Concil Bischof Severus seines Bisthums entsetzen zu lassen, und bei dem Glück der deutschen Waffen hatte der Prager das Aergste zu fürchten. Deshalb trennte er jetzt seine Sache von der seines Herrn; heimlich schlich er sich mit mehreren böhmischen Großen in das deutsche Lager, versprach dem Kaiser die Auslieferung des Herzogs, Unterwerfung des Landes und Stellung von Geißeln. Der Bischof war den Deutschen willkommen, ob er gleich seine Zusagen nicht erfüllen konnte; denn Herzog Bretislaw war nicht in seinen Händen, sondern stand noch auf freien Füßen und suchte frische Mittel im Lande zu neuem Widerstande zu gewinnen. Ohne stärkere Demüthigungen war nicht auf seine Unterwerfung zu rechnen.

Noch einmal zogen die beiden Heere von Prag ab und verwüsteten weithin das Land, während zugleich der junge und tapfere Liutpold, ein Sohn des Markgrafen Adalbert von Oestreich, mit dem dritten Heere in Böhmen einfiel. Am 29. September vereinigten sich dann die deutschen Streitkräfte abermals bei Prag und bezogen oberhalb der Stadt an der Moldau ein Lager. Bretislaws Kräfte waren erschöpft, sein Muth gebrochen; er bat, der König möge ihm Gesandte

schicken. Als diese erschienen, versprach er ihnen vollständige Unterwerfung, Ersetzung jeden Schadens, Auslieferung der polnischen Gefangenen und eine Buße von 8000 Pfund Silber. Ueberdies erbot er sich selbst zu einer bestimmten Frist vor dem Kaiser zu Regensburg zu stellen, seinen Sohn und mehrere seiner Großen dem Könige als Geißeln zu geben und überließ diesem, sie mit dem Tode zu strafen, wenn er die gemachten Zusagen nicht erfülle. Auf diese Bedingungen wurde der Friede geschlossen. Bretislaw selbst ließ die Verhaue der Pässe niederreißen, um den Heeren des Königs einen bequemeren Rückzug aus Böhmen zu gewähren. 1041.

Der König begab sich nach Regensburg, wo er seine Tapferen reichlich belohnte; vor Allem wurde der wackere Babenberger Liutpold ausgezeichnet, dem der König nebst anderen Geschenken das kostbare Roß des Böhmenherzogs gab. In der Mitte des Octobers erschien zu Regensburg Herzog Bretislaw selbst, wie er versprochen; er hatte mächtige und bei dem Könige hochangesehene Fürsprecher gefunden, seinen Schwager Otto von Schweinfurt und den Markgrafen Eckard von Meißen, und war einer günstigen Aufnahme gewiß. Barfuß und im Büßergewande warf er sich dem König zu Füßen, gab ihm die herzogliche Fahne Böhmens zurück, entsagte seinen polnischen Eroberungen und den königlichen Ehren. Voll Mitleid erhoben sich alle deutschen Fürsten und baten den König um Gnade. Milder zeigte sich Heinrich, als die Fürsten erwarten konnten. Er gab Bretislaw nicht allein sein Herzogthum zurück, sondern beließ ihm auch Schlesien; überdies schenkte er ihm die Hälfte der bedungenen Geldsumme. Er gewann dadurch sich den tapferen Böhmenherzog vollständig zum Freunde; in allen späteren Kämpfen hat Bretislaw auf das Wirksamste den König unterstützt, und die Böhmenherzoge blieben noch lange nachher die treuesten Anhänger des fränkischen Kaiserhauses.

c. Die ersten Ungernkriege Heinrichs III.

Der Sieg des Königs konnte nicht vollständiger sein. Nicht allein, daß derselbe den Zorn des böhmischen Achilles — so nennt der älteste böhmische Chronist den kühnen Bretislaw — gebrochen und dessen Kraft den Deutschen dienstbar gemacht hatte; die Folgen des Siegs wirkten auch weithin durch den ganzen Osten Europas. Zunächst machten sie sich in Polen und Ungern bemerklich und zwar in gerade entgegengesetzter Weise.

1041. Wahrscheinlich zu derselben Zeit, wo der König zum ersten Mal in Böhmen einfiel, kehrte Kasimir nach Polen, in das Erbe seiner Väter, zurück. Man kann bezweifeln, ob es mit dem Willen des Königs geschah; wenigstens versichert die älteste polnische Chronik, daß Kasimir sowohl bei seiner deutschen Mutter als bei dem Könige selbst auf Widerstand gestoßen sei, als er den mannhaften Entschluß kundgab, sein Erbe zu erobern und die fürstliche Gewalt unter seinem Volke herzustellen. Mit Vorstellungen über das reiche Erbe seiner Mutter und seines Oheims, des Erzbischofs von Köln, das ihm in Deutschland gewiß sei, wie mit großen Versprechungen, heißt es, habe ihn der König zurückhalten wollen, aber Kasimir habe nur an das Erbe der Piasten gedacht, und wie er dasselbe gewinnen könne. Nur mit fünfhundert Rittern soll er die Eroberung Polens begonnen haben. Von einer kleinen Burg, die ihm seine Getreuen übergaben, drang er sehr allmählich weiter und weiter vor; in langen und schweren Kämpfen säuberte er das Land von den Böhmen, den heidnischen Pommern und Preußen, und stellte so mit der fürstlichen Gewalt auch die christliche Kirche in Polen her, obwohl es ihm noch nicht gelang, die festen Ordnungen der früheren Zeit neu zu begründen. Auch erhielt sich die Herrschaft des Meczlaw noch mehrere Jahre gegen Kasimirs Angriffe. Den königlichen Namen nahm Kasimir nicht von seinem Vorfahren an; er bekannte sich vielmehr als ein Vasall des deutschen Königs und lebte in Friede und Freundschaft mit dem Volke, unter dem seine Mutter geboren war und wo er selbst mit ihr eine Zuflucht gefunden hatte.

Wenn auch Heinrich nicht unmittelbar Kasimir unterstützt haben sollte, so hatte doch offenbar sein Sieg über Böhmen die Erfolge des Piasten ungemein erleichtert und zur Herstellung staatlicher und kirchlicher Ordnungen in Polen Erhebliches beigetragen. Wie ganz anders wirkte Heinrichs Waffenglück auf die Verhältnisse Ungerns! An dem Böhmenherzog hatte König Peter eine Stütze für seine wankende Macht zu finden geglaubt; kaum war diese Stütze gebrochen, so sank auch seine Herrschaft zusammen. Wild tobend erhob sich gegen ihn die ganze Nation. Der Aufruhr brach in Peters Königsburg ein; von seiner Seite riß man einen seiner Hofleute, Buda mit Namen, der als das mächtigste Werkzeug aller volksfeindlichen Absichten des Königs galt; man zerfleischte ihn vor Peters Augen bei lebendigem Leibe und blendete die beiden Söhne des unglücklichen Mannes. Entsetzt ergriff Peter die Flucht; zunächst zum Markgrafen Adalbert von Oestreich, dem Gemahl seiner Schwester Froviza. Nur die höchste Noth konnte

ihn hierhin treiben, da er noch kurz zuvor seinen Schwager mit den 1041.
Waffen angegriffen hatte; vor dem Könige wagte er nicht zu erscheinen, den gerechten Zorn des glücklichen Siegers fürchtend. Aber Markgraf Adalbert versöhnte das Gemüth des Königs dem verjagten Fürsten, und als Peter so ermuthigt nach Regensburg kam, sich Heinrich zu Füßen warf und dessen Hülfe anflehte, wurde dieser so gerührt, daß er sich seiner Sache anzunehmen versprach. Es war ein nicht geringer Triumph für Heinrich, nachdem er den Böhmen gedemüthigt und zum Freunde gewonnen hatte, jetzt auch den Ungern schutzflehend an seinem Throne zu sehen.

Inzwischen hatte das ungersche Volk, da es unter den vielen Neffen des heiligen Stephan keinen Mann finden konnte, der seinen Absichten entsprach, sich von dem Geschlechte Arpads abgewandt und einen Magnaten, mit Namen Aba, auf den Thron erhoben. Aba stand nur durch Verschwägerung mit dem königlichen Geschlecht in Verbindung und bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit der Aufhebung aller Gesetze und Bestimmungen seines Vorgängers, wie mit der Vernichtung des Einflusses, den seit geraumer Zeit die Fremden im Lande geübt hatten. Wurde das Christenthum auch von ihm nicht geradezu unterdrückt, so gewann doch der alte Glaube des Volks wieder freieren Raum, und Alles kündigte die Rückkehr zu den wüsten Zuständen an, aus denen Stephan die Magyaren erhoben hatte. Solcher Entwickelung der Dinge gegenüber konnten die Deutschen sich nicht ruhig verhalten; das sah Aba selbst ein und faßte sogleich einen Krieg nach dieser Seite hin in das Auge. Der Kaiser hatte sich von Baiern durch Schwaben nach dem Elsaß begeben, wo er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte. Hier erschienen Gesandte des Aba am Hofe mit der übermüthigen Anfrage, ob Heinrich mit den Magyaren Frieden halten wolle oder den Krieg vorziehe. Der König gab zur Antwort, es stehe bei Aba, darüber zu entscheiden. So kehrten die Gesandten zurück, und sofort bot Aba die Magyaren zu einem Zuge in jene Gegenden auf, welche einst ihre Väter so oft verheerend durchzogen hatten. So viel an ihm lag, wollte er jene alten Ungernzüge furchtbaren Andenkens in Deutschland erneuern.

Gegen Mitte Februar fiel König Aba mit einem großen Heere ohne 1042.
Kriegserklärung in die baierische Ostmark ein. Er selbst zog am Südufer der Donau entlang, während einer seiner Feldherrn das nördliche Gestade verheerte. Beide gelangten ohne Widerstand bis in die Gegend, wo sich der Traisen bei Traismauer in die Donau ergießt; hier stießen sie zuerst auf deutsche Kriegsmannen, die aber nichts weniger als einen feindlichen

1042. Ueberfall vermutheten. Es war Fastnachtszeit, und sorglos überließen sich die deutschen Krieger der Faschingslust; sie wurde ihnen übel vergällt. Am 15. Febr. in aller Frühe überrumpelte Aba den hier stehenden Heereshaufen und hieb ihn vollständig zusammen; aber gleich nach dieser That kehrte er doch, seinen Kräften mistrauend, mit seinem Heere um, übernachtete bei Tuln und führte dann die Seinen mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Ungern heim. Langsamer zog sich das andere Heer auf dem linken Donauufer zurück und wurde von dem wackeren Liutpold ereilt. In aller Eile hatte dieser kühne Führer ein kleines Heer gesammelt; mit diesem zog er dem abrückenden Feinde nach und griff ihn muthig an. Die von den Ungern fortgeschleppten Deutschen befreiten sich, sobald sie der Hülfe ansichtig wurden, und überfielen voll Rachedurst ihre Dränger. So errang Liutpold einen vollständigen Sieg. In wilder Flucht stürmten die Ungern davon und kamen bis zur March. Viele fanden hier in den Fluthen den Tod, Andere entkamen durch Schwimmen dem Schwerdte der Deutschen. Unter diesen war auch der Anführer selbst, der zu Aba zurückkehrte, aber seine Niederlage mit dem Tode büßen mußte. Zu derselben Zeit hatte ein drittes ungersches Heer auch die kärnthnische Mark angegriffen, war aber von Markgraf Gottfried, dem Sohne des Markgrafen Arnold, völlig geschlagen worden.

Während diese Dinge vorgingen, verweilte König Heinrich in Burgund, das er zum erstenmal seit der Uebernahme der deutschen Herrschaft besuchte. Am 19. Januar finden wir ihn zu St. Maurice an der Grenze Italiens, am 21. Februar zu Basel; von wo er den Rhein hinabzog und das Osterfest zu Köln beging. Alle Fürsten des Reichs waren hier um ihn versammelt, und er berieth mit ihnen einen Angriffskrieg gegen die Ungern, welche die Waffen des Reichs so übermüthig herausgefordert hatten. Der Krieg wurde beschlossen, überall im Reiche gerüstet und der Kampf schon im Juni begonnen. Der König selbst ging, nachdem er das Pfingstfest in Würzburg gefeiert hatte, nach Sachsen, war dann am 15. August zu Bamberg, wo er mit Herzog Bretislaw, wie es scheint, eine Zusammenkunft hielt, und begab sich erst gegen Ende des August nach Regensburg, um selbst an dem Feldzug Antheil zu nehmen.

Der Krieg war bisher ohne nennenswerthe Erfolge geführt worden; indem das große Heer in die wasserreichen Gegenden am rechten Donauufer eindrang, scheint es auf dieselben Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die hier einst Kaiser Konrad II. zum Rückzug nöthigten. Deshalb beschloß der König jetzt auf den Rath Herzog Breti-

slaws auf dem linken Donauufer vorzurücken, und als er im Anfang 1042.
September, von den Böhmen unterstützt, auf dieser Seite die Ungern angriff, machte er schnell die glücklichsten Fortschritte. Die Burgen an der Grenze ergaben sich; Haimburg und Preßburg wurden durch Feuer zerstört; zweimal wurde Aba an der Gran geschlagen und flüchtete sich in die inneren Theile des Reichs. König Heinrich war bald Herr des ganzen westlichen Ungerns, des Mittelpunkts des Reichs, und gedachte nun seinen Schützling Peter wieder in die verlorene Herrschaft einzusetzen. Aber die Ungern widerstrebten dem so sehr, daß Heinrich von seinem Wunsche abstand und einen anderen Neffen des heiligen Stephan, der sich, ebenfalls aus dem Lande vertrieben, nach Böhmen geflüchtet hatte und sich jetzt im Gefolge des Herzogs Bretislaw befand, auf den ungerschen Thron erhob. Zum Schutze desselben ließ er 2000 Böhmen und Baiern zurück und verließ dann sieggekrönt das Land. Er begab sich nach Sachsen, wo wir ihn schon am 15. October zu Nordhausen finden. Das Weihnachtsfest beging er zu Goslar, von vielen Fürsten des Reichs umgeben; auch Herzog Bretislaw stellte sich hier ein und ehrte den König durch große Geschenke.

Im Anfange des neuen Jahrs begab sich der König alsbald in 1043.
die westlichen Gegenden seines Reichs. Das Osterfest feierte er zu Lüttich und hatte bald darauf (21. April) zu Ivois am Chiers eine Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich. Dann aber kehrte er wieder nach Sachsen zurück und feierte das Pfingstfest zu Paderborn. Schon beschäftigten ihn aufs Neue die Verhältnisse Ungerns. Denn nicht allein hatte sich König Peter, der die Hoffnung auf Herstellung in seine Herrschaft noch keineswegs aufgab, am Hofe eingestellt; auch Gesandte des Aba waren erschienen, da dieser bald nach Heinrichs Abzug sich des ganzen Reichs von Neuem bemächtigt hatte und nun durch einen Frieden mit den Deutschen seine Herrschaft zu sichern suchte. Heinrich wies jedoch Abas Gesandte ab und beschied sie auf einen Landtag, den er binnen Kurzem in Regensburg abhalten wollte, um dort inmitten der baierischen Großen die Angelegenheiten Ungerns zur Entscheidung zu bringen.

Im Sommer traf der König in Regensburg ein, wo sich ihm die Gesandten abermals vorstellten; die Unterhandlungen, die eröffnet wurden, zeigten sich indessen bald als erfolglos; der Krieg wurde Aba angekündigt und den Gesandten befohlen, den deutschen Boden zu verlassen. Der König folgte ihnen mit seinem Heere auf den Fer-

1043. August. sen; er drang diesmal am südlichen Donauufer vor, von einer Flotte begleitet, die er mit großer Anstrengung ausgerüstet hatte. An den Grenzen Ungerns stieß man nirgends auf Widerstand, und als man sich anschickte eine von den Ungern besetzte Burg an der Repcze mit Sturm zu nehmen, trafen neue Gesandte Abas ein und boten unter den günstigsten Bedingungen für Heinrich den Frieden an. Aba erbot sich nicht allein, allen Schaden zu vergüten, Stephans Wittwe Gisela in alle ihre Rechte einzusetzen, eine Buße von 400 Pfund Gold zu zahlen und die Gefangenen auszuliefern; er machte sich überdies anheischig, die westlichen Theile seines Reichs, die schon früher von den Deutschen besetzt, aber an den heiligen Stephan — wir wissen nicht wann — abgetreten waren, zurückzugeben und sich und sein Volk dem deutschen Könige zu unterwerfen. Er schickte zugleich mehrere seiner Magnaten als Bürgen für die Erfüllung dieser Bedingungen; an ihnen, ließ er melden, möge der König Rache nehmen, wenn er nicht bis zum 2. December alle seine Zusagen erfülle. Nur um das Eine bat er, daß er nicht selbst vor dem König zu erscheinen angehalten werde. Heinrich nahm diese Bedingungen an und schickte die Herzöge Heinrich von Baiern und Bretislaw von Böhmen an Aba ab, um die Versprechungen eidlich bekräftigen zu lassen. Der Schwur wurde geleistet. Ohne einen Schwerdtstreich hatte Heinrich den glänzendsten Triumph gewonnen und verließ das Land der Feinde. Ungern hatte seine Oberherrschaft anerkannt, und das Land von der Fischa bis zur Leitha und Marchmündung war dauernd dem deutschen Reiche erworben worden. Am 3. September war der König zu Pechlarn und begab sich dann nach Regensburg, wo er bis in den Anfang des Octobers verweilte.

Eine Reihe glücklicher und gewinnreicher Kämpfe hatte die Regierung des Königs eröffnet. Nächst seiner eigenen rastlosen Thätigkeit und seinem frischen Muthe verdankte der König diese schönen Erfolge vor Allem der glänzenden Tapferkeit der edlen Ritterschaft, die unter seinen Fahnen diente. Ein Heldengeschlecht umringte in diesen Kämpfen den jungen hochgesinnten Führer, bereit Alles für ihn zu wagen, Alles für die Ehre des Reichs zu leiden. Wie anders war es jetzt als einst in den Tagen Heinrichs II., wo die deutschen Fürsten unaufhörlich gegen den Thron conspirirten, wo die Hüter der Grenzen selbst unausgesetzt mit den äußeren Feinden in verdächtigen Beziehungen standen. Nirgends hatte der König jetzt mit einer ähnlichen Felonie zu kämpfen; die deutschen Fürsten und Herren schienen einmal zu erkennen, daß Königswohl ihr eignes Wohl, die Stärke des Reichs

ihre eigene Stärke sei. Es war, als ob in dem deutschen Krieger- 1043.
stande der schöne Geist unverbrüchlicher Diensttreue und aufopfernder Hingebung wieder aufgelebt sei, der in den letzten Jahrzehnden fast erstorben schien; besonders erfüllte er die Ritterschaft jener südöstlichen Marken, die damals hauptsächlich den Kriegsschauplatz bildeten. Der Geist und die Kämpfe jener Zeit spiegeln sich, wenn wir nicht irren, noch im Nibelungenlied ab, das unter dem Einfluß derselben auf jenem mit Ungernblut getränkten Boden seiner letzten abschließenden Form entgegenreifte.

Unter den Helden Heinrichs erwarben sich den Ruhm treuester Lehnspflicht und glänzender Tapferkeit der Markgraf Eckard von Meißen, der alte Markgraf Adalbert von Oestreich, sein Stammvetter Otto von Schweinfurt, der kärnthnische Markgraf Gottfried und endlich, sie Alle überragend, der junge Liutpold von Oesterreich, des Markgrafen Adalbert Sohn, welcher den Beinamen des „Tapferen" für alle Folge behauptete; keines anderen Ruhm strahlte in hellerem Lichte als der seine, und die schönsten Anerkennungen fielen ihm unbestritten und ohne Neid zu. Neben diesen Führern ließen sich noch viele andere brave Krieger des Königs nennen, die großentheils ihren nur allzu verwegenen Muth mit ihrem Blute büßten.

So gewiß man den Geist jener Zeit verkennen würde, wenn man diesen Eifer der deutschen Ritterschaft in der Erfüllung ihrer Lehnspflichten lediglich auf eigennützige Beweggründe zurückführen wollte, so unverkennbar trug doch die Freigebigkeit Heinrichs viel dazu bei, den freudigen Muth der Seinen zu beleben und zu erhalten. Wenige deutsche Könige haben treueren Vasallen geboten als damals König Heinrich, aber selten haben auch Vasallen einen freigebigeren und erkenntlicheren Herren gefunden als ihn; es konnte kaum einen lohnenderen Dienst geben als unter seinen Fahnen. Die größten Geldsummen flossen ihm von den überwundenen Feinden zu; mehr als einmal hat er sie bis auf den letzten Heller unter seine Krieger vertheilt. So begreift sich, daß trotz jener Summen die königliche Schatzkammer meist leer war, daß gleich nach diesen Siegen Heinrich im Sommer 1044 ein Darlehn von 20 Pfund Gold und 200 Mark Silber von der Wormser Kirche aufnehmen mußte und daß er daneben die hergebrachten Kriegslieferungen mit solcher Strenge betrieb,*) daß er sich den

*) Seinen alten Lehrer Amalrich, den er zum Abt von Farfa erhoben hatte, setzte Heinrich ab, weil die Lieferungen desselben ungenügend waren.

1043. Namen eines habgierigen Fürsten zuzog. So freigebig er mit dem Gelde gegen seine Krieger umging, so wenig sparte er sein und des Reiches Gut, um große Dienste gebührend zu belohnen. Wir haben dafür die klarsten und merkwürdigsten Zeugnisse. Es ist bekannt, daß sich aus jenen Zeiten Schenkungsurkunden für weltliche Personen nur in sehr geringer Zahl erhalten haben, da für ihre ununterbrochene Aufbewahrung selten gleiche Vorkehrungen getroffen werden konnten wie in den geistlichen Stiften; dennoch besitzen wir noch jetzt allein aus den ersten sechs Regierungsjahren Heinrichs III. funfzehn Urkunden, durch welche Reichsfürsten, Vasallen oder Ministerialen zum Theil sehr bedeutende Dotationen erhielten, meist in den von den Ungern neu abgetretenen Landestheilen, die schnell colonisirt werden sollten. In einer Urkunde vom Jahre 1044, durch welche Heinrich einem Dienstman, Riziman mit Namen, fünf Königshufen an der Leitha ertheilt, erklärt er seinen Willen, jedermann nach Beschaffenheit seiner Dienste gebührende Belohnungen zu geben, damit dadurch alle treuen und eifrigen Diener begründete Hoffnung auf seine Erkenntlichkeit faßten. Keine Familie wurde reicher bedacht als die Babenberger, deren großer Alodialbesitz in der Mark Oestreich hauptsächlich von Heinrich III. begründet wurde.

Die südöstlichen Marken des Reichs hatten in den letzten Kämpfen von Neuem eine hervorstechende Wichtigkeit gewonnen und erfuhren in Folge derselben nachhaltige Veränderungen. Oestreich, die baierische Ostmark, wurde durch das neugewonnene Gebiet nicht unerheblich erweitert, obwohl dasselbe nicht sogleich mit dem bisherigen Bestande zu einer Mark zusammenfloß. Wir erfahren, daß der König gegen Ende des Jahres 1043 den tapferen Liutpold in ehrenvoller Weise zum Markgrafen erhob; es kann nur dieser neue Zuwachs des Reichs gewesen sein, der seine Markgrafschaft bildete. Ohne Zweifel wollte der König den verwundbarsten Theil seiner Herrschaft nur der erprobtesten Tapferkeit und einer frischeren Kraft anvertrauen, als dem alternden Markgrafen Adalbert; aber leider überlebte Liutpold seine Erhebung nur wenige Tage. Noch im Jahre 1045 finden wir in dieser neuen Mark einen eigenen Markgrafen, Siegfried mit Namen, der große Schenkungen dort vom Könige erhielt. Ob er ein Sohn oder Bruder Liutpolds war, wissen wir nicht, aber dem babenbergischen Hause wird er ebenfalls angehört haben. Bald darauf muß auch Siegfried gestorben sein, denn schon im Jahre 1048 erstreckte sich des alten Adalberts Markgrafschaft bis zur March und Leitha, und die

neuerworbenen Landestheile sind dann in der Folge bei Oestreich geblieben. 1043

Obschon die Ostmark unter den Babenbergern in den sichersten und treusten Händen war, nöthigten die Ungernkriege und die Vertheidigung des Reichs dennoch den König schon im Anfange des Jahrs 1042 das baiersche Herzogthum herzustellen. Der neue Herzog wurde der lothringische Graf Heinrich aus dem Hause Luxemburg, ein Vetter der Kaiserin Kunigunde und des im Jahre 1026 verstorbenen Herzogs Heinrich. Das Herzogthum Kärnthen blieb dagegen damals und noch bis zum Jahre 1047 bei der Krone; um so dringender war deshalb hier für einen kräftigen Schutz der Marken zu sorgen. So gewannen die kärnthnischen Marken gerade damals eine größere Bedeutung und einen festeren Bestand, als sie bisher gehabt hatten. Der Eppensteiner Adalbero war der letzte Herzog gewesen, welcher Kärnthen noch mit allen Marken in seinem ganzen früheren Umfange verwaltet hatte. Als Konrad der Jüngere dieses Herzogthum erhielt, wurde die Mark an der Murr und unteren Drau, welche die Eppensteiner vor ihrer Erhebung zum Herzogthume verwaltet hatten, vom Herzogthume von Neuem gesondert und kam an den Grafen Arnold von Lambach. Arnolds Sohn Gottfried erscheint nach seinem Siege über die Ungern schon im Jahre 1042 in einer Urkunde als Markgraf, obwohl sein Vater noch lebte und gleich ihm sich noch später als Markgraf bezeichnet findet. Ob Gottfried, ähnlich wie Liutpold, einen besonderen Theil der Mark verwaltete, oder die Geschäfte des Vaters in ihrem ganzen Umfange verwaltete, läßt sich nicht mehr ermitteln; er scheint noch vor seinem Vater gestorben zu sein. Im Jahre 1056 waren beide nicht mehr am Leben, und die Mark fiel an den ihnen verwandten Ottokar von Steier, so genannt von seiner Hauptburg Steier im Traungau. Seitdem kam der Name „Steiermark“ für den bisher üblichen der Kärnthner Mark auf und gewann bald allgemeine Geltung; eine Scheidung von Unter- und Obersteiermark läßt sich für jene Zeit noch nicht nachweisen. Gleichzeitig sonderte sich auch die Markgrafschaft Krain aus dem Herzogthum Kärnthen aus. Unmittelbar nach dem Tode Konrads des Jüngeren findet sich in Urkunden aus dem Jahre 1040 ein Markgraf Eberhard von Krain erwähnt; sein Stammbaum ist unbekannt, auch läßt sich nicht entscheiden, ob sein Nachfolger, Markgraf Udalrich, demselben Geschlecht mit ihm angehörte. Da aber Udalrich auch Istrien und das Friaul verwaltete, kann man vermuthen, daß diese Länder gleichzeitig mit Krain vom Herzogthum abgesondert und schon von Eberhard verwaltet wur-

1043. den. Nach Udalrichs Tode wurden Krain, Istrien und Friaul im Jahre 1077 an den Patriarchen von Aquileja verliehen, diese Verleihung aber von den Eppensteinern hartnäckig bestritten. Als der Graf Welf im Jahre 1047 das Herzogthum Kärnthen erhielt, war mit demselben nur noch die Mark Verona verbunden. Uebrigens blieben die kärnthnischen Marken damals noch in einer gewissen Abhängigkeit von der herzoglichen Gewalt, der sie sich jedoch mehr und mehr entzogen. Auch Oestreich stand noch in einem losen Zusammenhang mit dem Herzogthum Baiern; mindestens besuchten die Markgrafen damals noch die Landtage der Herzöge.

d. Die Verlobung Heinrichs III. mit Agnes von Poitiers.

Mehr der Zwang der Verhältnisse, als eigne Neigung hatte die Thätigkeit des jungen Königs im Anfange seiner Regierung zumeist nach dem Osten gerichtet; aber es schien, als ob er seine Lebensaufgabe vor Allem in der Erweiterung des Reichs nach dieser Seite hin sehen würde. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgten deshalb die Fürsten des Ostens die Siege des jungen Kriegsfürsten. Es löste sich der Bund, den Heinrichs Vater mit Constantinopel geschlossen hatte; dagegen zeigte sich zu derselben Zeit der russische Großfürst Jaroslaw im hohen Grade bemüht, in freundschaftliche Verbindungen mit dem deutschen Hofe zu treten. Schon im Herbste des Jahres 1040 erschien eine russische Gesandtschaft vor dem Könige zu Altstädt; eine zweite stellte sich Weihnachten 1042 zu Goslar ein und bot die Tochter des Großfürsten dem deutschen Könige zur Ehe. Aber Heinrich hatte sich bereits die zweite Gemahlin ersehen, und seine Wahl zeigte besser als seine Kriegszüge, wohin seine Staatskunst vor Allem zielte. Schon Pfingsten 1042 hatte er seinen nächsten Verwandten, den Bischof Brun von Würzburg, mit einem großen Gefolge von vornehmen Männern und Frauen abgesandt, um für ihn um die Hand der reichen Agnes von Poitiers zu werben.

Agnes war die Tochter jenes Herzogs Wilhelm von Aquitanien, der man einst die Königskrone Italiens angeboten hattte und den die Mitwelt den Großen nannte; sie war die Enkelin jenes Otto Wilhelm, der Kaiser Heinrich II. Burgund bestritten hatte; ihren Stammbaum führte sie auf die letzten selbstständigen Könige Italiens, auf Adelbert und Berengar, zurück. Agnes war aus dem angesehensten Fürstengeschlechte Frankreichs, das dem Königshause an Macht vollauf

gewachsen war, und besaß die ausgedehntesten Verbindungen überdies 1043.
in Italien und Burgund; ihrem Gemahl eröffnete sie überall in dem westlichen Europa die mannigfachsten Beziehungen. Als Heinrich um ihre Hand warb, folgte er nicht einer romantischen Herzensneigung, sondern den Berechnungen der Politik; durch die Vermählung mit Agnes gedachte er seine Macht in Italien und Burgund zu befestigen, vor Allem aber einen nachhaltigen Einfluß auf die französischen Angelegenheiten zu gewinnen. Wir wissen, welche Pläne man einst an die Verlobung von Kaiser Konrads Töchterlein mit König Heinrich I. von Frankreich geknüpft hatte; *) diese durch den Tod seiner kleinen Schwester vereitelten Entwürfe nahm der König jetzt auf, nur daß er sich nicht mit dem Königshause der Capetinger selbst zu verschwägern beabsichtigte, sondern mit dem mächtigsten Fürstengeschlechte ihres Reiches, das kaum noch eine Abhängigkeit von der Krone anerkannte.

Unfehlbar lagen in dieser Verbindung drohende Gefahren für den französischen Thron. Es scheinen derselben daher von dieser Seite erhebliche Schwierigkeiten bereitet zu sein, und man wird schwerlich irren, wenn man als die Veranlassung zu Heinrichs Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich im April 1043 solche Weiterungen vermuthet. Ein anderes Hinderniß, welches strenge Mönche in der doch nicht eben allzu nahen Verwandtschaft Heinrichs mit Agnes finden wollten, scheint den König weniger beunruhigt zu haben. Im Herbst 1043 war er endlich so weit gediehen, daß an die Hochzeit gedacht werden konnte. Im October verließ Heinrich Baiern und zog an die äußerste Westgrenze seines burgundischen Reichs, um die lange umworbene Braut heimzuführen. In neue Bahnen lenkte mit seiner zweiten Vermählung sein Leben ein; er trat Verhältnissen nahe, die ihn und sein Regiment vordem nicht tiefer berührt hatten.

---

*) Vergl. S. 257.

8.

Heinrichs III. Vermählung mit Agnes von Poitiers und ihre nächsten Folgen.

a. Faustrecht und Gottesfriede in Frankreich.

1043. Seit der Trennung der karolingischen Monarchie hat die Entwickelung der Dinge meist in Frankreich eine schnurstracks entgegengesetzte Richtung verfolgt als in Deutschland, so gleichartig die Verhältnisse beider Länder bei jener Trennung waren. Auch im elften Jahrhundert tritt der Gegensatz scharf und schneidend hervor. Je höher das königliche Ansehen damals in Deutschland stieg, je tiefer sank es in Frankreich; je straffer dort die das Reich umspannnenden Banden angezogen wurden, je mehr lockerten sie sich hier fast bis zu völliger Lösung. Die Capetinger erkannten bald, daß sie durch die Krone, die sie in eine unabsehbare Reihe von Händeln mit den großen Baronen des Reichs verstrickte, an wahrer Macht eher eingebüßt als gewonnen hatten. König Robert I. und sein Sohn Heinrich I. konnten nicht von fern die Macht ihrer Vorfahren behaupten. Ueber die Grenzen ihres Erbherzogthums hinaus galt ihr Name so gut wie Nichts; und wie oft wurden sie sogar in den alten Besitzungen ihres Hauses angegriffen und aus denselben vertrieben! Gerade nur so weit fanden sie Gehorsam, als ihr Arm und ihr Schwerdt reichten; ihr Arm war aber nicht immer der stärkste und ihre Waffe selten die schärfste. Der Abt eines stark ummauerten Klosters an der Garonne sagte einst zu den Zeiten König Roberts: „Hier zu Lande bin ich mit meinem Kloster mächtiger als der König, dem Niemand gehorcht." Es war das keine eitle Großsprecherei, sondern entsprach vollkommen der wahren Lage der Dinge.

Der König von Frankreich war damals der machtloseste König der Welt, aber er war nichts destoweniger der Lehnsherr der mächtigsten Vasallen Europas. So ohnmächtig die Krone, so machtvoll war der hohe Adel des Landes. Unter den Großen, welche dem Capetinger den Lehnseid schwuren, zählten viele zu den ersten Fürsten des Abendlandes und konnten sich im Kampfe mit Kaisern und Königen messen. Weit und breit hatte es lange kaum einen gefeierteren Namen gegeben, als den Wilhelms V. von Aquitanien, den man den Großen nannte und um dessen Tochter jetzt der deutsche König

warb. Die Grafen von Flandern und von der Champagne hatten 1043.
selbst den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. einen schweren Stand bereitet. Die Grafen von Toulouse und Anjou standen den genannten Baronen mit fast gleicher Macht zur Seite; die Herzöge von der Normandie waren ihnen weit überlegen. Es lag eine unerschöpfliche Fülle kriegerischer Kräfte in dem dichtbevölkerten und reichgesegneten Lande; furchtbar der ganzen Welt, wenn sie jemals einen Einigungspunkt gewonnen hätten. Auch waren diese Kräfte nicht in feiger Ruhe erstorben, sondern kriegerisches Leben gab es im Uebermaaß; aber ohne den Zusammenhalt eines starken Königthums rieben sie sich in der fieberischen Unruhe innerer Kämpfe auf, und trotz aller seiner Hülfsmittel verlor Frankreich die geachtete Stellung, die es unter den Staaten des Abendlandes eingenommen hatte.

Bei den ununterbrochenen Kämpfen der Barone unter einander und mit der Krone entwickelte sich hier eine Herrschaft roher Gewalt, wie man sie bis dahin nur in Burgund gekannt hatte. Es galt kein Recht mehr, als das Recht der Faust, kein Gesetz mehr, als das Gesetz der Fehde. Wer seine Freiheit und Selbstständigkeit wahren wollte, war genöthigt sich mit bewaffneten Knechten zu umgeben, sein Besitzthum durch Wälle und Mauern zu schirmen, in stetem Kriegszustande zu leben. Es wurde gleichsam zur Nothwendigkeit, nach Besitz an Geld und Gut, an Land und Leuten zu trachten, um nicht der Uebermacht des stärkeren Nachbarn zu unterliegen. Freiheit war ohne Streitbarkeit und Reichthum unmöglich geworden. Wer nicht in Dienstbarkeit herabsinken wollte, mußte sich an die Spitze von Kriegsschaaren mit gezogenem Schwerdte stellen; wer nicht untergehen sollte, sich ohne Scheu und Rückhalt auf den Erwerb fremden Eigenthums und die Unterdrückung der Schwächern stürzen. Niemand wohl vermöchte den Zusammenhang und den Verlauf jener tausendfachen Fehden darzulegen, welche damals über den französischen Boden tosten; und wer es vermöchte, würde sich doch mit innerer Abscheu von dieser Aufgabe abwenden. Das letzte Motiv aller dieser inneren Kämpfe ist immer nur ein und dasselbe: unersättliche Habgier.

Und nicht der Adel allein verbrachte sein Leben in dem wüstesten Waffenlärm; auch die Geistlichkeit mußte, schutzlos wie sie sonst gewesen wäre, auf ihre Vertheidigung denken und sich in das wilde Getümmel stürzen. Ihre fetten Güter, ihre ausgedehnten Immunitäten lockten vor Allem die Habgier der Großen und wären zuerst dem Raube anheimgefallen, wenn sie nicht selbst Vasallenheere unterhalten und ihr Besitzthum durch feste Burgen und Thürme geschützt

1043. hätte. Auch sie konnte nicht allzu gewissenhaft sein, wenn es galt, ihr Vermögen zu vermehren, die Zahl der dienstbaren Leute zu vergrößern und so ihre Streitkräfte zu verstärken. Selbst die frommen Cluniacenser häuften Schätze auf Schätze und vertheidigten sie mit bewaffneter Hand; durch ihre Burganlagen waren sie nicht minder berühmt, als durch ihre Kirchenbauten; ihr Kloster sah von außen mehr einer großen Zwingfeste ähnlich, als einer heiligen Stätte des Friedens.

Trotz solcher Waffenrüstungen und trotz ihrer Burgen würden die französischen Bischöfe und Aebte, nicht wie in Deutschland durch ein mächtiges Königthum geschützt, dennoch unfehlbar dem schonungslosesten Zwange und der schmählichsten Knechtschaft verfallen sein, wenn ihnen nicht außer den weltlichen Waffen auch geistliche Schutzmittel zu Gebot gestanden hätten, die selbst den trotzigsten Kriegsmann in Schrecken setzten. Wie so oft Gift und Gegengift nahe bei einander liegt, so paarte sich in jener Zeit häufig in den Seelen mit der rohsten Sinnlichkeit und niedrigsten Habgier eine quälende Angst vor den Strafen Gottes, vor den Martern der Hölle; Glaube und Aberglaube in unzertrennlichem Bunde übten eine erstaunliche Wirkung auf Gemüther aus, die mit entsetzlicher Gleichgültigkeit aller anderen sittlichen Bande spotteten. Die Zuchtmittel, welche von Alters her der französischen Kirche in reicher Mannigfaltigkeit zu Gebot gestanden hatten und die sie jetzt erfinderisch noch vermehrte *), blieben meistentheils nicht ohne einen nennenswerthen Erfolg. Viele der unbändigsten Räuber warfen zagend ihr Schwerdt fort, wenn sie die Kirchenstrafen bedrohten und entsagten dem weltlichen Leben. Es wurde eine ziemlich verbreitete Sitte, daß die vornehmen Herren, nachdem sie ihre Tage in Sünden verlebt, in der Nähe des Todes die Mönchskutte nahmen und ihr letztes Stündlein in Klostermauern erwarteten. Niemals hatten zuvor die Reliquien mehr Wunder gewirkt; sie schützten die Kirchen und Klöster meist besser, als starke Heere. Immer größer wurde die Zahl der Ritter, die nach Jerusalem pilgerten, um am Grabe des Herrn ihre Frevel abzubüßen. Es ist eine Thatsache, daß gerade diese Zeit der wildesten Faustkämpfe an neuen geistlichen Stiftungen überreich war und daß die Stifter derselben meist zu den schlimmsten Kirchenräubern und Tempelschändern zu zählen sind.

---

*) Auf dem Concil zu Limoges im Jahre 1031 wurde zum erstenmal das allgemeine Interdict über ein ganzes Gebiet in Vorschlag gebracht.

Eine absonderliche Frömmigkeit allerdings herrschte unter diesem 1043. wilden und zügellosen Geschlecht, wie das Beispiel des Grafen Fulko von Anjou zeigt. Als dieser mächtige Herr, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Kette der rohsten und gewaltthätigsten Streiche war, einst die Stadt Saumur einäscherte, gelobte er, um den h. Florentius, den Schutzpatron der Stadt, zu begütigen, ihm eine neue und schönere Kirche in Angers zu bauen. Als er nun deshalb die Reliquien des Heiligen dorthin schaffen lassen wollte, konnte man sie wunderbarer Weise nicht von der Stelle bringen. Höchlich entrüstet über dieses Widerstreben des h. Florentius, schalt ihn der Graf einen dummen und gottlosen Heiligen. Zweimal pilgerte derselbe fromme Herr nach Jerusalem; bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst ließ er sich nackt zum heiligen Grabe führen, küßte den Stein desselben und biß ein großes Stück heraus, um es als Reliquie zu bewahren*). Aber wie roh und äußerlich diese Religiosität auch war, unleugbar ist dennoch, daß die Kirche ihr gegenüber nie ganz bewältigt werden konnte und in aller ihrer Noth eine furchtbare Macht blieb.

Die Zeiten der Bedrängniß sind an der Kirche und dem Klerus selten ohne segensreiche Folgen vorübergegangen; auch für die gallicanische Geistlichkeit waren sie damals von wohlthätigem Einfluß. Obschon man die allgemeine Haltung derselben nichts weniger als preiswürdig finden wird, obschon Simonie und unzüchtiger Lebenswandel unter ihr keineswegs ausgerottet waren, hatte sie sich doch aus jenem verächtlichen Zustand gemeiner Intrigue und kriechender Servilität erhoben, der sie in den Tagen Hugo Capets kennzeichnete. Die Weltgeistlichkeit hatte eine würdigere und freiere Stellung gewonnen, und in den meisten Klöstern waren durch das Vorbild und den Eifer Clunys heilsame Reformen eingeführt worden. Selbst die Studien nahmen unter dem französischen Klerus einen neuen, sehr bemerkenswerthen Aufschwung. Von zwei Seiten erhielten sie einen kräftigen, nachhaltigen Anstoß. Gerade damals ließ Berengar von Tours, ein Schüler des Bischofs Fulbert von Chartres, ein heller Kopf und ein für die erkannte Wahrheit begeistertes Gemüth, zuerst seine Zweifel an der fast allgemein anerkannten Transsubstantionslehre des Paschasius laut werden; er fand enthusiastische Schüler, die von engen in immer weitere Kreise seine Lehren verbreiteten. Es war um dieselbe Zeit, daß der Lombarde Lanfrank,

*) Fulko starb i. J. 1040, bald nach seiner zweiten Rückkehr von Jerusalem.

1043. aus den Grammatik- und Rechtsschulen seiner Heimath hervorgegangen, als wandernder Lehrmeister nach Frankreich kam, sich hier in der Normandie niederließ und durch die freiere und lebendigere Art seines Unterrichts einen unglaublichen Erfolg erzielte. Auch er wandte sich jetzt auf die theologischen Studien, wie sie auf diesem Boden seit der karolingischen Zeit stets mit einer gewissen Vorliebe betrieben waren, und gerieth da sofort in dogmatische Streitigkeiten mit Berengar, die mit allen Waffen damaliger Gelehrsamkeit und mit der Hitze persönlicher Erbitterung geführt wurden. Ihr Kampf und die in demselben gewechselten Streitschriften waren zunächst für das theologische Studium in Frankreich von der größten Bedeutung, aber sie beschäftigten bald alle lebhafteren Geister im ganzen Abendlande und haben selbst bis auf unsere Tage nachgewirkt.

So ließen sich mannigfache Keime eines frischeren Geisteslebens in dem französischen Klerus wahrnehmen, aber die Hauptsache blieb doch, daß in ihm das Gefühl eigner Kraft von Neuem erwachte und er dadurch zu dem Entschluß gedieh, alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu benutzen, um in der heillosen Verwirrung der Zeit eine gesetzliche Ordnung herzustellen und wo möglich einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten, an dessen Herstellung die Könige bereits verzweifelt hatten. Schon um das Jahr 1021 zeigten sich, wie wir früher berührten*), derartige Bestrebungen, durch das Beispiel der burgundischen Bischöfe angeregt, unter dem französischen Klerus. Sie hatten damals nur geringen Erfolg, wurden aber zehn Jahre später unter günstigeren Zeichen von Neuem aufgenommen.

Südfrankreich war es, von wo der neue Anstoß ausging. Das Land südlich der Loire war seit dem Anfange des Jahrhunderts in rascher, sehr folgenreicher Entwickelung begriffen. Hier hatte die germanische Eroberung weniger als in den nördlichen Gegenden die alten Verhältnisse des Landes zersetzt und umgewühlt; die romanische Bevölkerung war im Uebergewicht geblieben und brachte mit der Zeit ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Recht zu voller Geltung. Schon in dieser Zeit verlieren sich hier die letzten Reste der germanischen Volksrechte, und das römische Recht gelangt wieder zu unbestrittener Herrschaft. Wenn auch das kriegerische Feudalwesen hier wie überall im fränkischen Reiche seine Macht vollauf geübt und seine Wirkungen auf alle Lebenskreise verbreitet hatte, so war doch neben ihm

*) Vgl. S. 131. 176.

das städtische Leben niemals ganz untergegangen, und bei der günstigen 1043.
Lage des Landes, das nach den ersten Stürmen der Völkerwanderung von den Verheerungen der nachströmenden Züge weniger berührt war, hatten Handel und Gewerbe sich schneller erholt. Große Straßen, auf welchen sich vor Allem der Handel zwischen den spanischen Arabern und der christlichen Welt bewegte, durchzogen nach allen Richtungen das Land, belebten den Verkehr und bereicherten die Bevölkerung. Das Volk von leichtem Blut und entzündlicher Sinnlichkeit verlangte nicht allein nach Ruhe und Friede, sondern auch nach den Genüssen und Freuden des Friedens. Hier zuerst legten die Herren den gewichtigen Panzer ab und kleideten sich in weiche bunte Gewänder. Ein heiteres und lockeres Leben entfaltete sich an den sonnigen Gestaden der Garonne, in den milden Thälern des Limousin, in der reizenden Touraine, in den fruchtbaren Ebenen von Poitou. An den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger ging es in Saus und Braus her, Fest reihte sich an Fest, Schauspiel an Schauspiel. Eine üppige Volkspoesie bildete sich in der volltönenden Landessprache aus, deren kunstgerechte Entwicklung allen anderen Idiomen voraneilte. Aquitanien war das Vaterland zahlreicher Banden fahrender Gaukler und Bänkelsänger, welche die noch rohere Kunst anderer Völker zu unterdrücken drohten. Es ist bezeichnend, daß man von der Vermählung König Roberts I. mit der Tochter des Grafen Wilhelm von Toulouse den Verfall der rauheren und strengeren Sitte im nördlichen Frankreich herleiten wollte. Damals, hieß es, seien zuerst leichtfertige Leute mit unziemlichen Kleidern und Sitten, geschoren und aufgeputzt wie Gaukler, von der Garonne an die Ufer der Seine gekommen.

Seltsam wie unter diesem milden Himmel neben der sinnlichsten Lebenslust die strengste Askese gedieh! Gerade hier hatte Cluny, von den Herzögen von Aquitanien gestiftet und mit treuer Sorge beschirmt, vorzugsweise mit allem seinem Eifer gewirkt und wenigstens in der letzten Zeit auch augenfällige Erfolge erzielt. Nicht allein den Klerus hatten die Bußpredigten der Cluniacenser ergriffen, sondern auch einen großen Theil des Adels und Volkes mit kirchlichen Ideen erfüllt. Mit derselben Leidenschaft, mit welcher die Masse sinnlichen Genüssen nachjagte, sah man sie sich gleichzeitig auf geistliche Uebungen werfen; schaarenweise brachen die Vornehmen wie Leute aus den niedern Klassen nach dem heiligen Grabe auf. Dieses Land war es, wo neben der leichtfertigen Poesie der Troubadours der Gedanke der Kreuzzüge zur Reife gedieh; dies war der Boden, auf dem die phantasiereichsten und phantastischsten Erscheinungen des Mittelalters erwuchsen: hier

1033. war es auch, wo sich damals mitten unter dem wilden Getümmel der Waffen mit fanatischer Begeisterung der Ruf nach einem allgemeinen Gottesfrieden erhob, welcher weiter und weiter hallend im ganzen Abendlande Nachklänge erweckte.

Eine Reihe trauriger Hungerjahre war zu jener Zeit über fast alle Länder Europas gekommen und hatte vornehmlich Burgund und die sonst so reich gesegneten Gegenden im Süden Frankreichs schwer betroffen. Entsetzliche Noth und unerhörte Sterblichkeit traten in Folge der schlechten Erndten ein und erfüllten alles Volk mit Zittern und Zagen. Die Geistlichkeit sah in diesen Plagen den Zorn Gottes über die Sünden der Menschen, über den Mord, Raub, Meineid und alle die andern Gräuel, die im Gefolge der innern Zwietracht und der nimmerdar ruhenden Fehden einherschlichen, und das Volk war um so geneigter anzunehmen, was die Priester und Mönche glaubten, als diese sich mit beispielloser Aufopferung bemühten seiner Noth zu steuern. Als nun im Jahre 1031 endlich eine gesegnete Erndte eintrat und die Seelen voll des heißesten Dankgefühls gegen den himmlischen Geber waren, tauchte hier der Gedanke auf, einen allgemeinen Frieden zu errichten, um nicht durch Häufung der Sündenschuld die göttlichen Strafen abermals heraufzubeschwören; mit freudiger Lebendigkeit wurde der Gedanke ergriffen und sogleich zu seiner Verwirklichung geschritten. An mehreren Orten Aquitaniens wurden Synoden gehalten und von diesen Beschlüsse gefaßt, welche eine allgemeine Waffenruhe geboten. Niemand, hieß es, solle fortan Blutrache oder Gewaltthaten üben, Niemand in Waffen einhergehen, jede Schuld verziehen sein, jeder Uebelthäter an den geweihten Stätten eine sichere Zufluchtsstätte finden, Niemand es wagen einen Geistlichen anzutasten, alle begangenen Sünden sollten durch regelmäßiges Fasten an allen Freitagen und Sonnabenden gesühnt werden; diejenigen, welche sich den Frieden anzunehmen weigerten, bedrohte man mit dem Interdict und den strengsten Kirchenstrafen. Mit diesen Beschlüssen wurden dann andere sehr durchgreifende Satzungen verbunden, die sich gegen Simonie und Priesterehe richteten und auf eine vollständige Reform der Kirche hinzielten. Mit unglaublicher Begeisterung nahm das Volk diese Beschlüsse der Geistlichkeit auf. Der Ruf: Friede! Friede! durchtönte das ganze Land und erfüllte Aller Herzen mit himmlischer Freude. Man glaubte, nicht Menschenwerk sei dieser Friede, sondern er stamme unmittelbar von Gott. Ein Brief, erzählte man, sei vom Himmel gefallen, in welchem die Bestimmungen des Friedens Gott selbst verzeichnet und deren Beschwörung geboten habe.

„Gott will es!“ rief man damals, wie später im Beginn der 1043.
Kreuzzüge.

Von Aquitanien aus verbreiteten sich die Bestimmungen dieses Gottesfriedens schnell über ganz Burgund und einen großen Theil des nördlichen Frankreichs; sie belebten hier von Neuem Gefühle und Gedanken, die längst im Klerus und in den Massen geschlummert hatten. Auch das Bisthum Cambray ergriff die begeisterte Bewegung, stieß aber hier abermals auf Widerstand bei dem nüchternen Bischof Gerhard.*) Wenn er sich auch schließlich dem Andringen des Markgrafen Balduin von Flandern und des tumultuirenden Volks nicht ganz entziehen konnte, so verstand er sich doch nur zu Anordnungen, welche die Sache selbst und den Enthusiasmus für dieselbe abstumpfen mußten. Er hatte das Phantastische und Unpraktische solcher Beschlüsse längst erkannt, und bald sahen auch Andere ein, wie richtig sein Blick gewesen war. So stürmisch die Begeisterung für den Gottesfrieden war, so wurde er doch selten streng beobachtet, und binnen nicht langer Zeit war er an den meisten Orten vergessen. Die Geistlichkeit selbst überzeugte sich, daß sie, indem sie Alles erreichen wollte, Nichts in Wahrheit gewann, daß sie, um nur zu einigen Erfolgen zu gelangen, ihren Plan einer erheblichen Aenderung unterwerfen müsse. Sie entschloß sich daher den allgemeinen Frieden in eine für den größeren Theil der Woche gebotene Waffenruhe zu verwandeln; die **Pax Dei** gestaltete sie in die **Treuga Dei** um. Wahrscheinlich hatten die Cluniacenser sich schon für die Aufrichtung jenes allgemeinen Gottesfriedens thätig gezeigt; gewiß ist, daß der alte Odilo auf die Verwandlung desselben in die Treuga Dei einen großen Einfluß übte und daß die eifrige Verbreitung derselben eines der letzten Werke seines langen und thätigen Lebens war.

Die Treuga Dei bestimmte, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh überall die Waffen ruhen mußten, daß jeder, der sie annähme und hielte, allgemeine Absolution aller seiner Sünden erhalten, jedes Widerstreben gegen ihre Bestimmungen aber mit Excommunication bestraft werden solle. Auf den Mord während der angeordneten Friedenszeit einer jeden Woche war als Strafe langjährige Verbannung nebst einer Wallfahrt nach Jerusalem gesetzt; andere Gewaltthaten sollten nach den weltlichen Gesetzen und durch verdoppelte Kirchenstrafen gebüßt werden. Von besonderer Wichtigkeit war, daß diese Bestimmungen nicht unmittelbar in die Gerechtsame der weltlichen Gewalten ein-

*) Vgl. S. 176.

1043. griffen, sondern die Kirche diesen gleichsam nur ihre Kräfte zur Aufrechthaltung des Landfriedens lieh.

In dieser Gestalt wurde die Treuga Dei zuerst im Jahre 1041 in mehreren Gegenden Aquitaniens angenommen und breitete sich dann binnen kurzer Zeit über den größten Theil Frankreichs aus, obwohl der König selbst, eben damals mit den Söhnen des Grafen Odo von Champagne in Fehde lebend, den Beitritt verweigerte, und auch die dringenden Vorstellungen des Abts Richard von St. Vaast, der sich zu diesem Zweck an den Hof begab, bei ihm ohne Erfolg blieben. In Burgund fand durch Odilos Bemühungen die Treuga Dei sogleich allgemeine Annahme; von hier aus versuchte man sie auch schon damals in Italien einzuführen. Wir besitzen noch jetzt ein Schreiben Odilos und mehrerer burgundischer Bischöfe, welches den Klerus Italiens dringend zum Beitritt auffordert; aber es blieb ohne Wirkung. Man konnte sich solcher ungewöhnlichen Anordnungen hier überheben, wo die königliche Auctorität hinreichte den Landfrieden zu wahren. Auch auf Deutschland hatte diese von der französischen Geistlichkeit ausgehende Bewegung damals keinen erheblichen Einfluß. Wir hören zwar, daß im Jahre 1042 mehrere lothringische Aebte der strengeren Richtung zu Thionville zusammentraten, um den Gewaltthätigkeiten des Adels mit kirchlichen Mitteln zu begegnen, aber von bestimmten Beschlüssen über eine Annahme der Treuga Dei wird Nichts gemeldet. Nur das Bisthum Cambray, durch seine Stellung unter dem Reimser Erzbischof von allen Bewegungen der französischen Kirche zuerst berührt, scheint auch diesmal der vom Westen kommenden Strömung sich nicht haben entziehen zu können; doch verharrte Bischof Gerhard in seiner früheren Opposition gegen derartige Bestrebungen.

Unfehlbar hatte die Treuga Dei auf die Verhältnisse Frankreichs einen äußerst wohlthätigen Einfluß; sie gab wenigstens theilweise einen Ersatz für den Schutz, welchen das Königthum gewähren sollte und längst nicht mehr konnte. Nicht allein, daß sie die unterbrochenen Gewaltthaten, deren die unteren Volksklassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte; sie begann auch das kriegerische Leben des Adels überhaupt zu discipliniren. Sie war ein glänzender Sieg, den die Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige und rohe Waffenleben des Adels davontrugen. Unter den Nachwirkungen dieses Erfolgs hat sich dann das eigenthümliche französische Ritterthum mit seinen edleren und feineren Formen entwickelt, ist der Ritterstand als eine geschlossene Genossenschaft mit fester Gliederung unter nachweislicher Einwirkung der geistlichen Hierarchie entstanden. Der Eid,

den der kriegerische Adel damals auf die Treuga Dei leistete, führte 1043.
nicht viel später zur Forderung des allgemeinen Rittereids mit seinen kirchlichen Formen und Bestimmungen. Um die Mitte des elften Jahrhunderts lebte jener Gottfried von Pruilly, den man den Erfinder der Turniere nennt und der wenigstens an der Festsetzung gewisser Schranken und Regeln für die alten barbarischen Kampfspiele seinen Antheil haben wird. Auch hier ging die Revolution der alten Sitte vom Süden Frankreichs aus, aber sie ergriff nach und nach auch das ungeschlachte und reckenhafte Ritterthum der nördlichen Gegenden. So prägte sich ein milderer und halb geistlicher Character dem gesammten französischen Ritterthum auf, mit dem bezeichnet es in die weitere Entwicklung der Geschichte vielfach und bedeutsam eingegriffen hat.

Wir sehen, wie wenig damals Frankreich in seiner Zersplitterung und Verwirrung die allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes beherrschen konnte, aber es war nichtsdestoweniger reich an kriegerischen und geistigen Kräften. Wie fast zu allen Zeiten, war es auch damals ein fruchtbarer Boden glänzender Ideen, die sich zu neuen Lebensformen zu entwickeln suchten. Wo der erste Blick nur Auflösung und Verwesung zeigt, da entdeckt das sorgsamer spähende Auge eine Fülle frischer ungebändigter Kräfte und über ihnen neue Geistesmächte, die sie im Stillen zu regeln suchen. Frankreichs Lage ist nicht von fern dem Zustande Italiens vor der deutschen Eroberung zu vergleichen. Es irrten die gewaltig, welche die Stunde schon nahe wähnten, wo das Westreich nichts Anderes als eine Provinz des deutschen Kaiserthums sein werde; dennoch kann man kaum daran zweifeln, daß auch Heinrich III. bereits dieser Stunde wartete und daß diese Rücksicht vor Allem seine Wahl auf Agnes von Poitiers lenkte.

b. Heinrichs III. Stellung zu Frankreich.

In die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen zu den geschilderten kriegerischen und geistlichen Bewegungen Frankreichs trat der König, als er im Herbst 1043 über Ulm und Kostnitz nach Besançon zog, um die lange umworbene Braut endlich heimzuführen. Agnes folgte dem Könige an die Ufer des Rheins in ihre neue Heimath, wurde zu Mainz gekrönt*) und dann in Ingelheim die Hochzeit ge-

*) Ob der Kölner oder Mainzer Erzbischof Agnes krönte, wird nicht überliefert.

1043. feiert. Fast alle Fürsten des weiten Reichs hatten sich um das königliche Paar an seinem Festtage versammelt.

Die Kaiserin Gisela hatte diesen Tag nicht mehr erlebt, dem sie auch wohl kaum mit Freude entgegengesehen hatte. Denn wir wissen, daß sie in ihren letzten Lebensjahren mit ihrem Sohne selten in Frieden gelebt und sich sogar der thörichten Hoffnung getröstet hatte, ihr letztes Kind noch zu überleben. Zeichendeuter, denen sie Glauben schenkte, hatten sie zu solchem Wahne verführt. Sie war am **14.** Februar **1043** an der Ruhr verstorben und hatte zu Speier an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls ihr Grab gefunden.

Aber auch Andere hatten auf die zweite Vermählung des Königs mit Besorgniß gesehen, besonders Manche unter dem strenger gesinnten Klerus. In einem Briefe, welchen der Abt Siegfried von Görz an Poppo von Stablo richtete, spricht er nicht allein seine Bedenken über die zu nahe Verwandtschaft des Königs mit Agnes aus, sondern auch die Furcht, daß diese Verbindung auf die alten guten Sitten in Deutschland einen nachtheiligen Einfluß üben könnte. Wie einst Constanze von Toulouse am Hofe König Roberts dem leichtfertigen Treiben der Südfranzosen Eingang verschafft habe, so werde jetzt Agnes, besorgte man, am deutschen Hofe die freieren Sitten ihres Landes verbreiten. Schon jetzt wollte man bemerken, daß die alte Ehrbarkeit in Tracht und Haltung, der würdige Schmuck der Rüstung und Rosse, wie er zu den Zeiten der Vorderen gewesen, am Hofe allerlei französischem Flitter und Tand weichen müsse; man stieß sich an der neuen Art mancher Höflinge den Bart zu scheren, an ihren kurzverschnittenen Röcken, an anderen Neuerungen, die zu den Zeiten der Ottonen und der beiden ersten Heinriche Niemand einzuführen gewagt hätte; man sah mit Befremden, daß der junge König mit diesen aufgeputzten Schranzen gern verkehrte und ein besonderes Wohlgefallen an diesen neuen Moden zu finden schien; man traute sogar der Strenge und Ehrbarkeit seiner eigenen Sitten wenig und warf ihm vornehmlich eine Neigung zu vertrauterem Umgange mit schönen Frauen vor. Wie, fragte man sich, würde es dann erst werden, wenn aquitanisches Gesindel den Hof überschwemme und seine eitelen Moden dort verbreite; würden dann nicht mit den Moden auch die alten Sitten sich ändern und in dem Reiche, das sich bis dahin durch Ehrbarkeit, Treue und Gottesfurcht vor den anderen hervorgethan habe, Mord, Raub, Meineid, Verrath und die argen Listen der Franzosen überhand nehmen?

Wie eitel aber diese Besorgnisse der frommen Herren waren, zeigte

der König schon bei der Hochzeit selbst. Große Schaaren von Gauk- 1043.
lern, Possenreißern, Spielleuten und Bänkelsängern waren von nah und fern nach Ingelheim zusammengeströmt, um das Beilager des großen Königs mit der reichen Agnes von Poitiers durch ihre Künste zu verherrlichen und sich klingenden Lohn zu verdienen. Aber der König fragte wenig nach der Gunst dieser losen Gesellen; so freigebig er sonst war, er ließ sie unbelohnt und schmollend von dannen ziehen. Er that es sicherlich nicht ohne die Absicht jene ungerechtfertigten Besorgnisse zu zerstreuen, daß er das Freudenleben der Südfranzosen an seinem Hofe einbürgern wolle. Im Uebrigen wurde die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert. Auch stattete der König seine junge Gemahlin nach alter Sitte mit schönen Besitzungen in seinem Reiche aus. Agnes erhielt bedeutende Schenkungen in Franken, Hessen und Sachsen und wurde überdies mit den Einkünften des Klosters S. Maximin zu Trier dotirt. Schon Otto I. hatte 962 diese Abtei zum Witthum der Kaiserinnen und den Abt zu deren Kanzler bestimmt; Heinrich erneuerte jetzt diese Bestimmungen und verordnete überdies, der Abt solle, weil Heinrich II. das Kloster des größten Theils seiner Besitzungen beraubt habe, an königlicher Tafel gespeist werden, so oft er zum Dienst der Königin bei Hofe erschiene, auch nicht wie ein geringer Diener gehalten werden, weil von seiner Hand die Königin an den Festtagen die Krone empfange.

Daß der König in der Folge ununterbrochene Verbindungen mit Agnes Familie unterhielt, würde sich mit Sicherheit annehmen lassen, wenn selbst sichere Beweise fehlten. Aber es wird ausdrücklich berichtet, daß die Schwiegermutter des Königs, die sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit dem Grafen Gaufried von Anjou vermählt hatte, sich Weihnachten 1045 mit einem Gefolge aquitanischer Großen am deutschen Hofe einstellte und daß sie sich ein Jahr später mit ihrem Gemahl nach Italien begab, als Heinrich und Agnes zur Kaiserkrönung nach Rom zogen. Niemand wird es befremden, wenn der König von Frankreich diesen Verkehr nicht mit freundlichen Augen ansah, zumal Graf Gaufried nicht allein zu den mächtigsten, sondern auch zu den habgierigsten und unruhigsten seiner Barone zählte.

Gaufried, ein Sohn des oben erwähnten Grafen Fulko, war ohne Frage ein Mann von Beherztheit und Kraft, aber zugleich der treuste Spiegel jener gräuelvollen Sittenlosigkeit, die wir zu schildern versuchten. Auf die Macht und den Besitz allein zielten alle seine Gedanken und Thaten; keine Schranke natürlichen und göttlichen Rechts erkannte seine unersättliche Habgier an. Kurz nach dem Tode Wil-

1043. helms des Großen hatte er sich mit Agnes, der Wittwe desselben, vermählt (1030). Nicht um die Wittwe Wilhelms, sondern um dessen Herzogthum hatte er geworben und gerieth deshalb sogleich mit Agnes Stiefsohn Wilhelm VI., welcher das Erbe seines Vaters angetreten hatte, in Fehde. Wilhelm fiel in Gaufrieds Gefangenschaft; drei Jahre schmachtete er im Kerker und starb bald nach seiner Befreiung an den erduldeten Qualen (1037). Gaufried nahm darauf von Aquitanien Besitz, wurde aber bald von Odo, einem anderen Stiefsohn der Agnes, wieder aus dem Lande verdrängt, und auch nach Odos frühem Tode wußte sich dessen Bruder Wilhelm VII. in den meisten Ortschaften Anerkennung zu gewinnen. Inzwischen hatte Gaufried seinen Vater Fulko bewogen, ihm sein Erbtheil schon bei Lebzeiten zu überlassen. Da aber den Alten die Entsagung später reute, entbrannte die gräuelvollste Fehde zwischen Vater und Sohn; mit den Waffen in der Hand behauptete sich der Sohn in den Besitz seines Vaters. Auch der Krieg mit Herzog Wilhelm ruhte indessen nicht; es gelang Gaufried endlich seinen Widersacher aufs Haupt zu schlagen und auch diesen letzten Stiefsohn seiner Gemahlin gefangen zu nehmen (1042). Noch hielt er ihn in Fesseln, als sich der deutsche König mit Agnes, seiner Stieftochter, vermählte. Zu derselben Zeit war die erwähnte Fehde zwischen König Heinrich I. von Frankreich und den Söhnen Odos von Champagne ausgebrochen; in den Händen des Grafen Theobald, eines Sohnes des Odo, war die Stadt Tours, nach deren Besitz Gaufried schon lange trachtete. Deshalb nahm er jetzt für den König Partei, griff Theobald an, schlug ihn, nahm ihn gefangen und entließ ihn nicht eher, als bis er Tours ihm zu Lehen gegeben hatte. So wuchs der Besitz und mit ihm die Macht Gaufrieds von einem Tage zum anderen; vor seiner Gewissenlosigkeit, Verschlagenheit und Thatkraft zitterten alle seine Nachbaren, bebte der König; mit der Schnelle des Blitzes verglich man die vernichtende Hast seiner Unternehmungen. Gaufried „den Hammer" nannten ihn die Zeitgenossen.

Das war der Mann, mit welchem jetzt der deutsche König, der Kaiser der Zukunft, in Verbindung trat. Es begreift sich, wenn sich da Heinrich I. beeilte im eigenen Lande die Ruhe herzustellen, wenn er sogar selbst den Vermittler zwischen Gaufried und Odos Söhnen machte. Es begreift sich auch, wenn sich der Bund, den Kaiser Konrad mit dem Westreiche geschlossen hatte, alsobald löste und Mißtrauen fortan alle Verhältnisse der beiden Reiche zu einander beherrschte. Man wird es Heinrich I. nicht eben sehr verargen können, wenn er sich sofort nach Verbindungen im inneren Deutschland umsah, wenn

man ihn schon im folgenden Jahre in naher Beziehung zu den lothrin- 1043.
gischen Rebellen findet. Aber so gerechtfertigt die Besorgnisse des französischen Hofes auch waren, daß Heinrich III. nach einem überwiegenden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs strebe, so wenig war dieser doch geneigt die Gewaltthaten Gaufrieds zu unterstützen und das der französischen Krone gefahrdrohende Wachsen des Grafen von Anjou unmittelbar zu fördern. Es findet sich nicht der geringste Beweis, daß Heinrich III. den Stiefvater seiner Gemahlin in seinen endlosen Fehden unterstützt habe; vielmehr läßt sich mit Grund vermuthen, daß es Heinrich III. war, der Gaufried vermochte, den Kämpfen mit seinen Stiefsöhnen endlich ein Ziel zu setzen. Bald nach Agnes Vermählung wurde Herzog Wilhelm VII. seiner Haft entlassen, und als er nach kurzer Zeit starb (1045), blieb Aquitanien dessen jüngeren Stiefbrüdern bewahrt, die bei Heinrichs Lebzeiten nicht mehr von dem Grafen Gaufried, ihrem Stiefvater, beunruhigt wurden.

Weder durch die Einwirkung französischer Sitten auf die deutsche Lebensart, noch durch tiefere Verwickelungen des deutschen Hofs in die inneren Händel Frankreichs war Heinrichs Vermählung damals von merklichen Folgen; bei weitem wichtiger wurden die nahen Beziehungen, in welche der König durch seine Ehe mit den Mönchen von Cluny und ihren kirchlichen Bestrebungen trat. Die Herzöge von Aquitanien hatten dieses Kloster begründet, mit den Grafen von Poitou waren die Mönche stets in den nächsten und vertrautesten Verhältnissen geblieben; indem Heinrich aus diesem Fürstenhause seine Gemahlin wählte, näherte er sich Cluny mehr als irgend einer seiner Vorgänger, wie mannigfache Beziehungen auch Otto III., Heinrich II. und Konrad II. bereits mit Abt Odilo und seiner Congregation angeknüpft hatten. Schon von Anfang seiner Regierung an hatte sich Heinrich III. den Cluniacensern sehr geneigt gezeigt; nicht allein daß der Abt Poppo von Stablo den Zugang zu seiner Person und den Eingang zu seinem Herzen kannte, auch die Bemühungen Odilos um die Verbreitung der Treuga Dei hatten bei ihm ganz andere Unterstützungen gefunden, als bei dem Könige von Frankreich. So bereitwillig hatte Heinrich III. zur Einführung der Treuga in Burgund mitgewirkt, daß ihn Wippo geradezu als Urheber derselben preist und ihn einladet in das Land zu kommen, um die wohlthätigen Folgen desselben mit eignen Augen zu sehen und den Dank des Volks zu erndten. Als dann der König das erste Mal in Burgund erschien, ertheilte er das erledigte Erzbisthum Lyon dem Udalrich, bisherigem Archidiaconus zu Langres, einem französischen Geistlichen der streng-

1043. sten Richtung, dessen Amtsführung wesentlich zur Befestigung des Gottesfriedens in Burgund beitrug. Aus derselben Zeit stammt ein Brief des alten Gerhard von Cambray an den König, in dem jener sich bitter über die Ungunst des Hofes beklagt und deutlich zu erkennen giebt, daß er sie sich nur durch sein Widerstreben gegen die Ordnungen des Gottesfriedens zugezogen habe. Man sieht, Heinrich war längst auf die Bestrebungen der Cluniacenser eingegangen, aber dennoch entwickelte sich ein enges und unmittelbares Verhältniß zwischen ihm und der Congregation erst durch seine zweite Ehe.

Ueberall traten die Folgen dieser Verbindung jetzt an den Tag. Es war auf Heinrichs Hochzeitreise im October 1043, daß er zu Kostnitz einer großen Synode der schwäbischen Bischöfe beiwohnte; nach der Erledigung der vorliegenden Geschäfte trat hier der König, vom Bischof der Stadt begleitet, am vierten Tage der Synode zu dem Altare hinan und ermahnte mit beredter Zunge alles Volk zur Bewahrung eines unverbrüchlichen Friedens. Er schloß damit, daß er selbst allen seinen Widersachern Verzeihung gelobte; die sämmtlichen anwesenden Herren Schwabens bewog er theils durch Bitten theils durch Drohungen das Gleiche zu thun. Gleich nach seiner Vermählung stellte er dann in ähnlicher Weise zu Trier, wo er das Weihnachtsfest feierte, einen allgemeinen Landfrieden in Lothringen her und ließ zugleich ein Edict durch alle seine Reiche ergehen, in welchem er allen Feinden Versöhnung gebot und allen Fehden für immer ein Ziel zu setzen befahl. Keineswegs kam das einer Einführung der Treuga Dei gleich, die erst später in Deutschland und Italien an einzelnen Orten Geltung gewann; denn die Treuga Dei war wesentlich eine kirchliche Veranstaltung, während hier die höchste Staatsgewalt selbst das Friedenswerk in die Hand nahm. Aber die Absichten des Königs berührten sich nahe mit den Bestrebungen der Cluniacenser, ja sie gingen noch über dieselben hinaus, indem sie wieder zu der Begründung eines ewigen ununterbrochenen Friedens zurückkehrten.

1044. Das Friedensedict des Königs übte im ersten Augenblick in den deutschen Ländern eine äußerst heilsame Wirkung; man erfreute sich bald der tiefsten Ruhe, eines glücklichen Zustandes ohne Gleichen. Auch in der Lombardei wurden die Segnungen des Edicts schnell ersichtlich. In Mailand war gleich nach der Aussöhnung Ariberts mit dem König ein innerer Krieg zum Ausbruch gekommen. Die Bürger, mit welchem Namen fortan hier vorzugsweise die handeltreibenden und gewerbthätigen freien Einwohner der Stadt bezeichnet wurden, wollten sich, seit Aribert sich wehrhaft gemacht hatte, den Hochmuth der

ritterlichen Leute nicht mehr gefallen lassen. Als daher einer dieser 1044
Herren eines Tags einen Bürgersmann schlug, griff die ganze Bürgerschaft tumultuirend gegen den Adel zu den Waffen und fand in einem gewissen Lanzo, welcher dem höchsten Adel der Stadt angehörte, aber seinen Standesgenossen grollte, einen ebenso gewandten als verschmitzten Führer. Der Bürgerkrieg tobte in den Mauern Mailands; der Adel war der zahlreicheren Bürgerschaft nicht gewachsen und verließ endlich Mailand, um sich mit seinen Genossen in der Umgegend zu verbinden und die übermüthigen Krämer in ihrer Stadt zu belagern. Drei Jahre lang dauerte schon die Einschließung Mailands, als die Boten des Königs erschienen, und nach dessen Edict Versöhnung und Frieden geboten. Man wagte nicht dem Willen des Königs zu widerstreben und verglich sich. Unfraglich wurde bei diesem Vergleich den Bürgern ein bestimmter Antheil am Stadtregiment eingeräumt; denn der mailändische Chronist Arnulf versichert wiederholentlich, daß durch diesen inneren Krieg der Zustand des Bisthums und der Stadt völlig verändert worden sei, und leitet den Verfall der bischöflichen Macht daselbst unmittelbar von diesen Vorgängen her. Erzbischof Aribert hatte, um sich an diesen inneren Kämpfen nicht zu betheiligen, mit dem Adel die Stadt verlassen und war erst nach der Beilegung des Streits in dieselbe zurückgekehrt; er starb nicht lange nachher am 16. Januar 1045.

Indem sich so die Friedensbestrebungen des Königs mit denen der Cluniacenser überall berührten, ergriff er zugleich die erste Gelegenheit, um mit schneidender Schärfe das Unwesen der Simonie anzugreifen, welches die französischen Mönche so lange als den eigentlichen Krebsschaden der Kirche bezeichnet hatten. Im Jahre 1044 versammelte er alle Bischöfe seines Reichs und sprach dann in ihrer Mitte, wie uns ein gleichzeitiger cluniacensischer Geschichtsschreiber*) berichtet, in folgender Weise: „Mit Betrübniß beginne ich zu euch zu reden, die ihr an Christi Stelle in der Kirche steht, welche er sich mit dem Preise seines Blutes gewonnen hat. Denn wie er selbst aus freier Güte aus dem Schooße des Vaters zu unserer Erlösung herabgestiegen ist, so hat er auch den Seinen befohlen: „Umsonst habt ihr em-

*) Rudolf der Kahle, der eben damals zu Cluny sein äußerst merkwürdiges Buch über die Geschichte seiner Zeit beendigte. Der Ort der Synode ist nicht bekannt. Die deutschen Quellen erwähnen die Synode nicht, doch ist deshalb an dem Vorgange selbst kaum zu zweifeln, wenn auch Rudolf Einiges übertrieben haben mag.

1044. pfangen, umsonst gebt es auch."*) Aber ihr, die ihr hättet ein Segen sein sollen, seid von Geiz und Habsucht verblendet ein Fluch der Kirche geworden, da ihr das Gebot des Herrn übertretend Geld gebet und nehmet. Auch mein Vater, für dessen Seelenheil ich schwere Sorge trage, hat dieser verdammlichen Habsucht nur allzusehr gefröhnt. Wer sich nun von euch mit solchem Makel befleckt hat, muß nach den Kirchengesetzen von seinem heiligen Amte entfernt werden. Denn es ist kund und offenbar, daß durch diese Sünde vielfache Plagen, als Hungersnoth, große Sterblichkeit und Kriegesschrecken, über die Menschenkinder gekommen sind, da ja alle geistlichen Würden und Grade vom obersten Bischof bis zum Ostiarius hinab durch verdammliche Käuflichkeit herabgewürdigt sind." So sprach der König mit großem Eifer, und die Bischöfe erschraken alle, wie derselbe Schriftsteller versichert, und wußten nicht, was sie antworten sollten; denn sie besorgten sämmtlich um solcher Schuld willen von ihren Sitzen vertrieben zu werden. Von den strengen Worten des Königs getroffen, flehten sie ihn um Nachsicht an; er aber, durch ihre Selbstanklage gerührt, tröstete sie mit versöhnlichen Worten: „Geht hin," sagte er, „und suchet, was ihr auf unerlaubte Weise genommen habt, zu guten Zwecken zu nutzen; betet auch mit aller Inbrunst für das Seelenheil meines Vaters, der mit euch in gleicher Schuld ist, damit ihr ihm Erlaß dieser Sünde von Gott erwirket!" Darauf erließ er ein Edict für sein ganzes Reich, es solle fortan keine kirchliche Würde und kein geistlicher Grad mehr für Geld ertheilt werden, und wer sich unterfinge etwas für dieselben zu geben oder zu nehmen, solle seines Amtes entsetzt werden und in den Bann der Kirche verfallen. Er selbst gelobte zugleich Allen mit gutem Beispiele voran zu gehen. „Wie Gott mir die Krone," sagte er, „aus reinem Erbarmen unentgeltlich gegeben hat, so werde ich auch Alles, was seine heilige Kirche angeht, unentgeltlich ertheilen. Ich wünsche, daß ihr meinem Vorgange folgt."

Was der König gelobt hatte, hielt er. Wiewohl er das strenge Regiment seiner Vorfahren über die Kirche in seinem ganzen Umfange behauptete, so daß die Bischöfe über seine fleischliche und willkührliche Härte nicht selten klagten, wiewohl auch er die Bisthümer seiner Reiche mit freier Gewalt und zwar meist mit seinen Kapellanen und vertrauten Räthen besetzte, hat er doch niemals seine Hände durch

*) Matth. 10, 8.

den Verkauf geistlicher Aemter und Würden beschmutzt. Wie hoch mußten das die Cluniacenser ihm anrechnen! Als leuchtendes Vorbild konnten sie ihn, den ersten Herrscher der Zeit, allen anderen Fürsten hinstellen, die ohne alle Scheu mit dem Heiligthum des Herrn den abscheulichsten Wucher trieben. Und auch in anderen Beziehungen entsprach Heinrich allen Forderungen, die sie an einen ritterlichen Mann stellen konnten, der in frischester Jugendblüthe mitten unter allen Reizen und Lockungen der Welt seine Tage verlebte und die Welt dienend zu seinen Füßen sah. Unter dem Frohlocken des Siegs, noch auf dem Schlachtfeld sah man diesen König sich im Gebet vor Christus beugen; kehrte er mit dem siegestrunkenen Heer dann in die Heimath zurück, so war sein erstes Geschäft Gott die Ehre des Siegs zu geben; von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar zog er mit seinen Kriegern barfuß und in härenen Kleidern. Eine ascetisch-phantastische Richtung durchdrang sein ganzes Wesen, wie man sie seit Otto III. an keinen Kaiser gekannt hatte. Niemals legte er die Abzeichen des Königthums an, ohne vorher einen Priester zu beichten und die auferlegten Bußen zu leisten. Die Geißelung fing eben damals an, als regelmäßige Bußübung von strengen Mönchen gefordert zu werden; selbst die Geißelung ließ sich der stolze König von Priesterhand gefallen. An die Spitze der abendländischen Christenheit schien endlich einmal ein gewaltiger Herr getreten, wie er dem Ideal des heiligen Odilo, wie er selbst den höher geschraubten Anforderungen seines Nachfolgers entsprach, jenes Hugo, der ein Jüngling an Jahren, ein Greis an tiefem Ernst und heiliger Würde im Jahre 1048 die Leitung der Congregation übernahm. Es war dieser Abt, welchen Heinrich III. ersah, seinen erstgebornen Sohn, den Kaiser der Zukunft, aus der Taufe zu heben; das letzte Siegel wurde damit gleichsam dem Bunde aufgedrückt, den Heinrich mit Cluny geschlossen hatte. 1044

Die Congregation von Cluny verstand es die Gemüther der Mächtigen nach ihren Absichten zu lenken; aber doch hat sie schwerlich geglaubt, daß sie diesen König, der sich so ganz ihr hinzugeben schien, zu leiten vermöge. Denn gewiß selten hat es einen Fürsten gegeben, der sich schwerer meistern ließ, als dieser fromme Beter und Büßer. So gern er guten Rath vernahm, konnte sich doch kein Sterblicher rühmen, auf seine letzten Entschlüsse bestimmend zu wirken. Wie selbstständig auch das Regiment seiner nächsten Vorgänger gewesen war, so ließ sich doch ein erheblicher Einfluß der Kaiserinnen nicht verkennen, namentlich lagen die kirchlichen Angelegenheiten zum großen Theil in ihren Händen;

1044. die schöne Agnes von Poitiers hat dagegen bei Lebzeiten ihres Gemahls weder auf die staatlichen noch auf die kirchlichen Verhältnisse des Reichs eine nachweisliche Einwirkung geübt. Die erfahrensten Bischöfe, die tüchtigsten Kriegsfürsten sammelte Heinrich um seinen Thron und vernahm ihre Stimme; aber Keiner hat sich jemals über die Stufe eines geehrten Dieners erhoben, Keiner war mehr als ein Werkzeug seiner königlichen Absichten. Selbst jene deutschen Bischöfe, die er auf den Stuhl Petri erhob, standen in der ausgesprochensten Abhängigkeit von seinem Willen. Aus den Forderungen seiner unvergleichlichen Stellung, aus den stolzen Regungen seines hochstrebenden Geistes, aus den Tiefen seines religiösen Gemüths stammten seine gewaltigen Entwürfe; der würde das innerste Wesen dieses Königs verkennen, der ihn sich als den Sklaven eines Mönchsordens vorstellte. Der Abt von Cluny, ob ihm mehr als hundert Klöster und Tausende von Mönchen gehorchten, ob er damals im Abendlande eine geistliche Autorität ohne Gleichen übte, galt dem König doch nur als Werkzeug bestimmter Absichten, die er durch ihn zu erreichen hoffte.

Diese Absichten lassen leicht sich erkennen. Das französische Reich, wie es damals war, ist einer Feste zu vergleichen, welche weniger durch starke Mauern und breite Gräben, als durch eine zahlreiche, sich stets frisch ergänzende und kampflustige Besatzung gesichert wird. Nicht ohne jahrelange Mühen und zahllose Verluste war das Reich zu bezwingen, wenn man sich auf Waffengewalt einließ; eher schien durch die Mittel der Ueberredung und frommen Zwangs dieses Ziel zu erreichen. Geistige und geistliche Waffen versprachen hier bessere und dauerndere Erfolge, als das blanke Schwerdt; Mönchsschaaren und das kanonische Recht konnten mehr ausrichten, als zahlreiche Heere von Rittern. Diese friedliche Eroberung Frankreichs anzubahnen beabsichtigte Heinrich, als er sich mit Cluny verband; mit dem Gottesfrieden, nicht mit dem Faustrecht im Bunde wollte er den König von Frankreich zwingen, sich vor ihm zu beugen.

Wie thätig die Cluniacenser für die Zwecke des Königs in Frankreich wirkten, wird die Folge zeigen; aber nimmermehr würden sie es gethan haben, wenn er nicht auch andere Absichten zu erkennen gegeben hätte, welche jene Bestrebungen auf das Wirksamste zu fördern versprachen, die sie seit mehr als einem Jahrhundert mit unerschütterlicher Consequenz verfolgt hatten. Heinrich hatte offen der Simonie den Krieg erklärt; und welcher Fürst schien mehr geschaffen als er den großen Kampf glücklich durchzufechten! Das war es, was Cluny mit so starken Fesseln an Heinrich band. Das letzte Ziel

Heinrichs war ein allmächtiges Kaiserthum; Clunys Ideal dagegen 1044.
vollendete sich nur in der Herrschaft des Stuhls Petri über alle Gewalten der Welt; himmelweit lagen ihre äußersten Zielpunkte auseinander, aber ihre Bestrebungen berührten sich dennoch für den Augenblick im Kampfe für die Reform der Kirche. So reichen sich zwei Wanderer die Hand, die sich auf unsicheren Pfaden begegnen, und wenig bekümmert es sie, ob sich später ihre Wege weit von einander trennen.

9.

Große Pläne und große Hindernisse.

Wohin die Absichten des jungen Königs zielten, hatte er in den wenigen Jahren seiner Regierung sonnenklar aller Welt gezeigt. Es galt ihm das ganze Abendland unter sein Scepter zu beugen, die lateinische Christenheit rings zu umfrieden, eine allgemeine Reformation der Kirche durchzuführen, unter dem Schutz des Kaiserthums staatliches und geistliches Recht überall in Geltung zu setzen. Mit solchen Plänen ging er auf die ursprüngliche Idee des germanischen Kaiserthums zurück, erfaßte er die Absichten Karls des Großen in ihrem ganzen Umfange und knüpfte er zunächst an die letzten Bestrebungen Heinrichs II. an. Aber was dieser hart heimgesuchte Fürst erst am Rande des Grabes hatte angreifen können, begann er mit frischer Kraft gleich in den Anfängen seiner Regierung; und wer auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel, auf die Kraft seiner Unternehmungen, auf das Glück seiner ersten Thaten sah, mochte kaum zweifeln, das Höchste werde ihm gelingen und er von dem Ziele nicht fern bleiben, wenn er es selbst nicht erreichen sollte.

Mit seinen Gedanken die Welt umspannend und auf den letzten Höhen der irdischen Dinge weilend, mußte der König jetzt vor Allem auf Rom seine Blicke richten; er mußte die errungenen Lorbeeren und Friedenspalmen um das Diadem der Cäsaren winden, wenn er in erfolgreicher Weise sein großes Werk fortsetzen wollte. Nur als gekrönter Kaiser Roms konnte er seinem Principat im Abendlande allgemeine Anerkennung gewinnen; nur von Rom aus ließ sich eine umfassende Reform der Kirche anbahnen und durchführen. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß Heinrich seit seiner zweiten Vermählung der Gedanke der Romfahrt unablässig beschäftigte; aber wie seine Vorgänger selten auf ebenen Wegen gewandelt waren, so erwuchsen

1044. auch ihm mitten in seinen großen Entwürfen Hemmnisse der verschiedensten Art, die Jahre lang seine Kaiserkrönung und mit ihr die angekündigte Kirchenreformation verzögerten.

Es war ein eigenthümliches Mißgeschick, daß gerade in dem Augenblicke, wo Heinrich mit Cluny in die engste Verbindung trat und zugleich sein Auge auf die innern Angelegenheiten Frankreichs richtete, der alte Herzog Gozelo von Lothringen starb und dessen Sohn Gottfried, ein durch Klugheit und Tapferkeit gleich ausgezeichneter Fürst, mit dem Könige um die Erbschaft des Vaters in andauernde und niemals ganz ausgeglichene Zerwürfnisse gerieth. Kein größeres Hemmniß seiner Absichten konnte dem König erwachsen; denn es wurde dadurch nicht allein der Landfriede Lothringens aufs Neue gestört, sondern der König zerfiel auch mit dem deutschen Fürstengeschlechte, welches bisher die vertraulichsten Beziehungen mit Cluny unterhalten, ja nachhaltige Bestrebungen im Sinne der Cluniacenser in Deutschland erst hervorgerufen hatte. Ueberdies war dieses Geschlecht fast seit einem Jahrhundert das festeste Bollwerk des Reichs gegen alle Angriffe vom Westen gewesen; unablässig hatte es auf der Warte gegen die niemals aufgegebenen Anschläge der französischen Könige auf Lothringen gestanden. Nicht ohne Grund hatte Konrad die herzogliche Gewalt über beide Lothringen an Gozelo übergeben, dessen Ergebenheit auch Heinrich die wichtigsten Dienste zu leisten versprach.

Als Herzog Gozelo im Anfange des Jahres 1044 starb, führte sein ältester Sohn Gottfried, mit dem Beinamen „der Bärtige," bereits den herzoglichen Namen, da er schon bei Lebzeiten seines Vaters mit Oberlothringen belehnt war. Ein Mann voll Thatkraft, kriegerischen Muthes und großer Beharrlichkeit, hatte er dem kaiserlichen Hause bereits erhebliche Dienste geleistet; er vor Allem war es gewesen, der Odo von Champagne zu Fall gebracht und dadurch Konrads Herrschaft in einem sehr gefährlichen Zeitpunkt gesichert hatte. Gottfried glaubte daher einen vollwichtigen Anspruch auf ganz Lothringen zu haben, wie es sein Vater besessen hatte. Aber der alte Gozelo selbst soll diesem Wunsche seines Sohnes nicht hold gewesen sein; es wird berichtet, er habe den König gebeten nach seinem Tode mit Niederlothringen seinen zweiten Sohn Gozelo zu belehnen. Wenn dem Könige eine solche Bitte laut wurde, gewährte er sie gewiß mit Freuden; denn sein eigenes und des Reichs Interesse schien in gleicher Weise zu fordern, daß jene gefährliche Macht gebrochen werde, welche Konrad einst in Zeiten der Noth an den Westgrenzen Deutschlands in eine Hand gelegt hatte. Gewiß ist, daß nach dem Tode des al-

ten Gozelo der Entschluß des Königs feststand, die lothringischen Län- 1044.
der von Neuem zu trennen; mit diesem Entschlusse kehrte er, nachdem er sich in den ersten Monaten des Jahres durch die Rheingegenden und Hessen nach Sachsen begeben hatte, in der Fastenzeit an den Rhein zurück und begab sich um Ostern nach Nymwegen, um die lothringischen Verhältnisse nach seinem Willen zu ordnen.

Gottfried widersetzte sich mit der äußersten Hartnäckigkeit der Belehnung seines Bruders und verlangte mit immer gesteigerter Dringlichkeit die ungetheilte Macht seines Vaters. Es kam zu Nymwegen zu sehr heftigen Auftritten zwischen ihm, dem gereiften Manne, und dem jungen König, ohne daß er jedoch diesen von seinem Willen abzubringen vermochte. So unfähig sein Bruder Gozelo war, welchen das Volk „den Feigen" nannte, er erhielt dennoch die Fahne von Niederlothringen, und Gottfried verließ im Unmuth den Hof, entschlossen mit bewaffneter Hand sich zu erobern, was man seinen treuen Diensten und seinen dringenden Worten widerrechtlich versagt habe. Der Entschluß des Königs schien durch die Wohlfahrt des Reiches geboten, aber er war nichtsdestoweniger der unheilvollste, welchen er jemals gefaßt hat; aus ihm erwuchs in der Folge dem Könige eine lange Reihe der traurigsten Kämpfe, aus ihm noch seinen Nachkommen Gefahren, die mehr als einmal ihre Herrschaft mit dem völligen Untergange bedrohten. Man muß sagen, daß der König die ganze Bedeutung Gottfrieds mit Nichten erkannte und daß sich der genialische Scharfblick seines Vaters für das wahre Interesse der Herrschaft doch nicht auf ihn vererbt hatte.

Gegen Pfingsten verließ der König die rheinischen Gegenden und eilte durch Schwaben und Baiern an die ungersche Grenze, da König Aba nicht allein die gegebenen Versprechungen nicht erfüllt hatte, sondern sich sogar bereits, wie sichere Kunde kam, zu einem neuen Kriegszuge gegen die Deutschen rüstete. Aba mochte Kunde davon haben, daß der Ausbruch eines inneren Krieges in Deutschland bevorstehe; denn er unterhielt, wie wir wissen, in Baiern Späher. Es wird gemeldet, daß sich vornehmlich zwei Brüder des Bischofs Nitker von Freisingen, welche sich in ihren ehrgeizigen Absichten vom König getäuscht sahen, mit den Ungern in verrätherische Unterhandlungen eingelassen hatten. Aber ebenso war auch Heinrich von Allem auf das Beste unterrichtet, was in Ungern vorging, da sich flüchtige Magyaren in großer Zahl bei ihm einstellten. Nur durch große Erfolge gegen die Deutschen hätte sich Aba in der neuen Gewalt behaupten können; seine Niederlage hatte sein Ansehen in der Nation sofort er-

1044. schüttert, und seine Lage wurde dadurch noch verschlimmert, daß er, mißtrauisch ge gen den Adel, sich mit Leuten aus niederem Stande umgab. Es hatte sich eine Verschwörung unter dem ungerschen Adel gebildet, die nichts Anderes bezweckte als die Zurückberufung jenes vertriebenen Peter, welchen die Nation noch vor Kurzem so verabscheut hatte, daß Heinrich von der Herstellung desselben Abstand nahm. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber die Theilnehmer derselben entgingen Abas Zorn und entkamen nach Deutschland. Durch sie wußte Heinrich, auf wie schwachen Stützen Abas Herrschaft in Ungern ruhte.

Nur mit einem sehr kleinen Heere war Heinrich an der ungerschen Grenze erschienen, indem er zunächst nur die Forderung erhob, daß Aba seinen eingegangenen Verpflichtungen genügen solle. Aba war durch seine Späher von der geringen Streitmacht Heinrichs unterrichtet worden; sie hatten ihm zugleich den Rath gegeben, scheinbar Unterhandlungen mit dem König zu beginnen, indessen aber im Stillen ein großes Heer an der Grenze zusammenzuziehen und den König noch unvorbereitet zu überfallen. Diesen Eingebungen glaubte der Unger folgen zu müssen; er hoffte mit leichter Mühe den König überwältigen und ohne Fährlichkeiten tief in Baiern eindringen zu können, wo ihm Ritgers Brüder Regensburg, ihre Geburtsstadt, zu überliefern versprachen. Er sandte daher sofort Gesandte an Heinrich und ließ sich wegen der Säumniß in der Erfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten entschuldigen, zugleich aber die Auslieferung der ungerschen Flüchtlinge verlangen. Indem Aba so über seine Absichten zu täuschen suchte, wurde er jedoch selbst getäuscht. Heinrich zog die Verhandlungen absichtlich hin und hielt die Gesandten lange zurück, um sie einerseits durch den Anblick seiner dürftigen Streitmacht in dem Vertrauen auf ihre Ueberzahl zu bestärken, andrerseits aber inzwischen selbst ein bairisch-böhmisches Heer an sich zu ziehen, das er bereits im Stillen aufgeboten hatte. Erst als er erfuhr, daß Aba mit seinem Heere nur noch eine Tagereise von der Grenze entfernt sei, entließ er die Gesandten mit der Kriegserklärung; am dritten Tage, ließ er Aba melden, werde er ihn zum Kampfe bereit finden.

Sogleich brach Heinrich mit seinem Heere auf, welches durch die Böhmen und Baiern verstärkt unfraglich bereits viel zahlreicher war, als die Ungern meinten, aber doch der Zahl nach zu Abas Streitkräften in keinem Verhältnisse stand. Aba gab, sobald er von dem Vorrücken der Deutschen hörte, seinen ersten Plan auf. Er zog sich tiefer in sein Land zurück; erst inmitten desselben wollte er dem feindlichen Heere begegnen und wähnte es vollständig hier zu vernichten.

So fand Heinrich die Grenzen Ungerns unvertheidigt; unbelästigt 1044.
erreichte er Oedenburg und kam in die Sumpfgegenden an der Repcze, deren rechtes Ufer er von den Ungern besetzt sah. Trotz dieses Schutzes gelang es dem König, nachdem man während der ganzen Nacht längs des Flußes marschirt war, auf einer Brücke und mit Benutzung einer Furt in der Frühe des folgenden Tags sein Heer über den Fluß zu setzen. Die ungersche Besatzung zog sich zurück und störte auch den Uebergang des deutschen Heeres über die Raab nicht. Kaum aber hatte man diesen Fluß überschritten, so sah man die Ebene weithin von den Schaaren der Feinde erfüllt und zum Kampfe gerüstet.

Die entscheidende Stunde hatte geschlagen. Der König ruft den Beistand Gottes und der Heiligen an, ermuntert mit feurigen Worten die Seinen, ergreift Schild und Schwerdt und führt selbst das Heer gegen den Feind; mit heldenmüthiger Begeisterung stürmt er voran, die Seinen ihm nach. Gleich beim ersten Angriff stäuben die Ungern wie Spreu auseinander, nicht einen Augenblick war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Sei es nun, daß, wie die Altaicher Jahrbücher melden, ein Wirbelwind sich plötzlich erhob und den Ungern den Staub in das Gesicht fegend den Angriff der Deutschen unterstützte; sei es, daß Verrath in Abas Reihen herrschte, wie spätere ungersche Quellen andeuten: Heinrich gewann den vollständigsten Sieg fast ohne Kampf und mit geringen Verlusten. Die Ungern, sich nach allen Seiten durch die Ebene zerstreuend, wurden mehrere Meilen verfolgt, und eine große Zahl von ihnen fiel unter dem Schwerdte der Deutschen. Nachdem Heinrich den Befehl gegeben hatte von der weiteren Verfolgung abzustehen, schlug er auf dem Schlachtfelde das Lager auf und feierte sogleich in demselben ein großes Dankfest. Der König selbst im Bußgewande und das ganze Heer warfen sich auf die Knie und priesen den Herrn, der sie im Kampfe geführt und ihnen den Siegeskranz verliehen habe. Dann erhoben sie sich, fielen sich unter Thränen in die Arme, entsagten allem Hader und gelobten sich Friede und Freundschaft für alle Zukunft. Die Schlacht war am 4. oder 5. Juli 1044; den Kampfplatz bezeichnen die ältesten Quellen nicht genau, nach einem späteren ungerschen Berichte war er bei Menfeu unweit Raab.

Ein so vollständiger Sieg mußte unmittelbar die Entscheidung des Kriegs herbeiführen. Aba flüchtete sich in die innersten Theile seines Reichs; Heinrich setzte dagegen seinen Weg unbehindert nach Stuhlweißenburg, der ungerschen Königsstadt, fort, wo man ihm sofort

1044. die Thore öffnete. Abas Gemahlin mit ihren Kindern und der ganze Schatz des Feindes fielen hier in die Hände des Siegers, der nun frei über die Krone Ungerns verfügen konnte. Aba wurde der königlichen Würde verlustig erklärt und Peter auf den Thron des heiligen Stephan zurückgeführt; zum Schutze desselben, bestimmte Heinrich, sollte eine starke baiersche Besatzung im Lande zurückbleiben. Und als ob es mit den deutschen Waffen noch nicht genug wäre, wurde auch deutsches Recht den Ungern gegeben. Es wird glaubhaft versichert, daß Heinrich damals baiersches Recht den Ungern auf ihre besondere Bitte verliehen habe. Die Bittenden werden König Peter und seine Höflinge gewesen sein; unter dem baierschen Recht hat man wohl nicht das alte Volksrecht, sondern die Satzungen des in Baiern gültigen Landsfriedens zu verstehen.

Peter, obwohl er lediglich ein Geschöpf der Milde des deutschen Königs war und unter den Schutz deutscher Arme uud deutscher Gesetze gestellt wurde, fand dennoch für den Augenblick allgemeine Anerkennung im Lande. Aba wurde auf der Flucht verfolgt und eingeholt; jenseits der Theiß ergriff man ihn in einer Kirche und schleppte ihn vor Peters Richterstuhl, der ihn enthaupten ließ. Abas goldne Königslanze wurde Heinrich überliefert und von ihm als Weihgeschenk für den heiligen Petrus nach Rom gesendet. Dort sah man sie lange am Grabe des Apostelfürsten hängen,*) und die Päpste gaben später vor, der deutsche König habe mit dieser Lanze das ungersche Reich dem h. Petrus und seinen Nachfolgern übertragen wollen. Aber Nichts lag den Absichten Heinrichs ferner; er sah das Magyarenland lediglich als eine Provinz des deutschen Reichs an, die durch seine Siege gewonnen. König Peter, der bald in aller Form seine Abhängigkeit von den Deutschen anerkannte, war wesentlich in keine andere Stellung zum Reiche gekommen, als Herzog Bretislaw von Böhmen sie nach seiner Demüthigung erhalten hatte.

Im Triumph führte Heinrich sein Heer nach Baiern zurück; hier feierte er zu Regensburg ein neues Buß- und Dankfest mit Fasten und feierlichen Umzügen. Barfuß und in härenen Kleidern zog er zu allen Altären der Stadt und bekleidete jeden derselben mit einer neuen seidenen Decke. Als diese Festlichkeiten beendet waren, eilte er nach Lothringen, wo seine Gegenwart dringend gefordert wurde, da Herzog Gottfried inzwischen hochverrätherische Verbindungen angeknüpft und alle Veranstaltungen zu einem allgemeinen Aufstande im Westen

*) Später hing die Lanze an einer der Hauptthüren der Peterskirche.

getroffen hatte. Nicht nur hatte er die Lothringer zu einem Eide vermocht, ihm drei Jahre hindurch gegen Jedermann zu dienen, sondern auch mit dem Könige von Frankreich einen geheimen Bund geschlossen und sich zugleich mit mehreren unzufriedenen Großen im romanischen Theile Burgunds gegen Heinrich verschworen. 1044.

Sobald der König von Gottfrieds Verrath erfuhr, war er entschlossen, mit unnachsichtiger Strenge gegen den eidbrüchigen Fürsten einzuschreiten. Er versammelte einen Fürstenrath — wahrscheinlich zu Achen gegen Ende des Monats September — und beschied den Herzog vor das Gericht seiner Gleichen. Der Verklagte erschien und leugnete die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen; aber umsonst, indem man hinreichende Beweismittel in Händen hatte, um ihn des Verraths zu überführen. Die Fürsten verurtheilten ihn daher zum Verlust seines Herzogthums und zur Haft, der er jedoch bald entlassen wurde, da er einen seiner Söhne als Geißel stellte. Dieses Verfahren genügte, um Gottfried zu einem unversöhnlichen Gegner des Königs zu machen, aber brach weder seinen Muth noch seine Kraft. Als bald darauf sein vergeißelter Sohn starb, ergriff Gottfried sogleich die Waffen des Aufruhrs, fiel mit gewappneten Schaaren in Lothringen ein und durchzog in heißer Rachelust plündernd das ganze Land. Zu derselben Zeit standen auch die Mißvergnügten in Burgund auf; an ihrer Spitze der Graf Reginold von Hoch-Burgund, ein Oheim der Königin Agnes, wie der Graf Gerold von Genf. Noch im Winter mußte sich der König gegen die Aufständigen rüsten.

Gleich nach dem Weihnachtsfest, das Heinrich zu Speier gefeiert 1045.
hatte, drang er mit einem starken Heere in Lothringen ein. Er nahm Gottfrieds Burg Böckelheim bei Kreuznach und ließ sie schleifen. Nirgends konnte sich der rebellische Herzog halten und mußte bald darauf flüchtig das Weite suchen. Der König wandte sich, da sein Gegner so gut wie vernichtet war und er sein Heer in dem von einer Hungersnoth heimgesuchten Lande nicht länger ernähren konnte, noch im Januar nach Burgund. Auch hier hatten die Aufständigen nur mit geringem Glücke gekämpft. Graf Reginold hatte den Grafen Ludwig von Mömpelgard angegriffen, der mit Sophie, der zweiten Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen und Pflegeschwester des Königs,*) vermählt war; er hatte Mömpelgard belagert, war aber

*) Gisela, die Mutter des Königs, hatte ihre beiden Nichten, Beatrix und Sophia, die Töchter Herzog Friedrichs, wie ihre eigenen Kinder nach dem Tode der Eltern erzogen.

1045. vor der Burg von Ludwig aufs Haupt geschlagen und so geschwächt worden, daß er sich dem königlichen Gemahl seiner Nichte, als dieser gegen Ende des Januars nach Solothurn kam, sogleich freiwillig
23. Januar. ergab. Auch die anderen Aufständigen legten ihre Waffen nieder, und der König konnte nach kurzer Zeit Burgund beruhigt verlassen.

Heinrich nahm seinen Weg über Zürich (30. Januar) nach Augsburg; hierhin hatte er die lombardischen Fürsten beschieden, und hier
Februar. berieth er mit ihnen die Angelegenheiten ihres Reichs, indem er ohne Zweifel sein Erscheinen in ihrem Lande in nahe Aussicht stellte. Als er von Augsburg dann nach Freisingen kam, erschien eine Gesandtschaft König Peters am Hofe und forderte Heinrich dringend auf nach Ungern zu kommen, da nicht allein die Treue des Volks gegen Peter wanke, sondern auch ein Rückfall der Nation in das Heidenthum drohe. Der König versprach das Pfingstfest in Stuhlweißenburg zu feiern, nahm aber zunächst seinen Weg nach Sachsen, wo er Ostern zu feiern gedachte. Ueber Neuburg an der Donau (7. März) ging er nach Bamberg, wo er am Palmsonntage sich aufhielt; zur Osterzeit war er in Goslar. Viele Fürsten des Reichs waren hier um den König versammelt, und wichtige Angelegenheiten wurden entschieden. Vor Allem gab der König, wie früher bereits Baiern, so jetzt auch das Herzogthum Schwaben auf. Der lothringische Pfalzgraf Otto wurde mit Schwaben belehnt; es war dies der Lohn für wichtige Dienste, die er mit seinem Hause dem Könige im Kampf gegen Gottfried geleistet hatte.*) Die bisher von Otto bekleidete Pfalzgrafschaft ging auf dessen Vetter Heinrich über und blieb so demselben Hause erhalten. Die lothringischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Achen hatten, waren bereits durch ihre nahe Verwandtschaft mit den Ottonen zu einer bevorzugten Stellung im Reiche gelangt und stiegen jetzt zu immer höheren Ehren hinan. Ihrem Geschlechte gehörte damals der Herzog von Schwaben und der Erzbischof von Köln an, wie Herzog Kasimir von Polen, der Sohn von Herzog Ottos Schwester Richeza.**)

Gegen Pfingsten trat der König mit großem Gefolge die Reise

*) Otto überließ für die Belehnung dem Könige Duisburg und die Insel Kaiserswerth.

**) Nach einer vereinzelten Nachricht, die wohl auf die Altaicher Jahrbücher zurückzuführen ist, soll Heinrich damals Oberlothringen an den Sohn des Grafen Balduin von Flandern übergeben haben. Der junge flandrische Fürst war an Heinrichs Hofe erzogen, und die Nachricht scheint nicht unglaubwürdig, obwohl sie schwerlich auf eine förmliche Belehnung zu beziehen ist.

nach Ungern an. Zu Regensburg bestieg er ein Schiff und landete 1045.
bei Passau, um dort das Himmelfahrtsfest zu feiern. Die weitere Fahrt auf der Donau war durch höchst eigenthümliche Umstände bezeichnet. Als man hinter Grein an die gefürchteten Donauwirbel bei Struden kam, erschien dem Bischof Brun von Würzburg, welcher den König begleitete, auf einer hohen Felsklippe ein finsteres Gespenst und verkündete ihm sein nahes Ende. In der That fand Brun bald darauf einen jähen Tod. Als nehmlich der König am Sonntag vor Pfingsten bei Bersenbeug anlegte, um einer Einladung der Gräfin Richilde auf ihre Burg zu folgen, und dort auf einen hohen Söller stieg, brach plötzlich das alte Gemäuer, überlastet wie es war, unter furchtbarem Krachen zusammen, und der König stürzte mit seinen Begleitern in eine erhebliche Tiefe hinab. Er selbst kam ohne erheblichen Schaden davon, aber Bischof Brun und Andere vom Gefolge erlitten schwere Verletzungen, in Folge deren der Bischof am Tage nach Pfingsten zu Bersenbeug starb. Der König verlor in ihm einen seiner nächsten Verwandten und vertrautesten Räthe; das reiche Bisthum Würzburg kam an Adalbero aus dem Hause der Grafen von Lambach, den Bruder des tapferen Markgrafen Gottfried von Kärnthen.

Indessen hatte der König seine Reise fortgesetzt. An der ungerschen Grenze wurde er mit den größten Ehren empfangen und so nach Stuhlweißenburg geleitet, wo er mit Peter unter glänzenden Festlichkeiten Pfingsten beging (26. Mai). Damals war es, daß ihm der Ungerkönig im Angesicht des ganzen Volks mit einer goldenen Lanze sein Reich übergab und das Volk Heinrich und dessen Nachfolgern huldigte. Als dies geschehen war, wurde wiederum Peter mit dem ungerschen Reiche für seine Lebenszeit von dem deutschen Könige belehnt. Unmöglich konnte auf eine förmlichere und feierlichere Weise die vollständige Abhängigkeit Ungerns vom deutschen Reiche anerkannt werden; nur in der ausgesprochensten Botmäßigkeit von den Deutschen glaubte Peter noch seine Herrschaft erhalten zu können. Bei dem öffentlichen Mahle, das der Belehnung folgte, sah man die Könige in dem herzlichsten Einverständniß bei einander; nach den Freuden der Tafel ließ der Unger seinem Gaste und Schutzherrn die kostbarsten Geschenke und eine große Summe Geldes als Freundschaftspfand überreichen. Heinrich nahm das Geld an und vertheilte es bis auf den letzten Heller unter die tapfern Krieger, die mit ihm im Jahre zuvor gegen Aba gefochten hatten. Als diese Festlichkeiten beendet waren, kehrte Heinrich in sein Reich zurück. Schon am 3. Juni finden wir ihn wieder zu Perschling bei Tuln.

1045. Herzog Gottfried hatte, obwohl er Lothringen hatte räumen müssen, noch nicht die Waffen gestreckt, war aber doch zu der Erkenntniß gekommen, daß es für den Augenblick unmöglich sei, diesem glücklichen Könige das Widerspiel zu halten. Deshalb entschloß er sich, so fern von Reue auch seine Seele war, der Noth zu weichen und die Gnade des Königs anzuflehen. Als Heinrich im Juli an den Rhein kam, erschien Herzog Gottfried an dem königlichen Thron, stellte seine Sache der Entscheidung des Königs anheim und bat allein um Milde und Gnade. Das Urtheil der Fürsten fiel dahin aus, daß er als rückfälliger Rebell in enge Haft nach Gibichenstein geführt werden sollte. Der König fand keinen Grund, den Spruch der Fürsten zu mildern, und so wanderte nun auch Gottfried nach jenem hohen Thurm am steilen Ufer der Saale, wo schon so mancher deutscher Herr — zuletzt Herzog Ernst — zähneknirschend darüber nachgedacht hatte, daß die alten Zeiten deutscher Fürstenmacht und stolzen Freiheitstrotzes verstrichen seien, daß man in Tagen lebe, wo es gegen den Willen eines Einzelnen in deutschen Landen keine Waffen mehr zu geben schiene.

Der König begab sich vom Rheine nach Sachsen. Er mußte hier die Waffen gegen die Liutizen ergreifen, die abermals die Grenzen beunruhigt hatten; aber ein kurzer Feldzug genügte, um sie zur Ruhe zu verweisen. Sie versprachen den herkömmlichen Tribut und verhielten sich dann ein Jahrzehnd ruhig in ihren Wäldern und Sümpfen. Unseres Wissens wurde damals wenig oder nichts in ihren Verhältnissen geändert. Vornehmlich blieben die Markgrafen der Nordmark, einst so gewaltig in den überelbischen Gegenden, auch jetzt dort ohne erhebliche Macht. Keine Mark war damals mehr verfallen und weiter herabgekommen als die sächsische Nordmark, so daß kaum die Namen der Markgrafen noch in den Annalen erscheinen. Wir wissen, daß in den Zeiten Heinrichs III. auf den jüngeren Bernhard hier ein Markgraf Wilhelm folgte; aber weder die Zeit der Belehnung noch die Familienverhältnisse desselben lassen sich näher feststellen. Auch die kirchlichen Einrichtungen lagen in den Gegenden, welche einst den Brandenburger und Havelberger Sprengel bildeten, in dem tiefsten Verfall. Von Magdeburg aus war seit langer Zeit Nichts zur Herstellung der Mission geschehen. Bald aber erhielt von Bremen aus die Mission unter den Wenden einen neuen kräftigen Anstoß. Es war im Sommer **1045**, daß der König nach dem Tode des trefflichen Libentius den Propst von Halberstadt Adalbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen erhob. Adalbert war einer vorneh-

men an der Saale heimischen Familie Sachsens entsprossen und selbst 1045.
den Ottonen weitläufig verwandt; ein Sohn des verstorbenen Grafen Friedrich und Bruder des Dedo, welchem der König zum Lohn für wichtige Dienste in den Ungernkriegen die Pfalzgrafschaft in Sachsen ertheilte, stand Adalbert durch Blutsfreundschaft oder Verschwägerung mit den meisten Fürsten des Landes in naher Verbindung. Stolzer indessen als auf seine fürstliche Würde war er auf seine geistlichen Weihen und das ihm übertragene Erzbisthum, welches er in blühendem Zustande erhielt, doch noch zu weit höherem Glanze zu erheben hoffte. Nirgends aber fand er seine Autorität weniger anerkannt, als unter den Wenden an der Ostsee; hier schien in dem weiten Missionsbezirk Bremens der unfruchtbarste Boden für die Saat des Evangeliums zu sein. Gerade dies lenkte hierhin zuerst seine Blicke, und mit dem brennenden Eifer seines feurigen Geistes machte er sich hier sogleich an die Arbeit. Die Umstände waren ihm überaus günstig; die alten Kirchen erstanden in den Ländern der Wagrier und Abodriten von Neuem, und selbst die starren Liutizen konnten sich bald des auf sie eindringenden Christenthums nicht länger erwehren.

Nachdem der König während des Septembers sich meist in Bodfeld aufgehalten und in den Wäldern des Harzes nach seiner Gewohnheit der Waidlust gepflegt hatte, nahm er seinen Weg nach Franken. Er hatte einen großen Reichstag nach Tribur berufen; denn die Zeit schien endlich gekommen, wo er, der drängendsten Sorgen entledigt, an größere Unternehmungen und vor Allem an die Romfahrt denken konnte, die schon so lange seinen Geist beschäftigt hielt. Aber ein neues und schlimmeres Hinderniß trat seinen Absichten entgegen. Auch er trug jenen verderblichen Keim in sich, der alle Kinder Giselas in frühen Jahren die Beute des Todes werden ließ; so frisch und kühn sich sein jugendlicher Geist aufschwang, die Kraft seines Leibes war schon gebrochen. Auf dem Wege nach Tribur erkrankte Heinrich plötzlich so schwer, daß man an seiner Genesung verzweifelte. Der Reichstag, der ohne ihn nicht abgehalten werden konnte, löste sich auf, und nicht ohne große Sorgen kehrten die bereits versammelten Fürsten nach Hause zurück. Ganz andere Gedanken bewegten sie jetzt, als die Romfahrt. Wie stand es um die Zukunft des Reichs, wenn Heinrich seinen Leiden unterliegen sollte? Er war noch ohne männliche Nachkommenschaft — eben damals hatte ihm Agnes das erste Kind in einer Tochter geschenkt — es lebte Keiner des königlichen Hauses mehr im weltlichen Stande; Nichts war über die Nachfolge im Reiche bestimmt. Indem die Fürsten die große Frage vielfach bei sich erwogen, erklär-

1045. ten sich die Herzöge Otto von Schwaben und Heinrich von Baiern für die Wahl des lothringischen Pfalzgrafen Heinrich, und die meisten Bischöfe schlossen sich ihnen an. Indessen zeigten sich bald diese Sorgen als eitel; der König genas wider Aller Erwarten, obwohl seine Gesundheit sich seit dieser Zeit niemals wieder recht befestigte. Als ihm die nöthigen Kräfte zurückgekehrt waren, begab er sich von Franken nach Sachsen und verlebte die Weihnachtszeit zu Goslar.

1046. Wie ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, so folgte sich auch jetzt rasch nacheinander eine Reihe trauriger Ereignisse, welche die Seele des Königs beunruhigten und ihn größere Unternehmungen zu vertagen nöthigten. Mehrere Jahre hindurch hatte das ganze nördliche Deutschland von Mißwachs und Theurung schwer gelitten; die Folge waren weitverbreitete Seuchen, welche, als der Winter von **1045** auf **1046** mit sehr strenger Kälte eintrat, in entsetzlicher Weise um sich griffen. Eine furchtbare Noth brach aus, an deren Nachwehen man viele Jahre zu leiden hatte; eine unerhörte Sterblichkeit erschreckte und verwirrte alle Gemüther. Kaum hatte man sich ein wenig von diesen Leiden erholt, als in mehreren volkreichen Städten wie nach Verhängniß fast gleichzeitig große Brände entstanden, die mit um so verheerenderer Gewalt um sich griffen, da die Wohnhäuser noch sämmtlich aus Holz aufgeführt zu werden pflegten. Am Palmsonntag wurde Hildesheim von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht; im Sommer gingen fast ganz Mainz und Regensburg in Flammen auf. So häufte sich Noth auf Noth, und überall war die Hülfe des Königs erforderlich.

Auch Herzog Gozelo von Niederlothringen war von der herrschenden Seuche dahingerafft; sein Tod veranlaßte den König sich gegen Ostern nach dem Westen zu begeben und das Fest zu Utrecht zu feiern. Der dortige Bischof Bernold, der Nachfolger Adelbolds, genoß große Gunst bei Hofe; zum nicht geringen Verdruße des Grafen Dietrich von Holland, der von seinem Vater die Feindschaft gegen die Utrechter Bischöfe und das Streben seine Macht in Friesland auszubreiten ererbt hatte.*) Als daher der König die durch Gozelos Tod erledigte Grafschaft in Drenthe an Bischof Bernold versprach, griff der Graf flugs zu den Waffen und suchte sich mit Gewalt des dem Bischofe zugesagten Lands zu bemächtigen. Aber gleich nach Ostern rückte der König mit einem Heere gegen Dietrich an und nöthigte ihn seinen Raub auszuliefern; durch eine Urkunde, am **22.** Mai zu Achen

*) Vgl. S. 141. ff.

erlassen, übertrug dann der König die bestrittene Grafschaft dem 1046.
Bischof.

Gozelos Tod war auch auf Gottfrieds Gefangenschaft von Einfluß. Theils die Vorstellungen angesehener Männer am Hofe, theils der eigene Wunsch des Königs, sich den tapferen Mann zu versöhnen, bewogen ihn, Gottfried gegen vollgültige Bürgschaft der Haft auf Gibichenstein zu entlassen. Gottfried mochte hoffen, daß der König jetzt nach Gozelos Abscheiden geneigter sein werde, seinen Ansprüchen auf das ganze Lothringen zu genügen; er bezwang seinen Stolz und bequemte sich zu einer demüthigenden Scene, durch welche er, wie es scheint, seine lange verfolgten Absichten zu erreichen glaubte. Er warf sich im Mai zu Achen scheinbar reumüthig dem König zu Füßen und bat um dessen Verzeihung und Gnade. Der König verzieh ihm nicht allein, sondern gab ihm auch, die früheren Fehle vergessend, sein altes Herzogthum Oberlothringen zurück. Wenn sich aber Gottfried auf ganz Lothringen Rechnung gemacht hatte, so sah er sich abermals getäuscht. Denn bald darauf verlieh der König Unterlothringen an Friedrich, einen Bruder des Herzogs von Baiern; das von Gottfrieds Vorfahren verwaltete Herzogthum fiel damit den Luxemburgern zu, den alten Feinden seines Hauses. Und als ob es mit dieser Demüthigung nicht genug wäre, wurden überdies die Bischöfe von Verdun mit der Grafschaft in ihrer Stadt belehnt, welche seit undenklichen Zeiten dem Hause Gottfrieds zugestanden hatte. Mehr bedurfte es nicht, um aufs Neue den ganzen Zorn des ehrgeizigen und kräftigen Mannes zu reizen. Nur mit Mühe hielt er sich von einem neuen gewaltsamen Ausbruche seiner wilderregten Leidenschaft zurück. Allein der Gedanke, daß er bald freieren Raum seine Rache zu kühlen finden würde, konnte ihn bewegen für den Augenblick seinen Grimm zu bezwingen. Denn seit die dringendste Noth des Volkes und Landes beseitigt war, hatte der König frischen Muths die Vorbereitungen zum Römerzug wieder aufgenommen, und es war Niemandem mehr verborgen, daß er in Bälde den deutschen Boden verlassen würde.

Von Achen ging der König an den Rhein zurück und zog dann sogleich nach den thüringischen Marken. Er hatte hier eine Erbschaft anzutreten, die ihm durch einen überaus schmerzlichen Todesfall zugefallen war. In den ersten Tagen des Jahres war auch der treffliche Markgraf Eckard von Meißen gestorben, der treue Freund und Waffenbruder des jungen Königs, dem er wie wenig anderen Fürsten vertraute. Mit Eckard starb ein Geschlecht aus, das lange mit großem Ruhm in der thüringischen Ostmark gewaltet und die Ehre

1046. des Reichs in den größten Fährlichkeiten tapfer vertheidigt hatte. Die Mark ging auf den Grafen Wilhelm von Weimar über, den ältesten Sohn jenes Grafen Wilhelm, der in den Thronkämpfen Ottos III. und Heinrichs II. eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Der ungemein reiche Alodialbesitz des Geschlechts, besonders von den großen Schenkungen Ottos III. herrührend, fiel durch Eckards Testament an den König, der einen Theil desselben zu einer Schenkung an seine Gemahlin bestimmte. Als der König damals selbst nach Meißen ging, um diese Angelegenheiten zu ordnen, berief er zugleich dorthin einen Fürstentag, der am 1. Juli gehalten wurde.

Nicht nur viele Fürsten Thüringens und Sachsens waren zu diesem Tage erschienen, sondern auch die Herzöge Bretislaw von Böhmen und Kasimir von Polen. Mit ihnen kam ein Pommernfürst, ein neuer, am königlichen Hofe bis dahin nie gesehener Gast; Zemitzlo war sein Name. Schon einige Tage zuvor hatten sich diese slawischen Fürsten dem Könige zu Merseburg vorgestellt und ihn aufgefordert, zwischen ihnen erwachsene Streitigkeiten zu schlichten; der König hatte sie nach Meißen beschieden, damit die sächsischen Fürsten dort ihre Sache entscheiden könnten. Wir kennen die streitigen Punkte nicht näher, aber in der wachsenden Macht Herzog Kasimirs wird ohne Zweifel ihr Ursprung zu suchen sein. Es war nehmlich diesem Fürsten inzwischen gelungen, sich aller polnischer Länder zu bemächtigen und zuletzt auch der Herrschaft des Meczlaw in Masowien ein Ziel zu setzen; weniger durch deutschen Beistand, als durch die Unterstützung seines Schwagers Jaroslaw, des russischen Großfürsten von Kiew, hatte er dies erreicht. Sobald sich aber Kasimir in dem alten Besitz der Piasten gesichert sah, warf er seinen Blick auf jene fremden Länder, die einst sein Großvater erobert, sein Vater eingebüßt hatte. So wird er damals auch die Oberherrschaft über Pommern beansprucht und die Auslieferung Schlesiens vom Böhmen gefordert haben. Der Spruch des Königs und seiner Fürsten ist uns nicht überliefert; nur das wissen wir, daß Schlesien dem Böhmen blieb, während Pommern wenig später wieder in Abhängigkeit von den Piasten erscheint. Wie dem auch sein mag, soviel ist klar, daß diese Fürsten des Ostens alle in gleicher Weise die Oberherrschaft des deutschen Königs über sich anerkannten; es wird ausdrücklich berichtet, daß sie Heinrich Tribut brachten und ihn durch kostbare Geschenke ehrten.

Noch nie war das Ansehen des deutschen Reichs im östlichen Europa größer gewesen als damals, selbst nicht in den goldenen Zei-

ten Ottos I. Und um so mehr schien hier die gewonnene Stellung 1046.
gesichert, als sich zugleich der von Konrad geschlossene Bund mit der Hauptmacht des scandinavischen Nordens nicht nur erhielt, sondern sogar fester und fester zog; selbst dann noch als Hördeknud, der Schwager König Heinrichs durch seine erste Ehe, im Jahre 1042 ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, in frühen Jahren ein unerwartetes Ende fand. Der Fall war schnell eingetreten, den Hördeknud und Magnus in ihrem Erbvertrage vorausbedacht hatten,*) so wenig er damals zu fürchten schien. Der Mannsstamm Gorms des Alten war erloschen, und der Norweger Magnus, der Sohn Olafs des Heiligen, vereinigte das dänische Reich mit Norwegen. Es zeigte sich sogleich, daß der junge Norwegerfürst — er zählte damals erst siebzehn Jahre — wie er in allen Dingen in die Fußtapfen Knuds des Großen trat, so auch den Bund mit den Deutschen zu erhalten gewillt sei; eine seiner ersten Sorgen war sich mit dem Erzbischof von Bremen zu verständigen und seine Schwester Wulfhild an Ordulf, den Sohn des Sachsenherzogs Bernhard, zu vermählen. Dann griff er, von den Sachsen unterstützt, die heidnischen Wenden an der Ostsee an, verwüstete die Jomsburg und besiegte Ratibor, den mächtigsten Fürsten der Abodriten, welcher in diesem Kampfe das Leben verlor. Ratibors Söhne ergriffen zwar, um ihren Vater zu rächen, die Waffen und drangen Anfangs bis tief in Jütland ein; aber Magnus zog ihnen entgegen, drängte sie zurück, und südlich von Heidaby an der Skotbargara kam es am 28. September 1043 zu einem furchtbar blutigen Kampfe. Auch hier fochten mit den Norwegern und Dänen sächsische Krieger; vor ihrer vereinten Macht erlagen die Feinde. Fast das ganze Wendenheer blieb auf dem Platze, die acht Söhne Ratibors fanden sämmtlich in der Schlacht den Tod. „Eine Raste weit," sang der Skalde Thiodolf, der Begleiter des Norwegers, „lag die Halde mit Leichen flüchtiger Wenden bedeckt." Der Sieg des jungen Norwegerhelden galt für ein Wunder des heiligen Olaf, der zur Verherrlichung der christlichen Kirche und zum Ruhm seines Sohnes die götzendienerischen Wenden vernichtet habe. Durch die Empörung des Svend Estrithson, eines Schwestersohns Knuds des Großen, in seiner dänischen Herrschaft gefährdet, mußte Magnus in der Folge den Wendenkrieg aufgeben; aber den Kampf gegen die letzten Reste des wendischen Götzendienstes nahm mit frischer Kraft Erzbischof Adelbert auf, und der Norweger blieb der Bundesgenosse der Sachsen.

*) Vgl. S. 290.

1046. Nach welcher Seite man auch den Blick wenden mag, überall erscheint das Reich damals in gesicherter, glücklicher Lage. Von der Wuth des unbändigen Vikingerthums hatte es wenig mehr zu besorgen*, seitdem an den Gestaden der Nord- und Ostsee ein christlicher, ihm befreundeter König herrschte und bis in die Schneefelder Finnmarkens hinauf der deutsche Name in Ansehen und Ehren stand. Nach Osten saßen weithin tribut- und dienstpflichtige Fürsten, wie in den waldreichen Ebenen an der Warthe und Weichsel, so in den weiten Haiden an der Theiß bis hinauf zu den zackigen Gipfeln der hohen Karpathen; an die unterworfenen Stämme der Slawen und Magyaren grenzte im fernen Osten das weite Reich des Großfürsten von Kiew, der immer aufs Neue die Freundschaft des deutschen Königs suchte. Im Westen waren bis zur Rhone die Grenzen des Kaiserreichs vorgerückt, bis mitten hinein in die Länder romanischer Zunge, während durch ganz Frankreich die Mönche von Cluny den Ruhm des frommen Königs verkündeten, dessen Gemahlin an den Ufern der Garonne ihre Heimath hatte. Zugleich diente williger als je der Süden. Nirgends war hier nach Kaiser Konrads Tode der Versuch erneuert worden, das deutsche Joch abzuschütteln. Markgraf Bonifacius, der mächtigste Fürst des mittleren und nördlichen Italiens, war der Gemahl jener Beatrix, die am deutschen Hofe als Schwester König Heinrichs erzogen war. Waimar von Salerno, gefürchtet durch seine normannischen Kriegsschaaren im ganzen Süden der Halbinsel, schickte jährlich zweimal Beweise seiner Ergebenheit und Treue dem König über die Alpen. Ein Wort Heinrichs hatte genügt, um einem erbitterten Bürgerkriege in Mailand ein Ziel zu setzen; zum Nachfolger jenes gewaltigen Aribert hatte er einen Kleriker von niederer Geburt und geringer theologischer Bildung — sein Name war Guido — erwählt, der kaum ein anderes Verdienst hatte, als daß er das besondere Vertrauen des Königs besaß und ihm ganz der rechte Mann schien, die heißblütigen Mailänder mit scharfem Zügel zu bändigen. Als Erzbischof von Ravenna setzte der König einen Kölner Priester, Wigger mit Namen, im Jahre 1044 ein und zwei Jahre später wieder ab; weder die Einsetzung noch die Entfernung dieses Priesters rief im Exarchat eine absonderliche Bewegung hervor. Ueberall war in Italien Ruhe, und das Volk schien seine Natur verändert zu haben.

Welche Kämpfe hatten noch die nächsten Vorgänger des Königs nach allen Seiten zu bestehen gehabt, um den Prinzipat unserem Volke im Abendlande zu sichern; jetzt war jeder Widerstand erstorben, Eu-

ropa schien sich der deutschen Obermacht gleich wie einer erkannten 1046.
Nothwendigkeit zu beugen. Und indem so die äußere Macht des Reichs zu einer nie erreichten Höhe stieg, nahm zugleich im Innern die königliche Gewalt den reißendsten Aufschwung. Die Idee des Reichs begann schon die provinciellen Interessen ganz in den Hintergrund zu drängen; das allgemein nationale Bewußtsein überwältigte, wie es noch nie geschehen war, die alteingewurzelten Antipathien der Stämme gegeneinander; die Nation fühlte sich nun einmal eins und zusammengehörig. Damit aber wurde der Selbstständigkeit des deutschen Fürstenthums mehr und mehr der Boden entzogen, auf dem es erwachsen war und allein gedeihen konnte. Wer könnte verkennen, wie viel es in den letzten Jahrzehnden an seiner alten Bedeutung verloren hatte! Schon war es einmal nahe daran gewesen, daß das Herzogthum ganz beseitigt wurde; und wenn auch Heinrich diese Idee seines Vaters, wie manche andere, bald aufgab, so war doch das Herzogthum unter ihm nur ein Schattenbild des alten Stammfürstenthums. Diese Fremdlinge, die er als Herzöge über die Provinzen des Reichs setzte, was waren sie anders als gerade die ergebensten und dienstwilligsten Diener des Königs? Wohin jetzt jede Auflehnung gegen den Willen des Königs, jede Behauptung eines vermeintlichen Rechtsanspruchs gegen ihn führte, hatte deutlich Gottfrieds Beispiel gezeigt, des mächtigsten, tapfersten und erfahrensten Fürsten in Deutschland. Da war es nicht zu verwundern, wenn die jungen Herrn der vornehmen Häuser wetteifernd um die Gunst des Königs buhlten und sich in seinen Dienst drängten, wohin sie Gewinn und Ruhm lockten, wo Auszeichnungen und Ehren aller Art ihnen winkten.

Sollen wir noch von der Kirche und ihren Häuptern reden? Gewiß der König ehrte sie, wie sie seit geraumer Zeit kein Fürst der Welt geehrt hatte; in keinem Punkte war er seinem Vater unähnlicher, als in seiner Devotion gegen den Klerus. Aber dennoch konnte von einer selbstständigen Stellung der Kiche gegen das weltliche Regiment keine Rede sein; sie war vielmehr ganz in die Hände des Königs gegeben, von allen Banden der zeitlichen Macht umstrickt, mit allen Interessen des Reichs unauflöslich verknüpft. Mehr noch als der Lehnseid, welcher jetzt regelmäßig von den Bischöfen gefordert wurde, fesselte sie ihre gesammte Lage und Stellung an den Thron und die Person des Königs. Als Heinrich den Abt Halinard vom Benignuskloster zu Dijon, den Nachfolger des h. Wilhelm und einen der strengsten Mönche im Sinne Clunys, zum Erzbischof von Lyon

1046. erhob und der Mönch sich weigerte den seinem Gelübde widersprechenden Eid zu leisten, überzeugten ihn seine Räthe leicht, daß es eines eidlichen Gelöbnisses gar nicht bedürfe, um sich der Treue Halinards zu versichern. — Vielleicht gab es unter allen Bischöfen des Reichs Keinen, der sich seiner geistlichen Würde mehr bewußt war, als der alte Bischof Wazo von Lüttich. Als derselbe einst vom Könige nach seiner Meinung ungebührlich behandelt wurde, warf er ihm in gereizter Stimmung vor, wie wenig sich dieses Verfahren gegen einen mit dem h. Oehl gesalbten Bischof gezieme; und als der König ihm solchen Trotz verwies und fortfuhr: „Auch ich bin als Herrscher mit dem h. Oehl gesalbt," gab Wazo zur Antwort: „Du bist gesalbt zum Tödten, ich um lebendig zu machen; und so viel besser Leben als Tod, so viel höher steht meine Salbung als deine." Und doch war es derselbe Wazo, der sagte: „Wenn der König mir jemals so zürnen sollte, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vortheile und in seinem Dienste gebrauchen;" es war derselbe Wazo, der seine Umgebung Untreue gegen den König als das größte aller Verbrechen ansehen lehrte. Gewiß hatten die Cluniacenser von der Würde und Freiheit der Kirche sehr hochgespannte Vorstellungen, aber dennoch standen auch sie für den Augenblick ganz unter dem Einflusse Heinrichs und der Idee, die er von seiner kaiserlichen Gewalt hegte.

Niemals hat es einen deutschen König gegeben, der mit größerer Macht umkleidet die Romfahrt antrat. Ueberall waren diesem glücklichen und siegreichen Heldenkönige die Wege gebahnet, als er auszog; wie im Triumphzuge konnte er aus dem Herzen Deutschlands sein Heer bis vor die Thore der ewigen Stadt führen. Das seinem Haupte bestimmte Diadem war nicht ein leeres Symbol einer idealen Superiorität, sondern das gewichtige Zeichen einer realen Macht, wie sie nie seit den Tagen Karls des Großen ein Sterblicher besessen hatte. Wenn jemals, so schien das Kaiserthum jetzt eine Wahrheit werden zu sollen; mit allen seinen alten Ansprüchen auf Weltherrschaft trat es unverhüllt auf, und solchen Ansprüchen stand eine Macht zur Seite, der kein Widersacher mehr furchtbar sein konnte.

Es war im Sommer 1046, als das Aufgebot zur Romfahrt durch die deutschen Gaue lief und zugleich des Königs Sendboten nach allen Seiten die Lombardei durchzogen, um ihm den Weg zu bereiten. Er selbst begab sich von Meißen nach Speier, besuchte hier noch einmal das Grab seiner Eltern und den mehr und mehr sich erhebenden Dom, zu dessen Vollendung er das Kapitel reichlich aus-

stattete, ehe er den deutschen Boden verließ. Von Speier zog der 1046.
König in den letzten Tagen des August nach Augsburg, wo sich die Fürsten und Bischöfe des Reichs mit ihren Vasallen inzwischen gesammelt hatten. Ein unermeßliches Heer folgte ihm, als er gleich nach Mariä Geburt (8. September) von Augsburg aufbrach. Von der freudigsten Stimmung war Alles beseelt, und lustig werden die Banner in den Lüften geflattert haben, als man den Brennerpaß überstieg. Einige Tage verweilte der König in Verona, dann zog er nach Pavia und fand hier die beste Aufnahme. Wie war doch der Haß dieser Stadt gegen die Fremdherrschaft jetzt geschwunden!

Ueberall in der Lombardei jubelte man über die Ankunft des Königs. Als glücklicher Sieger gefeiert, als strenger Regent geachtet und gescheut, als der mächtigste Fürst auf Erden verehrt, erschien er in der frischen Geisteskraft der ersten Mannesjahre, um die höchste Ehre hienieden zu empfangen und zugleich ein Werk zu vollenden, das unsterblichen Ruhmes gewiß sei; denn seine Romfahrt sollte auch der Beginn der großen Kirchenreinigung werden und die Reform vor Allem in Rom ihren Anfang nehmen.

10.

Heinrichs III. erster Zug nach Italien.

a. Heinrichs Kaiserkrönung und Kirchenreform.

Der langersehnte Zeitpunkt war endlich eingetreten, wo die so oft verheißene große Reform der Kirche angegriffen, ihre offenliegenden Schäden geheilt werden sollten. Daß zwischen dem factischen Zustand der Kirche und den allgemein anerkannten kanonischen Bestimmungen ein schreiender Widerspruch obwaltete, der sich nicht länger verdecken ließ, konnte Niemand in Abrede stellen; Jedermann, der es sehen wollte, sah klar, daß faule Flecken am Leibe der Kirche waren und mit dem scharfen Eisen eingeschnitten werden mußte, wenn nicht der ganze Organismus unrettbar untergehen sollte.

Als die beiden großen Grundübel, auf welche alle Mißstände der Kirche zurückzuführen seien, hatten die Jünger Clunys, mit der

1046. Schule des heiligen Romuald hierin übereinstimmend, längst die Simonie und den Nicolaitismus bezeichnet. Unter jener verstand man den allgemein verbreiteten Wucher mit den geistlichen Stellen, alles Kaufen und Verkaufen kirchlicher Aemter und Würden; unter diesem dagegen alle fleischlichen Vergehungen des Klerus gegen das durch die Kirchengesetze gebotene Cölibat von der durch die weltlichen Gesetze und die Sitte erlaubten Ehe hinab bis zu den widernatürlichsten Verirrungen der Sinnlichkeit. Obschon weder Simonie noch Nicolaitismus sich jemals auf ein dogmatisches System gegründet hatten oder als kirchliche Lehre vertheidigt waren, bezeichnete man sie geradezu als Häresien und alle, die sich mit ihnen befleckt hatten, als Häretiker. Eine Kirchenreformation konnte nach den Gesichtspunkten der Zeit keine andere Bedeutung haben, als von diesen beiden Grundübeln die Kirche zu heilen.

Die nicolaitische Ketzerei trat ohne Frage nirgends in abschreckenderer Gestalt hervor und war nirgends weiter verbreitet, als in Italien. Ein verheiratheter Bischof war hier keine seltene Erscheinung, die untere Geistlichkeit lebte fast durchweg in der Ehe; man erlebte es täglich, daß die Priestersöhne nicht allein das Erbgut ihrer Väter erhielten, sondern auch das Kirchengut, dessen Nießbrauch jene gehabt, als ihr Erbtheil in Anspruch nahmen. Und wohl konnte man noch diejenigen Kleriker preisen, die eine eheliche Gemeinschaft suchten; denn sie erschienen als Engel des Lichts gegen jene versteckten Sünder, die scheinbar den Kirchengesetzen genügend in den abscheulichsten Lüsten lebten. In Deutschland und Frankreich war zwar die Zahl der verheiratheten Bischöfe und Domherren geringer, als jenseits der Alpen, aber in der Fülle des Reichthums schwelgend führten doch auch hier nur Wenige von ihnen ein der Strenge der Kanones und den Forderungen der mönchischen Eiferer entsprechendes Leben. Daß die Landgeistlichkeit auch hier größtentheils in der Ehe lebte, war eine unbestrittene Thatsache; weder die weltlichen Gesetze hinderten es, noch verbot es die Sitte, und die Kirche selbst hatte in dieser Beziehung von jeher große Nachsicht geübt. Die verheiratheten Priester waren sich namentlich in Deutschland kaum der Verletzung ihrer Amtspflicht bewußt, während die Cluniacenser und die Jünger Romualds in Italien und Frankreich die Gewissen zu schärfen unablässig bemüht waren.

So anstößig aber auch die Uebertretungen der auf das Cölibat gerichteten Kirchengesetze waren, dennoch erschienen sie erträglich gegen den fluchwürdigen Handel, der aller Orten mit den geistlichen Aem-

tern und Würden getrieben wurde. Offen verkauften die Herrscher 1046.
die Bisthümer und Abteien, wie die Bischöfe die unteren geistlichen Stellen. Wahl, Belehnung und Weihe fiel selten dem Würdigsten, häufig dem Untauglichsten zu, wenn er zugleich der Meistbietende war. Man gewöhnte sich die geistlichen Stellen lediglich als einträgliche Pfründen und einflußreiche Beamtungen anzusehen, bei denen es auf geistliche Würde und einen rechtschaffenen Wandel wenig ankäme. Das Kirchenamt wurde mehr und mehr zu einem Privilegium der Hofgunst und des Wohlstands, und die Schwelgerei des Reichthums erstickte im Klerus nur allzuoft jede Empfänglichkeit für die himmlischen und göttlichen Dinge. Unter dem simonistischen Klerus mußte mit Nothwendigkeit die gesammte Kirche verweltlichen und allmählich zu einer äußerlichen Zuchtanstalt für politische oder hierarchische Zwecke herabsinken.

Nirgends war vordem die Simonie weiter verbreitet gewesen, als in Frankreich; aber gerade hier fing man zuerst an, sich aus dem allgemeinen Verderben herauszuarbeiten. Man gedieh sogar hier und da wieder zu der Besetzung der Bischofsstühle durch freie Wahl des Klerus, der Stiftsvasallen und der Gemeinde. Es war das einerseits eine Folge der Bestrebungen Clunys, andererseits der freieren Stellung, welche der französische Klerus gegen die weltlichen Gewalten gewonnen hatte. Denn so weit diese mit ihrem Einfluße reichten, gab es auch in Frankreich simonistische Gräuel der schlimmsten Art. Wie gebunden damals der deutsche Klerus an die Krone war, wie die kanonischen Wahlen unter Heinrich II. und Konrad II. fast alle Geltung in Deutschland verloren, wie diese Kaiser sich sogar die Besetzung der Bisthümer unbedenklich zu einer reichen Einnahmequelle machten, ist früher ausführlich dargethan; man wird sich daher nicht zu verwundern haben, daß auch in Deutschland die Simonie weit um sich gegriffen und daß das vom Throne gegebene Beispiel weithin Nachahmung gefunden hatte. Wenn Deutschland dennoch die würdigsten Bischöfe und Priester im Abendlande aufwies, so lag der Grund allein darin, daß sich bei weitem mehr wahre Frömmigkeit, tiefere Achtung vor dem Heiligen, größere Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit in unserem Volke fand, als in den andern Nationen. Ehe Heinrich III. seine gewaltige Stimme erhob, war die Simonie vom deutschen Klerus in seiner Gesammtheit wohl kaum als ein kirchliches Vergehen klar erkannt worden; jetzt erst fing man an, sie als den Hauptschaden des kirchlichen Lebens zu begreifen, und hörte aufmerksamer auf die Lehren Clunys, die bis dahin nur in Lothringen eine

1046. allgemeinere Verbreitung gefunden hatten; jetzt drangen sie auch in das innere Deutschland ein und gewannen sich trotz mannigfachen Widerspruchs gegen das fremdländische Wesen doch in weiteren Kreisen Zustimmung und Anerkennung.

In keinem Lande hatte — darüber sind alle Stimmen einig — auch die Simonie so furchtbar um sich gegriffen und so üble Wirkungen hervorgerufen, wie in Italien. Nirgend stand die Kirche reicher, glänzender, mächtiger da, aber nirgends war sie zugleich allen Mächten der Welt so anheimgefallen. Das erschreckendste Bild von dem kläglichen Verfalle des geistlichen Lebens in Italien entwerfen die Zeitgenossen mit so übereinstimmenden Zügen, daß die Wahrheit desselben keines weiteren Zeugnisses bedarf. Selbst daß seit einer Reihe von Jahren viele Bisthümer der Lombardei fast regelmäßig mit deutschen Geistlichen besetzt waren, hatte die gräuliche Verweltlichung des lombardischen Klerus nicht gehemmt; es scheint vielmehr sich auch hier bewahrheitet zu haben, daß Italiens Luft und Himmel das gefährlichste Gift für die deutsche Sitte ist. Das Aergerniß, welches der simonistische Klerus Italiens der Kirche bot, war himmelschreiend, und da es doch noch tiefere Gemüther in der Welt gab, mußten sich auch Stimmen des Unmuths und der zürnenden Klage darüber erheben. Wie lange hatte der alte Romuald, die Strafen Gottes verkündend, die Halbinsel durchzogen! Als der Tod seinen Wanderungen und Bußpredigten ein Ziel steckte, setzten seine Jünger sein Werk unverdrossen fort. Die dem Eremitenthum verwandten klösterlichen Ordnungen, welche Romuald den Seinen auferlegt hatte, wollten sich mit den streng gesellschaftlichen Satzungen Clunys nicht zusammenschicken; dennoch blieb das Beispiel der großen französischen Mönchscongregation auf die Stiftungen Romualds nicht ohne Einfluß. Jene Einsiedlercolonien, die er begründet hatte, traten in einen festeren Verband, dessen Vorort Camaldoli im hohen Apennin bei Arezzo wurde. Ein Schüler Romualds gründete dann den Eremitenconvent zu Fonte Avellana bei Gubbio in Umbrien, welcher die Strenge Camaldolis noch zu überbieten suchte und bald der Vorort einer neuen Congregation wurde. Wenig später entstand die Stiftung Johann Gualberts zu Valombrosa bei Florenz, eine dritte Congregation von Einsiedlermönchen mit sehr verwandten Einrichtungen. Und schon gingen auch mehrere ältere und reiche Klöster Italiens auf Romualds Lehren ein und änderten nach ihnen ihre Disciplin und ihre Satzungen. So wurde der heilige Abt Guido in dem berühmten Kloster Pomposa bei Ravenna der Begründer einer ganz neuen Ordnung; so entfaltete sich in

der großen Abtei des heiligen Vincentius am Volturno ein besseres und höheres Leben. Der Kampf gegen die verweltlichte Kirche, gegen den simonistischen und nicolaitischen Klerus, gegen die üppigen und faulen Mönche alten Schlages war die Aufgabe aller dieser von Romualds Beispiel angeregten Congregationen und Klöster; zu diesem Kampfe reichten sie sich brüderlich die Hände, wie sie auch sonst kleinliche Eifersüchteleien trennen mochten, und verständigten sich selbst mit den Cluniacensern, welche seit den Tagen des heiligen Wilhelm in Nord- und Mittel-Italien festere Verbindungen gewonnen hatten. An Bußpredigten und Weckrufen fehlte es im Lande nicht; aber sie dienten nur dazu die Schäden der Kirche immer ruchbarer und augenfälliger zu machen, ohne daß an ihre Heilung gedacht werden konnte. Denn was vermochte die Stimme jener Eremiten und Mönche gegen die ungeheure geistliche und weltliche Macht, welche dem italienischen Episcopat zu Gebote stand? Die Reform blieb ein schöner Traum frommer Schwärmer, so lange nicht Kaiserthum oder Papstthum sie ernstlich angriffen. 1046.

Und wer hätte von Rom jetzt eine Reform erwarten können, da gerade hier Simonie und Nicolaitismus in der schaamlosesten Frechheit herrschten! Oft genug hatte Rom wiederholt, daß von ihm allein aus sich die reine Lehre und ein geordnetes Kirchenleben verbreitet habe, daß jede Regeneration der Kirche nur durch die stets frisch von ihm ausgehenden Kräfte neues Lebens eintreten könne; aber jetzt war es der Hauptsitz der Uebel geworden, welche die gläubige Welt als Ketzereien bezeichnete und verurtheilte. Da gab es kaum einen Kleriker, der sich nicht mit Simonie befleckt, dessen Wandel nicht das mannigfachste Aergerniß geboten hätte. Und nicht besser als der Klerus war die Laienwelt; man konnte die ganze Stadt nicht mit Unrecht einem großen Sündenpfuhl vergleichen. Wie das geistliche und moralische Leben waren zugleich alle geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen in dem tiefsten Verfall; Deutschland, Frankreich und die Lombardei hatten das vollste Recht jetzt Rom den Vorwurf der Barbarei zurückzugeben, den sie so oft von dort empfangen hatten. Selbst die Stadt verfiel; nicht allein die bewunderten Reste des Alterthums stürzten zusammen, auch St. Peter und St. Paul drohten in Staub und Asche zu sinken. Zahlreicher als je pilgerten Jahr für Jahr Gläubige aus dem ganzen Abendlande nach der ewigen Stadt, um ihre Sehnsucht an den heiligen Stätten zu stillen, aber sie kehrten mit thränenden Blicken zurück und ließen laut den Ruf der Klage erschallen,

1046. daß der Gräuel der Verwüstung an der Stätte des Herrn walte und Niemand ihm wehre.

Der große Otto hatte einst die Ehre des Papstthums gerettet. Wer hätte glauben sollen, daß so bald jene schandbaren Zustände wiederkehren würden, denen er ein Ende gemacht hatte! Und doch kehrten sie wieder, oder vielmehr neue traten ein, welche Alles an Scheuslichkeit überboten, was jemals gläubige Seelen an Rom und dem Haupte der Christenheit zu beklagen gehabt hatten. War nicht Johann XIX. nahe daran gewesen den Primat Petri um Geld an die Griechen zu verrathen? Hatten nicht die Tusculaner dann durch die schmählichste Simonie einen zehnjährigen Knaben auf den Stuhl Petri erhoben? Und welches größere Aergerniß konnte es geben, als das ganze Pontificat dieses Knaben, den man Papst Benedict IX. nannte? Mit den Jahren wuchs er an Lastern, nicht an Einsicht; kein Verbrechen gab es, dessen man ihn nicht mit Recht bezüchtigte. Raub, Mord, Unzucht verübten er und sein Geschlecht, die Grafen von Tusculum, ungescheut und ungestraft an dem römischen Volke; auf dem Wege nach den heiligen Stätten plünderte man die Pilger; an den Gräbern der Märtyrer riß man ihnen die dargebrachten Spenden mit gezückten Schwerdtern aus der Hand. Rom war zu einer Mördergrube geworden, und die größten Frevler waren der Papst und seine Verwandten.

Endlich brach denn doch die Geduld des römischen Volkes; ein Widerstand gegen die Tusculaner erhob sich in den Massen; der Aufstand brach los, so berechtigt wie es jemals eine Empörung gegeben hat. Schon einmal hatten bei Lebzeiten Konrads II. die Römer Benedict vertrieben und nur durch die Macht des Kaisers war er wieder zur Herrschaft gelangt; jetzt griffen sie aufs Neue gegen ihn zu den Waffen, und in den ersten Tagen des Jahres 1044 mußte er abermals die Stadt räumen. Nur die Bewohner von Trastevere, stets in Hader mit den Bürgern der alten Stadt, blieben dem Papste treu; verstärkt durch mehrere Grafen der Umgegend, Benedicts Lehnsleute und Verwandte, nahmen sie für ihn den Kampf mit den Römern auf. Am 7. Januar kam es vor den Thoren Trasteveres zwischen den Römern und Trasteverinern zu einer blutigen Schlacht; die ersteren wandten flüchtig den Rücken, und die Sieger hofften sogleich in Rom selbst eindringen zu können. Aber ihr Angriff auf die Thore scheiterte; die Aufständigen behaupteten sich in der Stadt und erhoben am 22. Februar den Bischof der Sabina, Johann mit Na-

men, auf den Stuhl Petri. Auch die Wahl Johanns war durch Geld erkauft worden, und der neue Papst, der sich den Namen Silvester III. beilegte, zeichnete sich weder durch geistliche Tugenden vor der verderbten Masse des römischen Klerus aus, noch besaß er die Klugheit, Entschlossenheit und Tapferkeit, die seine Lage erforderten. Denn Benedict setzte, nachdem er über den Eindringling öffentlich den Kirchenbann verhängt hatte, mit der Macht seines Hauses den Kampf gegen die Römer fort. Nur 49 Tage konnte sich Silvester III. in Rom behaupten; mit Schimpf und Schande kehrte er dann nach der Sabina zurück, während Benedict am 10. April aufs Neue vom Lateran Besitz ergriff. 1045.

Erfahrungen bessern selten einen Menschen vom Schlage Benedicts. Wieder zur Macht gelangt, überließ er sich zügelloser als je seinen niedrigen Leidenschaften und Lüsten und faßte endlich sogar den fast wahnsinnigen Entschluß sich als Papst zu vermählen; eine Verwandte, die Tochter des Grafen Girard, hatte er zu seiner Gemahlin ersehen. Das Widerstreben des Grafen sein Kind dem Fluche der Welt preiszugeben, die Bußpredigten des Abtes von Grotta Ferrata, vor Allem aber der fortgesetzte Widerstand des römischen Volks vermochten endlich Benedict seiner Würde zu entsagen; er hoffte dann ungestörter seinen Lüsten fröhnen und Girards Tochter heimführen zu können. So blieb das äußerste Aergerniß eines beweibten Papstes der Christenheit erspart. Aber mit einem Act sträflicher Simonie, wie Benedict einst zum Stuhl Petri emporgestiegen war, stieg er auch wieder herab. Durch einen förmlichen Kaufcontract trat er am 1. Mai 1045 gegen die Summe von 1000 Pfund Silber das Pontificat ab an seinen Pathen Johann Gratian, damals Archicanonicus der Kirche S. Giovanni vor der Porta Latina. Der Käufer erhielt die päpstliche Weihe und nahm bei derselben den Namen Gregor VI. an.

Dieser Wechsel auf dem Stuhle Petri wurde von allen Strenggläubigen mit Freude begrüßt, zumal der fluchwürdige Handel, auf den er gegründet war, Anfangs ein Geheimniß blieb. Der neue Papst, ein älterer Mann, war eine einfache und schlichte Natur; er besaß zwar weder hervorragende Gaben noch höhere Bildung, aber war doch von auffälligen Fehlern und niedrigen Leidenschaften frei. Von Jugend an hatte er in keuscher Enthaltsamkeit gelebt, ein Wunder deshalb den Römern, die ihn als einen Heiligen verehrten und seinen geistlichen Beistand mit Vorliebe suchten. So war er in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt, das er sorglich mehrte

1045. und dereinst zum Besten Roms verwenden wollte. Etwas von Bedeutung sollte ihm seine große Vaterstadt zu verdanken haben. Erst wollte er die verfallenen Kirchen herstellen lassen; dann schien ihm sein Schatz nicht besser angelegt werden zu können, als wenn er damit der Tyrannei der Tusculaner und allen Aergernissen, welche aus derselben Rom erwuchsen, ein Ende machte. Deshalb kaufte er die Tiara. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den besten Willen hatte, sein Pontificat durch die Abstellung der gröbsten Mißbräuche der Kirche rühmlich zu bezeichnen. Schon seine Vertrauten und Freunde trieben ihn mit Gewalt auf diese Bahn. Denn er gehörte zu jener kleinen Schaar frommer Eiferer in Rom, welche mit Odilo und den Cluniacensern in sehr naher Verbindung standen und durch die unausgesetzten Pilgerfahrten Odilos, Halinards und anderer frommer Mönche rege erhalten wurden. Es war eine abgeschlossene Gemeinde, in welcher die Traditionen Gregors V., Silvesters II. und Benedicts VIII. nicht untergegangen waren; zu ihr hielt sich auch der alte Erzbischof Laurentius, aus seinem Sitz in Amalfi vertrieben, einer der vertrautesten Freunde Odilos, wie ein junger Mönch aus dem Kloster der h. Maria auf dem Aventin, in dem Odilo zu Rom Wohnung zu nehmen pflegte. Diesen Mönch — sein Name war Hildebrand, und wer kennt ihn nicht! — ernannte der Papst zu seinem Capellan; der feurige und reichbegabte Jüngling gewann, in die nächste Umgebung seines Herrn und Freundes gestellt, bald einen nicht geringen Einfluß auf die Geschäfte der Stadt und der Kirche und lernte so früh den Gang der großen Dinge verstehen.

Dem Eifer Gregors und seiner Freunde für kirchliche Reformen konnte man Anfangs wohl einen glücklichen Erfolg in Aussicht stellen. Denn die Verhältnisse schienen ihnen günstig genug: das römische Volk war dem neuen Papste geneigt, die Tusculaner hatte er durch den Vertrag gebunden, der ganze Einfluß Clunys stand ihm zu Gebote, die Eremitencongregationen in Italien jubelten im einstimmigen Chorus seiner Erhebung zu und machten sich überschwängliche Hoffnungen von der neuen Ordnung der Dinge. Der König von Frankreich erkannte Gregor an und schickte an ihn einen Gesandten. Wichtiger noch war, daß sich auch König Heinrich III. ihm geneigt zeigte. Wenn auch schwerlich begründet ist, was ein gleichzeitiger cluniacensischer Geschichtsschreiber versichert, daß Benedict auf Heinrichs Befehl von dem Stuhle Petri entfernt sei, so werden doch die Cluniacenser Nichts versäumt haben, um die Meinung Heinrichs für die vollendete Thatsache und den neuen Papst zu gewinnen,

und gewiß ist, daß Gregor und Heinrich im Einverständnisse die 1046.
Erhebung Halinards auf den erzbischöflichen Stuhl von Lyon betrieben.

Man schien mit günstigem Winde zu segeln; aber sehr bald zeigte sich doch, daß Gregor nicht von fern der Mann war, um die großen Hoffnungen der Christenheit zu erfüllen. Viel zu äußerlich sah er den Verfall der Kirche an. Daher, meint er, sei alles Unheil gekommen, daß die Kaiser, Könige und Fürsten der römischen Kirche ihr Eigenthum entzogen und die Tempel hätten verfallen lassen; er fing damit an die Peters- und Paulskirche auszubauen. Ueberdies fand er sich überall durch Schwierigkeiten behindert, die er nicht überwinden konnte. Es fehlte ihm an den nothwendigsten Mitteln zur Aufrechthaltung seiner Würde. Sein Vermögen hatte er hingegeben; die Güter der Kirche waren in den Händen der Tusculaner, selbst den englischen Peterspfennig soll sich Benedict vorbehalten haben. In solcher Bedrängniß sah er sich nach frommen Spenden der Gläubigen um, und durch die Vermittelung des Herzogs Wilhelm von Poitiers gewann er von einer großen Zahl Geistlicher und Laien in Frankreich das Versprechen eines jährlichen Opfers, um zunächst die Herstellung der römischen Kirchen damit fördern zu können. Aber so dürftige Mittel reichten nicht aus, um die Kämpfe zu bestehen, in die er alsbald verwickelt wurde. Graf Girard hatte auch nach der Niederlegung des Pontificats Benedict seine Tochter verweigert und zerfiel deshalb mit den Tusculanern. Er ergriff jetzt die Partei des Bischofs der Sabina, der mit seinen Ansprüchen abermals hervortrat. Benedict, um den gehofften Ehebund betrogen, bereute den Verkauf der Tiara und trat schamlos genug jetzt aufs Neue ebenfalls als Pontifex auf. So hatte man drei Päpste statt eines, und alle waren in gleicher Weise der Simonie schuldig. Das schmählichste Schisma war ausgebrochen, und in Rom selbst tobte der Bürgerkrieg. Dürfen wir späteren Nachrichten Glauben schenken, so gab es eine Zeit, wo die drei Päpste neben einander in Rom hausten, der eine in Sanct Peter, der andere im Lateran, der dritte bei Maria maggiore. Die Verwirrung und das Aergerniß konnten nicht höher steigen.

Schon fielen auch die von Gregor ab, die seinen Antritt des Pontificats als das höchste Glück der Kirche bezeichnet hatten. Einer jener Eremitenmönche richtete an König Heinrich in einer poetischen Epistel die dringende Aufforderung, „in Stelle des Allmächtigen“ die dreifachen Banden zu lösen, in denen die Kirche, die reine und schöne Sulamith, schmachte. Der heilige Guido von Pomposa trat mit dem

1046. Könige in die engste Verbindung. Ebenso wandte Peter Damiani, der Vorsteher von Fonte Avellana, der hitzigste und geistreichste Führer der Reformpartei in Italien, seinen Blick und seine Hoffnungen auf Heinrich III. Zu Rom selbst erhob sich der Archidiaconus Peter zu dem Gedanken, daß nur die kaiserliche Gewalt das Papstthum abermals der Schande und dem Verderben entreißen könne. Er versammelte alle Bischöfe, Priester, niederen Kleriker und Mönche, welche noch Gefühl für die Ehre der Kirche hatten, auch Laien beiderlei Geschlechts berief er und erklärte sich vor ihnen allen offen gegen die drei simonistischen Päpste. Dann eilte er über die Berge an den Hof des deutschen Königs; fußfällig bat er ihn schleunigst der römischen Kirche zur Hülfe zu eilen und forderte die deutschen Bischöfe auf dieses fromme Unternehmen mit allen ihren Kräften zu unterstützen.

Heinrich III. konnte, seitdem er von der Simonie Gregors Kunde hatte, nicht mehr in Zweifel sein, daß nur durch die Entfernung aller drei Päpste die Reformation der Kirche, welche ihm vorschwebte, in das Werk zu setzen war. Die Priesterehe und was man sonst als Nicolaitismus bezeichnete, scheinen ihn weniger beunruhigt zu haben; aber in der Simonie sah er den fressenden, Alles verzehrenden Schaden der Kirche. Reform der Kirche war ihm gleichbedeutend mit Ausrottung der Simonie. Nicht daß er deshalb die kanonischen Wahlen hätte unbedingt herstellen wollen, denn auch er behielt die Besetzung der Bisthümer in seiner Hand und vergabte sie fast durchweg an seine Kapläne; aber jede Käuflichkeit der geistlichen Aemter wollte er ein- für allemal beseitigt wissen. Offen hatte er deshalb bereits der Simonie den Krieg erklärt; wer hätte ihm nun zumuthen können sich von einem simonistischen Papste krönen zu lassen und mit ihm seine Kirchenreform zu beginnen? Nichts Andres wäre dies gewesen, als die schöne Saat, die Hoffnung der Zukunft, blind in den Wind verstreuen. Wollte er dies nicht, so mußte er frei und selbstständig an sein Werk gehen und mit der Reinigung Roms die Kirchenbesserung beginnen.

Schon auf einer Synode, die zu Pavia am 25. October 1046 der König mit 6 Erzbischöfen und 34 Bischöfen Deutschlands, Italiens und Burgunds abhielt, wurden heilsame Beschlüsse für das Wohl der Kirche gefaßt, doch sind wir nicht näher von ihnen unterrichtet. Als sich der König darauf nach Piacenza begab, stellte sich Gregor VI. an seinem Hofe ein. Wir wissen nicht, ob er freiwillig oder einer Aufforderung des Königs folgend ihm entgegenging, aber

überliefert ist, daß er mit allen Ehren, die seiner hohen Stellung 1046.
gebührten, empfangen wurde. Nicht der König selbst wollte über die Anklagen entscheiden, welche gegen die drei Päpste erhoben waren; eine große Synode in Sutri sollte die hadernden Päpste in Gegenwart des gesammten römischen Klerus anhören und richten.

Am 20. December versammelte sich die Synode. Der König selbst hatte, von Gregor begleitet, seinen Weg durch Tuscien nach Sutri genommen; in seinem Gefolge war eine große Anzahl der ersten Kirchenfürsten; Gregor hatte auch die gesammte Geistlichkeit Roms nach Sutri beschieden. Es war eine überaus stattliche Versammlung. Den Vorsitz führte Gregor; der König war in Person bei den Verhandlungen zugegen. Zuerst wurde über die Sache Silvesters III. entschieden, der sich in Person der Synode gestellt zu haben scheint. Man beschloß, daß er wegen Simonie der bischöflichen und priesterlichen Würde entkleidet werden müsse und seine Lebenstage in einem Kloster beschließen solle. Dann kam Gregors Sache zur Verhandlung. Er wurde aufgefordert die Vorfälle bei seiner Wahl zu berichten. Ein ehrlicher Mann, wie er war, erzählte er Alles der Wahrheit gemäß; er machte kein Hehl aus dem mit Benedict geschlossenen Kaufvertrag, betheuerte aber redliche Absichten bei diesem Handel gehegt zu haben; er überließ es den Bischöfen das Urtheil über ihn nach ihrem Ermessen zu fällen. Als sie ihm dann anheimstellten, selbst über sich zu entscheiden, sprach er: „Ich Bischof Gregor, der Knecht „der Knechte Gottes, erkläre, daß ich wegen abscheulichen Kaufs und „simonistischer Ketzerei, die sich bei meiner Wahl eingeschlichen hat, „des römischen Bisthums entsetzt werden muß.“ „Ist das auch eure Meinung?“ fragte er die Bischöfe. Sie bejahten es. Da stieg er von dem päpstlichen Throne herab und zerriß sein bischöfliches Gewand. So legte Gregor unter der Zustimmung der ganzen Versammlung das Pontificat nieder. Ueber Benedict wurde zu Sutri kein Beschluß gefaßt; wahrscheinlich weil er sich nicht gestellt und die durch das kanonische Recht gebotene dreimalige Vorladung nicht hatte bewirkt werden können.

Unmittelbar von Sutri zog der König mit den Bischöfen und seinem ganzen Heere nach Rom. Am 23. und 24. December wurde hier in der Peterskirche eine dritte große Synode gehalten, auf der nun auch Benedict in aller Form entsetzt wurde. Glücklich waren die drei simonistischen Päpste beseitigt; die Reform der Kirche, der Kampf gegen die Simonie war an dem Haupte begonnen; ein großer Anfang war gemacht, welcher die gewaltigsten Folgen verhieß.

1046. Die wichtigste Frage für den Augenblick war, wer jetzt den Stuhl Petri einnehmen und mit dem Könige das große Werk durchführen solle. Die Wahl des neuen Papstes schien nicht ohne große Schwierigkeiten. Denn einmal hatte sich Gregor von seinen Anhängern einen Eid schwören lassen, bei seinen Lebzeiten keinen neuen Papst zu wählen; andererseits stand nicht zu erwarten, daß die Tusculaner jeden Widerstand auf die Dauer aufgeben würden; endlich fehlte es in der römischen Geistlichkeit durchaus an einem Mann, welcher die erforderliche Bildung für eine solche Stellung besessen und sich nicht mit Simonie oder Nicolaitismus offenkundig befleckt hätte, während die Einsetzung eines Fremden nicht allein älteren Kirchengesetzen widersprach, sondern auch an sich bei der Abneigung Roms gegen jede Fremdherrschaft zu mannigfachen Befürchtungen Anlaß bot. Unter diesen Umständen stellte der Klerus und das Volk von Rom dem Könige anheim, ihnen den Mann zu bezeichnen, welchen er des höchsten geistlichen Amtes am Würdigsten hielte. Heinrich glaubte die Wahl bei der Noth der Zeit, bei der selbst die Kanones Ausnahmen verstatteten, nur auf einen deutschen Bischof lenken zu können. Zuerst dachte er an den Erzbischof Adalbert von Bremen, der sich in seinem Gefolge befand und durch Geist, Bildung und Adel eine Zierde Roms zu werden versprach, aber Adalbert selbst lenkte die Wahl auf den braven Bischof Suidger von Bamberg. Diesen ergriff trotz des heftigsten Widerstrebens der König bei der Hand, zeigte ihn der Menge als den würdigsten Nachfolger Petri, und unter allgemeinem Jubel mit der größten Einigkeit erhoben sich alle Stimmen für Suidger.

So hatte die Kirche ein neues Haupt gewonnen, an dessen Leben auch nicht der geringste Flecken haftete; ein Bischof trat an die Spitze der abendländischen Kirche, welcher den König im Kampfe gegen die Simonie furchtlos unterstützen konnte, weil er sich selbst nie mit derselben befleckt hatte. Es ist sehr bemerkenswerth, daß während drei Römer sich auf unerlaubten Wegen das Papstthum anzueignen suchten, ein deutscher Bischof sich der Wahl entzog und ein anderer nur mit dem größten Widerstreben die hohe Stellung einnahm, zu der er berufen wurde. Suidger sprach sich noch kurz vor seinem Ende in einer Bulle wahrhaft schön über die Schmerzen aus, welche ihm die Trennung von Bamberg erweckt hatte. Niemals, sagte er, sei es ihm in den Sinn gekommen, den Blick zu der Höhe aufzurichten, auf die er gestellt sei; ein ruhiges und beschauliches Leben sei immer das letzte Ziel seiner Wünsche gewesen; mit dem größten Kummer habe er sich von seiner Kirche zu Bamberg getrennt, die er seine

Freundin, Schwester und Braut, seine reine Taube nennt. Er hat 1046.
sich auch nicht ganz von ihr losgerissen, sondern sich das Bisthum Bamberg bis zu seinem Lebensende bewahrt, ohne freilich jemals seinen alten Sitz wieder einzunehmen.

Die erzählten Vorgänge, durch welche die simonistischen Päpste entfernt und ein ehrlicher deutscher Mann auf den Stuhl Petri erhoben wurde, fanden damals fast Alle, welchen das Wohl der Kirche am Herzen lag, durchaus rechtlich und gesetzlich. Peter Damiani wird nicht müde diesen herrlichsten Triumph des großen Königs zu preisen. In der ganzen Profangeschichte weiß er einen Fürsten gleich Heinrich nicht zu finden; er stellt ihn David und jenem Josias an die Seite, welcher seine Kleider zerriß, als das Gesetz Mosis wiedergefunden wurde und er die falschen Altäre stürzte. So, sagt er, habe auch Heinrich den Kirchengesetzen der Väter, die längst dem Gedächtnisse entschwunden waren, neue Geltung und Bedeutung gewonnen. Er erinnert an das Vorbild des Heilands, welcher die Wechseltische umstürzte und die Krämer aus dem Tempel jagte. In die Worte des Psalmisten bricht er aus: „Du hast gebrochen, Herr, meine „Bande; ich werde dir weihen das Opfer meines Lobes." Als der strenge Wazo von Lüttich wenig später an der Rechtmäßigkeit dieser Vorgänge sich einen Zweifel gestattete, fand er doch bei den Frommen jener Zeit wenig Anklang. Selbst die entschiedensten Vertreter der Freiheit Roms haben, als schon der große Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum entbrannt war, gegen das damalige Verfahren Heinrichs kaum einen Tadel erhoben; sie haben vielmehr fast einstimmig von den Synoden zu Sutri und Rom die Wiedergeburt des Papstthums datirt.

Es war ein großer Weihnachtstag, den man darauf zu Rom beging. An demselben wurde Suidger unter dem Namen Clemens II. zum Papste geweiht und schmückte dann sogleich in St. Peter nach altem Brauche Heinrich und seine Gemahlin mit der kaiserlichen Krone. Es geschah an derselben Stelle, an demselben Tage, an dem einst vor 246 Jahren Karl der Große zum Kaiser ausgerufen war. Ein anderer Karl an Macht, an Geistesschwung, an heiligem Eifer für die Reinheit der Kirche war erstanden, und wie er noch in den ersten Mannesjahren stand, schien ihm das Leben Größeres zu verheißen, als je einem Sterblichen beschieden war. Das Ideal des germanischen Kaiserthums schien jetzt seiner Erfüllung nahe zu sein. Noch niemals hatte so die höchste weltliche Macht der gesammten Kirche und ihrem Haupte gegenüber gestanden; die gläubige Kirche

1046. mußte den Kaiser als ihren Retter und Befreier anerkennen und sich ihm aus Dankbarkeit, wie um ihres eigenen Interesses willen ganz hingeben. Zugleich eröffnete sich dem deutschen Volke ein Blick in die glänzendste Zukunft. Die Lage der Dinge war der sehr ähnlich, als Otto III. von Gregor V. gekrönt wurde, und doch völlig verschieden. Denn das Herz des kaiserlichen Knaben war damals von dem Zauber des alten Roms umstrickt gewesen und der deutsche Papst hatte sich tief in die Ideenwelt der französischen Mönche verloren; jetzt hatte man einen Kaiser, der seine deutsche Gesinnung hinreichend bethätigt hatte, dessen letztes Ziel kein anderes war, als die Herrschaft des deutschen Volkes über den ganzen Occident für alle Zukunft festzustellen; und ihm zur Seite stand ein Papst, welcher sich wohl in der Abneigung gegen die Simonie mit den Cluniacensern berührte, sonst aber durch und durch sich als Deutscher fühlte und unter den hohen Pinien am Tiberufer nach seinen Kiefernwäldern an der Regnitz verlangte. Wie Kaiser und Papst jetzt wirkten, konnte eben so gewinnreich dem deutschen Volke werden, als Ottos III. Phantasien der Größe desselben hinderlich gewesen waren.

Selbst dem römischen Volke machte sich bemerklich, daß man am Anfange einer neuen Zeit stehe, daß diese Kaiserkrönung etwas Anderes, als eine leere Ceremonie sei. Das ungeheure Heer des Kaisers, welches die weiten Räume der Stadt erfüllte und kaum in ihnen Platz fand, das strahlende Gefolge von Fürsten und Bischöfen um den Herrn der Welt, die ungeheuren Schlag auf Schlag eintretenden Erfolge überwältigten die Einbildungskraft der blinden und leichtbeweglichen Masse. Nicht allein daß die römische Bürgerschaft dem Fremdlinge, der ihr einen fremden Herrn setzte, stürmisch zujauchzte; sie fand auch keine Grenze ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen. Was Otto I. nur mit Gewalt den Römern abgerungen hatte, boten sie jetzt freiwillig dem Kaiser dar, das Recht allein über den Stuhl Petri zu verfügen; sie beschlossen, kein Papst solle fortan ohne den Willen des Kaisers gewählt und geweiht werden. Seit den Tagen Ottos III. hatten die Crescentier und dann die Tusculaner unter dem Namen des Patriciats, dessen wahre Bedeutung fast in Vergessenheit gekommen war, meist willkührlich den päpstlichen Stuhl besetzt; damit nicht ferner das Patriciat hierzu gemißbraucht würde, vereinigte Heinrich nach dem Willen des römischen Volks es unmittelbar mit der kaiserlichen Gewalt und setzte sich selbst den goldenen Reif, das Abzeichen des Patricius, auf das Haupt. Die spätere Zeit kannte eine Urkunde, durch welche damals der Papst mit dem römischen

Volke die Einsetzung der Nachfolger Petri und aller Bischöfe, die 1046.
Regalien besäßen, dem Kaiser und seinen Nachfolgern mit dem Patriciat übertragen haben sollte. Diese Urkunde war sicherlich ein betrügliches Machwerk, mit anderen ähnlicher Art von der kaiserlichen Partei in Rom während des Investiturstreits geschmiedet; aber als Thatsache ist durch unumstößliche Zeugnisse festgestellt, daß dem Kaiser mit dem Patriciat von dem Klerus und dem Volke Roms ausdrücklich das Recht der freien Verfügung über den Stuhl Petri zugestanden wurde.

Ueber den neuen Bischof und Herrn, welchen die Römer vom Kaiser erhalten hatten, konnten sie sich mit Nichten beschweren. Clemens II. *) war ein frommer, stiller und wohlwollender Mann; die Römer selbst haben ihm den Beinamen des Gütigen gegeben; strenge Eiferer, wie Peter Damiani, klagten ihn zu großer Weichheit und Nachgiebigkeit des Charakters an. Den Namen Clemens hatte er sich unfraglich gewählt, um an die schönen Anfänge der römischen Kirche zu erinnern, wo sie noch in ursprünglicher Reinheit strahlte. Von den entstellenden Makeln der späteren Zeit sie zu reinigen, war sein Wunsch und seine Sorge. Der Kampf gegen die Simonie war ihm durch seine ganze Stellung zur ersten Pflicht gemacht. Schon in
den ersten Wochen des Januars 1047 hielt er eine große Synode zu 1047.
Rom, auf der durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Wer sich des Verkaufs geistlicher Weihen und Würden schuldig gemacht hatte, wurde mit dem Kirchenbanne belegt; wer sich wissentlich von einem Simonisten hatte weihen lassen, zu einer vierzigtägigen Kirchenbuße verurtheilt. Von dem Stuhle Petri herab ertönte endlich eine Sprache, wie sie die Cluniacenser, die Jünger Romualds, alle aufrichtigen Christen längst gehofft hatten. Eine neue Ordnung der Kirche begann mit dem Tage, wo das Haupt der Kirche die Simonie mit dem Bannfluche belegte.

Es mußte als ein Glück erscheinen, daß man zu derselben Zeit Gelegenheit fand eine nicht geringe Anzahl bedeutender Bisthümer zu

---

*) Suidger stammte aus einer vornehmen Familie Sachsens; sein Vater Konrad war in der Gegend von Halberstadt sehr begütert und besaß Morsleben und Horneburg; seine Mutter Amulrad war die Schwester des im Jahre 1012 verstorbenen Erzbischofs Walthard von Magdeburg. Suidger wurde Domherr in Halberstadt, trat dann in die königliche Kapelle ein und erhielt in den letzten Tagen des Jahres 1040 nach Eberhards Tode durch die Gunst Heinrichs III. das reiche Bisthum Bamberg, welches durch seine Erhebung auf den Stuhl Petri mit einem neuen Bande an Rom gefesselt wurde.

1047. besetzen; denn die neue Zeit wollte neue Menschen. Das Erzbisthum Ravenna war seit Wiggers Absetzung nicht vergeben; es fiel jetzt dem Humfried zu, dem Kanzler des Kaisers bisher für italischen Länder, einem deutschen Manne. Humfried wurde vom Papste geweiht, und da der Rangstreit zwischen Mailand, Ravenna und Aquileja auf der zuletzt erwähnten Synode abermals zur Sprache kam, wurde er diesmal zu Gunsten Ravennas entschieden. Der Kanzler des Kaisers für Deutschland und Archikaplan Dietrich erhielt gleichzeitig das erledigte Bisthum Kostnitz. Ein anderer Dietrich, ebenfalls Kaplan des Kaisers, wurde Bischof zu Verdun. In Straßburg wurde der speiersche Domprobst Herrand der Nachfolger Bischof Wilhelms, des Großoheims des Kaisers. Noch mehrere andere Bisthümer wurden damals oder in der nächsten Folge vertheilt und kamen fast sämmtlich an Männer aus der nächsten Umgebung des Kaisers, welche völlig in seine Absichten eingeweiht waren.

Während der Papst die verworrenen Verhältnisse der römischen Kirche zu ordnen suchte, hatte der Kaiser die Umgegend der Stadt durchzogen, um die Burgen des rebellischen Adels, namentlich der Tusculaner, zu brechen. Am 1. Januar 1047 stand er bei Colonna unweit Tusculum. Der weit überlegenen Streitmacht des Kaisers war Benedicts Sippschaft in keiner Weise gewachsen; sie scheint sich deshalb unterworfen und Versprechungen gegeben zu haben, welche sie bald genug brach. Nur kurze Zeit verweilte der Kaiser in den römischen Gegenden. Nachdem er den größten Theil seines Heeres, da der Hauptzweck des Zuges erreicht war, entlassen und seine Gemahlin, die ihrer Entbindung entgegensah, mit den Heimkehrenden nach dem Norden Italiens gesendet hatte, brach er selbst, vom Papste begleitet, mit einer kleinen Streitmacht nach dem Süden der Halbinsel auf, um die Verhältnisse der langobardischen Fürstenthümer und der Normannen zu regeln.

b. Heinrich III. belehnt die Normannen mit Apulien.

Die Unterstützung, welche abenteuernde Schaaren des Abendlandes dem griechischen Reiche in Sicilien geleistet hatten, war in ihren Folgen sehr verhängnißvoll für den Kaiserthron von Byzanz geworden. Wie schlecht man auch im Allgemeinen die guten Dienste des Abendlandes belohnt hatte, am Uebelsten war doch dem Mailänder Arduin begegnet, der unter diesen Schaaren eine hervorragende Rolle gespielt

hatte.*) Als er um das erbeutete edle Roß eines Sarrazenen mit dem griechischen Feldherrn in Streit gerieth, verlor er nicht nur seine Beute, sondern mußte sogar auch eine ehrenkränkende Züchtigung aushalten. Seitdem sann der Lombarde auf eine glänzende Rache an dem habgierigen und hochmüthigen Geschlecht der Griechen und wußte mit bewundernswürdiger List seine Pläne anzuspinnen und durchzuführen. 1047.

Tief im Herzen seinen Griechenhaß bergend, begab sich Arduin zu dem Katapan Doceanus, gewann sich durch Schmeichelei und Geschenke dessen Gunst und brachte es, indem er die größte Ergebenheit gegen den Kaiser zur Schau stellte, in der That dahin, daß ihm die Obhut einer Anzahl griechischer Städte übergeben wurde. Hier zeigte er seinen Untergebenen ein Wohlwollen, wie es bei den Beamten Constantinopels selten genug anzutreffen war, und gewann sich dadurch leicht die Herzen derselben. Kaum aber war er ihres Vertrauens sicher, so streute er unter ihnen die Saat des Aufruhrs aus; er zeigte ihnen die Gewinnsucht und Härte ihrer fremden Bedrücker und stellte ihnen Befreiung von diesem unerträglichen Joche in nahe Aussicht. Unter dem Vorwande einer Pilgerreise nach Rom verließ er Apulien und begab sich nach Aversa, wo er Graf Rainulf und die Normannen aufforderte mit ihm gemeinschaftliche Sache zur Eroberung Apuliens zu machen. „Ich werde vorangehen," sagte er, „und ihr sollt mir „folgen. Und deshalb will ich vorangehen, daß ihr sehen könnt, wie „weibisch das Volk ist, gegen das ich euch führe und das ein so wei„tes und reiches Land bewohnt." Die Eroberung Apuliens war für die Normannen kein neuer Gedanke. Um so bereitwilliger gingen sie deshalb auf Arduins Vorschlag ein; ein Bundesvertrag wurde mit ihm geschlossen und beschworen, durch welchen Arduin die Hälfte aller Eroberungen zugesichert wurde, während die andere Hälfte den Normannen verbleiben sollte. Zwölf angesehene Ritter wählte Rainulf aus den Seinen; unter ihnen waren die Söhne Tancreds von Hauteville, Wilhelm der Eisenarm und Drogo, die schon in Sicilien Wunder der Tapferkeit vollführt hatten. Diesen zwölf Führern gab Rainulf dreihundert Ritter mit und gebot ihnen ihre Eroberungen zu gleichen Antheilen unter sich zu theilen. „Er legte ihnen die Fahne des Siegs in die Hand," sagt die alte Geschichte der Normannen, „küßte sie und sandte sie in den „Kampf um tapfer an Arduins Seite gegen die Griechen zu streiten."

Im Anfange des Jahres **1041** brachen die Normannen unter Arduin auf; bei Nacht führte er sie heimlich in die Thore Melfis,

*) S. 315.

1047. welche Stadt das Bollwerk und der Schlüssel Apuliens war. Als sich in der Frühe das Volk gegen die fremden Ritter erheben wollte, wies Arduin auf sie als die verheißenen Retter aus der Sklaverei. Am folgenden Tage schweiften die normannischen Ritter schon bis Venosa, am dritten bis nach Ascoli und Lavello; überall fanden sie das Land wie einen Garten und Beute in Fülle, welche sie nach Melfi fortschleppten; nirgends stießen sie auf einen Feind oder auf Widerstand. „Sie „theilten ihre Beute und suchten sich anzueignen, was noch übrig war. „Sie vergnügten sich mit den Weibern der Melfitaner und waren „froh über die Feigheit der Männer, die sie im Lande fanden. Im „Vertrauen auf Gottes Allmacht und ihre Tapferkeit meinten sie schon „ganz Apulien sich unterworfen zu haben, und die Bewohner des Lan„des glaubten selbst nicht anders." Aber diese schickten denn doch Boten an den Katapan — es war Doceanus der Jüngere, welcher erst vor Kurzem sein Amt übernommen hatte — klagten ihm ihre Verluste und verlangten Hülfe. Der Katapan versammelte ein Heer und rückte den Normannen entgegen. Ehe er sich mit ihnen in einen Kampf einließ, knüpfte er Unterhandlungen an. Er verlangte von ihnen sofortige Räumung des Landes; sie dagegen beanspruchten die Gewähr ihrer Eroberungen und versprachen dem Kaiser Treue zu schwören und mit ihren Waffen zu dienen, wenn er ihnen das gewonnene Land belassen würde. Der Katapan gerieth über diese Antwort der hochmüthigen Barbaren in den höchsten Zorn und verlangte danach sie im Kampfe zu züchtigen. Tag und Ort der Schlacht wurden bestimmt. Am 17. März schlug man am Olivento bei Venosa. Trotz der ungeheuren Uebermacht des Katapans, der russische Waräger und kleinasiatische Truppen bei sich hatte — hundert gegen einen sollen gekämpft haben — erlitten die Griechen die vollständigste Niederlage und warfen sich in wilde Flucht. Der schwache Kaiser Michael soll bei der Nachricht von der furchtbaren Schande sein Kleid unter dem Klageruf zerrissen haben: „Sicherlich wird dieses Volk mich noch meiner Krone „berauben und aus dem Reiche verjagen."

Die Griechen machten neue große Rüstungen: der Kaiser öffnete seinen Schatz, das Volk brachte allgemeine Beisteuern auf, man sparte keine Kosten, um ein zahlreiches, wohlgerüstetes Heer in Italien aufzustellen. Abermals bildeten Waräger den Kern desselben, in Klein-Asien waren bedeutende Aushebungen gemacht, auch in Italien hatte man zahlreiche Truppen geworben. Aber auch die Normannen hatten sich nach Beistand umgesehen und ihn in Benevent gefunden. Um die Stimmung der Eingebornen sich zu gewinnen, hatten sie sich

sogar unter den Befehl eines Bruders des Fürsten von Benevent, Ate- 1047.
nulf mit Namen, gestellt. Am 4. Mai kam es abermals zur Schlacht. Am Osanto, dem alten Aufidus, wurde gekämpft und die griechische Schlachtreihe abermals zum Weichen gebracht; unermeßliche Schaaren fanden in den Wellen des Flusses ihren Untergang, und das reiche Lager des Katapan fiel in die Hände der Normannen.

Die doppelte Niederlage des Doceanus bewog den Kaiser ihn seines Amtes zu entsetzen und als seinen Nachfolger den Bugianus über das Meer zu senden, einen Sohn jenes Basilius Bugianus, der im Jahre 1018 die Normannen aus Apulien zurückgeschlagen hatte. Mit den höchsten Vollmachten als Vicar des Kaisers kam Bugianus über das Meer, ein neues Warägerheer und ungeheure Geldsummen führte er mit sich, um durch Werbungen in Italien sein Heer zu verstärken. Auch die letzten Streitkräfte in Sicilien schaffte man auf das Festland herüber. Indessen hatten auch die Normannen mit den erbeuteten Schätzen ihr Heer zu verstärken gewußt. Von beiden Seiten rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampfe. Bugianus wollte die Normannen in Melfi einschließen, aber sie kamen ihm zuvor, verließen die Stadt und überraschten die Griechen bei Monte Peloso. Sie verlangten den Kampf, und Bugianus nahm ihn an. Er entschied sich alsbald für die Normannen; die Waräger, die Apuler, Calabresen, alle die anderen Völker, die unter dem griechischen Feldzeichen dienten, konnten der normannischen Tapferkeit nicht Stand halten. Das ganze Heer des Bugianus wurde vernichtet; er selbst gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Mit diesem vornehmen Gefangenen und allen Fahnen der Feinde kehrten die Normannen nach Melfi zurück und vertheilten hier ihre Beute. Atenulf erhielt den Bugianus zugesprochen und verließ bald darauf das Heerlager der Normannen; er gedachte durch seinen Gefangenen sich ein großes Lösegeld und die Gunst des Kaisers von Byzanz zu gewinnen. Diese Absicht erreichte er ohne Mühe, und bald waren die Beneventaner die Bundesgenossen des Kaisers und erbitterte Feinde der Normannen, welche sie bisher unterstützt hatten.

Die Normannen bedurften eines andern Führers, dessen Name die Eingebornen für sie gewinnen könnte. Sie fanden ihn in dem Argyros, dem Sohne jenes Melus, der einst zuerst französische Ritter nach Apulien geführt hatte. Argyros war in Constantinopel erzogen und im Jahre 1040 von dort nach Apulien gesendet worden, um einen Aufstand in Bari zu unterdrücken. Die Popularität seines Hauses daselbst wollte der Kaiser benutzen und hielt sich der Treue des Ar-

1041. gyros für sicher. In der That bewältigte Argyros den Aufstand in seiner Vaterstadt. Als sich aber nach den Siegen der Normannen Bari aufs Neue empörte, Matera und andere Städte dann sich dem Aufruhre anschlossen und mit den Normannen in Verträge einließen: da wankte auch die leichte Treue des Argyros, und er ließ sich von den aufständigen apulischen Städten und von den normannischen Eroberern zu ihrem gemeinsamen Anführer wählen (Februar 1042). Die Normannen machten jetzt die schnellsten Fortschritte; fast alle Städte Apuliens ergaben sich, die einen freiwillig, die andern durch Waffengewalt bezwungen. Auch im Gebiet von Benevent machte man namhafte Eroberungen; die ganze Gegend um den Monte Gargano mit dem Heiligthum des berühmten Michaelsklosters fiel in die Hände der Normannen.

Indessen war im December 1041 Kaiser Michael IV., Zoes schwächlicher Gemahl, mit Tode abgegangen, und sein Neffe Michael V., Zoes Adoptivsohn, hatte den Thron der Cäsaren bestiegen. Er entließ alsbald den Maniaces, dessen glücklicher Thaten in Sicilien man in der Noth des Augenblicks gedachte, aus der Haft und sandte ihn nach Italien. Im April 1042 langte Maniaces in Tarent an und gewann Matera nebst einigen andern Orten der Umgegend wieder. Argyros machte sehr erhebliche Zurüstungen, um ihm zu begegnen. Nicht allein die Normannen, die sich unter seinen Befehl gestellt hatten, bot er auf, sondern auch Rainulfs Kriegsschaaren leisteten ihm Beistand. So gerüstet zog er Maniaces entgegen, der vor ihm zurückwich und sich in Tarent einschloß. Im Juli belagerte Argyros mit seinen Apulern und Normannen Giovenazzo und nahm es mit Sturm, dann rückte er vor Trani, das noch von den Griechen besetzt war. Absichtlich verschleppte er die Belagerung dieses Platzes lange Zeit, denn schon hatte er sich mit dem Hofe zu Constantinopel in Verhandlungen eingelassen, um abermals Wort und Treue zu brechen.

Schon im April war Michael V., der Sohn des Schiffskalfaterers, von der Höhe gestürzt worden, auf welche ihn eigenthümliche Verkettungen geführt hatten. Nach seiner Entthronung war Zoe mit ihrer Schwester Theodora als Kaiserin ausgerufen worden, und noch einmal gedachte die mehr als sechszigjährige Kaiserin sich einen Gemahl, dem Reiche einen Kaiser zu wählen. Ihre Wahl fiel auf Constantin Monomachus, ihren früheren Günstling, der am 11. Juni 1042 als Kaiser ausgerufen wurde und 12 Jahre, Zoe überlebend, auf dem Throne von Byzanz saß. Constantin, ein alter Rival und

Feind des Maniaces, nahm diesem sogleich den Oberbefehl in Apulien, worauf sich der entsetzte Feldherr empörte und selbst zum Kaiser ausrufen ließ. Unter diesen Umständen bot man zu Constantinopel Alles auf, um sich Argyros zu gewinnen, und dieser verkaufte in der That, als man ihn zum Patricius und Katapan erhob, sich und Bari. So kehrte ein Theil Apuliens — besonders der Süden und die meisten Seestädte — wieder unter die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Umsonst machte Maniaces im October einen Angriff auf Bari. Als im Anfange des Jahrs 1043 Argyros neue Hülfskräfte an sich zog, nöthigte er den Maniaces den italischen Boden ganz zu verlassen und sich nach Durazzo einzuschiffen. 1047.

Von dem Barenser, wie von dem Langobarden verrathen, sahen sich die Normannen auf sich selbst verwiesen. Ihre zwölf Führer bedurften eines Oberhauptes, wenn sich die Kräfte nicht in dem ohnehin schwierigen Kampfe zugleich gegen die Griechen und die Eingebornen zersplittern sollten. So wählten sie Wilhelm den Eisenarm im September 1042 zu ihrem Führer, der seine Belehnung von Waimar von Salerno und Rainulf von Aversa empfangen sollte. Sie geleiteten Wilhelm nach Salerno, und so erfreut war Waimar über die Huldigung des Normannen, daß er ihm die Tochter seines Bruders Guido, des Fürsten von Sorrent, zur Ehe gab. Bald darauf kamen Waimar und Rainulf selbst nach Melfi, wo sie mit den größten Ehren empfangen wurden. Wilhelm wurde als Graf Apuliens installirt; Rainulf als gemeinsamer Lehnsherr der Normannen erhielt Sipont und die Gegenden um den Monte Gargano mit dem Michaelskloster, Wilhelm und die anderen eilf Führer der Normannen empfingen jeder ein besonderes Stadtgebiet; Melfi blieb gemeinsamer Besitz und Mittelpunkt der ganzen kriegerischen Colonie. Arduin wurde dem Vertrage gemäß die Hälfte der Eroberung überlassen, doch scheint man ihn mit dem am Wenigsten gesicherten Antheil abgefunden zu haben. Das waren die Anfänge der normannischen Herrschaft in Apulien.

Die Waffenthaten der französischen Ritter in Unter-Italien hatten Waimar eine Stellung gegeben, wie sie seit Pandulf dem Eisenhaupt kein langobardischer Fürst jemals wieder gewonnen hatte. Nicht allein daß ihm Salerno, Capua und Amalfi unmittelbar gehorchten, daß er seinen Bruder Guido zum Herzog von Sorrent erhoben hatte, auch die Normannen von Aversa und in Apulien erkannten ihn als ihren Lehnsherrn an, und mit Rainulf im Bunde gewann er zuletzt auch Gaeta und setzte dort Rainulf zum Herzog ein. Aber seine Macht war doch nicht unbestritten. Nach dem Tode Kaiser Mi-

1047. chaels IV. war Pandulf von Capua aus seinem Exil im fernen Osten zurückgekehrt und versuchte nun durch griechischen Beistand sein Fürstenthum wieder zu gewinnen. Wenn er auch bei einigen Grafen Campaniens Anhang fand, so hatte doch Waimar wenig von ihm zu befahren, so lange er der einmüthigen Unterstützung der Normannen sicher war. Aber ein großer Verlust für Waimar war der Tod des tapfern Rainulf, und noch bedenklicher wurde seine Lage durch die Verwickelungen, welche diesem Todesfalle folgten. Waimar hatte zunächst einen Neffen Rainulfs, Asclittin mit Namen, mit Aversa belehnt; aber dieser, die allgemeine Liebe Aller, „der schöne junge Graf," starb bald nach dem Antritt der Gewalt, und durch einen unglücklichen Einfall Waimars wurde ein normannischer Ritter, Namens Rudolf, der nicht zu Rainulfs Familie gehörte, mit Aversa belehnt. Die Normannen, bereits an der Erblichkeit der Lehen festhaltend, verjagten nach kurzer Zeit Waimars Schützling und erhoben zu ihrem Grafen Raidulf Trincanotte, einen Neffen Rainulfs, der so eben erst aus Waimars Kerker entsprungen war. Gemeinsames Interesse verband Pandulf und Raidulf gegen Waimar, dessen Lage so eine sehr gefährliche geworden wäre, wenn er nicht an den Normannen Apuliens einen starken Rückhalt behalten hätte.

Wilhelm der Eisernarm zeigte sich bis zu seinem Tode als der getreuste Lehnsmann Waimars. Im Anfange des Jahres 1044 hatten sie gemeinsam die Griechen auch in Calabrien angegriffen und dann am 8. Mai noch einmal in Apulien vollständig geschlagen. Zwei Jahre später starb Wilhelm, und die Normannen wählten seinen Bruder Drogo zu ihrem Grafen; ihre Wahl bestätigte nicht allein Waimar, sondern gab auch dem Drogo seine eigene Tochter zur Gemahlin, die er auf das Reichlichste ausstattete. So wurde der neue Graf von Apulien an seinen Schwiegervater durch die festesten Bande geknüpft. Als nun Pandulf und Raidulf gegen Salerno rüsteten, eilte Drogo mit seinen Normannen Waimar zur Hülfe und wandte nicht nur die augenblickliche Gefahr von ihm ab, sondern versöhnte ihn auch mit Raidulf und den Aversanern. Raidulf gelobte Waimar Treue und wurde mit der Fahne von Aversa investirt. Pandulf setzte zwar auch in der Folge einen kleinen Krieg gegen Waimar fort, aber ohne nennenswerthen Erfolg, da Aversa mit seinen Normannen Waimar schützte. Indessen kämpfte Drogo in Apulien bald mit aufsätzigen normannischen Anführern, bald mit griechischen Heeren, deren Befehlshaber schnell wechselten, nachdem Argyros nach Constantinopel beschieden und dort mit großer Auszeichnung aufgenommen war; aber trotz

dieser mannigfachen Kämpfe zeigte sich Drogo stets zum Schutze sei- 1047.
nes Schwiegervaters bereit, dessen Macht, wenn auch nicht unbestritten, doch noch immer weithin geachtet war. Durch ganz Italien erscholl der Name des Fürsten von Salerno, und sein Hof wurde wie der Hof eines Kaisers gesucht; alle Großen der Umgegend nahmen gern von ihm Lehen, selbst die mächtigen Grafen des Marserlandes bekannten sich als seine Vasallen. Mit dem Markgrafen Bonifacius, dem reichsten und angesehensten Fürsten des nördlichen und mittleren Italiens, stand er in vertrauten Beziehungen, und zweimal in jedem Jahre sandte er Boten mit prächtigen Geschenken an König Heinrich über die Berge und wurde mit nicht minder kostbaren Gegengaben von dem Könige geehrt. Waimar hatte seine ganze Stellung an das abendländische Reich gekettet, Constantinopel hatte er für immer den Rücken gekehrt. Mit seiner Macht aber war zugleich die jener fremden Ritter befestigt worden, welche das wunderbarste Gemisch zwischen höfischen Cavalieren und gemeinen Wegelagerern sich auf dem fremden Boden theils durch Gewalt, theils durch treue Lehnspflicht, theils durch Verbindungen mit italischen Fürstentöchtern bleibende Wohnsitze gewonnen hatten.

Dies war die eigenthümliche Lage der Dinge, als der Kaiser, vom Papste begleitet, im Anfange des Februars 1047 in die langobardischen Fürstenthümer kam. Nach einem Besuche in Monte Casino begab er sich nach Capua und beschied die Großen Italiens vor seinen Thron. Viele fürchteten vor ihm zu erscheinen, denn sie bangte vor dem Zorn des Kaisers wegen ihrer Uebelthaten. Aber freudig erschien Waimar mit allen seinen Grafen und Baronen, und mit ihm kamen die Normannen, Raidulf und Drogo an ihrer Spitze. Waimar fand bei dem jungen Kaiser eine eben so gute Aufnahme, wie einst bei dessen Vater; dennoch nöthigte ihn der Kaiser Capua wieder an Pandulf und dessen jungen Sohn gegen eine bedeutende Geldsumme abzutreten. Entweder ging des Kaisers Absicht hierbei dahin, der übergroßen Macht Waimars ein Gegengewicht zu geben, oder es lag ihm daran alle Kräfte des italischen Südens gegen das Reich von Byzanz zu vereinen, mit dem man seit dem Tode Kaiser Konrads in neue Zerwürfnisse gerathen war. Die Eroberung Apuliens durch die Normannen war ein Angriff des Abendlandes auf alte Besitzungen des morgenländischen Reichs gewesen, und Heinrich gab deutlich zu erkennen, wie er die Eroberung der Normannen nicht allein zu schützen gewillt sei, sondern als seine eigene ansehe. Er belehnte damals wie Raidulf mit Aversa, so Drogo mit der Grafschaft

1047. Apulien und nahm somit Besitzungen in Anspruch, die niemals zum deutsch-römischen Reiche gehört hatten. Weit nach dem Süden hin schob er die Grenzen seines Imperiums vor und überließ die Vertheidigung derselben den tapferen französischen Rittern. Auch für die Stellung des Kaisers zu Frankreich war der Bund mit den Normannen nicht ohne Bedeutung; wie mit den französischen Mönchen vordem, trat er jetzt mit dem französischen Adel in nähere Beziehungen.

Von Capua begab sich der Papst nach Salerno, auch der Kaiser wird diese Stadt auf seiner Reise berührt haben; noch im Februar brachen dann beide gegen Benevent auf, fanden aber die Thore der Stadt gesperrt. Die Fürsten Pandulf III. und Landulf VI. hatten sich dem griechischen Reiche angeschlossen, und auch die Bürgerschaft scheint in der Furcht vor den Normannen keinen andern Schutz als in der Macht Constantinopels gesehen zu haben. Die feindseligste Stimmung gegen das abendländische Reich herrschte in der Stadt. Schon hatte man die Schwiegermutter des Kaisers, als sie kurz vorher von einer Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano heimkehrend Benevent berührte, schwer gekränkt; jetzt verweigerte man sogar dem Kaiser selbst und dem Papste die Aufnahme. Heinrich, nur auf schleunige Rückkehr nach Deutschland bedacht, war fern davon die Unterwerfung Benevents jetzt erzwingen zu wollen; er gab es der Rache seiner Getreuen Preis. Stadt und Land, mit dem Banne des Papstes belegt, überließ er zur Züchtigung Drogo und seinen Normannen.

Der Kaiser selbst eilte durch die Marken nach Rimini, wo er am 3. April einen Fürstentag hielt. Ein hier beschlossenes Edict ist auf uns gekommen, in welchem er sich auf die Vorschriften der Kaiser Theodosius und Justinian berufend verordnet, daß kein Kleriker fortan in irgend einem Rechtshandel zu einem Eide genöthigt werden solle, sondern ihn durch seinen Advokaten leisten lassen könne. Auch hierin zeigt sich das Bestreben des Kaisers die begonnene Reform der Kirche durchzuführen. Wenige Tage später finden wir den Kaiser in Ravenna, von wo er nach Mantua eilte. Hier feierte er das Osterfest (19. April) und erfreute sich des Wiedersehens seiner Gemahlin, die damals ihr zweites Kind, abermals eine Tochter, auf italischem Boden geboren hatte. Eine schwere Krankheit hielt den Kaiser bis zu den ersten Tagen des Mais in Mantua zurück, dann nahm er seinen Weg über Verona und Trient nach dem Brenner und betrat in der Mitte des Mais wieder den deutschen Boden.

Den Himmelfahrtstag feierte der Kaiser in Augsburg, Pfingsten bereits zu Speier am Grabe seiner Eltern. In dem Gefolge des

Kaisers waren der entsetzte Papst Gregor und dessen junger Freund 1047.
Hildebrand, welche unfreiwillig Rom und Italien hatten verlassen müssen. Der Kaiser wies ihnen Wohnsitze zu Köln an, wo sie unter die Obhut des treuen Erzbischofs Hermann gestellt wurden. An den Ufern des Rheins starb Gregor im folgenden Jahre. Auch einen Todten hatte der Kaiser exilirt. Es war Guido von Pomposa, der große Heilige der Reformpartei in Italien, der kurz vor der Ankunft des Kaisers gestorben war und im Tode sich noch wunderthätiger erwies als im Leben. Die irdischen Ueberreste dieses neuen Heiligen nahm der Kaiser mit sich nach Deutschland und setzte sie in dem von Konrad II. begründeten Johannisstift bei Speier bei, welches seitdem den Namen des h. Guido annahm.

Die Fürsten des Reichs umgaben den Kaiser in Speier, und in ihrer Mitte verlieh er dem jungen schwäbischen Grafen Welf, dem Letzten vom Mannsstamm dieses altberühmten Hauses, das Herzogthum Kärnthen mit der Mark Verona. Welf war durch seine Mutter Irmingard ein Neffe der Herzöge Heinrich von Baiern und Friedrich von Niederlothringen; das dritte Herzogthum fiel der luxemburgischen Sippschaft zu. Indem der Kaiser jetzt auch Kärnthen, das letzte noch mit der Krone verbundene deutsche Herzogthum, aufgab, wandte er sich ganz von der Bahn ab, die einst sein Vater eingeschlagen hatte. Heinrich III. hielt seine Macht für zu fest begründet, als daß sie noch weiterer Stützen bedurft hätte, als die unmittelbar mit der königlichen und kaiserlichen Macht selbst gegeben waren. Und in der That, als Heinrich von seinem Zuge nach Italien zurückkehrte, als er im Fluge die Kaiserkrone gewonnen, mit einem Schlage das kirchliche Schisma beendet, das Papstthum mit unauflöslichen Banden an sich gefesselt, die Reichsgrenze im Süden ohne Schwerdtstreich erweitert hatte — wer hätte damals glauben sollen, daß er noch jene niederen Gewalten zu fürchten hätte, die zu solchen Höhen niemals hinaufreichen konnten!

11.
Der letzte Kampf mit Herzog Gottfried.

1047. Das Ziel des Kaisers — das sah und fühlte nun wohl Jedermann — war die Alleinherrschaft über die abendländische Welt und konnte nach der Natur seiner Stellung kaum ein anderes sein; mit stürmenden Schritten ging er auf dieses Ziel los und stand nicht mehr fern von demselben. Aber noch immerdar haben die Völker Europas dem vernichtenden Druck einer Universalmonarchie, welche sich mit Nothwendigkeit zu der furchtbarsten Despotie hätte gestalten müssen, mit aller Macht widerstrebt. Die Herrschaft der römischen Imperatoren, die Monarchie Karls des Großen hatten sich Grenzen setzen müssen und waren selbst innerhalb dieser Grenzen selten unangefochten geblieben. Das innerste Leben der europäischen Völker ist nationale Freiheit; man kann diese beschränken, aber niemals ersticken. Wie hätten da Heinrichs Bestrebungen auf die Dauer ohne Widerstand bleiben sollen, ob sich auch für den Augenblick von einem Ende Europas zum andern die Fürsten und Völker ihm willig zu beugen schienen! Viel zu kräftig hatte sich schon das nationale Gefühl entwickelt, als daß jetzt auch nur ein ähnliches Kaiserreich zu begründen gewesen wäre, wie es einst Karl der Große geschaffen hatte. Wie sich selbst ein Räthsel der Knabe zum Jüngling erwächst, so reiften unbewußt die Nationen des Abendlandes zu dem immer deutlicheren Gefühl eigener Kraft und Selbstständigkeit heran und widerstrebten mit dem Trotz angeborener Freiheit jedem Versuch ihr besonderes Leben zu brechen. Und dieser Widerstand war der kaiserlichen Gewalt um so gefährlicher, als sie bei ihrer eigenthümlichen Stellung zu dem deutschen Fürstenthum niemals auf die Dauer den Gegensatz der Parteien im Innern ausgleichen konnte. So sah sich denn Heinrich inmitten und trotz seiner ungeheuren Erfolge doch bald abermals von innern und äußern Feinden angegriffen; während er schien den Kampf um die Welt wagen zu können, wurde seine Macht in kleinliche Streitigkeiten verstrickt, seine Kraft in ihnen gehemmt und gebunden.

Der Mittelpunkt aller feindlichen Bestrebungen gegen Heinrich war und blieb Herzog Gottfried. Ob alle Sterne dem jungen Kaiser glückbringend zu leuchten schienen, Gottfried gab die Hoffnung nicht auf, daß schon die Stunde kommen werde, wo er für alle erlittene Unbill Rache nehmen könne. Wohl nur ein Mann seines unverzag-

ten Muths, seiner erprobten Tapferkeit und seines Ansehens im Reiche 1047.
konnte noch den Gedanken eines abermaligen Kampfes gegen Heinrich im Herzen bewegen und mitten in den größten Erfolgen des Kaisers neue Anschläge gegen ihn schmieden. War Heinrich die glänzendste Personification der kaiserlichen Idee, so stellte sich in Gottfried dagegen jetzt in seiner ganzen starren und zähen Kraft jenes alte Fürstenthum dar, welches einst schon der Begründuug des Reichs den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt hatte.

Während Heinrich in Italien verweilte, hatte Gottfried nicht nur mit allen Großen Lothringens, bei denen er eine Geneigtheit auf seine Absichten einzugehen voraussetzte, hochverrätherische Verbindungen angeknüpft, sondern auch zugleich mit dem Könige von Frankreich die früheren Verhandlungen aufgenommen. Der König hörte gern auf die Versprechungen Gottfrieds und zeigte sich erbötig mit einem Heere in Lothringen einzufallen; er wollte sich Achens bemächtigen, indem er diese Stadt und die Länder bis zum Rhein sehr mit Unrecht als ein Erbe seines Geschlechts ansah. Man erzählt, daß die Vorstellungen des alten Bischofs Wazo von Lüttich den König vermocht hätten von dem Kriegszuge abzustehen; glaublicher ist, daß innere Bewegungen in Frankreich, an deren Spitze Gaufried von Anjou, des Kaisers Schwiegervater, stand, das Unternehmen vereitelten. Ohne den Beistand der Franzosen glaubte auch Gottfried für den Augenblick Nichts unternehmen zu können und hielt sich äußerlich ruhig, bereitete aber nichtsdestoweniger im Bunde mit den Grafen Balduin von Flandern, Hermann von Mons und Dietrich von Holland im Stillen Alles zu einem großen Aufstand in Lothringen vor.

Der Kaiser, von diesen Vorgängen entweder schlecht unterrichtet oder doch keine ernstliche Gefahr besorgend, berieth Pfingsten 1047 mit den Fürsten zu Speier eine neue Heerfahrt gegen die Ungern. Denn bereits im Sommer zuvor hatten diese der Herrschaft seines Schützlings Peter das traurigste Ende bereitet. Die Unzufriedenen hatten den Andreas, einen Fürsten aus Arpads Stamm,*) der mit seinen Brüdern in der Verbannung lebte, zurückgerufen und die Krone des heiligen Stephan angeboten. Andreas kehrte heim, und um ihn sammelten sich alle Widersacher der bestehenden Ordnung. Mit furchtbarer Gewalt brach der Aufstand gegen Peter und seine deutschen Beschützer los; er richtete sich zugleich gegen die christliche Kirche und ihre Diener. Die Tempel und Altäre wurden mit Feuer und Schwerdt

*) Andreas war der Sohn eines Neffen des heiligen Stephan.

1047. zerstört, und eine grausame Verfolgung erging über die Priester des Herrn; der Kirche Christi sollten auch in Ungern zahlreiche Märtyrer nicht fehlen. Die Aufständigen verlangten den alten Götzendienst, sie verlangten noch lauter nach der Freiheit und dem Recht ihrer Vorfahren. Peter, der sich und seine Sache sogleich verloren gab, wollte nach Baiern flüchten, fand aber alle Zugänge des Landes besetzt; nothgedrungen kehrte er um und gab sich, nachdem seine deutsche Schutzwache niedergemetzelt war, in die Hand seiner Feinde. Gefangen schleppte man ihn nach Stuhlweißenburg, wo er geblendet und verstümmelt des schmählichsten Todes starb. Andreas war Herr des Volkes und Landes; aber er sah, daß nur ein Christ die Krone des heiligen Stephan tragen, das von dem großen Könige begründete Reich nur mit Bischöfen regiert werden könne. Sobald der erste Sturm des Aufstandes vorübergebraust war, ließ er sich von den Bischöfen, welche der Verfolgung entronnen waren, krönen und gebot die Herstellung der christlichen Kirchen. Kaiser Heinrich hatte, eben im Begriff die Alpen zu übersteigen, Nachricht von den furchtbaren Ereignissen in Ungern erhalten; bald darauf ereilten ihn Gesandte des neuen Königs, der sich die Urheber des Aufstandes auszuliefern erbot und vor Allem Friede und Freundschaft mit den Deutschen begehrte. Treue Dienstpflicht und jährliche Tributzahlungen versprach er in gleicher Weise, wie sie sein Vorgänger geleistet hätte. Heinrich befahl den Gesandten ihm nach Rom zu folgen, in St. Peter wolle er über Ungern entscheiden. Welche Entscheidung er dort getroffen hat, wissen wir nicht; aber wir hören, daß er, kaum nach Deutschland zurückgekehrt, einen Rachezug gegen Ungern betrieb. Nicht sowohl die erneuerten Versicherungen des ungerschen Königs, daß er zu jeder Dienstpflicht bereit sei, hielten den Kaiser zurück sein Heer sogleich abermals in die Donaugegenden zu führen, als die offenbarsten Beweise von einem neuen Aufstande in Lothringen, die er kurz darauf erhielt.

Schon hatte Graf Dietrich das Gebiet der ihm benachbarten Bischöfe von Utrecht und Lüttich mit Krieg überzogen; schon stand Balduin von Flandern gerüstet, und Gottfrieds Pläne waren enthüllt, wie sehr er auch durch trügerische Botschaften den Kaiser über seine Absichten zu täuschen suchte. Der Kaiser mußte sich zum Kampf gegen diese Rebellen rüsten und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in Sachsen im Anfang September an den Rhein zurück, um zunächst Graf Dietrich anzugreifen, der zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte. Ein großes Heer hatte der Kaiser aufgeboten; auch die Her-

zöge von Schwaben und Baiern scheint er entboten zu haben, die 1047.
kurze Zeit darauf schnell nacheinander in Lothringen starben. Herzog Otto von Schwaben verschied auf seinem Gute Tomberg bei Köln und wurde im Kloster Braunweiler, der Stiftung seiner Familie, bestattet; Herzog Heinrich von Baiern fand zu derselben Zeit ein unerwartetes Ende — er hatte eben die Absicht sich zu vermählen — und fand sein Grab zu Trier. Der Heimgang dieser Getreuen schien wahrlich kein glückliches Vorzeichen für das Unternehmen des Kaisers.

Heinrich selbst befand sich am 7. September zu Xanten am Rhein und trat gleich darauf den Zug gegen Dietrich an. Er setzte sein Heer nach Vlaardingen über und suchte den Feind auf. Aber es wiederholten sich ähnliche Unfälle, wie im Jahre 1018 *) in diesem wasserreichen Lande das lothringische Ritterheer im Kampf gegen die Bauern und Schiffer betroffen hatten. Die großen Heeresmassen des Kaisers konnten sich nirgends frei bewegen, überdies war von der Seeseite dem Feinde nicht beizukommen, und das Heer ließ sich in dem wenig angebauten Lande schwer ernähren. Man mußte bald an den Rückzug denken, auf dem die Friesen, in leichten Kähnen den Abziehenden folgend, dem kaiserlichen Heere mannigfache Verluste beibrachten. Indessen war aber auch schon Gottfried mit den anderen Verschworenen losgebrochen. Er hatte die Kaiserburg zu Nymwegen, die alte Pfalz Karls des Großen und den Lieblingssitz Konrads II., überfallen, geplündert, mit Feuer und Schwerdt zerstört. Indem er diese alte Hauptfeste des Reichs brach, schien er für immer mit Kaiser und Reich zu brechen. Von Nymwegen wandte er sich gegen den alten Wazo von Lüttich, der kraftvoll und muthig noch in seinen letzten Tagen die Ehre des Kaisers vertheidigte. Dann stürmte Gottfried auf Verdun los, die Stadt seiner Väter; durch List drang er in die Mauern ein und zerstörte von Grund aus mit Feuersgewalt die alte Stadt. Nach allen Seiten flüchteten die unglücklichen Einwohner, in Schutt und Asche ihre Habe verlassend. Auch der Dom der Stadt mit seinen Schätzen und heiligen Geräthen wurde von den Flammen zerstört, und Gottfried, dessen Ahnen einst als der Schirm und Schutz der Heiligen Lothringens geglänzt hatten, wurde jetzt der Abscheu und Fluch aller Frommen. Mit allen Ueberlieferungen seines Hauses hatte Gottfried abgerechnet, als er sich in wildem Zorne in den Kampf gegen den Kaiser und die Bischöfe stürzte.

Heinrich sah, dieser Mann war ein unversöhnlicher Gegner und

*) S. 142.

1047. jede Macht, die er ihm ließ, diente ihm nur als eine Waffe mehr gegen die Krone. Wie nicht anders zu erwarten stand, entkleidete er ihn abermals des Herzogthums und verlieh Oberlothringen dem Grafen Adalbert vom Elsenzgau, einem nahen Verwandten seines Hauses, *) der im Elsaß, in Franken und im oberen Lothringen reich begütert war. Aber damit war Gottfrieds Macht in dem Lande nicht gebrochen, die Wuth des unbändigen Feindes vielmehr nur schärfer und tiefer gestachelt. Nachdem Gottfried Alles verloren, mußte er um Alles streiten.

Es war unleugbar, die empörten Fürsten hatten für den Augenblick über den Kaiser in aller seiner Macht einen bemerkenswerthen Triumph gewonnen; es hatte sich der Welt kundgegeben, diese angestaunte Macht hatte ihre sehr verwundbare Stelle; der Eindruck der kaiserlichen Niederlage war um so gewaltiger, je weniger man sie erwarten konnte. Wo man bisher vor dem Glanz der immer höher steigenden Sonne geblendet die Augen gesenkt hatte, wagte man den Blick von Neuem zu erheben; wo trotzige Herzen vor weltlicher Allmacht gebebt und gezittert hatten, schlugen sie wieder freier. Wer möchte daran zweifeln, daß die Großen Deutschlands, Burgunds und Italiens mit scheuen Blicken dem Siegeslauf des jungen Kaisers gefolgt waren, daß sie freier aufathmeten, als Gottfrieds unverzagter Muth die stolzen Hoffnungen des Weltherrschers täuschte! Und wie mußten erst die Könige von Frankreich und Ungern jedes Hinderniß segnen, welches den Kaiser in weiteren Fortschritten hemmte! In ganz Europa machten sich die Wirkungen von Gottfrieds Erfolgen fühlbar: in den deutschen Ländern und Burgund regten sich aufrührerische Gedanken, in Ungern faßte man neue Hoffnungen der deutschen Herrschaft ledig zu werden, der Pole dachte abermals auf die Erwerbung der schlesischen Länder; vor Allem aber in Italien wurden die Folgen der kaiserlichen Niederlage sofort bemerkbar.

Jedermann hatte sich vor Heinrich gebeugt, als er die Halbinsel durchzog, er hatte Alles nach seinem Willen geordnet; kaum aber traf seine Macht der erste Schlag, so wankte das Gebäude, das er so eben errichtet hatte. Waimar von Salerno belagerte mit seinen Normannenschaaren Capua und nöthigte Pandulf zu einem Vertrage, in welchem er eine gewisse Abhängigkeit von Salerno scheint anerkannt zu haben. Zu derselben Zeit traten die Grafen von Tusculum abermals hervor, um trotz des Kaisers Patriciat von Neuem die Herren in

*) Kaiser Konrads Mutter II. und Herzog Adalberts Vater waren Geschwister.

Rom zu spielen. Und sogar der reiche und übermächtige Markgraf 1047.
Bonifacius von Tuscien, der bisher wie sein Vater und Großvater in der strengsten Dienstpflicht gegen die deutschen Herren beharrt und solcher Ergebenheit seine ganze Stellung zu danken hatte, ließ sich in geheime Verbindungen gegen den Kaiser ein. Wahrscheinlich ist, daß Waimar im Einverständniß mit dem Markgrafen handelte; gewiß, daß dieser mit den Grafen von Tusculum verbündet war.

Auch die Kirchenreform des Kaisers in Rom schien schon in ihren Anfängen beseitigt. Zwar hatte Papst Clemens, welcher aus dem Süden Italiens nach Rom zurückgekehrt war, in seinen löblichen Bestrebungen nicht gerastet und mit den Eremitenmönchen und dem alten Odilo, der damals seine letzte Pilgerfahrt nach Rom machte, im engsten Bunde gegen die Mißstände der Kirche unverdrossen angekämpft; aber ein früher Tod setzte seinen Arbeiten schleunig ein Ziel. Am 9. Oktober 1047 starb Clemens in einem kleinen Kloster im Apennin *) unweit Pesaro; seine letzten Gedanken weilten bei Bamberg und bei dem Kloster Theres, welches er im Bambergerlande begründet hatte. Als die Römer die Nachricht vom Tode des Papstes erhielten, versammelten sie sich sogleich und ordneten, ihres Versprechens eingedenk, Gesandte an den Kaiser ab; sie übergaben diesen ein Schreiben, in dem sie den Kaiser „wie die Knechte ihren Herrn, „die Kinder ihren Vater" baten, ihnen einen keuschen, gütigen und sittenreinen Papst zu schicken. Sie hatten ihre Augen auf den Erzbischof Halinard von Lyon gerichtet, der durch vielfache Wallfahrten in Rom wohlbekannt und ihrer Sprache kundig war, auch bei dem Kaiser als ein Kleriker der strengsten Richtung in Ansehen stand. Die römischen Gesandten scheinen deshalb ihren Weg über Lyon genommen zu haben, aber sie fanden Halinard ihrem Wunsche nicht geneigt. Erst spät kamen sie an dem kaiserlichen Hofe an, als der Stuhl Petri zu Rom schon nicht mehr frei stand. Ein unverbürgtes Gerücht ging, Benedict X. habe, um aufs Neue das Pontificat zu gewinnen, Papst Clemens durch Gift beseitigt; es wurde um so leichter geglaubt, als sich in der That der verruchte Mensch bald darauf durch Geld einen Anhang in Rom gewann, dann von seiner Verwandtschaft offen, von Markgraf Bonifacius im Geheimen unterstützt, am 8. November nach Rom zurückkehrte und aufs Neue den Stuhl Petri be-

*) Es war das Kloster des h. Thomas am Flüßchen Aposella. Weshalb sich Clemens hierhin begeben hatte, ist nicht bekannt; er scheint die Nähe der Eremitenmönche gesucht und die Fieberluft Roms gemieden zu haben.

1047. stieg. Was war für die Reform der Kirche, was für die Zukunft des Kaiserthums zu hoffen, wenn es ihm gelang, sich im Lateran zu behaupten!

Als der Kaiser das Weihnachtsfest zu Pöhlde feierte, bedrängten ihn von allen Seiten schwere Sorgen, aber die wichtigste Frage des Augenblicks war, wie er seine Autorität in Rom herstellen konnte. Er hatte von den angesehensten Bischöfen Gutachten über die Besetzung des päpstlichen Stuhls verlangt. Wir kennen nur die Meinung des alten Wazo. Er sah in dem schnellen Tode des redlichen Suidger eine Strafe Gottes für die Verletzung des pseuisidorischen Grundsatzes, daß der Bischof zu Rom keinem Gericht auf Erden zur Rechenschaft verpflichtet sei; er griff damit, soviel wir wissen, zuerst die Rechtmäßigkeit der Beschlüsse von Sutri an. Folgerichtig rieth er dem Kaiser, Gregor **VI.** nach Rom zurückzuführen. Er würde damit gewiß wenig Eindruck auf Heinrich gemacht haben, selbst wenn dieser nicht bereits seinen Entschluß gefaßt hätte. Die Wahl des Kaisers war auf den Bischof Poppo von Brixen gefallen. Poppo war ein Baier von Geburt und erst seit Kurzem zu seinem Bisthum erhoben; im Dienste des Kaisers hatte er sich eifrig bewiesen, die Romfahrt begleitet und auf dem römischen Concil sich durch Kenntniß des kanonischen Rechts hervorgethan. Ein kräftiger Mann, nicht ohne Ehrgeiz, scheint er selbst nach der höchsten Würde der Kirche verlangt zu haben und den Absichten des Kaisers auf halbem Wege entgegengekommen zu sein.

Nachdem so zu Pöhlde der Kirche ein neues Oberhaupt gegeben
1048. war, begab sich der Kaiser im Anfange des Jahres **1048** durch Franken nach Ulm, wo er einen großen Landtag versammelt hatte, um über das Herzogthum Schwaben zu verfügen. Der Markgraf Otto von Schweinfurt trug das schöne Lehen davon, der Sohn jenes Markgrafen Heinrich, der in den Tagen Heinrichs **II.** eine so denkwürdige Rolle gespielt hatte. Der neue Herzog gehörte dem babenbergischen Hause an, welches schon einmal in dem Besitze dieses Herzogthums gewesen war, und die abermalige Belehnung mit demselben schien gleichsam ein Ersatz für den Machtverlust, welchen es im Jahre zuvor durch den Tod des Erzbischofs Poppo von Trier erlitten hatte. Herzog Otto stand bereits in vorgerückten Jahren, seine Treue hatte der Kaiser in den Böhmenkriegen erprobt; überdies war Ottos Schwager der edle Herzog Bretislaw von Böhmen, dessen Ergebenheit dem Kaiser in diesen Zeitläufen von unschätzbarer Bedeutung sein mußte. Auch weit nach Burgund und Italien hinein reichten Ottos Verbindungen; denn er war mit Emilia, einer Tochter des verstorbenen Markgrafen

Maginfred von Susa vermählt, deren Schwester Adelheid, einst des 1048.
Kaisers Stiefbruder Herzog Hermann von Schwaben vermählt, sich nach dessen Tode mit Odo, dem Sohne des Grafen Hubert von Maurienne, verehelicht und diesem die Markgrafschaft Susa zugebracht hatte.

Der erwählte Papst war dem Kaiser nach Ulm gefolgt, wo dieser ihm noch am 25. Januar eine Schenkung für Brixen übergab; unmittelbar darauf trat Poppo die Reise nach Rom in Begleitung einiger deutscher Bischöfe an, während ihm die römischen Gesandten bereits mit der Botschaft des Kaisers vorausgeeilt waren. Der Markgraf Bonifacius erhielt den Auftrag, Poppo nach Rom zu geleiten und gegen die Tusculaner zu schützen; aber als der geheime Verbündete Benedicts **X.** weigerte sich der Markgraf den kaiserlichen Befehl zu vollstrecken. Poppo sah sich deshalb genöthigt den Rückweg anzutreten und eilte nach Regensburg, wohin sich der Kaiser von Ulm begeben hatte, weil er dem Ausbruch eines Ungernkrieges vorbeugen wollte. Heinrich hatte jetzt von der Treulosigkeit des Markgrafen einen augenfälligen Beweis in Händen; er übersah die ungeheure Gefahr, die ihm drohte, wenn zwischen den aufsätzigen Großen Deutschlands, Italiens und Burgunds ein Bund geschlossen und gemeinsame Maßregeln ergriffen werden sollten, während man zugleich in Frankreich und Ungern nur auf einen günstigen Augenblick zu einem Einfalle in das Reich harrte.

Mit großer Klugheit vermied Heinrich unter diesen Umständen sich selbst an dem Kampf in Lothringen zu betheiligen, dessen Fortsetzung er den Herzögen und Bischöfen des Landes überließ. Die wichtigere Aufgabe war das südliche Deutschland und Burgund in der Treue zu erhalten, jede Verbindung zwischen den Aufständigen in Deutschland, Burgund und Italien unmöglich zu machen und zugleich drohenden Angriffen des Königs von Frankreich und der Ungern vorzubeugen; und diese Aufgabe sah der Kaiser als die seine an. Zu dem Ende verweilte er bis in den Sommer im obern Deutschland. Das Osterfest feierte er noch in Regensburg in Gemeinschaft mit den Herzögen Otto von Schwaben nnd Bretislaw von Böhmen, dann zog er nach Schwaben, wo wir ihm zu Ulm, Reichenau und Zürich begegnen. Das Pfingstfest beging er in Burgund zu Solothurn und eilte dann nach dem Elsaß. So gelang es ihm die dringendsten Gefahren zu beseitigen. Als er Poppo zum zweiten Male nach Italien sandte, zugleich den gemessensten Befehl an Markgraf Bonifacius erlassend, seine Treulosigkeit vergessen zu machen und den rechtmäßigen Papst

1048. nach Rom zu führen, widrigenfalls er selbst sofort mit Heeresmacht nach Italien aufbrechen werde, wagte Bonifacius nicht länger in seiner Weigerung zu beharren; er entfernte den Tusculaner aus Rom und geleitete selbst den deutschen Papst dorthin, der am 17. Juli in der Peterskirche geweiht wurde und den Namen Damasus II. annahm. Indessen hatte auch der Kaiser mit dem Könige von Frankreich durch den Bischof Brun von Toul Unterhandlungen angeknüpft, in Folge deren für den Herbst eine Zusammenkunft der beiden Herrscher an den Grenzen ihrer Reiche verabredet wurde. Wahrscheinlich steht hiermit im engen Zusammenhange, daß Gaufried von Anjou sich damals mit seinem Könige vertrug und seine Waffen gegen den Herzog Wilhelm von der Normandie wandte.

Der Kaiser hatte sich im Juli nach Sachsen begeben. Auch hier durfte er nicht Allen trauen, am Wenigsten den Billingern; denn obwohl diese bisher die Herrschaft der Franken auf alle Weise gestützt hatten, fingen doch jetzt auch sie an vor dem erdrückenden Uebermaß des Kaiserthums besorgt zu werden. Sie sahen nicht ohne Bangen, daß Heinrich die sächsischen Pfalzen am Harze mit Vorliebe aufsuchte und den Sitz seiner Macht von Franken ganz nach Sachsen zu verlegen schien. Es war um diese Zeit, daß er zu Goslar die großartigsten Bauten begann und mit gewaltigem Eifer beschleunigte. Neben einem stattlichen Kaiserpalast legte er einen prachtvollen Dom an, welchen er den h. Aposteln Simon und Judas weihte, an deren Festtage er geboren war. Die häufige Anwesenheit des Kaisers in Sachsen beängstigte aber die Billinger um so mehr, als sie in dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dessen vertrautes Verhältniß zum Kaiser allgemein bekannt war, nur einen ihnen unmittelbar auf den Hals gesetzten Späher sahen. Herzog Bernhard pflegte wohl zu äußern, der Erzbischof wäre als ein Kundschafter in diese Gegenden gesandt, um die schwachen Stellen derselben dem Kaiser zu verrathen; doch so lange er und Einer seines Hauses lebe, solle sich der Erzbischof keines ruhigen Tages zu erfreuen haben. Bei solchen Gesinnungen hatte der Kaiser in so bedenklichen Zeitläufen Alles von den Billingern zu fürchten; er begab sich deshalb jetzt in ihre unmittelbare Nähe, um sie entweder zur Treue zu zwingen oder ihre Untreue zu züchtigen. Er ging nach Bremen, wo er von dem Erzbischof mit königlicher Pracht aufgenommen wurde, und dann nach Lesum. Hier empfing er die Nachricht, daß Thietmar, der Bruder Herzog Bernhards, einen Anschlag gegen sein Leben oder seine Freiheit vorbereite. Arnold, ein Dienstmann Thietmars, trat als Ankläger seines Herren auf und verfocht dann, als

der Angeklagte seine Unschuld im Zweikampfe darzuthun verlangte, 1048.
siegreich seine Beschuldigung. Das Gottesgericht fand zu Pöhlde am Michaelistage statt, und Graf Thietmar büßte in demselben das Leben ein. Thietmars Sohn, der auf grausame Weise den Tod seines Vaters an Arnold rächte, wurde zur Strafe seines Frevels in das Exil geschickt. Seitdem war die bitterste Feindschaft zwischen dem Erzbischof und den Billingern, die nicht minder im Stillen gegen den Kaiser grollten und die nur die Furcht noch im Zaume hielt. Man befürchtete, daß bald auch sie offen zu den Waffen greifen würden. Von großer Wichtigkeit war es daher, daß durch die Vermittelung des Erzbischofs ein fester Bund zwischen dem Kaiser und dem Könige Svend Estrithson, der inzwischen Magnus aus Dänemark verdrängt hatte, zum Abschluß kam. Der Däne gelobte dem Kaiser Beistand gegen seine Feinde und bekannte sich als dessen Vasallen. Im Anfang des Octobers brach dann der Kaiser zu der verabredeten Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich auf; in der Mitte des Monats trafen die beiden Herrscher zu Ivois zusammen, stellten den Frieden zwischen sich und ihren Reichen her und gelobten sich eidlich Treue und Freundschaft. *)

Bischof Brun, der glückliche Vermittler dieses Bundes, wurde bald darauf zu den höchsten Ehren der Kirche berufen. Schon in Sachsen hatte der Kaiser die Nachricht erhalten, daß Papst Damasus II., nachdem er kaum sein Amt angetreten hatte, am 9. August zu Palestrina bei Rom aus dem Leben geschieden sei. Die Gesandten, welche die Todesbotschaft brachten, verlangten zugleich vom Kaiser die Ernennung des neuen Papstes. Da sich jedoch abermals das Gerücht verbreitet hatte, daß der Papst vergiftet sei, fand der Kaiser in seiner Nähe keinen Bischof, der große Neigung gezeigt hätte, den gefährlichen Gang nach Rom anzutreten. Unter der lothringischen Geistlichkeit hoffte der Kaiser eher einen eifrigen Mann zu finden, der für das Wohl der Kirche das Leben einzusetzen wage; er beschloß deshalb die Wahl zu verschieben, bis er von seiner Reise nach Ivois heimgekehrt sei. Als er dann im Anfang December zu Worms Hof hielt, sollte endlich die Wahl getroffen werden. Sowohl die Augen des Kaisers hatten sich auf Bischof Brun gerichtet, wie die Wünsche der römischen Gesandten, welche Brun durch seine häufigen Pilgerfahrten nach Rom kannten und seinen heiligen Eifer verehrten; trotz des heftigsten Widerstrebens mußte Brun die Abzeichen der Nachfolger Petri annehmen und sich der schweren Bürde des römischen Bisthums un-

*) Zu derselben Zeit gebar die Kaiserin ihr drittes Kind, abermals eine Tochter.

1048. terziehen. Er kehrte noch einmal nach Toul zurück; dann trat er gleich nach Weihnachten die Reise nach Rom an. Nirgends begegnete er einem Widerstande; am 12. Februar 1049 wurde er in der Peterskirche geweiht und wählte den Namen Leo IX. Ein Blutsverwandter des Kaisers, der diesem bereits die wichtigsten Dienste geleistet hatte, bestieg in ihm den Stuhl Petri und gewann sich bald in Rom durch ausgezeichnete Gaben allgemeine Anerkennung und Achtung; die Reform, welche durch den frühen Tod seines Vorgängers gehemmt war, gewann bei dem frommen und nachhaltigen Eifer des neuen Papstes frisches Leben und machte schnell wunderbare Fortschritte. Die Dinge nahmen, wie an andern Orten, so auch in Italien wieder eine für den Kaiser günstige Wendung.

Indessen war in Lothringen der Krieg gegen Gottfried und seine Verbündeten ununterbrochen fortgeführt worden. Große Dienste leisteten damals die lothringischen Bischöfe dem Reiche; vor Allem an ihrem unerschrockenen und zähen Widerstande brach sich der wilde Trotz Herzog Gottfrieds. Niemand zeichnete sich mehr durch Beherztheit und Umsicht in diesen Kämpfen aus, als der alte Bischof Wazo von Lüttich, der freilich das Ende derselben nicht mehr erlebte. Er starb am 8. Juli 1048; sein Nachfolger Dietwin übernahm das Bisthum in schwerer Zeit, hielt aber treu unter allen Gefahren zum Kaiser. Wenn nun auch Gottfried noch einzelne Vortheile gewann, ja es ihm selbst gelang den Herzog Adalbert in einen Hinterhalt zu verlocken und dort zu erschlagen; es war nichtsdestoweniger seine Sache verloren, seitdem es dem Kaiser geglückt war, ihm alle Verbindungen nach außen abzuschneiden. Auch das Glück der Schlachten blieb Gottfried und den Seinen nicht immer getreu. Während Gerhard, der neue Herzog von Oberlothringen,*) ihn beschäftigte, griffen die Bischöfe von Utrecht, Lüttich und Metz mit vielen dem Kaiser getreuen Vasallen zur Winterszeit Graf Dietrich an und brachten ihm am 11. Januar 1049 die vollständigste Niederlage bei, in welcher er selbst das Leben verlor. Die Sieger überschwemmten jetzt das ganze bisher von Dietrich behauptete Gebiet mit ihren Kriegsleuten; vergebens eilte Gottfried herbei und suchte sie daraus zu verdrängen. Auch er erlitt eine Niederlage und kam kaum mit dem Leben davon.

Der Kaiser hatte sich von Worms durch Schwaben nach Baiern begeben, wo er das Weihnachtsfest zu Freisingen feierte und

*) Gerhard war bisher Graf vom Elsaß gewesen; er war ein Bruder oder Neffe des erschlagenen Herzogs Adalbert.

daselbst das noch immer erledigte Herzogthum Baiern an Konrad, 1049.
einen Neffen des Erzbischofs Hermann von Köln, verlieh. Konrad entstammte dem Hause der lothringischen Pfalzgrafen, das jetzt durch Baiern für das verlorne Herzogthum Schwaben entschädigt wurde. Nach einem längern Aufenthalt in Regensburg ging der Kaiser gegen Ostern 1049 über Bamberg nach Sachsen und feierte das Fest zu Merseburg. Bis in den Juni verweilte er in Sachsen, seine Gedanken auf einen neuen Kriegszug gegen Gottfried und Balduin richtend, an dem er sich selbst betheiligen wollte. Der Zeitpunkt war gekommen, wo er mit einem Schlage seine Gegner völlig zu vernichten hoffen durfte.

Der Kaiser hatte zu diesem Zuge gegen die rebellischen Fürsten die größten Vorbereitungen getroffen. Nicht allein, daß er selbst ein zahlreiches Heer versammelte, er hatte auch den König Svend mit einer dänischen Flotte entboten, um die lothringischen und flandrischen Küsten besetzt zu halten und dem Feinde jeden Ausweg zu verrennen. Selbst König Edward von England,*) ein Gegner Balduins, an dessen Hof die englischen Mißvergnügten Aufnahme fanden, hielt eine Flotte zu Sandwich bereit, um im Nothfall Svend zu Hülfe zu eilen, und unterstützte so auch seinerseits den Angriff des Kaisers auf seine rebellischen Vasallen. Noch ein anderer Bundesgenosse begleitete den Kaiser und trug nicht wenig dazu bei, den Muth seiner Gegner zu brechen. Es war Papst Leo IX., der unmittelbar nach seiner Weihe eine Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano angetreten, die unteritalischen Städte im Fluge durchzogen, dann in Rom zur Osterzeit auf einer großen Synode durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie verkündet hatte, und jetzt wieder dem Kaiser zueilte. Am 29. Juni feierten Kaiser und Papst zu Köln zusammen das Peter- und Paulsfest; noch am 5. Juli weilten sie in dieser Stadt, deren Erzbischof damals vom Papste die größten Auszeichnungen empfing. Der Papst begleitete darauf den Kaiser in sein Lager nach Achen und schleuderte den Bannfluch der Kirche gegen Gottfried, Balduin und ihre Genossen. Gottfried, von jeder Hülfe verlassen, von dem Kaiser und seinen Bundesgenossen umringt, durch die Acht des Reichs und den Bann der Kirche dem zeitlichen und ewigen Verderben überliefert, gab ohne Schwerdtstreich seine Sache verloren; er kam in das Lager des Kai-

*) Nach Haralds und Hördeknuds frühem Tode hatten die Angelsachsen Ethelreds Sohn Edward aus der Normandie gerufen und auf ihren Thron gesetzt, doch wurden sie ihm bald wegen seiner französischen Sitten und Günstlinge abhold.

1049. sers und unterwarf sich der Entscheidung seines mächtigen Gegners. Auf die Fürbitte des Papstes schenkte ihm der Kaiser das Leben und gab ihn unter die Obhut des getreuen Erzbischofs Eberhard von Trier. Balduin versuchte auch jetzt noch Widerstand zu leisten, aber vergeblich. Das Heer des Kaisers fiel in Flandern ein und verheerte weithin das blühende Land; auch von der Seeseite sah sich Balduin eingeschlossen und fand zuletzt keinen anderen Ausweg als den, welchen Gottfried schon zuvor ergriffen hatte. Auch er unterwarf sich auf demüthigende Bedingungen, für deren Erfüllung er dem Kaiser Geißeln stellte. Hierdurch rettete er mindestens das Leben und die persönliche Freiheit.

Im Spätsommer 1049 gelang es so dem Kaiser, den Trotz seines tapfersten, tüchtigsten und erbittertsten Widersachers zu brechen. Mehr noch als dieser Erfolg zeugten seine Bundesgenossen im Kampfe für die weitreichende Anerkennung, welche sich das Kaiserthum gewonnen hatte. Dännemark und England reichten dem Kaiser die Hand, um seine Stellung im Innern des Reichs zu befestigen; selbst der Papst kam über die Alpen, um den Rebellen mit dem Bannstrahl der Kirche zu entwaffnen. Gottfried hätte nicht seinem Stamme entsprossen sein müssen, wenn nicht der Fluch der Kirche schwer auf seinem Gewissen gelastet hätte. Man sah ihn sich bald darauf den empfindlichsten Bußen unterworfen; öffentlich setzte er sich den Streichen der Geißel aus; durch große Summen erkaufte er den Schmuck seiner Locken; auf eigene Kosten stellte er den Dom in Verdun her und trug selbst gleich einem Handlanger die Steine den Bauleuten zu. Es lag ihm Alles daran, sich die Meinung der kirchlich Gesinnten zu versöhnen.

Wie jüngst Clemens II. gegen das rebellische Benevent, so hatte jetzt Leo IX. gegen die aufständigen Fürsten Deutschlands den Bann geschleudert; es war eine neue Erscheinung, daß Rom gegen die Feinde des deutschen Reichs seine schärfsten Waffen wandte. Ein hellleuchtender Stern war in Leo der römischen Kirche aufgegangen; aber er schien vor Allem seinen Glanz der Sonne zurückstrahlen zu wollen, von der er sein Licht empfangen hatte. Das durch den Kaiser reformirte Papstthum hatte schnell große Erfolge gewonnen und größere standen in Aussicht; wie aber, wenn alle diese Erfolge nur neue Triumphe für das schon übermächtige Kaiserthum wurden, wenn dasselbe aus ihnen die Kraft zu dem letzten entscheidenden Sieg über alle Gewalten des Abendlands sog, wenn sich Roms Ideen von Universalherrschaft so durch Deutsche verwirklichten! Seit Jahrhunderten waren

Kaiserthum und Papstthum nie zu derselben Zeit so kraftvoll und tüchtig repräsentirt gewesen, wie eben jetzt, und zugleich war niemals das Papstthum mehr zu dem engsten Bund mit dem Kaiser hingedrängt worden: was hatte die Welt von diesem Bunde zu hoffen oder zu fürchten? 1049.

12.

Neuer Aufschwung des Reichs und der Kirche.

a. Heinrichs III. kaiserliches Regiment.[1]

An den Grenzen des Reichs herrschte Friede, im Innern war Ruhe. 1050. Mit gewaltiger Rechte schützte der Kaiser Recht und Gesetz, der Landfriede ist wohl selten in dem deutschen Reiche besser bewahrt worden als damals. Es gab eine starke Reichsgewalt, deren Bestand nach allen Seiten gesichert schien; die Kirche hatte den engsten Bund mit der Krone geschlossen; die territorialen Gewalten waren gedemüthigt und dienten.

Wer hätte nicht wünschen sollen, dieser Zustand, segensreich wie er nach allen Seiten sich zeigte, möchte sich dauernd befestigen! Aber kaum ließ sich dies anders erreichen, als durch ein geschriebenes Recht, durch Kaisergesetze im Geist und Sinn der karolingischen Capitularien. Der Gedanke daran lag der Zeit nicht so fern, wie man gewöhnlich glaubt. Der Burgunder Wippo, des Kaisers Erzieher, hatte seinen Zögling schon vorlängst ermahnt, wenn er seine Feinde überwunden und den Weltfrieden hergestellt habe, die Kaiserrechte zu verzeichnen; er hatte daran die andere Ermahnung geknüpft, der Kaiser solle die deutschen Herren nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten, wie es in Italien geschähe. Und in der That war wohl niemals ein günstigerer Moment eingetreten, um die gesetzgebende Thätigkeit Karls des Großen in wirksamer Weise aufzunehmen? Heinrich besaß, wenn wir nicht irren, eine mehr als hinreichende Macht, um die Bestimmungen über die Thronfolge dauernd zu regeln, der fürstlichen Macht feste Grenzen zu ziehen, heilsame Anordnungen für die Sicherheit der Person und des Eigenthums zu treffen und einen festen Rechtsgang

1050. herzustellen. Ein durchgreifender Widerstand von Seiten der Fürsten war nach Gottfrieds Sturz nicht mehr zu fürchten, die Zustimmung der Kirche konnte ihm nicht entgehen, und mit Jubel hätten die niederen Klassen des Volks eine Reform des Reichs nach der Reform der Kirche begrüßen müssen. Aber wir finden von einer gesetzgebenden Thätigkeit Heinrichs, von einigen Zusätzen zu dem lombardischen Rechte abgesehen, keine Spur; in Deutschland begnügte sich der Kaiser mit der Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens, den er gleichsam im Bunde mit der Geistlichkeit herstellte. Wippos Rath verhallte unbeherzigt oder hatte doch keinen nennenswerthen Erfolg. Ein unberechenbarer Nachtheil wurde es für das Reich, daß die Kirche bald nachher zu einer allgemein anerkannten geschriebenen Gesetzgebung gelangte, ohne daß die Kaiser ihre Befugnisse durch den Buchstaben eines über alle Zweifel erhobenen Rechts gesichert hatten.

Waren aber die Schwierigkeiten, ein geschriebenes Recht unter den Deutschen zur Anerkennung zu bringen und die kaiserliche Macht durch dasselbe dauernd zu befestigen, damals wirklich unübersteiglich, so hätte sich doch mindestens erwarten lassen, der Kaiser würde seine Macht benutzen, um durch irgend welche politische Institutionen die Zukunft der Krone gegen die territorialen Gewalten zu sichern, oder durch eine consequente Politik im Innern die weitere Entwicklung der Reichsgewalt unterstützen. Aber auch diese Erwartung hat er nicht erfüllt. Das Herzogthum, das sein Vater nahezu beseitigt hatte, stellte er überall her; aber er that es, indem er zugleich die Marken gegen das Herzogthum stärkte, indem er ihm überdies durch die Einsetzung Fremder die nationale Bedeutung entzog, indem er endlich durch die Wahl von Männern ohne männliche Nachkommenschaft der Vererblichung vorzubeugen suchte. Es war eine Politik des Mißtrauens, in der sich kein neuer, kein gesunder und fruchtbarer Gedanke erkennen läßt, und sie zeitigte keine bessere Frucht, als die meist aus der Saat des Mißtrauens aufkeimt. Konrad hatte sodann die Ritterschaft durch die Anerkennung der Erbberechtigung in ihren Lehen für die Krone zu gewinnen gewußt, und die freudige Hingebung, die seinem Sohne bei seinen ersten Kriegen im Adel entgegenkam, war wohl zum großen Theil eine Folge der veränderten Stellung, welche die Lehnsritterschaft zur Krone gewonnen hatte; mit beispielloser Freigebigkeit hat Heinrich die Tapferkeit seiner Krieger belohnt, aber das Wichtigere hat er versäumt, durch dauernde Einrichtungen die Treue dieses Lehnsadels an die Krone als die allgemeine oberlehnsherrliche Gewalt zu fesseln und diesen Adel als eine festgeschlossene Phalanx

um den deutschen Thore zu schaaren. So kam es, daß als sich das 1050.
Fürstenthum von Neuem erhob, die Krone an dem niederen Adel doch keine ausreichende Stütze fand und auch kaum finden konnte.

Durch das Verdienst seiner Vorfahren und durch eigene Kraft gelang es Heinrich, das deutsche Reich zu einer Machthöhe zu erheben, die es niemals vorher erreicht hatte und nie wieder erreichen sollte; sein Name ist in unserer Geschichte von dem hellsten Glanze umstrahlt und findet neben dem Otto des Großen und Friedrichs des Rothbarts seine würdige Stellung. Vielleicht nie ist das deutsche Kaiserthum in einer glänzenderen Persönlichkeit repräsentirt gewesen, als in diesem Heinrich. Aber das läßt sich ihm nicht nachrühmen, daß er die Umsicht des weisen Architekten bewährt hätte, der erst, nachdem er die Fundamente gesichert und verstärkt, den Bau höher in die Lüfte führt. So kühn, schwunghaft und großartig Heinrichs Entwürfe waren, so hat er doch wenig gethan, um seiner Nachkommenschaft und seinem Volke die gewonnene Macht dauernd zu sichern.

An persönlicher Thatkraft, an durchgreifender Thätigkeit und aufopfernder Hingabe für seinen hohen Beruf ließ es Heinrich am Wenigsten fehlen; viel eher war sein Fehler, daß er die Kraft des Reichs fast allein in seine persönliche Wirksamkeit setzte. Wenige Kaiser haben selbstständiger regiert als er und gleich ihm die ganze Last der Herrschaft auf ihre eigenen Schultern genommen. Mit unermüdlicher Sorgfalt war er auf die Wahrung des Rechts bedacht; mit rücksichtsloser Strenge und eiserner Festigkeit wahrte er die Satzungen der Kirche und des Staats gegen jede Verletzung, schützte er beide gegen jeden Eingriff der Willkühr. Wir wissen aus dem Zeugniß seines Sohns, daß er einem Christen wegen der Tödtung eines Juden die Augen ausreißen und die rechte Hand abhauen ließ. So erregte es ihm auch kein Bedenken, einige Männer, die manichäischer Ketzereien angeschuldigt waren, zu Goslar aufknüpfen zu lassen. Zwei der mächtigsten Herzöge Deutschlands entsetzte er ihres Fürstenthums, weil sie gegen das Reich conspirirten; eine lange Reihe von Confiskationen zieht sich durch seine Regierung hindurch. So hoch er das geistliche Amt achtete, so ergriff er doch gegen die Bischöfe die schärfsten Maßregeln, sobald sie ihr Interesse höher zu stellen schienen, als das Wohl des Reichs und der Kirche. Als der Bischof Lietbert von Cambray die Castellanei in seiner Stadt nicht so besetzen wollte, wie es die Lage des Reichs erforderte, ließ ihn der Kaiser von seinen Kriegern ergreifen, aus seinem Bisthum fortschleppen, in Haft bringen und nicht eher in Freiheit setzen, als bis er sich

1050. fügte. Gleich Otto dem Großen führte der Kaiser einen Papst über die Alpen, um sein Ende in der Verbannung zu erwarten.

Diese Strenge war Heinrich nicht natürlich; ein milder und weichherziger Zug geht vielmehr durch seinen Charakter hindurch, der seinem Geschlechte sonst wenig eigen, mit seiner mystisch-ascetischen Religiosität im Zusammenhange steht. Er liebte es, besiegten Gegnern nicht nur zu verzeihen, sondern sie auch durch Wohlthaten sich zu verbinden. Selten haben sich die Bischöfe umsonst für Verbrecher an seine Gnade gewendet. Nicht allein gegen den offenen Feind in Waffen, sondern auch gegen den Spion zeigte er sich milde und großmüthig. Als im flandrischen Kriege ein Kleriker ergriffen wurde, der sich in der Maske eines lahmen Krüppels auf Stelzen unter der Schaar der Almosenempfänger in der Nähe des Kaisers geschlichen hatte, wurde sogleich im Lager der Galgen für ihn errichtet; aber der Kaiser befahl, die Hinrichtung bis nach der Mittagsmahlzeit zu verschieben, beschied dann den Unglücklichen an seinen Tisch und begnadigte ihn nicht allein, sondern gab ihn überdies reiche Geschenke. „Ist er auf Stelzen zu uns geschlichen", sagte er, „so mag er stolz zu Roß von dannen ziehen." Nur die Erkenntniß, daß dieses Geschlecht sich nicht anders als durch die Zuchtruthe unbeugsamer Gerechtigkeit bewältigen ließe, konnte einen Fürsten seiner Art zu Maaßregeln vermögen, welche schon die Zeitgenossen hart und grausam schalten.

Und was hat Heinrich so erreicht? Es ist wahr, daß der Landfriede unter ihm besser bewahrt wurde, als seit langen Zeiten, obwohl wir doch bald nachher wieder von neuen Störungen desselben in Baiern und Schwaben hören. Wippo berichtet, daß alle Verständigen dem Kaiser den Ehrennamen „Richtschnur der Gerechtigkeit" gaben, und ein französischer Schriftsteller jener Zeit preist ihn als Begründer und Freund des göttlichen Friedens. Auch kam Heinrich die Liebe und Verehrung des deutschen Volks in den ersten Jahren seiner Regierung freiwillig entgegen. Aber gerade je höher seine Macht stieg, je energischer und durchgreifender sich sein Regiment entfaltete, desto mehr erkaltete die Zuneigung des Volks. Niemand wird sich verwundern, wenn die Fürsten jeden neuen Zuwachs seiner Macht mit dem Blicke scheuer Furcht sahen, wenn sie die Strenge des Kaisers mit dem Namen grausamer Tyrannei brandmarkten; aber auch die Armen klagten über Vernachlässigung, sobald sie nicht sogleich im Palaste zu Goslar Gehör und Erledigung ihrer Beschwerden fanden. Hoch und Niedrig fing an zu murren, den freigebigsten Fürsten nie-

derer Habsucht anzuschuldigen und trotz seiner rastlosen Thätigkeit 1050.
über seine sorglose Regierung Beschwerde zu führen. Schon längst, sagte man, sei er von dem Pfade der Gerechtigkeit, Friedensliebe, Frömmigkeit, Gottesfurcht und anderer Tugenden, den er Anfangs betreten, abgewichen und werde noch viel schlimmer werden, als er schon sei. Die Mißstimmung gegen die strenge Herrschaft des Kaisers war allgemein; er thronte in einsamer Höhe, gefürchtet und gehaßt, ohne den Dienst und den Dank der Liebe.

Weder die politischen Institutionen des Reichs noch die Zuneigung der wankelmüthigen Menge sicherte Heinrich in der unvergleichlichen Macht, die er erreicht hatte; nur allein der Glaube der Welt an sein Glück, der zauberische Glanz seiner gebietenden Persönlichkeit, die rasche Folge namhafter Siege, der erwünschte Ausgang aller seiner bisherigen Unternehmungen konnten ihn unangefochten auf solcher Machthöhe erhalten. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als die Launen des Glücks; jede Niederlage durch äußere Feinde bedrohte zugleich die Sicherheit seiner Herrschaft im Innern. Erfolge über Erfolge wurden fast zur nothwendigen Bedingung für seine Erhaltung. Die Idee des Kaiserthums ihrer vollständigen Verwirklichung im Abendlande entgegenzutreiben würde ihm so schon durch die Natur seiner Stellung geboten worden sein, wären selbst nicht alle Triebe seiner Seele ohnehin nach diesem Ziele gerichtet gewesen. Wie er schon von früh an das Kaiserthum in dem Sinn einer Universalherrschaft über die lateinische Christenheit aufgefaßt hatte, so sehen wir ihn nun immer entschiedener auf das letzte Ziel seines Strebens losstürmen. Unablässig war er mit neuen Plänen beschäftigt, um seine kaiserliche Macht zu allgemeiner Anerkennung zu bringen und die Fürsten und Völker des Abendlandes seinem Willen zu beugen; dahin richteten sich alle seine Gedanken, dahin zielten alle seine Arbeiten und Mühen. Vielleicht hat ihn Nichts so sehr von der dringend geforderten Reform der innern Verhältnisse abgehalten, als dieses unausgesetzte Trachten nach Ausbreitung seiner kaiserlichen Gewalt.

Zwei Wege boten sich dem Kaiser dar, um zu seinem Ziel zu gelangen; auf dem einen mußten die widerstrebenden Mächte durch die Gewalt der Waffen gebeugt werden, auf dem anderen galt es, sich die Gemüther der Menschen durch die geistlichen und kirchlichen Mächte zu unterwerfen. Beide Wege hat Heinrich eingeschlagen, aber den zweiten mit besonderer Vorliebe, da er ihm dauerndere Erfolge versprach. Der entscheidendste Schritt auf diesem Wege war die Reform des Papstthums; durch sie glaubte er die Kirche für

1050. immer an sich gefesselt zu haben und jeden Zuwachs derselben an Gewalt, Kraft und Ehre fortan als eine Erhöhung seiner eigenen Machtstellung ansehen zu dürfen. Die Kirche wurde der wichtigste Factor in allen politischen Berechnungen des Kaisers; sie, hoffte er, würde die ganze abendländische Welt seinem Scepter unterwerfen, Europa von einem Ende zum andern dem Kaiserthum dienstbar machen.

Mit welcher Befriedigung mußte der Kaiser da auf die weltkundigen Erfolge Leos IX. sehen. Leos Vorgänger hatten die Reform kaum in Angriff nehmen können; unter ihm machte sie reißende, unaufhaltsame Fortschritte. Der Ruhm des frommen und großen Kirchenfürsten erfüllte schnell das ganze Abendland, und ein nicht geringer Theil desselben strahlte auf den edlen Kaiser zurück, der dem frommen Papste die Wege bereitet hatte und in dessen Dienst er allein zu handeln schien. Mit Verwunderung nimmt man wahr, wie sich zuweilen in einer Person die schroffsten Gegensätze, welche mit ihrem Streite die Weltgeschichte auf Jahrhunderte hin erfüllen, ruhig neben einander bewegen und die Harmonie der Seele kaum merklich stören. Es ist unbestreitbar, daß Leo den Unterbau zu dem mächtigen Priesterstaate, der sich alsbald neben und gegen das Kaiserreich erhob, gelegt hat, aber es ist nichtsdestoweniger gewiß, daß er zugleich der beflissenste Diener des Kaisers, „seines zärtlichst geliebten Sohns", wie er ihn öfters in den Urkunden nennt, zu allen Zeiten blieb und daß er sich die Ehre seines Pontificats von dem Glanz des deutschen Reichs nicht getrennt denken konnte. Es ist der Mühe werth, der Person des eigenthümlichen Mannes näher zu treten, um seine Stellung zu Kaiser und Reich, wie seine Bedeutung für die Weltgeschichte ganz zu erfassen.

b. Die Anfänge Leos IX.

Brun — dies war Leos Taufname — war im Elsaß geboren und stammte aus einem reichen alamannischen Grafengeschlecht, welches besonders in jenen Gegenden an den Vogesen begütert war, die man später als die Grafschaften von Egisheim und Dasburg bezeichnete. Sein Vater Graf Hugo pflegte auf seiner Burg Egisheim zu hausen; er war ein überaus angesehener Mann und stand in den glänzendsten Verbindungen, den Herzögen von Oberlothringen und dem luxemburgischen Hause war er verwandt und ein rechter Vetter Kaiser Konrads II. Seine Gemahlin Heilwide war ungeachtet ihres deutschen Namens nicht auf deutschem Boden geboren;

sie stammte wahrscheinlich aus dem romanischen Burgund, wo die Familie wichtige Verbindungen hatte und ein Sohn Graf Hugos sich später mit einer Nichte des letzten Königs vermählte. Deutsch und Romanisch wurden neben einander in dem Hause des Grafen gesprochen; in beiden Sprachen wuchsen die Kinder auf. Am 21. Juni 1002 wurde dem Grafen das Knäblein geboren, das zu so großen Dingen in der Welt bestimmt war. Auffällige Umstände bezeichneten Bruns Geburt und waren die Veranlassung, daß die Mutter wider ihre Gewohnheit selbst den Knaben säugte; sie scheinen auch die Eltern bestimmt zu haben, diesen Sohn schon im fünften Jahre der Schule zu Toul zu übergeben und für den geistlichen Stand zu bestimmen. Die Vorfahren des Grafen hatten, obwohl im Waffenhandwerk und Weltgetümmel lebend, sich meist durch werkthätige Frömmigkeit ausgezeichnet, manche Klöster im Elsaß waren durch ihren religiösen Eifer gestiftet worden, und einzelne dieser frommen Ritter hatten selbst am Ende des Lebens die Kutte genommen; der Entschluß der Eltern hatte deshalb wenig Auffälliges, zumal Brun noch ältere Brüder hatte, welche die weltlichen Interessen des Hauses wahrnehmen konnten. 1030.

Die Schule zu Toul stand damals in anerkannter Blüthe und wurde häufig von den Söhnen des lothringischen Adels besucht. Mit zwei ihm verwandten Fürstensöhnen wuchs der junge Brun auf, von denen namentlich der eine — es war der spätere Bischof Adalbero von Metz — obwohl etwas älter, die vertrauteste Freundschaft mit dem Knaben schloß. Die beiden Freunde wetteiferten im rühmlichsten Fleiße, durchliefen das Trivium, d. h. die niederen Studien, schnell und wagten sich selbst an die nur selten berührten höheren Studien, das sogenannte Quadrivium. Sie übten sich in prosaischen und metrischen Compositionen, wie in der Musik, auch gerichtliche Declamationen hielten sie, um sich für das Geschäftsleben zu bilden. Die Schulstudien wurden öfters durch Besuche im elterlichen Hause unterbrochen, und bei einem dieser Besuche verfiel Brun, schon zum Jüngling heranwachsend, in eine lebensgefährliche Krankheit, von der er nach seiner Meinung nur durch den sichtlichen Beistand des heiligen Benedict befreit wurde. Seitdem bewahrte er eine besondere Verehrung für den Mönchsvater und alle klösterlichen Einrichtungen. Obwohl er selbst nicht die Kutte nahm, sondern sich unter die Touler Domherren aufnehmen ließ, gewann doch sein ganzes Leben eine streng ascetische Färbung; die Ideen Clunys, die sich eben damals über den lothringischen Klerus verbreiteten, beherrschten ihn völlig.

1050. Als Konrad den Thron bestiegen hatte, mußte Brun auf den Wunsch seiner Angehörigen an den Hof gehen und trat in die Kapelle des Königs ein. Durch seine Verwandschaft mit demselben war ihm sofort eine ausgezeichnete Stellung gesichert, und sein verständiges Benehmen, der Adel seiner Gesinnung und eine empfehlende Gestalt gewannen ihm in kurzer Zeit die allgemeine Gunst. Seine Gutmüthigkeit entwaffnete den Neid; „der gute Brun" wurde er genannt, um ihn von seinen zahlreichen Namensvettern zu unterscheiden. Konrad und Gisela, welche in wichtigen Angelegenheiten ihn zu Rath zogen und seine Einsicht erprobten, wünschten ihn bei erster Gelegenheit zu einem der einflußreichsten Bisthümer des Reichs zu verhelfen. Aber Bruns Absichten waren andere; sollte er einmal den Krummstab nehmen müssen, so verlangte er mehr nach einer kleinen und armen Kirche, die ihn weniger in weltliche Sorgen und Geschäfte zu verstricken drohte.

Auf dem ersten Zug nach der Lombardei begleitete Brun, damals noch Diakonus, den König, um die Vasallen des Touler Stifts zu führen, da der alte Bischof Hermann sich nicht selbst mehr den Mühen der Heerfahrt unterziehen konnte. Der junge Kleriker sah hier in der Nähe den Krieg und zeigte, daß ihm die Kenntniß desselben von seinen Vätern vererbt sei. Er bewies in allen militairischen Dingen nicht geringe Umsicht, machte sich den Seinen wie dem ganzen Heere in vielfacher Beziehung nützlich und gewann sich verdiente Anerkennung beim Könige. Während er noch in Italien verweilte, starb Bischof Hermann am 1. April 1026. Der Klerus und die Gemeinde von Toul wählten einstimmig Brun zu Hermanns Nachfolger und sandten eine Gesandtschaft an den König ab, um seine Zustimmung zu erwirken. Konrad spottete des armen Bisthums, das einen Verwandten seines Hauses sich erwerben wollte. Aber gerade die Armuth der Kirche bestimmte Brun auf das Gesuch der Touler einzugehen; überdies machte es Eindruck auf ihn, daß er ohne simonistische Ränke durch freie Wahl, wie sie selten genug vorkam, zum bischöflichen Regiment berufen wurde. Er erklärte deshalb dem Könige, daß er mit Genehmigung desselben das Bisthum zu übernehmen bereit sei, und erlangte auch schließlich die gewünschte Einwilligung. Unter großen Gefahren trat er dann die Reise nach Toul an und wurde hier am Himmelfahrtstage (19. Mai) feierlich in sein Amt eingeführt. Die Weihe verzog sich indessen ungewöhnlich lange, da sein Metropolitan, der Erzbischof Poppo von Trier, ein geschärftes Gelübde der Treue von seinem neuen Suffraganen

verlangte, welches dieser abzulegen sich standhaft weigerte. Erst nach 1050.
der Rückkehr des Kaisers wurde der hieraus erwachsende Zwiespalt beider beigelegt; der Erzbischof begnügte sich mit dem bisher herkömmlichen Gelübde und ertheilte dem jungen Brun die Weihe.

Mit großem Eifer lag Brun der geistlichen Pflichten seines Amtes ab. Besonders machte er sich um die Reform der Klöster verdient, die in seiner Diöcese noch sehr im Argen lagen; er trat hierbei ganz in die Fußstapfen des großen Abts Odilo, des heiligen Wilhelm von Dijon und seines Nachfolgers Halinard, mit welchen Männern er sich auch in persönliche Berührungen setzte und ihnen öfters auf seinen Wallfahrten nach Rom begegnete, die er selten und nur ungern zur Osterzeit aussetzte. Aber wie sehr er auch die geistliche Seite seines bischöflichen Amts herauskehren mochte, Brun war nichtsdestoweniger viel und anhaltend mit weltlichen Geschäften belastet, theils im Interesse seiner Kirche, theils für das Wohl des Reichs und des Kaisers. Die Angriffe des Grafen Odo von Champagne auf Konrad richteten sich wiederholentlich zuerst auf Toul, und Brun wußte ihnen trefflich zu begegnen. Dann spielte er bei der Einverleibung des burgundischen Reichs in das Kaiserreich eine einflußreiche Rolle, zu der ihn seine persönlichen Verbindungen in Burgund vor Allen befähigten. Auch der Friede zwischen Kaiser Konrad und dem König von Frankreich im Jahre 1032 war außer den Bemühungen des Abts Poppo von Stablo vornehmlich seiner Vermittelung zu danken. Brun war damals selbst an den französischen Hof gegangen und hatte sich durch sein eben so einsichtiges als demüthiges Auftreten allgemeine Anerkennung gewonnen. Früh verbreitete sich der günstigste Ruf von dem verständigen und frommen Bischof durch ganz Burgund, Frankreich und Italien; nicht wenig trug gewiß dazu bei, daß er von Jugend an neben seiner schwäbischen Mundart auch die romanischen Dialekte zu sprechen gelernt hatte.

Auch bei Heinrich III. stand Brun im größtem Ansehen. In den Kämpfen gegen Herzog Gottfried hielt er treu zu dem Kaiser und leistete ihm vor Allem dadurch einen wichtigen Dienst, daß er sich im Jahre 1048 abermals an den französischen Hof begab und jenen Frieden vermittelte, der Gottfried jeder Hoffnung auf französische Unterstützung beraubte. Wir wissen, wie eng Heinrichs reformatorische Bestrebungen für die Kirche mit seinen politischen Absichten zusammenhingen und wie er vornehmlich durch jene einen durchgreifenden Einfluß auf die Verhältnisse des französischen Reichs zu gewinnen hoffte; was mußte ihm deshalb erwünschter sein, als bei der abermaligen

1050. Erledigung des römischen Bisthums einen Mann an die Spitze der Kirche stellen zu können, der alle Beziehungen des Reichs zu Frankreich auf das Genaueste kannte und in der vertrautesten Freundschaft zu den Häuptern der cluniacensischen Richtung stand. Wer die Umstände reiflich erwägt, wird sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß die Gründe für Bruns Berufung auf den Stuhl Petri weniger in den deutschen und italienischen Verhältnissen zu suchen sind, als in der Stellung des Kaisers zu Frankreich.

Nur widerstrebend nahm Brun die Würde des Papstthums auf sich, ausdrücklich die Bedingung stellend, daß in Rom Geistlichkeit und Volk über seine Erhebung nachträglich ihre Meinung abzugeben veranlaßt würden. Er verlangte eine Wahl, welche unseres Wissens bei der Einsetzung seines Vorgängers nicht einmal dem Scheine nach abgehalten war. Im dürftigen Pilgerkleide, obwohl von den römischen Gesandten, dem Erzbischof Eberhard von Trier als kaiserlichem Bevollmächtigten und einem großen Gefolge begleitet, nahte sich Brun Rom; barfuß zog er der Menge nach, die ihn jubelnd einholte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er auf der Reise zu Besançon mit Abt Hugo, der eben damals die Leitung Clunys übernahm, eine Zusammenkunft hielt und daß in Folge derselben der Mönch Hildebrand Brun nach Rom begleitete. Ob der ernannte Papst auf Hildebrands Aufforderung die Insignien seiner höchsten Würde ablegte und Bußkleider annahm, wie man später erzählte, kann bezweifelt werden; aber gewiß ist, daß Hildebrand sich alsbald dem neuen Papste anschloß und in kurzer Zeit eine nicht unwichtige Stellung an dessen Seite annahm. Daß Hildebrand nur ungern Cluny verließ, wohin er sich nach dem Tode Gregors VI. begeben hatte, wissen wir aus seinem eigenen Munde; er folgte einem höhern Befehl, sei es des Papstes oder des Abts. Der Kaiser widerstrebte, soviel wir wissen, der Rückkehr des Mönchs in keiner Weise, wie er sich auch einer nachträglichen Wahl in Rom nicht widersetzt hatte. Das demüthige Auftreten Bruns gewann dem Ernannten des Kaisers Aller Herzen; die Wahl erfolgte einstimmig. Am 12. Februar 1049 wurde der Erwählte inthronisirt und übernahm als Leo IX. die Regierung Roms und der abendländischen Kirche.

Unleugbar ist, daß Leo noch nach einem anderen Fundament seiner Gewalt suchte, als in der kaiserlichen Autorität ihm geboten war; unbestreitbar ist ferner seine enge Verbindung mit einer Partei, welche am Wenigsten in einer unbeschränkten Herrschaft des Kaisers über Rom das letzte Ziel ihres Strebens sah: aber nicht minder ge-

wiß bleibt dennoch, daß er nicht von fern gemeint sein konnte, seine Sache und das Interesse der Kirche von dem des Kaisers zu trennen. Denn erstlich hatte jene strengere Partei des Klerus selbst, der er angehörte, nirgends einen mächtigeren Beschützer, als den Kaiser; dann hielt den Papst seine ganze Vergangenheit und sogar Blutsverwandtschaft an das kaiserliche Haus auf das Engste gefesselt; endlich war seine Lage in Rom selbst ohne den Rückhalt der kaiserlichen Macht kaum auf die Dauer zu halten. 1049.

Leo fand die äußeren Verhältnisse des Stuhls Petri beim Antritt seines Pontificats in der ärgsten Zerrüttung, da selbst das Wenige, was Benedict noch seinen Nachfolgern gelassen hatte, in den langen Sedisvakanzen zerstreut war. Nicht einen Pfennig traf Leo in dem päpstlichen Schatze an, so daß er nicht einmal sein Gefolge erhalten konnte. Seine Begleiter wollten, nachdem das von Hause mitgebrachte Geld verausgabt war, schon ihre Kleider verkaufen, um nur das Reisegeld zur Rückkehr zu gewinnen. Aber unerwartet kam Hülfe. Vornehme Beneventaner suchten durch große Geschenke die Gunst des Papstes ihrer Stadt zu gewinnen, auf welcher der Bannfluch der Kirche ruhte und die zu ihrem Verderben der Beutelust der Normannen preisgegeben war. Diese Geschenke halfen über die Noth des ersten Augenblicks fort, und allmählich kam man dahin, dem römischen Adel Manches zu entreißen, was er der Kirche Petri geraubt hatte. Mit großem Scharfsinn übertrug Leo die Sorge für den Haushalt des apostolischen Stuhls an Hildebrand, den er zugleich zum Subdiakonus der römischen Kirche ernannte. Denn trotz seiner Mönchskutte legte dieser junge Kleriker eine wunderbare Geschicklichkeit für alle weltlichen Geschäfte und besonders für das Geldwesen an den Tag. Ohne die Unterstützung des Kaisers hätte jedoch selbst ein Hildebrand so wenig damals als früher Mittel und Wege gefunden, um den römischen Baronen mit Erfolg zu begegnen.

Die äußeren Geschäfte des römischen Bisthums selbst hat sich dann Leo wenig angelegen sein lassen; aber nach anderen Seiten hat er eine Thätigkeit und Rührigkeit entfaltet, wie vielleicht kein Papst jemals vor oder nach ihm. Sein ganzes Pontificat ist ein ununterbrochenes Reisen und Wandern; unter der tödtlichen Sonnenhitze des italienischen Südens richtet er dorthin seine Schritte, mitten im Winter zieht er dann über die Alpen und durchwandert die Städte des Nordens. Andere Päpste hatten ihre Legaten nach Deutschland, Frankreich, Burgund und Ungern geschickt; er erscheint überall selbst, um Synoden zu halten, Kirchen zu weihen, die Reliquien der Heiligen

1050. zu erheben, neue Heilige der Verehrung der Gläubigen zu empfehlen, die Hoheit des heiligen Petrus aller Welt vor Augen zu stellen. Da ist keine berühmte Wallfahrtsstätte im Abendland, die er nicht aufsuchte, kein altes und ehrwürdiges Kloster, wohin er nicht wallte. Entweder sieht man ihn hoch zu Roß, von einem glänzenden Gefolge römischer Priester und Herren umgeben, oder man findet ihn barfuß gleich einem schlichten Pilger zum Grabe eines Heiligen wallend; bald celebrirt in allem Glanz seines höchsten Priesterthums die Messe oder sitzt im Kreise hoher Kirchenfürsten als der höchste zu Rathe; bald predigt er wie ein wandernder Mönch einer andächtigen Gemeinde in einem armen Kloster; bald wieder kasteit er seinen Leib mit Fasten und Büßungen, als wäre er ein fanatischer Einsiedler aus Romualds Schule. Man weiß nicht, soll man seine Fahrten jenen ersten Missionsreisen, von denen uns die Apostelgeschichte meldet, vergleichen oder den festlichen Umzügen der Kaiser durch die Weiten des Reichs zur Seite stellen. Im Lateran hat Leo selten anders gehaust, als in der Osterzeit, die er an den Gräbern der Apostel nach seiner alten Sitte zu feiern liebte und an die sich dann jene großen Osterconcilien anschlossen, auf denen er die vergessenen Satzungen der Vorzeit der Welt in das Gedächtniß zurückrief.

Es war auf seiner ersten großen Ostersynode im Jahre 1049, daß der Papst eine lange Reihe antiquirter Satzungen in Erinnerung brachte. Sie betrafen nicht allein die Simonie, sondern auch die Priesterehe, die Ehe in den verbotenen Graden, die Leistung und Verwendung der Zehnten u. s. w.; der Kampf gegen die Simonie blieb indessen noch immer der Mittelpunkt der kirchlichen Reform. Was Clemens II. hier begonnen hatte, setzte Leo fort, aber er glaubte schon schärfer durchgreifen zu können, als es sein Vorgänger gewagt hatte. Er drohte bereits alle von Simonisten ertheilten Weihen für ungültig zu erklären, und nur ein Aufruhr unter der römischen Geistlichkeit brachte ihn endlich doch wieder zu den milderen Kirchenstrafen Clemens II. zurück. Bald darauf begab sich Leo nach der Lombardei und hielt in der Pfingstwoche ein Concil zu Pavia. Dann eilte er an den kaiserlichen Hof zurück und folgte dem Kaiser, den er schon im Juni in Sachsen erreicht hatte, an den Rhein, um über Gottfried und Balduin den Bann der Kirche auszusprechen. Kaum aber hatten die Feinde des Kaisers die Waffen niedergelegt, so richteten Kaiser und Papst in gleicher Weise ihre Blicke auf Frankreich. Ein großes Concil in Reims unter dem Vorsitz des Papstes sollte das Ansehen Roms in dem Westen für immer feststellen. Nach der Lage der

Dinge wäre die Unterwerfung Frankreichs unter die Allgewalt des 1050.
römischen Pontifex zugleich einer Anerkennung kaiserlicher Obmacht ziemlich nahe gekommen.

Seit mehr als einem Jahrhundert hatte kein römischer Papst den französischen Boden betreten, und mit Ansprüchen, wie sie jetzt erhoben wurden, war zu keiner Zeit ein Papst im Reiche der Karolinger erschienen; noch immer hatte sich der französische Episcopat eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit zu erhalten gewußt, wie demüthig er sich auch zeitweise gegen den Stuhl Petri benommen hatte. Es war ein folgenschweres Ereigniß, wenn Leo jetzt mitten unter den französischen Klerus treten, wenn er hier alle Forderungen, die Rom seit der Fälschung des Pseudoisidor erhoben, zur Geltung zu bringen vermochte. Der Moment war günstig genug gewählt. Die Ideen Clunys hatten sich nach allen Seiten verbreitet und selbst unter vielen Bischöfen Frankreichs Anerkennung gefunden; überdies waren gerade auf diesem Boden die Anschauungen erwachsen, die in Leos Reformen jetzt verwirklicht zu werden schienen. Der Kaiser, der Schutzherr des Papsts, Clunys und der ganzen reformirten Kirche, stand in der Blüthe der Macht, und alle seine Wünsche waren mit Leo. Auch das Volk war dem Vorhaben des Papstes geneigt, und recht geflissentlich legte derselbe seinen Plan auf eine religiöse Bewegung der Massen an. Indem er die Bischöfe und Aebte auf ein großes Nationalconcil nach Reims berief, kündigte er zugleich die Erhebung der Reliquien des heiligen Remigius in dem Kloster desselben bei Reims an und versprach die dortige Kirche zu weihen; am Festtage des Heiligen selbst (1. October), wo ohnehin eine große Menge von Pilgern nach Reims zusammenzuströmen pflegte, sollte die Erhebung stattfinden.

Man begreift, daß der König von Frankreich den Zurüstungen zu diesem Concil mit großem Mißtrauen zusah. Obgleich er im Anfange seine Gegenwart bei demselben versprochen hatte, nahm er doch bald darauf nicht allein dieses Versprechen zurück, sondern suchte auch durch Ankündigung einer Heerfahrt gegen aufständige Große der hohen Geistlichkeit seines Reichs unmöglich zu machen, in Reims zu erscheinen. Er unterrichtete hiervon den Papst; aber so leichthin gab dieser seine Absicht nicht auf. Er erklärte, sein Wille sei das Concil zu halten, und er hoffe Männer, die Christus liebten, in Reims zu finden. Die Festigkeit des Papstes machte auf den König solchen Eindruck, daß er unverzüglich sein Heer entließ.

Gutes Muths zog der Papst nach Reims; ihn begleiteten der

1050. Erzbischof von Trier und andere lothringische Bischöfe; außer einigen Italienern waren ferner auch die Erzbischöfe Halinard von Lyon und Hugo von Besançon, die unzertrennlichen Begleiter des Papstes, in seinem Gefolge. Eine gewaltige Menschenmenge, aus Frankreich, Burgund, Spanien, England und Irland herbeigeströmt, empfing den Papst, der bei dem unermeßlichen Andrang des Volks die heiligen Handlungen gar nicht vornehmen zu können besorgte. Nur Drohungen, die Feier ganz auszusetzen, stellten einigermaßen die Ordnung unter den Volksmassen her. Am 1. October erhob der Papst unter großen Feierlichkeiten die Gebeine des h. Remigius; am folgenden Tage weihte er die Kirche. Die religiöse Begeisterung war zu hellen Flammen angefacht. Man feierte Leo wie einen Heiligen; das reformirte Papstthum trug in ihm den glänzendsten Triumph davon.

Unter solchen Eindrücken eröffnete der Papst am 3. October die Synode. Von den französischen Erzbischöfen hatte sich allein der Reimser der Gegenwart des Papstes nicht entziehen können, kein anderer war erschienen; auch von den Bischöfen Frankreichs hatten sich nur wenige eingestellt, es mochte kaum der sechste Theil sein; dagegen waren die Aebte in dichten Reihen auf dem Platze, an ihrer Spitze Hugo von Cluny. Ein nicht geringes Gewicht gab dem Concil die dichtgedrängte Volksmasse, welche den Verhandluhgen beiwohnte und alle Beschlüsse mit stürmischem Beifall begleitete. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen war abermals die Simonie, aber auch die kanonischen Wahlen brachte der Papst in Erinnerung, wie er es wohl nie auf deutschem Boden versucht hätte. Vor Allem wichtig war, daß der Papst auf eine ausdrückliche Erklärung drang, daß er allein das Haupt der allgemeinen Kirche sei und Niemandem als ihm der Name des Apostolicus gebühre; der Erzbischof von St. Jago zu Compostella, der sich diesen Namen beigelegt hatte, wurde excommunicirt. Man sieht, wie die Blicke des Papstes, und wohl nicht minder die des Kaisers, schon vom französischen Boden nach Spanien hinüberschweiften. Wie wenig das Ausbleiben der meisten französischen Bischöfe den Papst in seinen Absichten auf die gallicanische Kirche wankend machte, zeigt sich darin, daß er über alle die Bischöfe, welche seiner Einladung nicht Folge geleistet und ohne Entschuldigung ausgeblieben waren, den Bann der Kirche verhängte. Auch unmittelbar in die weltlichen Angelegenheiten des Westreichs griffen die Beschlüsse der Synode ein. Dem Grafen Balduin von Flandern, dem Gegner des Kaisers und Schwager des Königs von Frankreich, untersagte der Papst, seine Tochter dem Herzog Wilhelm von der Normandie zu vermählen, und gebot dem Grafen

Gaufried von Anjou den Bischof von Le Mans, welchen derselbe 1050.
schon mehrere Jahre in Haft hielt, aus dem Gefängniß zu entlassen.

Am Tage nach dem Schluß der Synode kehrte der Papst über Verdun, das er noch in Schutt und Asche fand, und über Metz an den Rhein zurück. Schon hatte er auch zu einem großen deutschen Nationalconcil die Einladung ergehen lassen, und am 19. October trat das Concil in Mainz zusammen. Einen völlig anderen Anblick bot diese Kirchenversammlung dar, als die zu Reims. Der Kaiser selbst war mit vielen Großen des Reichs zugegen, alle deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der Bischöfe waren erschienen, auch Bischöfe der Dänen und Liutizen kamen in ihrem Gefolge; aber es fehlte jene enthusiastische Menge, welche in Reims den Papst umschwärmte. Wichtige Beschlüsse gegen Simonie und das eheliche Leben der Geistlichkeit wurden gefaßt. Der Bischof Sibico von Speier, der in früheren Zeiten großes Ansehen beim Kaiser gehabt hatte, wurde wegen Unzucht angeklagt und suchte sich durch ein Gottesurtheil zu reinigen, indem er für seine Unschuld das Abendmahl nahm. Die allgemeine Meinung scheint ihn aber dennoch für schuldig gehalten zu haben; wohl auch der Kaiser, der ihm seitdem entschieden abgeneigt war und seinetwegen auch der Stadt und Kirche zu Speier seine Gunst entzog. Eine um so größere Vorliebe wandte der Kaiser nun Goslar zu; mit dem regsten Eifer betrieb er den Bau des dortigen Doms und übertrug das mit demselben verbundene Stift damals zu Mainz dem besondern Schutze des Papstes. Viel milder trat Leo in Deutschland auf, als in Frankreich; hier hören wir nichts von Absetzungen und Excommunicationen, während er dort alle Waffen Roms rücksichtslos gegen die gallicanische Kirche geschwungen hatte.

Nach der Synode besuchte der Papst seine Heimath und kehrte bald darauf durch Schwaben und Baiern nach Italien zurück. Um Weihnachten ging er über den Brenner und feierte die Geburt des Herrn in Verona. In der Fastenzeit unternahm er seine zweite Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano, auf welcher er auch Benevent berührte, und beging dann das Osterfest zu Rom, wo nach dem Fest abermals eine große Synode zusammentrat. 55 Erzbischöfe und Bischöfe und außer ihnen 32 Aebte waren anwesend, Hugo von Cluny, Halinard von Lyon und Hugo von Besançon fehlten auch diesmal nicht; die anderen Würdenträger gehörten fast sämmtlich italienischen Kirchen und Klöstern an. Zum erstenmal verurtheilte Rom auf dieser Synode Berengars Abendmahlslehre. Der Papst, in Dogma nicht minder fest als in der Disciplin, hielt Berengars Lehren schlechthin für

1050. Ketzereien und trat ganz auf Lanfranks Seite, in dem Berengar seinen erbittertsten Gegner und Ankläger gefunden hatte. Lanfrank hatte um so leichteres Spiel, als Berengar auf der Synode nicht erschienen war.

Bald darauf kehrte Leo nach dem Süden Italiens zurück, dem er von Anfang seines Pontificats besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte und bereits zum dritten Male zueilte. Die verworrenen Verhältnisse dieser Gegenden forderten eine Lösung, und Leo hoffte sie endlich ganz und dauernd an das Abendland und Rom fesseln zu können. Die Verhältnisse schienen hierzu überaus günstig. Waimar von Salerno, der mächtigste Fürst Unter-Italiens, zeigte sich dem Papste im hohen Maaße geneigt und hatte ihm bereits die Hand geboten auf einer Synode zu Salerno durchgreifende Bestimmungen gegen Simonie, Meineid und unkirchliche Ehen zu verkünden. Nicht minder freundliche Aufnahme hatte der Papst bei den Normannen gefunden. Wie scharf er auch ihre Zuchtlosigkeit rügte und die Gewaltthaten wider die Kirche und das arme Volk strafte, bezeigten sie doch dem frommen Kirchenfürsten ungeheuchelte Verehrung und gestatteten ihm zu Siponto eine Synode zu halten. Schon hatte er seine Blicke selbst nach Sicilien hinübergerichtet und einen lothringischen Kleriker, Humbert mit Namen, der ihm nach Rom gefolgt war und sich durch Kenntniß der griechischen Sprache auszeichnete, zum Erzbischof der Insel geweiht. Wie glücklich sich aber auch Alles für den Papst in Unter-Italien zu gestalten schien, die Fürsten von Benevent verharrten noch immer in ihrer Feindschaft gegen Rom und die Mächte des Abendlands. Aufs Neue traf deshalb sie und ihr Land der Bann des Papstes, und die erneuten Strafen desselben trugen jetzt sichtliche Früchte. Mehrere Städte im Beneventanischen huldigten alsbald dem Papst und seinem Kaiser, und noch in demselben Jahre verjagten die Beneventaner selbst ihre Fürsten und unterwarfen sich dem Stuhle Petri.

Schon war indessen der Papst aus den südlichen Gegenden nach der Lombardei aufgebrochen, um ein bereits länger angekündigtes Concil zu Vercelli zu halten, zu dem er die noch widerstrebenden Bischöfe Frankreichs beschieden hatte. Auch Berengar war vorgeladen, konnte sich aber, in die Gefangenschaft seines Königs gefallen, der Versammlung nicht stellen. Nichtsdestoweniger wurde auf dem Concil, das im Anfange des Septembers eröffnet wurde, abermals über Berengars Lehre verhandelt, sie abermals verworfen und die von Lanfrank angegebene Fassung des Abendmahlsdogmas angenom-

men. Auch andere Angelegenheiten beschäftigten die Synode. Besorgt sah der Erzbischof Humfried von Ravenna, der frühere Kanzler des Kaisers, die wachsende Macht des Papstes, der schon mit den fast vergessenen Ansprüchen Roms auf das Exarchat aufs Neue hervortrat. Zu Vercelli kam es zwischen dem Papst und dem Erzbischof zu ärgerlichen Auftritten, in Folge welcher der letztere zu strenger Kirchenbuße verurtheilt und vom Amt suspendirt wurde. Auch der neue Patriarch von Aquileja — ein Godebald, der von Speier herübergekommen — sah nicht mit freundlichen Blicken auf den Papst, der seinem Widersacher, dem Patriarchen von Grado, die augenfälligsten Beweise großer Gunst ertheilte. Je höher sich die Kirchen von Ravenna und Aquileja, schon seit geraumer Zeit in den Händen deutscher Männer, bei der Schwäche Roms emporgeschwungen hatten, je mehr Gefahr drohte ihnen jetzt, wo ein Deutscher das Papstthum wieder zu dem Bewußtsein seiner Rechte und seiner früheren Stellung erhob. 1050.

Von Vercelli aus ging Leo am St. Bernhard über die Alpen und begab sich über Besançon nach Toul, wo er immer noch die bischöfliche Gewalt neben seinem höchsten Pontificate bekleidete. In der Nacht vom 20. auf den 21. October erhob er hier unter einem großen Zulauf von Menschen die Gebeine des heiligen Gerhard, seines gefeierten Vorgängers zu Toul. Längere Zeit verweilte er in Toul, mit dem Gedanken an eine abermalige Reise nach Frankreich beschäftigt, den er jedoch nicht zur Ausführung brachte. In der Mitte des Januars 1051 traf er mit dem Kaiser, der das Weihnachtsfest in dem östlichen Sachsen gefeiert hatte, zu Trier zusammen und folgte dann längere Zeit dem kaiserlichen Hoflager. Das Fest der Geburt Mariä (2. Februar) begingen Kaiser und Papst mit einander zu Augsburg. Hierhin war auch der Erzbischof von Ravenna beschieden; er mußte sich nach dem Willen des Kaisers mit dem Papste versöhnen, ihm Genugthuung leisten und ihn fußfällig um Verzeihung bitten. Humfried that es, dem Kaiser gehorchend, lachte aber, indem er sich erhob, dem Papste höhnisch in das Gesicht. Man sah es als eine Strafe des Himmels an, daß der Erzbischof bald darauf ein unerwartetes Ende fand. Unter herzlichen Liebesbeweisen trennte sich der Papst von dem Kaiser und eilte nach Rom zurück, um dort das Osterfest zu feiern und nach dem Fest das gewohnte Concil auch in diesem Jahre zu halten. —

Wie lange hatte neben dem frischen Leben, das sich im Kaiserthume regte, Rom gleich wie vom Starrkrampf befallen darnieder gelegen; mühsam mußten wir den dürftigen Lebenszeichen nachspüren,

1050. die sich ab und zu in dem Papstthume kundgaben. Freiwillig kam ihm die Devotion der Völker entgegen, aber kaum so viel Kraft besaß es, um nur die Beweise dieser Devotion entgegenzunehmen. Nun aber ist Alles wie mit einem Zauberschlage geändert. Wir sehen einen Papst vor uns, der ganz und gar durchdrungen ist von der Würde und Hoheit seines apostolischen Berufes, der sein Leben einsetzt für das Ideal kirchlicher Einheit und Reinheit, von dem seine Seele erfüllt ist; wir sehen, wie keine Mühe er scheut, wie keine Gefahr ihn abschreckt, um die vergessenen Kirchengesetze wieder in die Erinnerung der Gläubigen zu rufen. Wie ein Bote des Evangeliums zieht er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt umher, um aller Welt zu verkündigen, daß es nur ein Haupt der Kirche Christi giebt, den Papst zu Rom, und kein anderes neben ihm, und um durch unwidersprechliche Zeichen der Welt zu beweisen, daß die Macht Gottes mit ihm als dem römischen Pontifex ist. Und er predigt da nicht in der Wüste. Die Massen des Volks heften sich an seine Fersen, die Mönche zuhauf — ob in schwarzen Kutten, ob in weißen — bilden einen ungeheuren Schwarm gehorsamer Satelliten, die Bischöfe beben vor dem Bannstrahl, den er in seiner Hand trägt, und der mächtigste Herr der Welt ist durch die engsten Bande des Bluts und der Freundschaft mit ihm verbunden. Der Erfolg seiner Thätigkeit war ungeheuer. Nicht die Menschen allein, auch die unvernünftigen Thiere beugten sich, wie man erzählte, vor seiner geistigen Macht. Ein Hahn in Benevent sollte den Namen des Papstes krähen, und ein Hund in Apulien das Lob Gottes bellen u. s. w. Alberne Geschichten, die aber doch schon bei Zeitgenossen des Papstes und bei Männern, die ihm persönlich nicht fern standen, Glauben fanden.

Die Idee der Kirchenreform war endlich kraftvoll, wie man sieht, in das Leben getreten und hatte in Leo, wenn es sich einmal nur um eine Rückkehr zu den alten Kirchengesetzen, nicht um eine Weiterbildung der kirchlichen Institutionen handelte, die glücklichste Repräsentation erhalten, die ihr jemals zu Theil werden konnte. Denn mit eiserner Starrheit hielt Leo an den alten Kirchensatzungen, an dem überlieferten Dogma, an der Summe der gesammten Tradition; er war gläubig bis zum blindesten Aberglauben; es schien, als ob kein Zweifel je seine Seele berührte. Aber wie starr sein Dogma, wie streng seine Gebote waren, er selbst war der Erste, sie zu erfüllen. Aufrichtigkeit und Wahrheit war in seinen Worten und Thaten. So überschwängliche Vorstellungen er von der Bedeutung seines Amts hatte, so lagen doch Hochmuth und Stolz seinem Her-

zen sehr fern. Im Princip von unangreifbarer Festigkeit, zeigte er 1050.
sich in der Praxis oft überaus nachgiebig und milde. Ein eigenthümlicher Zug schwäbischer Gutherzigkeit durchdrang sein ganzes Wesen. Als er einst einigen schweren Verbrechern keine härtere Strafe auferlegte, als an drei Freitagen zu fasten, stellte man ihm die gefährlichen Folgen solcher Milde vor Augen. „Nicht meine Nachsicht tadelt", gab er zur Antwort, „sondern meine Strenge. Denn der Herr hat Niemanden mit Fasten und Geißelhieben bestraft, sondern zu der reuigen Sünderin gesagt: Gehe in Frieden und sündige fort nicht mehr." Auf dem Concil zu Vercelli erhoben sich die ärgerlichsten Klagen gegen den Bischof der Stadt, welcher die Braut eines Verwandten entehrt und verführt hatte. Trotz seiner unleugbaren Schuld kam der Bischof damals umbestraft davon; erst auf der folgenden Ostersynode entsetzte ihn der Papst seines Amtes, und stellte ihn dann doch bald wieder her, als er Buße that und Besserung gelobte. Selbst zu einer offenbaren Verletzung der Kirchengesetze ließ sich Leo durch seine Gutmüthigkeit verleiten, indem er Geistlichen, die wegen simonistischer Umtriebe entsetzt waren, von Neuem die Weihen ertheilte. Als man ihm diesen Verstoß gegen die kanonischen Vorschriften vorhielt, brach er in einen Strom von Thränen aus und büßte seine Schuld reumüthig ab. Vielleicht war es gerade diese Verbindung von herzlichem bis zur Schwäche gesteigertem Mitleid mit dem brennendsten Eifer für seine heilige Sache, die ihm so schnell die Gemüther der Menschen gewann. Dazu kam eine überaus anziehende Persönlichkeit. Der Papst war ein schöner Mann mit rothblondem Haare, von hoher imponirender Gestalt; seine Haltung konnte bald die eines frommen Büßers, bald die des erfahrnen Weltmanns sein; bei einem umfassenden Wissen stand ihm die Rede in seltenem Maaße zu Gebote, ob er deutsch mit den Deutschen oder in römischer Sprache mit den Römern zu verhandeln hatte.

Wer kann zweifeln, daß diese großen Erfolge des reformirten Papstthums in seinen Anfängen auch dem Kaiserthum vielfach zu Gute kommen mußten und kamen! War es doch der Kaiser, der Leos Thätigkeit hervorgerufen hatte und unablässig unterstützte; war dieser Papst doch selbst noch immer ein deutscher Bischof, der fast mehr an dem deutschen Hofe und in seinem deutschen Bisthume verweilte, als im Lateran und Sanct Peter. Was ihm an Obedienz in Frankreich, was in Apulien entgegengebracht wurde, es schien Alles eben so sehr der Ausbreitung kaiserlicher Macht, als der Erhöhung des Stuhls Petri zu dienen.

c. Adalbert von Bremen und der Abodrite Godschalk.

1050. Gleichzeitig mit der Reform der Kirche trat auch die lange vernachlässigte Mission wieder frischer in das Leben. Die Reaction des Heidenthums im östlichen Europa war, so bedenklich sie für den Augenblick schien, doch ohne nachhaltige Kraft gewesen und hatte weder in Ungern noch in Polen durchdringen können. Wie Kasimir hier auf die kirchlichen Bestrebungen Boleslaws Chrobrys zurückgieng, so verordnete König Andreas dort alsbald, daß jedermann in seinem Reiche unverzüglich bei Strafe an Leib und Leben, an Hab und Gut zu dem wahren Glauben an Jesus Christus zurückkehren und das vom heiligen König Stephan gegebene Gesetz annehmen solle. Es ist bemerkenswerth, daß sich kein Einfluß des deutschen Klerus auf die Herstellung der kirchlichen Einrichtungen in diesen Ländern nachweisen läßt. Weder Magdeburg noch Passau zeigten sich für die Behauptung ihres alten Missionssprengels thätig. Der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums war hier wie dort längst erlahmt, wo nicht völlig erstorben.

Ganz anders im Norden. Schon in den Zeiten des trefflichen Unwan war in Bremen die Mission wieder in Aufnahme gekommen und hatte erst bei Knud dem Großen, dann bei seinen Nachfolgern bereitwillige Unterstützung gefunden. Wir wissen, wie dann das große Werk der Heidenbekehrung Erzbischof Adalbert, sobald er an die Spitze der nordischen Metropole trat, mit dem ganzen Feuer seiner hochstrebenden Seele ergriff. Alles kam ihm zu Hülfe, um schnell außerordentliche Erfolge zu gewinnen; die Gunst des Kaisers, die Freundschaft Clemens II. und Leos IX., vor Allem das Interesse der nordischen Könige, die mannigfach in innere Kämpfe verwickelt, an den Sachsen und am Kaiser einen Anhalt suchten. Hamburg-Bremen wurde nun unbestritten der Mittelpunkt aller kirchlichen Bestrebungen im Norden. Nicht in Dännemark, Norwegen und Schweden allein brachte es die Rechte seiner Legation zur Anerkennung, sondern so weit die Macht der scandinavischen Völker reichte — und sie war auf ihren Höhepunkt gestiegen — verbreitete sich die Autorität des Erzbischofs von Hamburg. Von Island, Grönland und von den Orkneyinseln kamen Gesandte nach Bremen; sie alle bezeugten dort dem Erzbischof ihre Verehrung und baten um Bischöfe und Priester. Das kleine Bremen wurde in Wahrheit ein Mittelpunkt der christlichen Kirche für den gesammten Norden, wie es einst das gewaltige Rom für das südliche und mittlere Europa gewesen war

und noch immer zu sein behauptete. Man fühlte zu Bremen recht wohl, zu einer wie großartigen Stellung sich das Bisthum erhoben hatte, wie unermeßliche Folgen sich an das Gewonnene knüpfen konnten; und wohl Niemand erkannte dies besser als der Erzbischof Adalbert selbst. Hieraus läßt sich begreifen, weshalb er, dessen Sinn stets auf die höchsten Höhen des Lebens gerichtet, doch sein nordisches Bisthum nicht mit dem Stuhle Petri vertauschen mochte. 1050.

Nichts hatte den Fortschritten Hamburgs bisher mehr im Wege gestanden, als daß in seiner unmittelbaren Nähe das Heidenthum unter den Wenden nicht allein niemals völlig ausgerottet werden konnte, sondern sich sogar nach gründlicher Niederlage abermals trotziger als je erhoben hatte. Mit welcher Freude mußte daher Adalbert die Anzeichen begrüßen, daß der Götzendienst endlich auch hier seinem Untergange entgegengehe; mit welchen Hoffnungen mußte er sich einem abodritischen Fürsten verbünden, der in die Ausbreitung des Christenthums unter seinen Landsleuten seine Lebensaufgabe setzte, zumal derselbe überdies Kraft, Muth und Selbstverleugnung in solchem Maaße besaß, daß man sich von seinen Bemühungen das Beste versprechen konnte! Es war Godschalk, ein Sohn des Abodritenfürsten Uto, der dem Erzbischof zur Vernichtung des Heidenthums unter den Wenden die Hand reichte. Bei einer persönlichen Zusammenkunft, die beide in Hamburg hatten, ermahnte Adalbert dringend den Abodritenfürsten zu mannhafter Ausdauer in seinen rühmlichen Bestrebungen und verkündete ihm prophetisch die Gewißheit des Siegs. Sollte Godschalk aber ja, fügte er hinzu, im Dienste Christi etwas Menschliches begegnen, so seien ihm nur um so mehr die himmlischen Ehren gewiß.

Godschalks Lebenslauf war wunderbar genug gewesen. Sein Vater war Christ geblieben in jener Zeit, wo die Masse der Abodriten in das Heidenthum zurückfiel, und hatte deshalb seinen Sohn der Schule des Michaelsklosters bei Lüneburg übergeben. Der Vorsteher dieser Schule hieß damals Godschalk, und wahrscheinlich von ihm nahm das Wendenkind den deutschen Namen an. Wie tief damals die christlichen Lehren in ihm Wurzel schlugen, steht dahin; wenigstens zeigte er sich bald als ein arger Bedränger der Christen. Sein Vater, ein harter und gewaltthätiger Mann, wurde von einem sächsischen Ueberläufer erschlagen; das Gebot der Blutrache übertönte da in Godschalks Herzen alle Worte der Priester. Er entwich dem Kloster, ging über die Elbe, sammelte um sich eine Schaar seiner Landsleute und verheerte das ganze nordelbingische Land. Die Sachsen

1030. wurden erschlagen, wo er auf sie stieß, die Kirchen niedergebrannt, das Land der Holsaten, Stormarn und Dithmarschen ringsum verwüstet. Aber mitten in diesem blutigen Werk der Rache soll ihn doch die Reue beschlichen haben. Als er eines Tages — so erzählte man wenigstens später — durch Busch und Feld streifte und weithin die furchtbare Einöde sah, erschrak er über seine eigenen Thaten und entfernte sich mißmuthig von dem wilden Schwarm seiner Genossen. Da begegnete er einem sächsischen Mann, der zuerst eiligst vor dem bewaffneten Wenden flüchtete, dann aber seine Schritte hemmte, als ihm Godschalk zu bleiben befahl und Sicherheit zusagte. Godschalk fragte den Sachsen, wer er wäre und was er Neues vernommen habe. „Ich bin ein armer Mann aus Holstein", antwortete der Sachse, „Neues hört man genug, aber nichts Gutes. Denn der Abodritenfürst Godschalk thut unserem Volke viel Böses und sättigt seine Grausamkeit an unserem Blute. O möchte sich doch Gott endlich unserer Noth erbarmen!" „Du machst jenem Manne", erwiederte Godschalk, „schwere Vorwürfe, und gewiß — er hat viel Noth über euer Volk gebracht, indem er volle Rache für den Mord seines Vaters nahm. Aber wisse, ich bin es selbst, und es bekümmert mich, daß ich wider den Herrn und die Christen so großes Unrecht begangen habe. Ich wünsche mich deshalb mit euch zu versöhnen. Gehe also heim zu den Deinigen und sage ihnen, sie sollten mir heimlich Männer schicken, mit denen ich einen Frieden unterhandeln kann. Werden wir eins, so will ich die ganze Räuberschaar, an die mich mehr Zwang als mein Herz bindet, in ihre Hände liefern." Der Sachse fand indessen bei den Seinigen keinen Glauben, und so unterblieb die Unterhandlung.

So berichtet die Wendenchronik des Helmold, der mehr als hundert Jahre nach diesen Ereignissen schrieb. Adam von Bremen, der denselben ziemlich nahe stand, meldet nur von dem Rachekrieg Godschalks, und daß er dadurch sein Ende fand, daß der Abodrite in die Gefangenschaft Herzog Bernhards gerieth. Der Herzog, den tapfern Muth des Feindes ehrend, entließ ihn jedoch alsbald gegen Bürgschaft der Haft; Godschalk begab sich darauf zu Knud dem Großen und diente lange Zeit unter dessen Fahnen in England. Nach Knuds Tagen schloß sich Godschalk an dessen Neffen Svend Estrithson an, dessen uneheliche Tochter er zur Ehe nahm. Als es Svend gelang, sich in der Herrschaft über Dänemark zu befestigen, kehrte endlich auch Godschalk, wohl von seinem Schwiegervater unterstützt, in das Wendenland zurück und gewann in glücklichen Käm-

pfen nicht allein die Herrschaft seines Vaters wieder, sondern breitete seine Macht nach und nach östlich bis an die Peene aus. Alle Wenden, die einst zur Kirchenprovinz des Erzstifts Hamburg gehört hatten, unterwarfen sich ihm, zahlten ihm Tribut und dienten ihm gleich einem Könige. 1030.

Es war etwa um dieselbe Zeit, daß Adalbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg erhoben wurde und Godschalk seine Herrschaft unter den Wenden begründete; sofort verstanden und verständigten sich beide, da sie derselbe Eifer für die heilige Mission beseelte. Godschalk war es nicht genug, die Priester, welche ihm der Erzbischof sandte, auf alle Weise zu unterstützen; er predigte oft selbst und bemühte sich, die Worte und Gebräuche der lateinischen Messe seinen Wenden in wendischer Sprache zu erläutern. Der Erfolg seiner Bestrebungen übertraf selbst die hochgespannten Erwartungen des Erzbischofs. Massenweise ließen sich die Wenden taufen, die Kirchen wurden hergestellt, schon fing man an Klöster im Wendenlande zu errichten. Man berechnete, daß etwa der dritte Theil des abtrünnigen Volks wieder zum Christenthum zurückgekehrt sei. Der Mönch Eizo, der zum Bischof von Oldenburg geweiht war, ging in seinen Sprengel. Und schon gedachte Adalbert neben Oldenburg zwei andere Bisthümer im Wendenland zu errichten. Er sandte einen irländischen Bischof, mit Namen Johannes, nach Meklenburg, der Hauptstadt der Abodriten; einen anderen Bischof, Aristo mit Namen, nach Ratzeburg. Auch Aristo war ein Fremdling; der Ort seiner Geburt und Weihe ist unbekannt; dreimal war er nach Jerusalem gepilgert und auf einer seiner Reisen von den Sarazenen aufgegriffen und bis nach Bagdad geschleppt worden. Es waren demnach weder allein noch vorzugsweise deutsche Missionare, welche Bremen damals in das Slawenland und nach dem Norden aussandte. Daß Adalberts Pläne das ganze Wendenland umfaßten und weit über die alten Grenzen seiner Provinz hinausgingen, scheint daraus hervorzugehen, daß er dem Bischof Dankwart von Brandenburg, der in seinem Sprengel keine Stätte mehr hatte, zu Bremen Unterhalt gewährte.

Adalbert, bei allen seinen trefflichen Eigenschaften doch stolz und eitel, schwelgte in den sich überstürzenden Erfolgen seines Pontificats, er freute sich der üppigen Blüthe, zu der unter ihm das Erzbisthum aufschoß, und verstieg sich von dem Grund des Erreichten auf den Gipfel der überspanntesten Hoffnungen. Seine Wünsche concentrirten sich endlich in dem Gedanken, Hamburg zu einem nordischen Patriarchat zu erheben. Das Verlangen des Dänenkönigs, ein eigenes

1050. Erzbisthum in seinem Reiche zu besitzen, gab hiezu den Anstoß. Der König hatte Papst Leo bereits für seine Absichten gewonnen, und so wenig der Erzbischof auch denselben geneigt war, konnte er doch auf die Dauer den Wünschen seines königlichen, im Norden so mächtigen Freundes nicht widerstreben. Da ergriff er den Gedanken eines Patriarchats, welches dem dänischen Erzbisthum übergeordnet und mit solchem Glanze umkleidet werden müßte, daß das Licht der neuen Metropole der Dänen vor ihm nicht aufkommen könne. Das Patriarchat sollte in Friesland, Sachsen und im Slawenlande zwölf Bisthümer unter sich haben, die fast sämmtlich erst neu zu stiften waren; überdies sollten mit dem neuen dänischen Erzbisthum und dessen Suffraganen alle bischöflichen Kirchen des Nordens in Abhängigkeit von ihm treten. Ein großes Kirchensystem sollte so den Norden umfassen, und wenn Hamburg auch immerdar eine Tochter Roms blieb, so hoffte es Adalbert doch zu der schönsten und blühendsten seiner Töchter zu machen. Nur unter der Bedingung, daß sein Erzstift zu solchen Ehren erhoben würde, gab er endlich seine Einwilligung zu dem dänischen Erzbisthum. Weitläuftige Erörterungen wurden deshalb mit Rom eröffnet, die bei Papst Leos Lebzeiten nicht mehr zum Abschluß gediehen und nach dessen Tode unseres Wissens niemals wieder aufgenommen sind.

Wie überspannt und maaßlos auch die Pläne des Erzbischofs waren, sie zeigen nichtsdestoweniger, in wie großartiger Weise er seine Stellung erfaßte. Und welche Bedeutung mußte für den Kaiser dieser ausgezeichnete Mann haben, welcher die Angelegenheiten des ganzen Nordens wie kein anderer übersah und zu derselben Zeit die Achtung vor dem Kaiserthum unter die scandinavischen Völker des Nordens verbreitete, wo der Papst ihm den romanischen Süden mehr und mehr unterthan machte! Um so fester aber konnte der Kaiser auf Adalbert trauen, als ihn das Interesse seines Hauses, seine kirchlichen Entwürfe, vor Allem aber die im Stillen fortschleichende Feindschaft mit den Billingern in gleicher Weise auf die engste Verbindung mit dem Hofe verwiesen. Darüber war nur eine Stimme, daß der Kaiser keinen ergebeneren und dienstwilligeren Bischof in seinem Reiche hatte, als Adalbert von Bremen. Trotz der außerordentlichen Thätigkeit, die er in seinem Sprengel entfaltete, sah man ihn unablässig am Hofe; auf allen Zügen, selbst in die entferntesten Gegenden, folgte er dem Kaiser und trug willig alle Beschwerden und Unkosten des kaiserlichen Dienstes.

Ein hochstrebender und kräftiger Geist regte sich in der deutschen

Kirche, aber doch stand sie ganz im Dienste und unter dem Zwange 1050.
des Reichs; die deutschen Bischöfe hatten kaum eine wichtigere Aufgabe, als den kaiserlichen Thron zu befestigen und so hoch wie möglich zu stellen. Freilich waren nicht alle Bischöfe Männer von der Thätigkeit und den großen Gaben Leos und Adalberts. Es gab unruhige Geister, wie Gebhard von Regensburg, den Oheim des Kaisers; es gab stille Naturen, wie Hunfried von Magdeburg und seinen Nachfolger Engelhard, rechtschaffene Männer, die aber weder für die Mission Erhebliches geleistet haben, noch in den innern Angelegenheiten des Reichs von Einfluß waren. Und mancher Bischof erfüllte seine Pflichten gegen Kaiser und Reich gewissenhaft, klagte aber doch bitter im Stillen über die drückende Last des Hofdienstes. Der alte Bardo von Mainz, seiner Bildung und Gesinnung durch und durch mönchisch, ein unsträflicher Mann, voll heiliges Eifers für den Glauben und ein feuriger Prediger, theilte wohl die Bestrebungen des Kaisers und Papstes für die Reform des kirchlichen Lebens, aber von der imponirenden Macht des Papstes über die Seelen der Menschen, von dessen Rührigkeit und Gewandtheit in den Geschäften der Welt war an ihm Nichts zu bemerken. Im Rathe der Fürsten nahm er nicht die Stelle ein, die ihm gebührte; schweigsam, unter seiner Mönchskutte zusammengekauert, saß er da und antwortete dem Kaiser kaum auf seine Fragen. Kein Wunder, wenn er mürrisch und unzufrieden war und erschien; denn noch immer lastete auf seinem Erzstift schwer das Uebergewicht, welches Köln unter Konrad II. erlangt hatte. Bardo hinterließ die Mainzer Kirche, als er am 11. Juni 1051 starb, nicht eben in glänzendem Zustande. Sein Nachfolger Liutpold wurde von Bamberg herübergeholt; er hielt das Andenken Bardos in Ehren und wußte ihn mit einem Heiligenschein zu umkleiden, aber er hütete sich doch in dessen Fußstapfen zu treten. Mit großer Ausdauer suchte er das gesunkene Ansehen seines Erzstifts zu heben, ohne daß er jedoch Mainz die Stellung hätte wiedergewinnen können, die es zu Willigis Zeiten gehabt hatte.

Um so glänzender war die Rolle, welche Erzbischof Hermann von Köln im Rathe des Kaisers spielte; bei allen wichtigen Fragen in Kirche und Reich war seine Stimme von Einfluß. In Hermanns Adern rollte kaiserliches Blut und mit den höchsten Ehren und Würden des Reichs war sein Haus geschmückt; im frischesten Aufschwung hatte er sein Erzbisthum übernommen und dann alle Vortheile seiner persönlichen Stellung benutzt, um das Ansehen desselben noch höher zu steigern. Nicht allein erhielt er Köln das Krönungsrecht und das

1050. wichtige Erzkanzleramt für Italien, auch die ehrenvolle Stellung eines Erzkanzlers und Bibliothekars des apostolischen Stuhls gewann er, wie sie einst schon Piligrim in ähnlicher Weise besessen hatte. Das reformirte Papstthum knüpfte damals sogleich in seinen Anfängen den engen, für alle späteren Zeiten so folgenreichen Bund mit der Kölner Kirche. Durch eine Urkunde vom 7. Mai 1052 bestätigte der Papst dem Erzbischof die Kanzelei des apostolischen Stuhls, das Krönungsrecht innerhalb der Kölner Diöcese, d. h. zu Achen, und andere nicht minder werthvolle Privilegien. Gleiche Gunstbezeugungen erhielt der Erzbischof von dem Kaiser, der die treuen Dienste desselben nach ihrem vollen Werthe erkannte. Nächst dem Papste und Adalbert nahm im Reiche kein geistlicher Fürst eine bedeutendere Stellung ein als Erzbischof Hermann. Um so mehr ist zu bedauern, daß wir nur fragmentarische Nachrichten über das Leben des einflußreichen Mannes besitzen.

d. Geburt Heinrichs IV. und Abt Hugo von Cluny.

Nach allen Seiten waren die kirchlichen Gewalten dem Kaiserthum dienstbar; sie suchten ebenso sein Ansehn nach außen zu verbreiten, wie es im Innern zu befestigen. Aber wie dienstreich sie ihm auch sein mochten, der höchste Thron der Christenheit stand dennoch auf schwankem Grunde, so lange nicht wenigstens die Nachfolge im Reiche gesichert war. Und schon regierte der Kaiser elf Jahre und lebte im siebenten Jahre seiner zweiten Ehe, ohne männliche Nachkommenschaft erzielt zu haben. Als im Herbst 1047 die inneren Kriege von Neuem ausbrachen, hatte Erzbischof Hermann von Köln alle Getreuen aufgefordert, Gott inbrünstig zu bitten, daß er dem Kaiser einen Sohn schenken möge; denn nur so ließe sich der Friede des Reiches erhalten. Spät wurden diese Gebete erhört; erst am 11. November 1050 gebar die Kaiserin ihren ersten Knaben. „Endlich! — sagt Hermann von Reichenau — wurde dem Kaiser ein Sohn geboren.“ Mit größerer Freude ist wohl selten ein Kind von den Eltern begrüßt worden; die schönsten Hoffnungen knüpften sich an dieses junge Leben, dem doch nur eine unabsehliche Reihe der schwersten Kämpfe und herbsten Leiden hienieden beschieden sein sollte. Der Kaiser, der abermals krank darnieder lag, hielt sich im Winter dieses Jahres meistentheils zu Goslar auf, und dort auf sächsischem Boden wird der Knabe geboren sein. Hier ließ auch der Kaiser am Weihnachtsfest, als sich nach der Gewohnheit viele Fürsten um ihn versammelt

hatten, sie sogleich seinem Sohne Treue und Gehorsam schwören; auch 1030.
ohne Wahl und Krönung galt der Knabe schon als der Erbe des Kaiserreichs.

Sehr bemerkenswerth ist, wie der Kaiser seinen Sohn sogleich in eine ähnliche Stellung zur abendländischen Kirche zu bringen suchte, wie er sie sich selbst bereitet hatte. Keinen andern ersah er zum Pathen des Knaben als den Abt Hugo von Cluny, den er sogleich zu sich beschied. Der Abt war verhindert, die weite Reise nach Sachsen im Winter zu unternehmen und entschuldigte brieflich sein Ausbleiben; eine zweite Einladung des Kaisers beschied ihn darauf nach Köln zum Osterfest, um dort den Knaben aus der Taufe zu heben. Das deshalb nach Cluny ergangene Anschreiben des Kaisers ist uns erhalten und vielleicht das merkwürdigste Zeugniß für das eigenthümliche Verhältniß des Kaisers zu der Congregation, das wir besitzen.

Nachdem Heinrich den Abt seiner Gunst versichert, hebt er an: „Ueber deinen Brief, heiliger Vater, sind wir sehr erfreut gewesen, und haben um so lieber ihn empfangen, je brünstiger der Eifer ist, mit dem du dich, wie wir wissen, in die Anschauung der göttlichen Dinge versenkst. Daß du so große Freude über unsere glückliche Genesung und über die Geburt des Sohns, den uns der Himmel geschenkt hat, in deinem Briefe an den Tag legst, dafür sind wir deiner Liebe erkenntlich und danken dir vom Grund unserer Seele. Zugleich aber tragen wir dir eben so ausdrücklich auf, als wir dich demüthig darum bitten, daß du unablässig zu unserem gnädigen Gott für das Wohl des Staats, für die Ehre unseres ganzen Reichs und für unser und der Unsrigen Heil flehest, damit das vom Himmel uns beschiedene Glück den Kirchen und allem Volke Friede und Ruhe gewähre. Denn welcher verständige Mann wünschte nicht dein und der Deinigen Gebet? Wer trachtete nicht durch ein unauflösliches Band mit denen verbunden zu werden, deren Gebet um so reiner ist, je ferner sie den Geschäften der Welt leben, und um so würdiger, je näher sie dem Angesicht Gottes stehen? Du betheuerst, daß du wegen der weiten Entfernung nicht nach unserem Befehl zu uns kommen konntest, und so erwünscht uns dein Erscheinen gewesen wäre, verzeihen wir doch dein Ausbleiben unter der Bedingung, daß du zu Ostern nach Köln, wenn es dir möglich ist, zu uns kommst, damit du dort — wir wagen es auszusprechen — den Knaben, über dessen Geburt du solche Freude bezeugst, aus der heiligen Taufe hebst und ihm als Pathe deinen Segen verleihst und damit wir dann ge-

1030. meinschaftlich am Feste, vom Sauerteig der Sünde gereinigt, die reine Himmelsspeise, das Mahl des Herrn, genießen."

Das wunderbarste Gemisch einer gebietenden Stellung und der vollständigsten Devotion zeigt sich in diesem Briefe, der seine Wirkung nicht verfehlte. Abt Hugo erschien zu Köln und hob am Ostertage 1031 (31. März) den Sohn des Kaisers aus der Taufe, bei der Erzbischof Hermann das Sacrament verwaltete. Man erzählt, daß der Knabe zuerst nach dem Namen seines Großvaters Konrad getaufet, später aber nach seinem Vater umgenannt sei.

Die Geburt eines Sohnes krönte die reichen Gaben, mit denen während eines Jahrzehnts das Glück unablässig den Kaiser gleichwie seinen Liebling bedacht hatte. Nun erst schien die Zukunft des Reichs gesichert, welches er in frischer Blüthe ererbt, durch glänzende Siege erweitert, durch die Ergebenheit der geistlichen Mächte befestigt und gleichsam geheiligt hatte. Mit dem Aufschwung der kaiserlichen Gewalt war zugleich die Reform der Kirche, so oft verheißen und so oft vereitelt, endlich auch in das Leben getreten, und mit der Reform gewann auch die Kirche einen höchst energischen Aufschwung. Neue Kräfte regten sich in ihr, dereh weitere Entwickelung Niemand vorhersehen mochte, die aber jetzt noch dem Herrscher, der sie erweckt hatte, sich dienstbar zeigten und seiner Richtung auf eine universelle Machtstellung den günstigsten Vorschub zu leisten schienen. Ein Trieb zur Universalmonarchie lag in dem Kaiserthum an sich und lag vor Allem tief in der Seele des Fürsten, der jetzt in der kaiserlichen Krone strahlte. Erfolge über Erfolge hatten ihn immer weiter dem Ziele zugetrieben, bei dem sich allein das Kaiserthum glaubte genügen zu können. Der Entwurf zu dem kolossalsten Bau eines Weltreichs war gemacht, die Fundamente waren gelegt, rüstig schritt der Meister an das Werk und mochte hoffen bei günstigen Umständen bald dasselbe vollendet zu sehen. Wie aber, wenn diese Gunst ihm versagt blieb, wenn die Launen des Glücks auch ihm sich fühlbar machten und Hemmnisse eintraten, die Niemand voraussehen konnte? Nur allzubald traten sie ein, und da zeigte sich deutlich, daß die Fundamente des Baues nicht sicher lagen und wenig Aussicht blieb, das Werk in dem großartigen Maaßstab zu vollenden, in dem es gedacht und begonnen war.

13.
Umschwung des Glücks.

a. Die letzten Ungernkriege Heinrichs III.

Nachdem in den Jahren 1049 und 1050 eine Zeit lang die Waffen des Reichs geruht hatten, brachen im Herbst 1050 die äußeren Kriege von Neuem aus. Nach dem Osten, wo der Kaiser seine ersten und glänzendsten Siege gewonnen hatte, mußte er abermals seine Blicke richten, um das Ansehen seiner Herrschaft zu sichern. Herzog Kasimir von Polen, welcher den Verlust Schlesiens niemals verschmerzen konnte, trat von Neuem in eine feindliche Stellung zu Herzog Bretislaw von Böhmen, in dem sich der Kaiser den treusten Vasallen und ergebensten Bundesgenossen gewonnen hatte. Ueberdies war noch immer an den Ungern das vergossne Blut so vieler Deutschen nicht gerächt, und König Andreas zeigte sich, so wenig er es an Versicherungen der Ergebenheit fehlen ließ, in der Erfüllung der Vasallenpflichten und der Zahlung des Tributs sehr säumig. Selbst zu offenen Feindseligkeiten war es schon an der ungerschen Grenze gekommen, welche der unruhige Oheim des Kaisers, Bischof Gebhard von Regensburg, veranlaßt hatte. Im Anfange des Jahrs 1050 hatte er bei einem zufälligen Aufenthalt an der Grenze einen Beutezug in das ungerische Gebiet gemacht, den die Ungern gleich darauf rächten, indem sie in die Mark einfielen, Alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten und eine Anzahl der Markbewohner in die Gefangenschaft schleppten. 1050.

Ein neuer Krieg gegen Ungern schien unvermeidlich. Der Kaiser berief deshalb im Juli 1050 einen Reichstag nach Nürnberg — es ist der erste, der in der damals noch fast namenlosen Stadt gehalten wurde — und berieth hier mit den Fürsten die nothwendigen Maaßregeln. Man beschloß zunächst die im Jahre 1042 zerstörte Haimburg herzustellen, die seit der neuen Grenzregulirung auf deutschem Gebiet lag. Die Ausführung wurde dem Herzog Konrad von Baiern, dem Markgrafen Adalbert von Oestreich und Bischof Gebhard übertragen. Sie begaben sich sogleich an Ort und Stelle und schlugen ein befestigtes Lager auf, unter dessen Schutz sie die Befestigungsarbeiten ungehindert zu vollenden hofften. Aber die Magyaren ahnten, was die Befestigung der Haimburg zu besagen habe. In der Nacht des 22. Septembers griffen sie das deutsche Lager an. Sie

1050. beschossen es von allen Seiten, und so dicht fiel der Hagel der Pfeile, daß man nachher zweihundert derselben an einem einzigen Zelte fand. Sieben Tage hindurch vertheidigten sich die Deutschen gegen die stets erneuten Angriffe der Feinde unter großen Beschwerden; am achten Tage wagten sie endlich einen Ausfall aus dem Lager, bei dem es ihnen gelang, den Ungern so große Verluste beizubringen, daß sie schleunigst das Weite suchten. Die Befestigung der Haimburg wurde darauf vollendet, und die Fürsten kehrten, nachdem sie eine baiersche Besatzung in der Burg zurückgelassen, mit dem Rest ihres Heers nach Hause zurück. Kaum aber waren sie abgezogen, als die Magyaren aufs Neue vor der Burg erschienen, sie einschlossen und vier Tage nach einander berannten. Als diese Angriffe erfolglos blieben, warfen sie zündende Stoffe auf die Häuser und Wälle der Burg. Die hölzernen Häuser derselben fingen Feuer, und der Brand, vom Sturme genährt, griff schnell um sich. Während die Besatzung zum Löschen eilte, gelang es den Ungern in die Thore der Burg einzudringen. Glücklicher Weise wandte sich in diesem Augenblicke der Wind und kehrte die Flammen von dem Starttheil der Burg ab, so daß sie bald ohne Nahrung erstarben. Wunderbar schien die Rettung, und um so eher waren die Baiern geneigt, in einer auffliegenden Taube ein anderes Zeichen göttlichen Beistands zu erkennen. Voll Gottvertrauen griffen sie zu den Waffen, warfen muthig die Feinde zurück, trieben sie aus der Burg und jagten sie weithin in die Flucht. Viele Magyaren fanden auf der Verfolgung den Tod, so daß man nachher sechs Schiffe mit den Leichen der Erschlagenen anfüllte; der Verlust der Baiern war nur gering gewesen.

Um dieselbe Zeit hatte der Kaiser ein sächsisches Heer gegen Kasimir zusammengezogen und schickte sich an in Polen einzufallen. Aber der Zug unterblieb, theils weil der Kaiser eben damals von Neuem schwer erkrankte, theils weil Kasimir persönlich in Goslar erschien, um sich von dem Verdacht zu rechtfertigen, als habe er sich mit Waffengewalt Schlesiens bemächtigen wollen. Das friedliche Verhältniß zwischen Böhmen und Polen wurde hergestellt und Kasimir in Frieden entlassen.

1051. Gleichzeitig mit dem Ausbruche des Kriegs an der ungerischen Grenze hatten sich auch die Unruhen in Lothringen erneuert. Graf Lambert von Löwen empörte sich zuerst, und der Kaiser mußte gleich nach dem Osterfest 1051, welches er in Köln verlebte, gegen denselben ausziehen, um ihn zum Gehorsam zu zwingen. Kaum aber war er aus Brabant zurückgekehrt, so erhob sich in seinem Rücken Graf

Balduin von Flandern, ohne der im Jahre 1049 gegebenen Versprechungen zu gedenken. Vor Kurzem war der Graf Hermann von Mons gestorben und hatte sein ehrgeiziges Weib Richilde im Wittwenstande hinterlassen. Um ihre Hand warb Balduins Sohn gleichen Namens, und Richilde reichte sie ihm ohne Bedenken, um sich in dem Besitz des Hennegaus zu erhalten. Niemals stand zu erwarten, daß der Kaiser gutwillig eine Ehe anerkennen würde, welche ebenso gefährlich dem Reiche als wegen zu naher Verwandschaft der Kirche anstößig war; noch viel weniger ließ sich glauben, daß er die Macht der Flandrer durch den Besitz des Hennegaus verstärken würde. Mit den Waffen in der Hand bemächtigten sich daher die flandrischen Grafen des Hennegaus und besetzten Mons mit ihren Reisigen. Der Kaiser, der während des Sommers in Sachsen verweilte und dort die Rüstungen zu dem bereits angesagten Ungernkriege betrieb, konnte sich nicht selbst wiederum gegen die Niederlande wenden; er faßte deshalb den Entschluß, Gottfried der Haft zu entlassen und ihm den Schutz der Westgrenze des Reichs zu übertragen. Auf keine bessere Weise konnte er erproben, ob die Sinnesänderung echt sei, welche Gottfried zu erkennen gab. Als der Kaiser im August nach Baiern kam, befreite er Gottfried zu Passau aus der Haft und sandte ihn gegen Balduin. Da das gesammte Vermögen des Herzogs mit seinem Reichslehen eingezogen war, wurde er zu seinem Unterhalt mit einigen Kirchenlehen vom Kölner Erzbischof ausgestattet. So zog Gottfried gegen den Flandrer und seinen Sohn aus, aber er scheint gegen seine alten Bundesgenossen wenig Ernst gebraucht zu haben, denn unseres Wissens behaupteten sich die Balduine damals in dem Besitze des Hennegaus. Der Kaiser selbst richtete alle seine Gedanken auf den ungerschen Krieg und stand bereits in den letzten Tagen des August an der Grenze des Feindes. 1051.

Papst Leo, stets eifrig bedacht, wie sein Biograph versichert, auf die Erweiterung des Reichs, hatte sich schon seit geraumer Zeit bemüht, den Frieden zwischen dem Kaiser und den Ungern herzustellen. Wiederholt hatte er Gesandte an den ungerischen Adel geschickt und ihn zur Unterwerfung unter die Gewalt des Kaisers und zur Zahlung des bedungenen Tributs ermahnt; selbst Abt Hugo von Cluny war nach Ostern im Auftrage des Papstes nach Ungern gegangen, um einen Frieden zu vermitteln. Die Ungern hatten sich endlich zu einem Abkommen erboten, wie es der Papst vorschlug, wofern jedoch der Kaiser von der Verfolgung derer abstehen wollte, die sich an der Revolution gegen König Peter betheiligt hätten. In der That sandte

1051. König Andreas Boten an den Kaiser mit Friedensvorschlägen, die jedoch den Forderungen des Kaisers wenig entsprachen und das Vordringen des Heeres nicht aufhielten.

Von zwei Seiten fielen die Krieger des Kaisers in Ungern ein. Ein starkes Heer unter Bischof Gebhard, Herzog Bretislaw und Herzog Welf drang auf dem linken Donauufer vor; ein noch zahlreicheres, aus Baiern, Sachsen, Schwaben, Franken, Lombarden, Burgundern und Polen bestehend, führte der Kaiser selbst am rechten Ufer des Flusses entlang. Lebensmittel wurden dem Heere durch eine Flotte auf der Donau in reichem Maaße zugeführt. Zum Unglück waren im Sommer anhaltende, sehr starke Regengüsse eingetreten, welche die ohnehin wasserreichen und sumpfigen Gegenden am rechten Donauufer ganz unzugänglich gemacht hatten. Der Kaiser war deshalb verhindert von der Ostmark einzudringen und mußte einen sehr weiten Umweg durch Kärnthen nehmen, um den Feind zu erreichen. Die Verpflegung der großen Menschenmasse, die er mit sich führte, wurde dadurch äußerst erschwert, und obwohl man soviel Lebensmittel wie möglich auf Pferden von der Flotte herbeischaffte, machte sich doch bald der empfindlichste Mangel im Heere fühlbar. Nach ihrer Gewohnheit zogen sich die Ungern in das Innere ihres Landes zurück. Man sah wohl hier und da einige zerstreute Schaaren, aber nirgends wagte sich der Feind zum offenen Kampfe zu stellen. Indessen wurde der Mangel im Heere des Kaisers, je weiter er vorrückte, immer drückender. Die Ungern hatten die Vorräthe im Lande entweder vernichtet oder vergraben oder mit sich genommen; nirgends fand man Lebensmittel vor, und auch der Transport von den Schiffen ließ sich bald nicht mehr bewerkstelligen. Eine Hungersnoth brach aus; selbst der Kaiser mußte oft darben. Große Verdienste erwarb sich damals um das Heer ein schwäbischer Kleriker mit Namen Benno, der in dem Dienste des Bischofs von Hildesheim stand. Wenn Alle verzweifelten, fand er noch Rath und erreichte, daß es mindestens seinem Bischofe und dessen Gefolge niemals an Brod gebrach. In Liedern, die man noch lange nachher sang, feierte das Heer den klugen Schwaben. Der Kaiser warf sein Auge auf den vielgewandten Mann, den er dann bei seinen Einrichtungen in Goslar bestens zu verwenden wußte.

Die Leiden des Heeres stiegen zu solcher Höhe, daß der Kaiser an den Rückzug denken mußte. Aber schon hofften die Ungern, ihm denselben zu versperren und so das deutsche Heer vernichten zu können. Sie besetzten im Rücken des Kaisers die Ufer aller Flüsse und Sümpfe an den Grenzen der Ostmark und rühmten sich, daß die Deutschen

hier ihren Untergang finden sollten. Aber sie kannten die Entschlossenheit des deutschen Heeres schlecht. Unerschrocken gingen die Krieger des Kaisers in das Wasser und trieben die am Ufer aufgestellten Feinde in die Flucht. Am Stärksten hatten die Ungern eine Schanze an dem linken Ufer der Repcze befestigt, welche eine über den Fluß gehende Brücke beherrschte. Aber auch diese Schanze griff eine Schaar tapfrer Sachsen, von Burgundern und Polen unterstützt, nachdem sie unter großer Gefahr den Fluß überschritten hatte, mit Heldenmuth an, zersprengte die Feinde und öffnete dem Kaiser und seinem Heere den Weg über die Brücke. Nachdem der größte Theil des Heeres dieselbe überschritten hatte, wurde sie in Brand gesteckt. Es geschah zum Unglück etwas zu früh, so daß einige vom Nachtrabe zurückblieben und in die Hände der Ungern fielen. Der weitere Rückzug des Kaisers war unbehindert. Am 25. October war Heinrich in der hergestellten Haimburg, am 12. November in Regensburg. Weniger Schwierigkeiten hatte der am linken Donauufer vordringende Theil des Heeres gefunden; er hatte bis in das Innere des ungerschen Reiches seinen Marsch fortgesetzt, war aber dann durch starke Regengüsse ebenfalls zur Umkehr genöthigt worden. 1051.

Das Unternehmen des Kaisers war völlig gescheitert. Wenn auch König Andreas gleich nach dem Abzuge der Deutschen dem Markgrafen Adalbert Friedensanerbietungen machte, so entsprachen diese doch weder an sich den Forderungen Heinrichs, noch waren sie von dem Ungern selbst ernstlich gemeint, der sich vielmehr, je weiter die Gefahr rückte, schwieriger und schwieriger bei den von ihm selbst gestellten Bedingungen erwies. Der Kaiser sah ein, daß es eines neuen Kriegszugs bedürfe, um den Ungern zu demüthigen und die Ehre des Kaiserthums zu wahren. Schon vordem hatte er mehrfach erfahren, daß ein tüchtiger Feind selten dem ersten Schlage erliegt, und daß dem mißglückten ersten Streiche wohl ein zweiter von besserer Wirkung zu folgen pflegt. So faßte er mit unverzagter Seele einen neuen Ungernkrieg alsbald in das Auge.

Von Baiern begab sich der Kaiser nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest zu Goslar feierte; gegen Ostern brach er dann nach 1052. den rheinischen Gegenden auf und beging das Fest zu Speier. Es war das letzte Mal, daß er in dieser Stadt seiner Väter weilte; den Groll, den er gegen ihren Bischof hegte, übertrug er auch auf die Bürgerschaft und ließ selbst den Dombau in Stocken gerathen. Von Speier ging er nach Straßburg und Basel und hielt dann im Anfang Juni in Solothurn mit den burgundischen Großen eine Tag-

1052. fahrt. Heftige Streitigkeiten, deren Veranlassung wir nicht kennen, brachen in der Versammlung aus, welche einige Burgunder in leidenschaftlicher Aufregung gegen den Kaiser verließen, dessen Gunst sie jedoch bald nachher wiederzugewinnen suchten und leicht gewannen. Das Pfingstfest (7. Juni) feierte der Kaiser zu Zürich und eilte dann nach Baiern, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen, welches er bereits gegen Ungern aufgeboten hatte. Vom 9. bis 14. Juli verweilte er in Regensburg, am 20. war er zu Passau, am 24. zu Bersenbeug in der Ostmark. Unmittelbar darauf überschritt er die ungersche Grenze mit einem stattlichen Heere, dem eine Flotte auf der Donau den Unterhalt zuführte. Alles ließ Anfangs sich glücklicher an, als im vorigen Jahre; ohne sonderliche Schwierigkeiten rückte der Kaiser an der Donau entlang bis Preßburg vor, welche Stadt er von den Feinden besetzt fand und von der Land- und Wasserseite aus belagern mußte.

Es war das erste Mal, daß die Ungern durch Vertheidigung ihrer festen Plätze das Vordringen des Feindes aufzuhalten suchten. Die Deutschen scheinen sich deshalb mit Belagerungszeug wenig versehen und viel Zeit mit der Beschaffung desselben verloren zu haben. Zwei Monate lag der Kaiser vor Preßburg und erreichte, obwohl er mehrfach die Stadt berennen ließ, dennoch nicht die Einnahme derselben. Inzwischen erschien Papst Leo im deutschen Lager. König Andreas, welcher den wiederholten Angriffen des Kaisers doch nicht ohne Besorgniß zusah, hatte selbst den Papst zur Vermittelung aufgefordert, und dieser war in Person eiligst über die Alpen gegangen, um kein Mittel zu einer friedlichen Ausgleichung unversucht zu lassen. Die guten Absichten des Papstes hatten jedoch keinen Erfolg. Hermann von Reichenau versichert ausdrücklich, der Papst habe beim Kaiser die größte Bereitwilligkeit gefunden auf seine Vorschläge einzugehen, während Andreas solche Schwierigkeiten erregt habe, daß der Papst ihn als Verächter des apostolischen Stuhles mit dem Banne bedrohte. Der älteste Biograph Leos stellt dagegen die Sache so dar, als ob einige Hofleute aus Mißwollen gegen den Papst den Kaiser vermocht hätten, den Vorstellungen desselben kein Gehör zu schenken. In Wahrheit mögen die Vorschläge des Papstes auf beiden Seiten Anstoß gefunden haben, wenn auch König Andreas, durch die glückliche Vertheidigung Preßburgs ermuthigt, am Wenigsten Neigung haben konnte, auf einen ungünstigen Frieden einzugehen. Der Kaiser mußte schon deshalb nachgiebiger sein, weil er die Unmöglichkeit einsah Preßburg zu nehmen und den Krieg fortzusetzen. Sein Heer war durch Mangel

an Lebensmitteln so geschwächt, daß er, als die Hoffnung auf eine Ausgleichung schwand, schleunigst den Rückzug antreten mußte. Im Anfang des Octobers traf er mit dem Papst in Regensburg ein und entließ das Heer. 1052.

Auch der zweite Kriegszug des Kaisers gegen Andreas war vollständig mißglückt. Weder Ehre noch Vortheil, sagen die Altaicher Annalen, sei auf demselben gewonnen. Aber die Wahrheit zu gestehen, der Erfolg war noch bei Weitem schlimmer. Nicht allein das war zu beklagen, daß sich eine bereits gewonnene Provinz des Reichs nicht behaupten ließ; mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers schwand auch die Achtung vor ihm im Innern, und das gedemüthigte Fürstenthum erhob aufs Neue freier das gesenkte Haupt.

b. Empörung Konrads von Baiern und Balduins von Flandern.

Die unglückliche Belagerung Preßburgs bildet den merkwürdigsten Wendepunkt in der Geschichte Heinrichs III. und des deutschen Kaiserreichs; unmittelbar an dieselbe schloß sich eine Reihe unglücklicher Ereignisse, die aller Welt deutlich verriethen, auf wie schwankem Grunde der ungeheure Bau des Kaiserreichs ruhte und wie wenig befestigt die Macht des Kaisers vor Allem im Innern war. Sobald die Erfolge versagten, entbrannten hier die Fehden aufs Neue und richteten sich sogleich gegen die Autorität des Kaisers selbst.

Baiern, obwohl von den ungerschen Einfällen unmittelbar bedroht, wurde dennoch zuerst der Schauplatz des neu auflodernden Bürgerkriegs, und Bischof Gebhard, der Oheim des Kaisers, die nächste Veranlassung der unglücklichen Ungernzüge, schürte auch hier die Flammen der Zwietracht. Der Bischof war mit Herzog Konrad längst nicht zufrieden: der Herzog, wird berichtet, sei saumselig in den Pflichten seines Berufs gewesen, habe das Recht käuflich gehabt und schutzlose Leute schwer bedrückt; deshalb habe ihn der Bischof öfters an seine Obliegenheiten erinnert, aber schlechten Lohn für seine Rathschläge geerndtet; der Herzog sei endlich mit ihm in Fehde gerathen und habe des Bischofs Burg Parkstein in der späteren Oberpfalz angegriffen und zerstört. Aber nicht überall sah man das Unrecht auf Seiten des Herzogs, da der Bischof als ein streitlustiger und gewaltthätiger Herr längst bekannt war. Auch erzählte man sich, Herzog Konrad, erst so hoch geehrt vom Kaiser, habe die Gunst desselben und des kaiserlichen Hauses verloren, weil er sich die älteste

1052. Tochter des Kaisers zur Ehe zu nehmen geweigert habe. Die Fehde, welche die beiden mächtigsten Herren Baierns im Angesichte eines drohenden Feindes führten, war ohne Frage für dieses Land wie für das ganze Reich höchst gefährlich. Deshalb geboten Kaiser und Papst, sobald sie nach Regensburg kamen, den Fehdenden auf das Gemessenste Waffenruhe und setzten einen Tag fest, auf welchem nach dem Recht ihre Sache geschlichtet werden sollte. Aber wenig wurde damit erreicht; die erbitterten Gegner setzten ihren Kampf fort und spotteten der angedrohten Strafen des Reichs und der Kirche.

Bald darauf verließ der Kaiser, vom Papst begleitet, das Baierland. Am 18. October waren beide zu Bamberg, am 6. November zu Tribur und feierten dann zusammen das Weihnachtsfest zu Worms, wo sich eine große Zahl von Bischöfen und Fürsten um sie versammelt hatte. Zu Worms trennten sie sich unter den herzlichsten Liebesbeweisen, um sich nie wieder zu begegnen. Der Papst nahm durch
1053. Schwaben den Rückweg nach Italien und eilte über die Alpen, um zum Osterfeste in Rom einzutreffen, vorher aber noch mit den lombardischen Bischöfen zu Mantua ein Concil zu halten. Der Kaiser begab sich nach Sachsen, wo er Ostern zu Merseburg feierte, und hier mit dem Dänenkönige, seinem treuen Vasallen und Bundesgenossen, eine Zusammenkunft hielt, deren Veranlassung und Ergebniß nicht überliefert ist.

Auch Bischof Gebhard und Herzog Konrad waren nach Merseburg beschieden worden, wo über sie Gericht gehalten werden sollte, da sie allen kaiserlichen Befehlen zum Trotz ihre Fehde fortgesetzt hatten. Konrad, welcher der Mahnung keine Folge geleistet zu haben scheint, wurde vom Kaiser nach dem Urtheilsspruche der Fürsten seines Herzogthums entkleidet, Bischof Gebhard ging dagegen straflos aus dem Handel hervor. Es war das zweite Mal, daß der Kaiser einen Herzog entsetzte, und seine Strenge wurde diesmal noch um Vieles tiefer empfunden, als einst bei der Absetzung Gottfrieds von Lothringen. Die allgemeinste Mißstimmung ging durch das Reich; offen wagte man den Kaiser als einen grausamen Herrscher zu schelten; deutlich zeigte sich bereits, wie tief sein Ansehen in den letzten Unglückskriegen gesunken war. Gottfried, der sich bis dahin für seine Person ruhig verhalten, wenn er auch Balduins Angriffen keinen ernsten Widerstand geboten hatte, schöpfte neue Hoffnung sich noch einmal auf eine seiner würdige Höhe erheben zu können. Trotziger als je traten zugleich die Flanderer Grafen auf. Der junge Balduin, nicht mit dem Hennegau zufrieden, überfiel Thuin an der Sambre und steckte es in Brand;

dann stürmte er mit seinem Vater gegen die Maaßgegenden an und 1053.
zerstörte die Burg Huy mit Feuer. Wir hören nicht, daß ihnen ein Heer des Kaisers hier begegnet wäre.

Heinrich verlebte den ganzen Sommer in Sachsen, meist in Goslar, welche Stadt er gleichsam zu seiner stehenden Residenz bestimmt hatte und an deren großartigen Bauten er den lebendigsten Antheil nahm. Aber die Ruhe, die er sich gönnte, legte man ihm schon als Trägheit und Sorglosigkeit aus und erbitterte dadurch die Stimmung des Volkes gegen ihn immer mehr. Erst im October verließ der Kaiser Goslar und begab sich in die rheinischen Gegenden, um einen großen Reichstag abzuhalten, den er nach Tribur berufen hatte. Wichtige Angelegenheiten wollte er hier zur Entscheidung bringen, vor Allem die Nachfolge im Reiche seinem Sohne verbürgen. So gereizt auch die Stimmung gegen den Kaiser war, so setzte er doch ohne Widerspruch die Wahl des dreijährigen Heinrichs zum Könige durch. Einhellig schworen die deutschen Fürsten zu Tribur*) nach dem Tode des Kaisers seinen Sohn als ihren Herrn anzuerkennen und ihm als solchem zu gehorsamen; „wenn er ein gerechter König werden würde," setzt Hermann von Reichenau hinzu und läßt uns in Zweifel, ob er damit eine Reservation in seinem Sinne oder eine ausdrücklich von den Fürsten gestellte Bedingung ausdrücken will. Auch die Verhältnisse Ungerns zum Reiche kamen aufs Neue in Erwägung. Bischof Gebhard hatte mit König Andreas Friedensverhandlungen eröffnet, die einen glücklichen Ausgang versprachen. Andreas hatte sich erboten, eine bedeutende Summe zu zahlen, neue Abtretungen von seinem Reiche zu machen und Heeresfolge dem Kaiser auf allen Kriegsfahrten, mit Ausnahme derer, die nach Italien gerichtet wären, zu leisten. Diese Bedingungen hatte sich der König zu beschwören erboten und Gesandte zum Abschluß des Friedens nach Tribur geschickt. Der Kaiser ging mit den Fürsten auf die Bedingungen ein und gab sich der Hoffnung hin, die Verhältnisse mit Ungern jetzt dauernd ordnen zu können. Aber bald sah er sich hierin getäuscht; der entsetzte Herzog Konrad vereitelte den Frieden, den sein Widersacher vermittelt hatte.

Auch Konrad war nach Tribur beschieden worden, wo seine Sache noch einmal verhandelt werden sollte. Man wird kaum bezweifeln können, daß eine versöhnliche Stimmung den Kaiser bewogen hatte,

*) Der Kaiser war am 3. November zu Worms; in den ersten Tagen dieses Monats scheint hiernach der Reichstag abgehalten zu sein. Am 15. October war der Kaiser noch zu Goslar.

1053 eine bereits abgeurtheilte Angelegenheit von Neuem zur Verhandlung vor den Fürsten zu bringen. Aber Konrad leistete der Mahnung des Kaisers nicht nur keine Folge, sondern sammelte einen Anhang unruhiger Gesellen um sich, mit denen er Baiern plündernd durchzog und sich dann zu König Andreas nach Ungern begab. Nicht allein, daß er diesen jetzt bewog sich von den Friedensbedingungen loszusagen, auf die er vor Kurzem eingegangen war, er ermuthigte ihn überdies zu einem neuen Angriff auf die Grenzen des Reichs und führte bald darauf selbst ein ungersches Heer nach Kärnthen. Bei seinem Erscheinen erhob sich ein großer Theil der kärnthnischen Großen für ihn; Viele von den Anhängern des Kaisers wurden vertrieben; Konrads Schaaren durchzogen plündernd das ganze Land. Nachdem Konrad eine starke Besatzung in der Hengstburg — damals ein stark befestigter Platz unweit von St. Florian — zurückgelassen hatte, kehrte er nach Ungern zurück. Schon erhoben sich auch in Baiern viele Unzufriedene wider den Kaiser und seinen Oheim Bischof Gebhard; namentlich standen die Grafen von Scheiern auf und beunruhigten durch Plünderungen weit und breit das Land. Die Lage Kärnthens und Baierns war so gefährdet, daß der Kaiser keinen Augenblick säumen durfte; noch im November begab er sich in die Gegenden an der Donau.

Sobald Heinrich den baierschen Boden betrat, sprach er über Konrad die Acht aus und zog des Geächteten Güter ein. Den Anhängern Konrads wurde ein Termin gestellt, bis zu dem sie, wenn sie die Waffen streckten und zum Gehorsam zurückkehrten, der Verzeihung gewärtig sein könnten. In Folge dieser Maaßregel verließ Konrad ein großer Theil seines Anhangs, und die kaiserliche Autorität gewann hier wie in Kärnthen wieder Geltung. In den östlichsten Gegenden Baierns, auf der alten Königspfalz zu Oetting am Inn, feierte dann der Kaiser das Weihnachtsfest und belehnte seinen dreijährigen Sohn Heinrich mit dem baierschen Herzogthum, dessen Verwaltung im Namen des Knaben der Bischof Gebhard von Eichstädt übernehmen sollte. Gebhard war von Geburt ein Schwabe, der Sohn eines Grafen Hartwig, ein weitläuftiger Verwandter des Kaisers und Papst Leos. In sehr jungen Jahren hatte er im Jahre 1042 auf die Empfehlung des Bischofs Gebhard von Regensburg das Bisthum Eichstädt erhalten, und der alte Bardo hatte schon damals prophetisch verkündet, daß dieser Jüngling noch zu größeren Dingen bestimmt sei. Gebhard legte in der That die ausgezeichnetsten Fähigkeiten an den Tag und erwarb sich das Vertrauen des Kaisers in solchem Maaße, daß er ihn in allen wichtigen Reichsangelegenheiten zu Rathe zog und jetzt

keinen Anstand nahm, ihm die Sicherung des gefährdeten Baierns zu 1053.
übertragen. Gewiß sah Gebhard von Regensburg es mit tiefem Unwillen an, wie sein Schützling ihm über den Kopf erwuchs, und auch die deutschen Fürsten dankten es schwerlich dem Kaiser, daß er zu der Politik seines Vaters zurückkehrte und Baiern durch seinen Sohn mittelbar an die Krone brachte. Aber die Maaßregeln des Kaisers erwiesen sich doch als heilsam. Obwohl er schon im Anfange des neuen
Jahres, nachdem er noch einen Landtag zu Regensburg abgehalten 1054.
hatte, Baiern verließ, wurde hier doch allmählich die Ruhe hergestellt; besonders dankte man es der Fürsorge des Eichstädter Bischofs, der auch die Scheirer Grafen auf das Empfindlichste demüthigte. Ebenso gewannen in Kärnthen die Kaiserlichen gleichzeitig wieder die Oberhand. Schon im Anfang des Jahres mußte die ungersche Besatzung die Hengstburg räumen. Zwar machten die Ungern auch in der Folge unter Konrads Anführung noch wiederholentlich Einfälle in das östliche Baiern, auf denen sie reichliche Beute fortschleppten, aber der innere Aufstand war doch überwältigt und damit die schlimmste Gefahr beseitigt. Endlich ermannten sich sogar die Baiern zu einmüthigem Widerstand gegen den Landesfeind; sie bildeten ein Heer und suchten bei einem neuen Einfalle den Ungern den Rückweg abzuschneiden. Es kam zu einem blutigen Kampfe, der lange unentschieden blieb, zuletzt aber den Ungern doch den Sieg und freien Abzug gewährte. Ihr Verlust in diesem Kampfe war indessen so groß gewesen, daß sie weitere Angriffe auf das baiersche Gebiet für den Augenblick unterließen. So wurde mindestens die alte Reichsgrenze gegen die Ungern gesichert, wenn bei der Lage des Kaisers auch wenig Aussicht vorhanden war, Ungern in die frühere Abhängigkeit zurückzubringen.

Der Kaiser hatte sich im Januar von Regensburg nach Schwaben begeben, wo der Landfriede ebenfalls gestört worden war. Erst nachdem er mehrere Raubnester zerstört hatte, wurde der Zustand auch hier erträglicher. In der Mitte des Februars hielt der Kaiser einen großen Landtag in Zürich, zu dem er die lombardischen Bischöfe und Großen beschieden hatte. Mehrere Gesetze für Italien, die auf diesem Landtage beschlossen wurden, sind uns erhalten. Das eine von ihnen bestätigt nachdrücklich alle Kirchengesetze über verbotene Ehen und bedroht außerdem Jeden, der die Wittwe oder Braut eines verstorbenen Verwandten heirathet, mit dem Verlust seines ganzen Vermögens. Das zweite Gesetz setzt Todesstrafe auf die Beleidigung kaiserlicher Majestät. Am Merkwürdigsten ist ein drittes, als dessen Veranlassung zahlreiche Meuchelmorde in Italien, namentlich durch Vergiftung, an-

1034. gegeben werden. Das Gesetz bestimmt deshalb: „Wer durch Gift oder sonst durch Meuchelmord einen anderen getödtet hat, oder bei dem Morde Mitschuld trägt, soll das Leben und seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe verlieren. Hiervon sind zuerst 10 Pfund Gold als gesetzliches Wehrgeld den Verwandten des Getödteten zu zahlen, der Rest aber zwischen dem Fiscus und den Verwandten zu theilen. Wer des Meuchelmords oder der Mitwissenschaft an demselben angeklagt wird, kann sich, wenn er sich als unschuldig bekennt, als freier Mann nur durch ein Kampfgericht, als unfreier nur durch ein Gottesgericht reinigen. Ferner soll auch das ganze Vermögen eines Jeden eingezogen werden, der einem Mörder Zuflucht oder Beistand gewährt." Wie nothwendig dieses Gesetz bei dem Zustande Italiens war, wird der Verlauf unserer Darstellung zeigen. Auch einige lehnsrechtliche Bestimmungen über die Bedingungen, unter welchen die Vasallen ihrer Lehen verlustig gehen sollen, tragen den Namen Heinrichs III. und sind wahrscheinlich auf demselben Landtag beschlossen worden.

Nachdem der Kaiser die Lombarden entlassen hatte, begab er sich den Rhein hinunter nach Mainz, wo er das Osterfest feierte. Gleich nach Ostern ging er durch die Maingegenden und Thüringen nach Sachsen, um das Pfingstfest in Quedlinburg zu begehen. Unter den Großen, die sich hier um ihn versammelten, befanden sich auch der Polen- und Böhmenherzog. Sie brachten ihren alten Streit über Schlesien abermals vor dem Kaiser zur Sprache. Wenn Herzog Kasimir seine alten Ansprüche jetzt von Neuem aufnahm, so lag der Grund auch hierfür unfraglich in der unglücklichen Wendung, welche die ungerschen Kriege genommen hatten. Dem Kaiser und Herzog Bretislaw mußte Alles daran gelegen sein, daß sich der Polenherzog nicht mit den Magyaren und dem entsetzten Herzog Konrad verbündete, welchem letztern derselbe als seinem rechten Vetter ohnehin nahe genug stand. So erreichte der Pole denn jetzt, wonach er so lange vergeblich getrachtet hatte; Breslau und die anderen Burgen Schlesiens wurden ihm von Bretislaw übergeben, wogegen er sich und seine Nachfolger zu einer Zahlung von 30 Mark Gold und 500 Mark Silber jährlichen Zinses an die Beherrscher Böhmens verpflichtete.

Der wackere Bretislaw fühlte, daß er am Ende seiner Thaten stehe und ordnete mit weiser Fürsorge die Nachfolge in seinen Ländern. Seinem ältesten Sohne Spitihnew bestimmte er die Nachfolge in dem ungetheilten Böhmen, den drei folgenden Söhnen übergab er schon bei seinen Lebzeiten Theilfürstenthümer in Mähren, dem jüngsten Ja-

romir hatte er dem geistlichen Stande und zum Nachfolger des Bischofs Severus von Prag bestimmt. Als er einige Monate später zu Chrudim in Mähren ernstlich erkrankte, beschied er die Großen Böhmens zu sich und stellte ihnen vor, wie nachtheilig die früher übliche Theilung der Herrschaft dem Lande sei, wie dasselbe nur gedeihen könne, wenn ein Herr gebiete; er vermochte sie so in ein Erbfolgegesetz zu willigen, wonach von seinen Nachkommen stets der Aelteste an Jahren auf den alten Herzogsstuhl Böhmens erhoben, die anderen Glieder des herzoglichen Geschlechts aber mit Theilfürstenthümern in Mähren abgefunden werden sollten. Nachdem Bretislaw auf diese Weise für die Zukunft seines Landes gesorgt hatte, starb er am 10. Januar 1055, ehe er noch das fünfzigste Jahr erfüllt hatte. Böhmen verlor in ihm einen seiner kräftigsten und ausgezeichnetsten Herrscher, der das Land aus tiefem Verfall wieder zu Ansehen und Ehre erhoben hatte. Auch für den Kaiser war Bretislaws Tod ein schwerer Verlust, denn er hatte in ihm, nachdem er in ehrlichen und rühmlichen Kämpfen ihn unterworfen hatte, den treusten und zuverlässigsten Anhänger gefunden. 1054.

Indessen hatte sich auch der Kaiser beeilt, die Nachfolge im Reiche seinem Sohne Heinrich unumstößlich zu sichern. Er ging im Sommer 1054 abermals in die rheinischen Gegenden, mit den Vorbereitungen zur Krönung seines Sohnes beschäftigt. Sie erfolgte am 17. Juli zu Achen, und der Knabe empfing aus den Händen des Erzbischofs von Köln, wie einst das Taufwasser, so jetzt die Krone. Vergeblich brachte Luitpold von Mainz sein besseres Anrecht an die Krönung zur Sprache; wohl mehr noch als das Privilegium des Papstes entschied für den Kölner, daß der Kaiser einen so einflußreichen Mann wie Erzbischof Hermann nicht zu einer Zeit verletzen konnte, wo derselbe ohnehin über die Absetzung seines Neffen Konrad Groll hegen mochte. Der Kaiser, sagt Lambert von Hersfeld, gab dem Erzbischof Hermann wegen seines vornehmen Geschlechts und weil Achen in seiner Diöcese lag, den Vorzug. Wahrscheinlich geschah es zu derselben Zeit, daß dem jungen Könige das Herzogthum Baiern genommen und auf den zweiten Sohn des Kaisers übertragen wurde, den ihm Agnes im September 1052 geboren und den die Eltern Konrad genannt hatten.

Bald nach der Krönung seines Sohnes eröffnete der Kaiser seinen zweiten Feldzug gegen Balduin von Flandern, zu dem er große Rüstungen hatte anstellen lassen. Noch immer waren Balduin und sein Sohn unbesiegt und behaupteten nicht allein sich in dem Besitze des

1034. Hennegaus, sondern beunruhigten auch weit und breit Niederlothringen. Erst als der Kaiser anrückte, räumten sie den Hennegau; ungehindert drang er bis an die Schelde vor, die er zwei Meilen oberhalb Valenciennes bei einem Orte, Maing mit Namen, überschreiten wollte. Hier aber fand er das jenseitige Ufer vom Feinde besetzt. Nachdem er sich eine Zeit lang ihm gegenüber unthätig verhalten hatte, schickte er eine Abtheilung seines Heeres durch Cambray und ließ sie dort über die Schelde gehen, um dem Feind in den Rücken zu fallen. Graf Balduin schwebte in großer Gefahr zwischen die beiden Heere des Kaisers zu gerathen, aber noch rechtzeitig gewarnt, brach er sein bisheriges Lager ab und zog sich eiligst von der Schelde zurück. Jetzt ging der Kaiser ungehindert über den Fluß und drang, Alles mit Feuer und Schwerdt verwüstend, ungehindert durch Flandern bis zu einem Ort Namens Boulenrieu vor. An dieser Stelle stieß einer der vornehmsten Vasallen Balduins, Johann von Bethune, Castellan von Arras, mit seinen Mannen zum Kaiser, mit dem er schon lange im Einverständniß stand. Johann hatte vorlängst die Wittwe des Castellan Walter von Cambray geheirathet und dabei das Lehensamt ihres ersten Gatten zu gewinnen gehofft, aber seine Wünsche und Bewerbungen hatten bei dem Bischof Lietbert den entschiedensten Widerstand gefunden. Als sich Johann endlich mit Gewalt in den Besitz der Castellanei von Cambray setzen wollte, hatte Balduin von Flandern sich des Bischofs angenommen und ihn gegen die Gewaltthaten seines Vasallen geschützt. Seitdem sann Johann auf Rache gegen seinen Lehnsherrn und erbot sich dem Kaiser zum Wegweiser, wenn er sein Heer gegen Flandern führen würde. Er hielt Wort; durch seine Vermittelung wurden den Kaiserlichen um Mitternacht die Thore von L'Ecluse geöffnet, und die Besatzung Balduins, die hier stand, zum großen Theile niedergemetzelt. Unter großen Verwüstungen drang von hier das Heer des Kaisers weiter vor und lagerte sich bei Phalempin zwischen Douai und Lille. Graf Balduin hatte Lille, das durch ihn erst ein namhafter Ort wurde, zu seinem Hauptsitze erwählt, mit kirchlichen Gebäuden und starken Befestigungen versehen und hierhin auch jetzt seine Zuflucht bei dem Vordringen des Kaisers genommen. Der Kaiser rückte von Phalempin gegen Lille an, aber ein Theil des flandrischen Heeres unter der Führung des Lehnsgrafen Lambert von Lens zog ihm entgegen und versperrte ihm den Weg. Es kam zum Handgemenge, in dem Lambert fiel und der Rest von Balduins Heere zerstreut wurde. Aber trotz dieses glücklichen Kampfes wagte der Kaiser doch nicht Lille selbst anzugreifen, er zog sich vielmehr zurück und

schlug die Straße nach Tournay ein. Auf diesem Wege stieß er auf 1054.
die Reste des geschlagenen Heeres, die sich in einer kleinen Feste eingeschlossen hatten und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Auch Tournay wurde dann belagert und eingenommen. Dies war die letzte Waffenthat des Kaisers; unmittelbar nach derselben kehrte er triumphirend über die Schelde und in sein Reich zurück. Aber der Triumph war nichts weniger als vollständig, denn weder war Balduin zu einem Frieden genöthigt worden, noch unterließ er in der Folge seine Angriffe auf Lothringen. Schon im folgenden Jahre finden wir ihn wieder vor Antwerpen, und schließlich wußten die Flandrer den größten Theil des Hennegaus zu behaupten.

Indessen hatte der Kaiser doch so viel erreicht, daß für den Augenblick die Grenzen des Reichs gesichert und der Aufstand im Innern Deutschlauds niedergehalten war. Aber schon bedrängten ihn andere nicht minder schwere Sorgen wegen der Lage Italiens. Nicht allein, daß sich der Bund mit den Normannen gelöst hatte, daß Papst Leo in den schwersten Bedrängnissen aus der Welt geschieden war; es gährte überall in dem Lande jenseits der Alpen, und die Bewegung daselbst ließ um so Schlimmeres besorgen, als sich Gottfried von Lothringen bereits im Anfang dieses Jahres heimlich aus Deutschland entfernt und nach der Lombardei begeben hatte. Die Maske der Ergebenheit hatte er abgeworfen, und Jedermann erwartete, daß er seinem lange verbissenen Ingrimm nun volle Genüge gewähren würde. Mit furchtbarer Schwere fielen diese Sorgen auf die Seele des Kaisers, als er im September einen Fürstentag zu Mainz versammelte und hier römische Gesandte vor ihm erschienen, welche die Besetzung des abermals erledigten Stuhls Petri verlangten.

c. Leo IX. und die Normannen.

So auffällig auch der Glückswechsel gewesen war, welchen das Kaiserthum erfuhr, so hatte doch das Papstthum mitten in seinem kühnsten Aufschwunge noch bei Weitem demüthigendere Fügungen ertragen müssen. Kein Papst hat nach den glücklichsten Erfolgen so bittere Enttäuschungen zu beklagen gehabt als Leo IX., auf dessen letzte Lebensjahre wir den Blick hier zurücklenken.

Mit der begeisterten Anerkennung, welche den Anfängen seines Pontificats das gesammte Abendland zollte, hatte sich Leos Geist zu den erhabensten Anschauungen von der universellen Bedeutung des

1054. römischen Bisthums erhoben. So lange war der Stuhl Petri trotz aller seiner Ansprüche auf allgemeine Herrschaft in der christlichen Kirche von den engherzigen und kleinlichen Interessen der römischen Adelsfactionen beherrscht gewesen, daß die Welt mit Staunen sah, wie Leo ihn nun zu einem Centrum der gesammten lateinischen Kirche zu machen suchte, wo sich wie in einem Brennpunkte die bisher weithin über das Abendland zerstreuten Strahlen der großen Reformbewegung sammelten. Aus verschiedenen Nationen vereinte er Männer um sich, die durch Eifer für die Reform, Sittenstrenge und gelehrte Bildung hervorleuchteten, und besetzte mit ihnen die Würden der römischen Kirche, welche so lange nur die Beute der Meistbietenden oder eine Ausstattung für die Sippschaft des römischen Adels gewesen waren. Ein neuer Geist kam in die Körperschaft der Cardinäle. Jetzt erst gewannen unter ihnen die Ideen der Cluniacenser ein regeres Leben; man fing nun an den Sinn der pseudoisidorischen Decretalien zu begreifen, und, indem man ihn begriff, neue und kühnere Folgerungen aus Documenten zu ziehen, von deren Fälschung man schlechterdings kein Bewußtsein mehr hatte.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Männer sehen wir zu Rom um den Papst thätig, alle von dem einen Geiste beseelt, mit jedem Opfer die Herrschaft Roms in der lateinischen Kirche durchzukämpfen, alle mehr oder weniger durch Cluny gebildet und durchaus in den Wegen wandelnd, welche der Kirche seit einem Jahrhundert die Aebte der Congregation vorgezeichnet hatten. Zu diesen Männern gehörte jener Humbert aus Frankreich, dessen schon oben gedacht wurde und der, als sich sein Erzbisthum Sicilien als ein leerer Traum erwies, zum Cardinal-Bischof von Silva-candida ernannt wurde; dann Stephan, ein burgundischer Mönch, ein Herz und eine Seele mit Hildebrand, beide von gleichem Einfluß auf den Papst, zu dessen Herz die Mönche so leicht den Eingang fanden und der Hildebrand alsbald auch die Leitung des großen Klosters bei St. Paul übertrug; zu ihnen gehörte ferner der unruhige aber reichbegabte Hugo, welcher den Beinamen der Weiße trug, ein Kleriker aus Lothringen, wie auch dessen Landsmann Friedrich, der Bruder des entsetzten Herzogs Gottfried, dem er an Verstand und leidenschaftlicher Hartnäckigkeit kaum nachstand; er und Hugo damals noch in gleicher Weise von den Principien der Cluniacenser beherrscht. Die Priesterstellen Roms mußten in den Händen solcher Männer eine ganz neue Bedeutung gewinnen; die Synoden Roms erhoben sich auf eine Höhe der Anschauung und der Autorität, wie sie

vielleicht niemals zuvor gehabt hatten. Ueberdies traten sehr einfluß- 1054.
reiche Würdenträger der Kirche mit dem Papste und den Cardinälen in die unmittelbarste Verbindung. Wir haben gesehen, wie Hugo von Cluny, wie die Erzbischöfe Halinard von Lyon und Hugo von Besançon alle Schritte des Papstes begleiteten und überall als die Werkzeuge seiner Macht erschienen; auch darauf bereits haben wir hingewiesen, wie jener enge Bund zwischen Rom und Köln, der sich durch Jahrhunderte erhalten hat, schon damals geschlossen wurde. Der Erzbischof von Köln erhielt als Erzkanzler des apostolischen Stuhls zu Rom die Kirche des h. Johannes vor der Porta Latina. In ähnlicher Weise knüpfte der Papst auch den Abt von Monte Casino — es war noch der Baier Richer — an Rom, indem er ihm die Kirche St. Croce in Gerusalemme übertrug. Es ist ferner bekannt, in wie vertrauten Beziehungen Leo zu Peter Damiani und durch ihn mit allen Eremitenmönchen Italiens stand.

Je mehr aber in Rom die gesammte geistliche Bewegung ihren Mittelpunkt fand, desto drückender mußte für den Papst die zweideutige Doppelstellung werden, in welcher er sich als allgemeiner Bischof und zugleich als Vorsteher eines kleinen deutschen Bisthums befand. Was half es, die Kirche aus den Fesseln des römischen Patriciats zu befreien, wenn man sie zu derselben Zeit wieder an die besonderen Interessen des deutschen Reichs kettete und ihnen dienstbar machte? Leo eilte deshalb, sobald er von seiner zweiten Reise zum Kaiser zurückgekehrt war, sich seines lothringischen Bisthums zu entledigen. Auf den Wunsch des Papstes übertrug der Kaiser darauf Toul einem vertrauten Freunde desselben, dem Primicerius Udo, welcher bisher das Kanzleramt des apostolischen Stuhls bekleidet hatte. Der Papst erklärte, daß er Toul nur deshalb so lange behalten habe, weil er durch die Macht seines höchsten Bisthums das Wohl des armen lothringischen Stifts habe befördern wollen.

Offenbar stand der Papst, seitdem er sein deutsches Bisthum aufgegeben hatte, in einer viel freieren Stellung zum Kaiser als früher. Je rücksichtsloser er aber jetzt die Interessen seines römischen Bisthums in das Auge faßte, desto größer wurde auch die Gefahr für ihn, mit Kaiser und Reich in Streitigkeiten zu gerathen und die Grenzen zu berühren, welche zwischen dem römischen Bisthum und der kaiserlichen Gewalt immer streitig gewesen waren. Leo hätte nicht in den Grundsätzen seiner Zeit erzogen sein müssen, wenn er die Gunst der Umstände hätte ungenützt lassen sollen, um der Kirche, der er vorstand, auch den äußeren Glanz und die weltliche Macht zurückzugeben,

1054. welche sie einst wirklich besessen hatte oder doch besessen zu haben glaubte. Kein Wunder daher, wenn wir ihn auf das Eifrigste bemüht sehen, alle begründeten oder nur erträumten Anrechte Roms aus der Vergangenheit bei der ersten Gelegenheit wieder zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Nicht allein, daß er die lange verlorenen und fast vergessenen Hoheitsrechte über das Exarchat wieder in Anspruch nahm und deshalb mit dem Erzbischofe von Ravenna in Streitigkeiten gerieth, er war auch der erste Papst unseres Wissens, der von der falschen Schenkungsurkunde Constantins einen öffentlichen Gebrauch machte. Wenn er sich auch dem deutschen Kaiser gegenüber nicht auf dieselbe bezog, so that er es doch gegen die Griechen und verlangte die Ueberlieferung der Rom geschenkten Länder Unter-Italiens von dem Kaiser des Ostens. Wie er die gesammte Tradition der römischen Kirche in Bezug auf Lehre und Disciplin sich unterschiedslos und ohne Prüfung zu eigen machte, so faßte er auch alle Besitztitel Roms in ihrem Zusammenhange als ein ungetrenntes Ganzes auf.

Nichts konnte da dem Papste erwünschter kommen, als daß sich Benevent, auf welche Stadt sein Vorgänger so oft vergeblich Ansprüche erhoben hatten, ihm jetzt freiwillig ergab. Nachdem die Beneventaner gegen Ende des Jahres 1050 ihre Fürsten aus der Stadt verjagt hatten, schickten sie um Ostern des folgenden Jahres eine Gesandtschaft an den Papst und forderten ihn auf, ihre Stadt zu besuchen und die Herrschaft derselben zu übernehmen. Leo sandte sofort den Cardinal Humbert und den Patriarchen von Grado nach Benevent, welche das Volk dem Nachfolger Petri Treue schwören ließen und mit Geißeln von den angesehensten Bewohnern der Stadt nach Rom zurückkehrten. Am 5. Juli kam dann der Papst selbst nach Benevent, empfing persönlich die Huldigung und löste die Stadt vom Bann. Er beschied Waimar von Salerno und Drogo, den normannischen Grafen von Apulien, nach Benevent und übertrug ihnen beiden die Vertheidigung seiner neuen Besitzung, indem er zugleich Drogo auf das Nachdrücklichste zur Pflicht machte, die Normannen von jeder Gewaltthat gegen die Beneventaner abzuhalten. Bis zum 8. August blieb er in Benevent, dann begab er sich mit Waimar nach Salerno. Kaum aber waren beide hier eingetroffen, als auch schon die Nachricht einlief, daß die Normannen mit den Beneventanern in blutige Händel gerathen seien. Der Papst kam in die heftigste Aufregung. „Ich werde schon Mittel finden," rief er aus, „die Stadt mir zu bewahren und den Uebermuth der Normannen zu strafen." Von dem Augenblick an war er der geschworene Feind der Normannen. Benevent,

welches die Normannen schon als ihre sichere Beute angesehen und 1054.
von dessen Gebiet sie bereits einen großen Theil eingenommen hatten, wurde zum Erisapfel, der ihren Bund mit dem Papste für immer trennte; ein Streit erhob sich, für den Leo keine Ausgleichung kannte, der fortan alle seine Schritte bestimmte und dessen unglücklicher Ausgang sein eigenes Ende wurde. Rühmlich und glänzend sein Pontificat mit geistlichen Reformen beginnend, fand er den beklagenswerthesten Untergang, indem er sich um die weltliche Macht Roms in einen ungleichen Kampf stürzte.

Der Papst hatte dem Grafen Drogo die Schuld dessen beigemessen, was nach seiner Abreise im Beneventanischen geschehen war; aber mit großem Unrecht. Bereits am 10. August war Drogo das Opfer einer Verschwörung geworden, welche von den Griechen, wie es scheint, angezettelt war; unter dem Dolche eines ihm vertrauten apulischen Mannes, mit Namen Riso, hatte er in seiner Burg Monte Allegro*) den letzten Athem ausgehaucht. Drogos Tod erregte große Trauer, nicht allein bei den Normannen, sondern auch beim Papste, der selbst für ihn eine Seelenmesse las und ihn kraft seines apostolischen Amts von allen hienieden begangenen Sünden freisprach. Am Schmerzlichsten aber empfand Drogos Fall der Fürst Waimar von Salerno, der wohl fühlte, daß in dem tapfern Normannen die Hauptstütze seiner Macht gesunken sei, und bald sehen mußte, wie sich die Verhältnisse Unter-Italiens unheilvoll verwirrten.

Leo IX. sprach nehmlich nicht allein den Bann über die Normannen aus, sondern rüstete sich auch sofort gegen sie zum Kriege. Mit Waffengewalt wollte er sie aus dem Fürstenthum Benevent verjagen, das er in allen seinen Theilen als Erbe des heiligen Petrus nach alten und neuen Rechtsansprüchen ansah. Muth zu einem solchen Unternehmen konnte ihm das Beispiel des Abts Richer von Monte Casino einflößen, der schon vor Jahren seine Besitzungen von diesen räuberischen Gästen befreit hatte. Auch stand zu erwarten, daß es dem Papst an Unterstützung in Italien nicht fehlen würde, da man hier bereits allgemein erkannte, wohin die Absichten der Normannen gingen, und daß sie nur deshalb das Land gegen Araber und Griechen geschützt hatten, um sich selbst in den Besitz desselben zu setzen. So groß war die Aufregung gegen das gewaltthätige und herrsch-

*) Freudenberg. Die Burg wurde dann Monte Doglioso, d. h. Schmerzenberg, umgetauft, welcher Name endlich in Montoglio sich verwandelte.

1054. süchtige Volk der Fremde, daß ein Abt aus der Normandie, der mit Aufträgen des Papstes durch Italien reiste, trotz seines geheiligten Charakters als Gesandter des apostolischen Stuhls die schmählichsten Mißhandlungen in Rom und Aquapendente erlitt, lediglich weil er ein Normanne war. Aber der Papst sah sich nach Beistand auch außerhalb Italiens um. Er nahm die Hülfe des Kaisers, des Königs von Frankreich, der burgundischen Großen in Anspruch und versprach ihnen Erlaß ihrer Sünden und große Geschenke, wenn sie dem Stuhle Petri in seiner Bedrängniß ihre Waffen liehen. Die Bitten des Papstes hatten indessen keinen Erfolg; weder der Kaiser noch andere Fürsten des Auslands konnten oder wollten einen Zug über die Alpen antreten; Leo sah sich auf die Hülfskräfte seiner Freunde in Italien beschränkt, und auch diese griffen nur zögernd zu den Waffen. Friedrich von Lothringen, Kanzler des Papsts, seit Udo zum Bischof von Toul erhoben war, wohl der hitzigste Feind der Normannen, brachte endlich ein italienisches Heer zusammen. Es hatte sich aus den Marken, aus dem Römischen und Campanien gesammelt und war weder zahlreich noch von sonderlich kriegerischem Muthe beseelt. Mit diesem Heere zog der Papst im Mai 1052 nach Campanien, wo er den mächtigen Waimar zu Salerno zu seiner Unterstützung entbot. Aber Waimar verweigerte nicht allein jede Hülfe, sondern warnte auch den Papst und dessen Heer, sich mit den Normannen in einen völlig ungleichen Kampf einzulassen. Waimars Warnung blieb nicht ohne Erfolg. Das ganze Heer des Papstes lief auseinander, und er selbst nahm seinen Weg fast wie ein Flüchtling nach Neapel.

Die Normannen von Aversa hatten sich ihren Landsleuten in Apulien, die nach Drogos Tode seinen Bruder Humfred zu ihrem Grafen und Führer erhoben hatten, zu gemeinsamem Kampfe gegen den Papst verbündet und angeschlossen. Sie waren Sieger geblieben ohne Schwerdtstreich. Noch lagerten die Normannen zusammen, als sie die Nachricht ereilte, daß in Salerno eine Revolution ausgebrochen und Waimar das Opfer derselben geworden sei. Sobald Drogo gefallen war, hatte sich Amalfi gegen Waimars Herrschaft empört und nicht allein mit seinen Schiffen, sondern auch durch Bestechung der Salernitaner die Macht des Tyrannen angegriffen. Durch amalfitanisches Gold hatte sich eine ausgedehnte Verschwörung in Salerno gebildet, in welche zuletzt auch Waimars eigene Schwäger verwickelt wurden. Als Waimar sich am 3. Juni 1052 gegen die Amalfitaner einschiffen wollte, wurde er von seinen Schwägern auf der Rhede von Salerno überfallen und, aus sechsunddreißig Wunden blutend, auf

entsetzliche Weise hingeschlachtet. Die Verschworenen bemächtigten 1054.
sich der Stadt und der Burg; auch Waimars Sohn Gisulf fiel mit seinen nächsten Verwandten in ihre Hände. Von dem Geschlechte Waimars war nur dessen Bruder Wido, welcher seit Jahren das Herzogthum Sorrento verwaltete, den Mördern entronnen. Spornstreichs eilte er zu den Normannen und rief sie zur Rache seines Bruders auf. Ohne Weilen folgten sie ihm und lagen bereits am 8. Juni vor Salerno. Sofort brach auch in der Stadt eine Bewegung gegen die Mörder aus, und schon am folgenden Tage öffneten sich den Normannen die Thore. Die Verschworenen flüchteten sich mit ihren Schätzen und ihren Gefangenen auf die Burg, mußten aber alsbald auf Vertrag den jungen Gisulf seinem Oheim ausliefern. Da Wido hartnäckig die fürstliche Würde verschmähte, welche die Normannen ihm antrugen, wurde Gisulf als Nachfolger seines Vaters eingesetzt und anerkannt. Den Verschwornen war freier Abzug aus der Burg durch Wido und Gisulf zugestanden und feierlich zugeschworen worden; aber die Normannen hielten sich an den Vertrag nicht gebunden. Als die Mörder von der Burg herabstiegen, wurden sie von den Normannen überfallen und sämmtlich niedergehauen. So war Waimars Blut gerächt und das alte Fürstengeschlecht in Salerno hergestellt; aber die Macht des Fürstenthums von Salerno war doch für immer gebrochen. Amalfi blieb frei, und Wido gab Sorrento seinem frühern Herzog zurück, der ein Schwager des Normannen Humfred war. Klarer als jemals hatte es sich gezeigt, daß die Macht der Fürsten von Salerno sich nur noch auf den Beistand der normannischen Gäste stützte.

Unmittelbar nach diesen Ereignissen begab sich der Papst abermals nach Benevent, wohl um es gegen die ersten Angriffe der Normannen in Vertheidigungszustand zu setzen; dann eilte er über die Alpen zum Kaiser, der gerade vor Preßburg lag, und suchte persönlich auf das Dringendste den Beistand desselben nach. Wenn er damals so eifrig den Frieden mit den Ungern betrieb, so leitete ihn dabei nicht allein das Interesse des deutschen Reichs, sondern noch viel mehr seine eigene Lage. Nichts wünschte er sehnlicher, als daß der Kaiser sofort zu einer Heerfahrt nach Italien freie Hand gewönne. Wir wissen, wie ungeachtet aller Bemühungen des Papsts der Friede nicht zum Abschluß kam; es war das für das Reich wie für den Papst ein schweres Verhängniß. Nicht mehr konnte er bei solcher Lage der Dinge von dem Kaiser erlangen, als Versprechungen für die Zukunft und die Anerkennung seiner Rechte auf Be-

1054. nevent, welches aber dadurch mit Nichten der kaiserlichen Gewalt entzogen werden sollte. Es wird uns berichtet, daß der Kaiser, indem er Benevent dem Papste überließ, dafür als Entgelt mehrere Klöster und Abteien empfing, die vor Zeiten Rom übergeben waren und von denen die Päpste einen Zins erhoben. So hörten namentlich die Zahlungen auf, welche Fulda an Rom geleistet, wie ein jährlicher Zins von hundert Mark Silber, welchen Bamberg — wahrscheinlich erst seit den Zeiten Clemens II. — den Nachfolgern Petri dargebracht hatte.

Während seines längern Aufenthalts in Deutschland hatte der Papst von dem Kaiser Beweise des größten Wohlwollens erhalten; selbst gegen solche Ansprüche Roms zeigte derselbe sich nachgiebig, welche das Reich bisher wenig geachtet hatte. Wie sich Heinrich schon früher in dem Streit zwischen dem Erzbischof von Ravenna und dem Papste über Hoheitsrechte im Exarchat auf die Seite des letzteren gestellt hatte, so überlieferte er ihm jetzt auch Benevent und machte damit dem Papstthum ein größeres Zugeständniß als irgend einer seiner Vorfahren, indem er zugleich um des Stuhls Petri willen das freundschaftliche Verhältniß des Reichs mit den Normannen löste, das seit den ersten Ansiedlungen derselben in Italien bestanden hatte. An der Gunst des Kaisers konnte deshalb der Papst am Wenigsten zweifeln. Aber wohl belehrte ihn seine Reise, daß die Stimmung der deutschen Bischöfe, seiner frühern Amtsbrüder, nicht mehr dieselbe war wie vordem. Es wird versichert, daß besonders der Bischof Gebhard von Eichstädt, der vertraute Rath des Kaisers, dem Papste abgeneigt gewesen sei und sich einer thätigen Unterstützung desselben widersetzt habe. Aber auch sonst zeigte sich der deutsche Episcopat wenig geneigt, die immer höher gesteigerten Ansprüche anzuerkennen, welche dieser Papst, der aus seiner Mitte hervorgegangen war, zu erheben wagte. Es kam sogar Weihnachten 1052, als Kaiser und Papst das Fest zu Worms feierten, zu einem sehr ärgerlichen Auftritt. Nachdem der Papst am Festtage selbst das Hochamt gehalten hatte, sollte am anderen Tage der Erzbischof Liutpold von Mainz die Messe lesen. Ein Diakon des Erzbischofs, welcher das Evangelium abzusingen hatte, that dies in einer vom römischen Ritus abweichenden und deshalb dem Papste anstößigen Weise. Der Papst untersagte ihm fortzufahren, aber der Diakon ließ sich nicht stören und beendigte seine Lection. Darauf ließ ihn der Papst sogleich zu sich bescheiden und entsetzte ihn auf der Stelle wegen solchen Ungehorsams seines Amts. Der Erzbischof war aber nicht der Mann, diesen

Eingriff in sein Recht ruhig anzusehen. Er verlangte die augenblick- 1054.
liche Zurücknahme der Bestrafung von Seiten des Papstes, widrigen-
falls er weder selbst die Messe lesen noch einem anderen dies gestatten
werde. So nöthigte er in der That den Papst die Bestrafung auf-
zuheben, und Eckard von Aurach, der uns diese Begebenheit meldet,
findet dabei Gelegenheit, die Demuth des Papstes zu bewundern, der
trotz seiner überlegenen Autorität dem Mainzer Erzbischof innerhalb
dessen Diöcese nachgab. Schon ein Jahr zuvor war der Papst mit
einem anderen deutschen Bischof, Nitger von Freisingen, in einen sehr
erbitterten Streit gerathen, als derselbe als kaiserlicher Gesandter nach
Ravenna gekommen war; Nitger hatte sich sogar zu der Aeußerung
hinreißen lassen: „Man soll mir mit dem Schwerdt den Kopf vom
Rumpfe trennen, wenn ich es nicht dahin bringe, daß Leo abgesetzt
wird.“ Nitger weilte damals nicht mehr unter den Lebenden; seinen jähen
Tod hatte man als die göttliche Strafe jener vermessenen Rede angesehen.

Der Papst hatte auf seiner Reise an den deutschen Bischöfen
manche betrübende Erfahrung gemacht, aber einen noch bei Weitem
hartnäckigeren Widerstand fand er auf seiner Rückkehr an der lom-
bardischen Geistlichkeit. Als er zu Mantua ein Concil der lombardi-
schen Bischöfe versammelte, kam es zu einem wilden Tumult und
offnem Aufstande. Vor der Thüre der Hauptkirche, wo der Papst
die Bischöfe um sich versammelt hatte, begannen die Leute der geist-
lichen Herren mit dem Gefolge des Papsts Händel, aus denen sich
ein blutiger Kampf entspann. Der Papst trat selbst vor die Kirchen-
thür, um dem Blutvergießen zu wehren; aber man achtete so wenig
seiner Person, daß mehrere von den Seinen, welche sich unter sein
Gewand zu flüchten suchten, an seiner Seite von Pfeilen und Stei-
nen verwundet wurden und er selbst kaum das Leben rettete. Er
mußte die Fortsetzung des Concils aufgeben und eilte nach Rom.
Auch hier fand er nicht Alles, wie er es gewünscht hatte. Der Erz-
bischof Halinard von Lyon, auf dessen Treue er sich unbedingt ver-
lassen konnte und den er deshalb mit den höchsten Vollmachten als
seinen Statthalter in Rom zurückgelassen hatte, war bald nach seiner
Abreise durch Gift getödtet worden; ein Zeichen, daß es auch in
seiner Hauptstadt dem Papste an Feinden nicht fehlte. Nach Ge-
wohnheit feierte er das Osterfest in Rom und hielt in der Woche
nach Ostern eine Synode ab, von deren Beschlüssen wir nur wissen,
daß sie den Patriarchen von Grado zum Metropoliten von ganz Ve-
netien und Istrien erklärte und die Ansprüche des Patriarchen von
Aquileja auf diese Gegenden für immer zurückwies.

1054. Unter den ungünstigsten Vorzeichen war der Papst aus Deutschland zurückgekehrt, dennoch hatte er den Gedanken, noch einmal mit den Waffen den Normannen zu begegnen, so wenig aufgegeben, daß er sie nicht allein aus dem Beneventanischen, sondern auch aus Apulien und ganz Italien zu verdrängen hoffte. Wenn er auch vom Kaiser selbst keine unmittelbare Unterstützung erhalten hatte, so waren ihm doch kleine Heereshaufen aus Deutschland entweder sogleich gefolgt oder zogen ihm allmählich nach. Sie bestanden meist aus Schwaben; theils waren es Vasallen ihm befreundeter oder verwandter Herren, theils Verbrecher oder liederliches Gesindel, welches der Heimath den Rücken wenden mußte. Die Zahl war nicht groß, nach der niedrigsten Angabe der Quellen waren ihrer 300, nach der höchsten 700; aber sie waren nichtsdestoweniger der Kern des Heers, auf welches der Papst seine Hoffnungen stützte.

Zu diesen Schwaben sammelte sich unordentliches und feiges Volk aus dem Römischen und Beneventanischen, den Marken und Campanien, dessen Unzuverlässigkeit der Papst bereits im Jahre zuvor kennen gelernt hatte. Nicht ohne Bedeutung war es, daß der Papst auch mit dem griechischen Befehlshaber in Apulien in Unterhandlungen getreten war. Dies war Argyros, der Sohn des Melus. Eingedenk seiner früheren guten Dienste hatte ihn der Kaiser mit sehr ausgedehnten Vollmachten im Jahre 1051 abermals von Constantinopel nach Bari gesendet und ihm den Auftrag ertheilt, die Normannen entweder durch Geld oder durch Gewalt aus Italien zu schaffen. Das griechische Geld hatte auf die Normannen keinen Eindruck gemacht, und Argyros blieben nur die Mittel der Gewalt. Seine Absichten begegneten sich mit denen des Papstes, und er nahm keinen Anstand sich mit demselben gegen den gemeinsamen Feind zu verständigen. Der Papst ging auf die Anerbietungen des Argyros ein und verabredete eine Zusammenkunft mit ihm an den Grenzen Apuliens; ohne Frage wollten sie dort auch ihre Heere vereinen.

Kurz vor Pfingsten begab sich der Papst nach Monte Casino; er feierte das Fest daselbst (30. Mai) und ging dann sogleich zu seinem Heere. Am 10. Juni lagerte er am Biferno, verweilte einige Tage zu Guardia und rückte darauf in das Thal des Fortore, welcher die Grenze zwischen dem Beneventanischen und Apulien bildete. Hier lag in einer Ebene, welche der Fortore wenige Meilen oberhalb seiner Mündung durchfließt, an der Stelle des alten Teanum Apulum eine Burg, welche die Griechen erst im Anfange dieses Jahrhunderts angelegt hatten und die man schlechthin „Civitas" (Civitate)

nannte. Jetzt ist sie längst wieder zerfallen, und nur ein namenloser 1054.
Trümmerhaufen bezeichnet die Stelle des kleinen Civitate, dessen Name einst weithin durch das Abendland erscholl. Die Burg öffnete freiwillig dem Papste ihre Thore, der selbst mit seinem Gefolge einzog und das Heer vor den Mauern lagern ließ. Er war auf dem Wege zu Argyros, wurde aber genöthigt hier Halt zu machen, da sich in der Nähe das Heer der Normannen aufgestellt hatte.

Die Normannen hatten ihre gesammten Streitkräfte zusammengezogen. Nicht allein Richard von Aversa war zu seinem Schwager Humfred gestoßen, auch Humfreds jüngerer Bruder Robert, der inzwischen auf eigne Hand Eroberungen in Calabrien gemacht hatte, war mit calabresischen Hülfsvölkern an die Ufer des Fortore geeilt. Das normannische Heer soll sich so auf etwa 3000 Ritter mit einigem Fußvolk belaufen haben und stand an Zahl dem päpstlichen Heere gewiß wenig nach, war ihm aber an Kriegsübung und Tüchtigkeit weit überlegen. Aber nichtsdestoweniger befanden sich die Normannen in großer Bedrängniß; sie standen in der Mitte zweier Feinde, des griechischen Statthalters und des Papstes, und überdies waren fast alle Ortschaften Apuliens, endlich Erlösung von dem furchtbaren Druck der Fremden hoffend, gegen sie in offenem Aufstande. Deshalb fehlte es ihrem Heere an aller Verpflegung; der Mangel an Lebensmitteln wurde bald so groß, daß sie die Aehren auf dem Felde ausrauften und zerrieben, um ihren Hunger zu stillen. In dieser Noth schickten sie eine Gesandtschaft an den Papst und erboten sich, ihre Eroberungen von ihm zu Lehen zu nehmen und der römischen Kirche einen jährlichen Tribut zu entrichten. Sie wiesen dem Papst die Fahnenlanze vor, die sie vom Kaiser erhalten hatten. Aber Leo und seine Freunde verschmähten jedes Abkommen mit den Normannen. Der Kanzler des Papsts, der Cardinal Friedrich von Lothringen, herrschte die Gesandten mit Drohungen an; nur die Wahl, sagte er, zwischen Tod und Flucht stehe ihnen jetzt frei. Solche Sprache waren die normannischen Ritter nicht gewohnt. Als die Gesandten zurückkehrten, verlangte Humfred mit den Seinen die Entscheidung der Schlacht. Auch die schwäbischen Krieger des Papsts, voll von Kriegstrotz und mit Verachtung auf die kleineren Gestalten der französischen Ritter herabsehend, sollen ungestüm den Kampf gefordert haben.

Ein Freitag — es war der 18. Juni 1053 — wurde zur Schlacht bestimmt. Der Papst, von seiner Geistlichkeit umgeben, bestieg die Mauern von Civitate, er segnete das vor den Thoren liegende Heer mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sprach die Käm-

1054. pfer für Christi Sache von allen ihren Sünden frei und gab ihnen dann das Signal zum Aufbruch. In zwei Abtheilungen zog das Heer aus, die eine bildeten die Schwaben unter Anführung ihres Landsmanns Werner; die andere das italienische Volk unter dem Grafen Rudolf, welchen der Papst bereits zu seinem Statthalter in Benevent ernannt hatte. Die Normannen hatten sich in drei Heereshaufen aufgestellt, welche Humfred, Richard und Robert befehligten. Gleich bei dem ersten Zusammenstoß warfen sich die Italiener in wilde Flucht, während die Schwaben den tapfersten Widerstand leisteten. Sie kämpften mit Schwerdt und Schild, die Normannen mit der Lanze; weniger durch den Nachtheil ihrer Waffen, als durch die Ueberzahl der Feinde wurden die Schwaben bewältigt. Richard von Aversa durchbrach zuerst ihre Reihen, dann fielen Humfred und Robert ihnen in die Flanken. Sie sahen sich nach dem Beistand der Italiener um, aber die Schaaren derselben waren längst zerstoben. Ihr Untergang stand ihnen vor Augen. Mit Heldenmuth kämpfend, fielen sie fast sämmtlich unter den Lanzen der Normannen. Italienisches Blut war in dem Kampf nicht geflossen.

Die Niederlage seines Heeres brachte auch den Papst in Civitate in die bedenklichste Lage. Die kleine Stadt, ohne Schutz wie sie war, fürchtete die Zerstörungswuth und Raubgier der siegreichen Normannen und empörte sich deshalb gegen Leo, dem sie noch vor wenigen Tagen willig die Thore geöffnet hatte. Man plünderte den Hausrath des Papsts und seines Gefolges, selbst die kostbaren Geräthe seiner Kapelle griff man an und wollte ihn aus der Stadt mitten unter die Feinde jagen. Leo und die Cardinäle um ihn zitterten für ihr Leben. Da erschien ihnen wie durch ein Wunder Hülfe und Rettung. Graf Humfred selbst erbot sich, den Papst in Sicherheit nach Benevent zu bringen, unter der einzigen Bedingung, daß er die Normannen vom Banne löse. Es ist vollkommen richtig, was der Papst später behauptet hat, daß seine Feinde ihres Sieges nicht froh wurden. Als Vorkämpfer der Kirche waren die Normannen in Italien erschienen, und ihr gutes Vernehmen mit Rom heiligte gleichsam die unerträglichen Gewaltthaten, welche sie sich gegen die Eingebornen erlaubten; jetzt aber konnte der Bann des Papsts eine furchtbare Waffe der unterdrückten Bevölkerung gegen sie werden. So brach sich Humfreds Zorn gegen den Papst im Augenblick des Siegs; Leo aber in der verzweifeltsten Lage war gezwungen, auf Humfreds Anerbieten einzugehen. Und nun erschienen die normannischen Sieger vor ihrem besiegten Feinde, sanken vor ihm nieder und bedeckten seine

Füße mit Küssen — es war das wunderbarste Nachspiel, das jemals 1054.
einem Schlachttag gefolgt ist. Der Papst sprach die Normannen vom Banne los, und sie gaben ihm ehrenvolles Geleit nach Benevent, das etwa 12 deutsche Meilen von Civitate belegen. Sie sorgten für seinen und des Gefolges Unterhalt und dienten ihm wie ihrem Herrn. Als Graf Humfred schied, sagte er dem Papste ferneres Geleit bis Capua zu, sobald er nach Rom aufbrechen wollte.

Am 23. Juni traf der Papst in Benevent ein, wo er die freudigste Aufnahme fand; denn seine Gegenwart allein konnte die Normannen hier fern halten, welche nach ihrem Siege sonst das ganze Gebiet des Fürstenthums überschwemmten. Wenn Leo dann neun Monate, obschon ringsum von Feinden umgeben, in Benevent seine Residenz behielt, so bestimmte auch ihn vornehmlich der Wunsch, die Stadt hierdurch gegen einen Angriff der Normannen zu sichern. Von diesem Punkt aus wollte er überdies aufs Neue den Kampf beginnen, den er keineswegs aufgegeben hatte, obschon die Welt und auch Manche seiner vertrauten Freunde es bitter tadelten, daß er sich selbst an die Spitze eines Kriegsheers gestellt hatte. Mochten die Cluniacenser und die Eremitenmönche Italiens eine gerechte Strafe für solche Vermessenheit in seiner Niederlage erkennen — selbst Hermann von Reichenau dachte nicht eben viel anders —: der Papst war als deutscher Bischof an das Kriegsleben zu sehr gewöhnt worden, als daß solche Bedenken sein Gewissen sonderlich beschwert hätten. Tiefer bekümmerte ihn das Seelenheil der in der Schlacht gefallenen Schwaben, und nicht eher ruhte er mit frommen Werken, als bis er die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie in das Paradies eingegangen seien.

Leo stand fortan äußerlich mit den Normannen in friedlichem Vernehmen, aber er sann nichtsdestoweniger unaufhörlich auf ihr Verderben und war für dasselbe thätig. Noch immer wartete er auf das Erscheinen seines Kaisers mit einem tüchtigen Heere; Aufforderungen und Hülfsrufe werden am deutschen Hofe nicht gefehlt haben. Und zu derselben Zeit trat der Papst in neue Verhandlungen mit Argyros ein, um sich den Beistand des morgenländischen Reichs zu gewinnen. Argyros, der von den Normannen eine Niederlage bei Siponto erlitten hatte, war in nicht geringerer Bedrängniß als der Papst und verlangte nach Nichts mehr, als nach einer kräftigen Unterstützung im Abendlande gegen die immer bedrohlicher anwachsende Macht der Normannen. Die Interessen Roms und Constantinopels begegneten sich hier auf halbem Wege, aber trotzdem stieß eine nähere Verstän-

1054. digung zwischen beiden auf fast unübersteigliche Schwierigkeiten durch einen kirchlichen Streit, der eben damals entbrannt war und die Kluft zwischen der morgen- und abendländischen Kirche mehr und mehr erweiterte.

Das Eingreifen Leos in die kirchlichen Verhältnisse Apuliens hatte dem Patriarchen von Constantinopel Michael Cerularius und seinem Freunde Leo, Erzbischof von Acrida, Veranlassung gegeben, in einem ausführlichen Erlaß, der zunächst an den Bischof Johann von Trani gerichtet war, aber zugleich die ganze Christenheit in das Auge faßte, mehrere vermeintliche Ketzereien der abendländischen Kirche zu verdammen und in der rücksichtslosesten Weise zu kritisiren; besonders wurde der römischen Christenheit zum Vorwurf gemacht, daß sie abweichend von der orthodoxen Kirche der Griechen das Abendmahl mit ungesäuertem Brodte begehe. Der Streit hatte nicht lediglich einen dogmatischen Charakter; er wurde vielmehr dadurch erst so erbittert, daß der ehrgeizige Patriarch bei demselben nach gleichen Ehren mit dem Papste rang, Ansprüche auf den Namen eines allgemeinen Bischofs offen an den Tag legte und in Feuer und Flammen gerieth, als die asiatischen und afrikanischen Kirchen Miene machten, sich enger an Rom anzuschließen. Der Patriarch ließ die Kirchen der Lateiner in Constantinopel schließen, erklärte die Priesterweihe und Taufe der abendländischen Kirche für ungültig und alle Anhänger des Papsts für Ketzer. Zugleich trat mit einer neuen Schmähschrift gegen Rom ein Mönch, Nicetas Pectoratus mit Namen, hervor und überbot noch weit die hitzigsten Ausfälle des Patriarchen. Der Papst nahm jetzt den Kampf auf. Er selbst lernte in einem Alter von 50 Jahren noch so viel von der griechischen Sprache, daß er die heilige Schrift in derselben lesen konnte, und erließ ein Sendschreiben an den Patriarchen und Leo von Acrida, in dem er nicht allein den Vorwurf der Ketzerei mit Entschiedenheit zurückwies, sondern auch mit dem größten Nachdruck alle Privilegien hervorhob, welche die Kirche des heiligen Petrus, sei es durch göttliche, sei es durch menschliche Autorität erworben haben wollte. Er bestritt dem Patriarchen durchaus das Recht, sich als allgemeinen Bischof zu bezeichnen, wie jeden spezifischen Vorrang vor den andern Patriarchen des Morgenlands. Auch Cardinal Humbert schrieb gegen den Patriarchen, während Friedrich von Lothringen dem Mönche Nicetas in einer besonderen Schrift antwortete.

Schwerlich war es eine Wirkung dieser Streitschriften, wenn sich der Patriarch bald darauf versöhnlicher zeigte; dies war vielmehr eine Folge der Unterhandlungen, welche Argyros mit dem Papste ange-

knüpft und bei denen er sich, wie wir wissen, zur Vermittelung des 1054.
Streits erboten hatte. Der Patriarch schrieb an den Papst mit dem sichtlichen Streben nach Verständigung, und der Papst antwortete ihm im Geiste der Liebe, ohne jedoch in der Sache selbst das Geringste nachzugeben. Das Schreiben des Papsts, im Januar 1054 von Benevent erlassen, drückt zugleich die Hoffnung aus, daß der Patriarch keine Mühe scheuen werde, um die beiden christlichen Kaiserreiche dauernd zu versöhnen. In der That zeigte sich der Kaiser zu Constantinopel damals sehr geneigt, dem deutschen Kaiser und dem römischen Papste zur Vernichtung der Normannen die Hand zu reichen. Gleichzeitig mit dem zuletzt erwähnten Schreiben an den Patriarchen oder doch nicht viel später ging eine Gesandschaft des Papsts nach Constantinopel, um die kirchlichen Streitigkeiten beizulegen und zugleich den Kaiser aufzufordern, schleunigst ein großes Heer gegen die Normannen nach Italien zu senden. Die Gesandten waren Humbert, Friedrich und der vertriebene Erzbischof Peter von Amalfi; das Schreiben des Papsts, das sie dem Kaiser überbrachten, ist erhalten und bildet eines der merkwürdigsten Actenstücke jener Zeit. Leo verheißt in demselben die thätigste Mitwirkung, um einen dauernden Freundschaftsbund zwischen dem morgen- und abendländischen Reiche zu stiften; er spricht die Hoffnung aus, daß ihn der Kaiser von Byzanz in gleicher Weise gegen die Normannen unterstützen werde, wie Kaiser Heinrich; wenn sie beide so, gleichsam die beiden Arme der Welt, mit vereinter Kraft die Fremdlinge aus Italien drängen würden, dann erst könne der politische und kirchliche Zustand des Landes noch einmal zur Blüthe gedeihen. Der Papst unterläßt bei dieser Gelegenheit auch nicht die Erwartung auszudrücken, daß der Kaiser dem heiligen Petrus die Schenkungen der alten Imperatoren in Italien zurückstellen werde.

Das Unglück hatte den Geist Leos nicht zu beugen vermocht. Noch lebte seine Seele ganz in dem Gedanken an einen neuen Kriegszug; nie hatten sich seine Ansprüche höher erhoben als in diesen Schriftstücken für die Griechen. So eifrig er den Bund mit ihnen wünscht und betreibt, nicht um einen Fußbreit weicht er von dem, was er als sein Anrecht ansieht. Aber zu welchen Höhen sich auch sein Geist aufschwingen mochte, die Kraft des Leibes war unter den Sorgen, Aufregungen und Kämpfen des Lebens gebrochen. Er siechte mehr und mehr hin. Am 12. Februar 1054 — es war der Tag seiner Papstweihe — hielt er noch einmal ein feierliches Hochamt ab; es war das letzte Mal. Die Osterzeit nahte; auch diesmal wollte er

1054. sie in Rom verleben, und so krank er war, dachte er doch an die Abreise. Am 12. März verließ er Benevent. In einer Sänfte schaffte man ihn fort; Humfred gab mit seinen Normannen ihm das Geleit bis Capua, wo er mehrere Tage verweilte. Dann beschied er den Abt von Monte Casino zu sich, der ihm nach Rom folgte. Kurz vor dem Osterfest, das auf den 3. April fiel, kam Leo in seiner Hauptstadt an und bezog hier den Lateran. Seine Lebenstage waren gezählt.

Das Osterfest ging still vorüber, anders als es sonst der Papst zu feiern gewohnt war. Er sah täglich seinem Ende entgegen, aber ein Traumgesicht enthüllte ihm, daß er nicht im Lateran, sondern bei St. Peter die Stunde seiner Auflösung zu erwarten habe. Er ließ sich deshalb in einer Sänfte nach der Peterskirche bringen; dort betete er lange mit der größten Inbrunst unter heißen Thränen. Dann trug man ihn in den bischöflichen Palast neben der Kirche. Eine zahlreiche Menge von Gläubigen, Geistliche und Laien, eilten hierher, während die rohe Masse des römischen Volks bereits nach dem Lateran stürmte, um das Hausgeräth des Sterbenden zu plündern. Der Papst inmitten seiner Verehrer und Freunde erhielt die letzte Oelung und das Abendmahl. Er fühlte sich hierdurch gestärkt und erleichtert; laut betete er in deutscher Sprache: „Herr der Barmherzigkeit, Erlöser und Heiland der Welt, ist es dein Wille, daß ich noch länger dem Wohle deines Volks diene, so laß mich schnell durch deine göttliche Hülfe Errettung finden und befreie mich von der Pein dieser Krankheit; hast du es aber anders in deinem göttlichen Rathschluß beschlossen, so gewähre mir bald aus der Hülle dieses Leibes abzuscheiden.“ Nach diesem Gebet dankte er Allen für ihre Liebe und Treue und streckte dann seine Glieder wie zur Ruhe aus. Die Umstehenden meinten, seine letzte Stunde sei bereits gekommen, und begannen die Sterbegesänge. Er aber wehrte ihnen und sagte: „Verschiebet das bis morgen und erwartet den Willen des allmächtigen Gottes.“ So schieden die Treuen, kehrten aber schon in der Frühe des andern Tages zurück. Auch da lebte noch der Papst; aber schon am Nachmittage desselben Tages — es war der 19. April 1054 — hauchte er den letzten Athem aus. In dem Augenblicke seines Verscheidens soll die Glocke von St. Peter angeschlagen haben, ohne daß sie Menschenhände bewegten.

Nach seinem Willen wurde Leo neben dem Grabe Gregors des Großen vor den Thüren der Peterskirche bestattet. Wie man ihn schon im Leben als Wunderthäter verehrt hatte, so geschahen bald auch

an seinem Grabe Wunder über Wunder. Die römische Kirche nahm 1054.
ihn unter die Zahl ihrer Heiligen auf und stellte sein Andenken höher, als das irgend eines anderen deutschen Mannes. Und sie that Recht. Denn er war es, der die erstorbenen Kräfte des Papstthums zu neuem Leben erweckte, der zuerst der Welt wieder die hohe Bedeutung der römischen Kirche vor Augen stellte. Mit der ganzen Macht seines Geistes und allen Mitteln einer überaus günstigen Stellung begann er siegreich den Kampf gegen die verweltlichte Kirche; aber er unterlag, sobald er die Waffen der Welt gegen die Feinde Roms ergriff. Er unterlag, aber auch im Fall war er noch verehrungswürdig. Sein Geist — Niemand kann es leugnen — war fortgerissen von den Idealen des römischen Priesterthums, doch auch so blieb ihm ein deutsches Gemüth; in den Lauten seiner Muttersprache empfahl er seine scheidende Seele dem Schöpfer.

Als Leo starb, waren die bedeutendsten Männer der Reformpartei, die er nach Rom gezogen hatte, dort nicht zur Stelle. Humbert und Friedrich von Lothringen befanden sich auf dem Wege nach Constantinopel, Hildebrand verweilte als päpstlicher Legat in Frankreich. Sterbend soll Leo dem Letzteren die Sorge für die Kirche übertragen haben; und die Anhänger der strengen Richtung scheinen ihn sogar zu Leos Nachfolger ersehen zu haben Sobald er die Nachricht von dem Tode des Papstes empfing, kehrte er deshalb nach Rom zurück, und unfraglich lag nun die Zukunft des Papstthums vor Allem in seinen Händen. Hätten er und seine Freunde kein anderes Ziel im Auge gehabt, als Rom von der deutschen Herrschaft zu befreien, sie hätten kaum jemals einen für ihre Absichten günstigeren Zeitpunkt erwarten können, als er jetzt eingetreten war. Die Normannen waren aus Freunden des Kaisers zu erklärten Feinden desselben geworden, und die Niederlage jenes kleinen schwäbischen Häufleins hatte, obwohl es nicht einmal im Dienste des Kaisers stand, der deutschen Macht in Unter-Italien einen tödtlichen Stoß gegeben. Denn seit Drogos und Waimars Ermordung war der kaiserliche Einfluß auch in Salerno vernichtet; die Normannen beherschten hier alle Verhältnisse wie in Apulien und in Benevent. Wie Leos Triumphe einst eben so viele Erfolge des Kaiserthums gewesen waren, so waren seine Demüthigungen jetzt in gleicher Weise schwere Schicksalsschläge für den Kaiser geworden. Und als ob alle Säulen, auf welchen der Kaiser und sein Vater die deutsche Herrschaft in Italien begründet hatten, zu derselben Zeit brechen sollten, war auch Markgraf Bonifacius am 6. Mai 1052 unter dem vergifteten Geschoß eines Mör-

1054. ders gefallen. Drei Kaiser hatten daran gearbeitet, dem Markgrafen die imponirendste Macht zu begründen, welche seit Menschengedenken ein italienischer Fürst besessen hatte; wie unzuverlässig er sich auch in seinen letzten Jahren gezeigt hatte, niemals konnte er doch nach seiner ganzen Stellung wagen, offen mit dem Reiche zu brechen. Heinrich hatte aber den Tod des Markgrafen um so mehr zu beklagen, als die große Erbschaft desselben bald darauf in eine Hand fiel, welche ihm furchtbarer war als jede andere.

Bonifacius hatte seine Wittwe, die lothringische Beatrix, mit drei Kindern zurückgelassen: Friedrich, Beatrix und Mathilde, sämmtlich noch in zartem Alter. Für diese ihre Kinder und sich bedurfte Beatrix eines kräftigen Schutzes; denn Bonifacius war ein habgieriger, räuberischer und gewaltthätiger Herr gewesen, und Viele hofften an seinen Kindern vergelten zu können, was sie Uebles vom Vater erlitten. Als sich nun Gottfried von Lothringen der Verlassenen zum Gemahl erbot; er, der trotz seiner Demüthigungen als der tapferste Kriegsmann gefeiert wurde, den die Kirche ob seiner Frömmigkeit so hoch hielt — konnte sie da die wackere Hand zurückweisen, die ihr dargereicht wurde, die ihr und ihren Kindern den sichersten Schutz verhieß? Sie sagte sich Gottfried zu, obschon sie recht wohl wußte, daß sie in den Augen des Kaisers keine verdächtigere Wahl treffen konnte. Deshalb betrieb man auch die Sache so geheim. Im Frühjahr **1054** stahl sich Gottfried aus der Nähe des Kaisers, eilte über die Alpen, vermählte sich mit Beatrix und übernahm das reiche Erbe des Bonifacius als natürlicher Vormund seiner Kinder. Der alte Feind des Kaisers, so lange in Dürftigkeit und in Schmach lebend, war wieder von fürstlichem Glanze umstrahlt, wie er einst ihn gekannt hatte, und dankte ihm jetzt seinem Glücke, nicht dem Kaiser. Niemand erwartete anders, als daß er nun mit seinem mächtigen Widersacher abrechnen, mit seinen Ansprüchen an Lothringen noch einmal hervortreten würde.

An Verbindungen zwischen Gottfried und Hildebrand konnte es nicht fehlen, da ersterer durch seinen Bruder Friedrich allen einflußreichen Persönlichkeiten der römischen Kirche seit Jahren bekannt war. Lange scheint deshalb Hildebrand geschwankt zu haben, wie er die Papstwahl leiten solle; vielleicht auch, daß er die Rückkehr Friedrichs von Constantinopel abwarten wollte. Diese aber verzögerte sich, und eine Entscheidung mußte getroffen werden. Hätte Hildebrand jetzt selbst den Stuhl Petri bestiegen, der vertraute Rathgeber des zu Sutri entsetzten Papstes: seine Erhebung wäre vielleicht der Abfall Italiens

vom Kaiserreiche gewesen, der Sturz der deutschen Herrschaft auf 1054.
beiden Seiten des Apennin, aber wahrscheinlich nicht minder das Ende der großen Kirchenreform, die vom Kaiser begonnen und ohne seinen Schutz kaum durchzuführen war. Schon regten sich die Tusculaner und ihre Freunde aufs Neue, welche nur die Furcht vor dem Kaiser niedergehalten hatte; sollte Hildebrand ihnen den Stuhl Petri noch einmal zur Beute lassen? Die Freiheit der Kirche von dem deutschen Einflusse war mit diesem Preis viel zu theuer bezahlt. Hildebrand verschmähte deshalb die ihm dargebotene Tiara; auf seinen Betrieb wandte sich noch einmal das römische Volk an den Kaiser und bat ihn, „wie die Knechte ihren Herrn", um einen frommen Hirten für die Gemeinde zu Rom. Hildebrand selbst führte die Gesandschaft, die mit den ausgedehntesten Vollmachten von der römischen Geistlichkeit und der Gemeinde an den kaiserlichen Hof abging. In keiner anderen Absicht begab er sich nach Deutschland, als um Rom und den Stuhl Petri abermals so eng wie möglich dem deutschen Reich zu verbinden.

Es war im September 1054 — fünf Monate nach Leos Tode — als die römischen Gesandten mit ihrem Auftrage zu Mainz vor dem Kaiser traten. Nicht ohne Mißtrauen scheinen sie empfangen zu sein; denn man kann kaum bezweifeln, daß Hildebrand damals einen Schwur leisten mußte, daß er weder selbst den Stuhl Petri besteigen, noch einer dem Kaiser unliebsamen Wahl zustimmen würde. Aber das Auftreten des römischen Mönchs mußte bald jedes Mißtrauen beseitigen; seine Blicke richtete er nicht allein auf einen deutschen Bischof, sondern gerade auf den Mann, der im Vertrauen des Kaisers am Höchsten stand, der den überschwänglichen Ideen Leos IX. sich mit Entschiedenheit widersetzt hatte — auf den Bischof Gebhard von Eichstädt. Diese Wahl läßt den Scharfblick Hildebrands im hellsten Lichte erscheinen. Gebhard stand in den ersten und frischesten Mannesjahren; dem mönchischen Wesen nichts weniger als hold, war er in den weltlichen Geschäften ungemein erfahren; die Führung seines Bisthums und die Verwaltung Baierns standen gleich rühmenswerth da; dem Kaiser persönlich von ganzer Seele zugethan, war er doch nicht der Mann, irgend etwas seiner kirchlichen oder persönlichen Stellung zu vergeben; endlich kannte man ihn als einen politischen Kopf, der mit dem klarsten Geiste die verwickelsten Verhältnisse beherrschte. So war er unfraglich die geeignetste Persönlichkeit, um in den Wirren des Augenblicks Kirche und Reich eng zu verbinden und zugleich beider Zukunft in Italien zu retten.

1054. Aber dennoch erreichte Hildebrand seine Absicht nur mit großer Mühe. Weder hatte der Kaiser Neigung sich eines Dieners zu entäußern, den er überall bedurfte und durch dessen Klugheit vorzüglich das unruhige Baierland in der Treue erhalten wurde; noch war Gebhard selbst geneigt, den Weg nach Rom anzutreten, wo noch keinem deutschen Papste Freuden erwachsen waren. Vor Allem erkannte er klar, in welche mißliche Doppelstellung ihn seine Pflichten gegen den Kaiser und das römische Bisthum zu bringen drohten. Mit der zähesten Hartnäckigkeit weigerte er sich dem Wunsche der Römer zu willfahren; er sandte Boten nach Rom, um das römische Volk mit Mißtrauen gegen seine Person zu erfüllen, und forderte Gutachten der Gelehrten, um die kanonischen Hindernisse bei seinem Uebergange zu einem fremden Bisthum in ein helles Licht zu stellen. So verging ein Monat nach dem andern, und selbst als der Kaiser Weihnachten zu Goslar feierte, war die Besetzung des Stuhls Petri, obschon der Kaiser bereits durch Hildebrand gewonnen war, noch nicht entschieden.

1055. Endlich aber mußte Gebhard dem Willen des Kaisers und Hildebrands weichen. Auf einem großen Fürstentage zu Regensburg im Anfang März 1055 sah er sich genöthigt nachzugeben. Er that es mit den denkwürdigen Worten an den Kaiser: „Wohlan, so ergebe ich mich dem heiligen Petrus ganz und gar, mit Leib und Seele! Obschon ich meine Unwürdigkeit zu einer so heiligen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich doch eurem Gebote; aber nur unter der Bedingung, daß auch ihr dem heiligen Petrus zurückgebet, was ihm gehört." Der Kaiser gewährte dieses Verlangen und ließ auch zu, daß zu Rom nachträglich noch eine Wahl für Gebhard stattfinden solle, wie Aehnliches bei Leos Ernennung geschehen war. Er entließ Gebhard nach Italien, wohin er ihm bald zu folgen versprach. Die Wahl in Rom war eine leere Form, und ihr Erfolg über jeden Zweifel erhaben. Am 13. April, am grünen Donnerstag, wurde Gebhard in der Peterskirche zum Papst geweiht und nahm als solcher den Namen Victor II. an. Leo hatte einen würdigen Nachfolger gefunden, so überaus verschieden auch beider Gesinnung war. Die Erhebung des neuen Papstes war endlich einmal wieder ein nennenswerther Erfolg für das Kaiserthum; sie sicherte ihm die Zukunft in Rom, in Italien und eröffnete neue Hoffnungen für eine gedeihliche Entwickelung der allgemeinen Verhältnisse des Abendlands.

14.

Heinrichs III. letzte Zeiten.

a. Heinrichs III. zweiter Zug nach Italien.

Mit bewunderungswürdiger Festigkeit hatte Kaiser Heinrich den 1055. Wechsel des Glücks ertragen. Nie hatte er sich verzagt gezeigt, niemals es ihm an Rath gefehlt. Man glaube nicht, daß er die Ansprüche seiner Stellung bisher herabgestimmt hatte. Gerade in den Urkunden aus diesen Jahren liebt er es mit Nachdruck hervorzuheben, wie ihn Gott über alle Menschen erhoben, ihn mit aller Fülle des Reichthums und der Macht gesegnet habe. Während er mit inneren und äußeren Feinden nach allen Seiten zu thun hatte, verfolgte er doch unverwandt seine Absichten das Kaiserreich über den ganzen Occident zu verbreiten. Ostern 1054 nahm er zu Mainz den Grafen Theobald, den Sohn Odos von Champagne, einen der mächtigsten Barone des französischen Reichs, als Lehnsmann in Eid und Pflicht und versprach ihm Beistand gegen seine Gegner; wohl nichts kann deutlicher verrathen, wie der Kaiser auf eine völlige Unterwerfung Frankreichs bedacht war. Zugleich scheint er auch die Verhältnisse Spaniens fester als jemals ins Auge gefaßt zu haben. Wir besitzen Nachrichten, daß er von Papst Victor geistliche Strafen gegen König Ferdinand von Leon und Castilien beantragt habe, weil dieser selbst nach kaiserlichen Ehren verlangte und Anerkennung wie Tribut dem römischen Reiche versagte. Da, erzählen die Einen, habe das gute Schwert des Cid die Ansprüche des deutschen Kaisers zurückgewiesen; Andere wollen wissen, daß eine Synode zu Toulouse die Freiheit Spaniens festgestellt habe. Diese Nachrichten, die uns nur von spanischer Seite zugehen und ziemlich späten Ursprungs sind, zeigen sich in allen ihren Einzelnheiten bei näherer Prüfung wenig zuverlässig, aber doch ist daran kaum zu zweifeln, daß der Kaiser eine Anerkennung seiner Gewalt vom Könige von Castilien wirklich beansprucht hat. Sie zu erzwingen konnte er wohl niemals gewillt sein; am Wenigsten in den letzten Jahren seiner Regierung, wo ihn viel nähere Sorgen drängten.

Vor Allem forderten die Verhältnisse Italiens dringend ein thatkräftiges Einschreiten von Seiten des Kaisers. Auf dem Tage zu Regensburg sprach er seinen Entschluß aus über die Alpen zu gehen und ordnete die Verhältnisse des Reichs für die Dauer seiner Ab-

1055. wesenheit. Wir hören, daß er hier Bretislaws ältesten Sohn Spitihnew mit Böhmen belehnte. Wem er die Obhut seines zweiten Sohns und des Herzogthums Baiern übertrug, das noch immer von den Ungern bedroht und auch im Inneren kaum beruhigt war, wird nicht berichtet. Welche Maaßregeln der Kaiser aber auch traf, sie waren gewiß nicht nach dem Sinne seines unmuthigen Oheims, des Bischofs Gebhard von Regensburg. — Als die Versammlung sich getrennt hatte, nahm der Kaiser sofort seinen Weg nach dem Süden. Am 12. März war er zu Oetting am Inn, am folgenden Tage zu Ebersberg an der Ebrach; bald darauf überschritt er den Brenner; am 22. März finden wir ihn zu Brixen, am 7. April zu Verona; das Osterfest (16. April) feierte er bereits zu Mantua.

Auf den Anfang des Mais hatte der Kaiser eine große Versammlung der lombardischen Großen nach den Roncalischen Feldern bei Piacenza beschieden; in ihrer Mitte tagte er hier und hielt strenges Gericht über alle Uebelthäter, die vor seinem Throne verklagt wurden. Vor Allem wurden schwere Anschuldigungen gegen einen Markgrafen Namens Adalbert *) erhoben; der Kaiser ließ ihn in Ketten werfen und nur die Fürsprache der Bischöfe rettete ihn vom Tode durch Henkerhand. Es war die erste große Tagfahrt eines Kaisers auf den Roncalischen Feldern, von der uns sichere Kunde zugekommen ist; später wurde es Sitte, daß bei der Ankunft der Kaiser in der lombardischen Ebene die Großen des Landes ihn auf diesen Feldern bei Piacenza erwarteten. Als die Fürsten sich verabschiedet hatten, begab sich der Kaiser nach Tuscien und traf zu Florenz in den letzten Tagen des Mais mit Papst Victor zusammen, der ihm von Rom entgegenkam. Am Pfingfest (4. Juni) wurde in Gegenwart beider in Florenz ein großes Concil gehalten, auf welchem die Verordnungen Leos gegen Simonie und Priesterehe erneuert wurden. Mit derselben Strenge, mit welcher der Kaiser auf den Roncalischen Feldern die weltlichen Gesetze zur Geltung gebracht hatte, wurden hier die Satzungen der Kirche angewandt; den Bischof von Florenz selbst traf Entsetzung vom Amte.

Die durchgreifende Schärfe, mit welcher Heinrich in Italien auftrat, war durch die Verhältnisse des Landes durchaus gerechtfertigt. Die Bande der Ordnung waren gelöst, alle Leidenschaften walteten

*) Die Markgrafschaft und das Geschlecht Adalberts sind nicht bekannt: man vermuthet, daß er dem Hause Este angehört habe.

ungezügelt, Gift und Dolch wütheten hier in entsetzlicher Weise; 1055.
überdies stand Italien auf dem Punkt sich von der deutschen Herrschaft loszureißen, und es galt das kaiserliche Ansehen wieder fest zu begründen. Der Kaiser erreichte seinen Zweck, namentlich in allen den Ländern, welche Markgraf Bonifacius bisher mit fast unbeschränkter Gewalt verwaltet hatte. Hier hielt der Kaiser recht absichtlich fast unausgesetzt Hof; bis in den Sommer hinein verweilte er in Tuscien, im Herbst begab er sich dann abermals in die Pogegenden und nahm seinen Sitz zu Ferrara, Mantua und Guastalla, in den Städten, von welchen die Herrschaft des Bonifacius ausgegangen war. Er suchte die fürstliche Macht hier zu beschränken, indem er die Städte von den drückenden Auflagen und Diensten befreite, welche Bonifacius eingeführt hatte, und stellte überdies die kaiserliche Obermacht dem Volke sichtlich vor Augen. Er übernahm hier gleichsam selbst die Regierung, damit sich das Regiment der Beatrix und ihres neuen Gemahls nicht befestigen könne.

Gottfried hatte nicht verborgen bleiben können, daß der Zug des Kaisers nach Italien vor Allem gegen ihn gerichtet sei; waren doch Briefe Heinrichs bereits ihm vorangegangen, welche alle lombardischen Fürsten aufforderten, auf den Lothringer ein wachsames Auge zu haben. Begreiflich ist es daher, daß Gottfried für die Sicherheit seiner Person fürchtete und sich dem Kaiser zu stellen scheute. Zwar schickte er ihm Boten entgegen und ließ ihm melden, er denke an Nichts weniger, als an Empörung, und sei bereit für Kaiser und Reich Alles zu thun; Nichts anders habe er gesucht als, seines väterlichen Erbes beraubt, sich durch das Vermögen seiner Gemahlin ein ehrenvolles Leben in der Fremde zu sichern. Aber der Kaiser hatte Grund genug solchen Worten zu mißtrauen, und die Antwort desselben schien Gottfried so wenig tröstlich, daß er bald darauf Italien verließ und zu Balduin von Flandern, dem unversöhnten Widersacher des Kaisers, seinen Weg nahm.

Auch Gottfrieds Bruder, der Cardinal Friedrich, wurde unter solchen Umständen dem Kaiser verdächtig. Friedrich hatte als Gesandter Leos IX. mit seinen Mitgesandten, dem Cardinalbischof Humbert und dem Erzbischof Peter, beim Kaiser zu Constantinopel eine günstige Aufnahme gefunden. Anfangs schien ihre Gesandtschaft, so verhängnißvoll sie für die völlige Trennung der morgen- und abendländischen Kirche wurde, doch einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Am 24. und 25. Juni 1054 widerrief Nicetas Pectoratus öffentlich seine Schmähschrift gegen Rom, und die päpstlichen Gesandten wagten

1055. am 16. Juli in der Sophienkirche vor allem Volk den Patriarchen von Constantinopel und den Erzbischof von Acrida mit dem Kirchenbann zu belegen, weil sie hartnäckig in der Opposition gegen Rom verharrten. Wenige Tage darauf verließen die päpstlichen Gesandten Constantinopel, von dem Kaiser gnädig entlassen und mit großen Geldgeschenken, theils für den heiligen Petrus, theils für sich selbst bedacht. Aber unmittelbar nach ihrem Abgange brach ein Aufstand gegen den Kaiser in der Stadt aus; der Patriarch erwiederte den Bannfluch der Gesandten mit gleichem Bannfluche über sie, erhob schwerere Anschuldigungen als jemals gegen Rom und die gesammte Kirche des Abendlands, und zog schließlich dann doch die anderen Patriarchen des Orients auf seine Seite. Der Bruch zwischen der morgen- und abendländischen Kirche wurde unheilbar. Das war der beklagenswerthe Ausgang dieses mißglückten Friedenswerks, den zu seinem Glücke Papst Leo nicht mehr erlebte.

Im Herbst 1054 kehrten die päpstlichen Gesandten mit den reichen Geschenken des Kaisers nach Italien zurück. Ihrer Schätze sollten sie nicht lange froh sein; denn diese reizten die Habgier des Grafen Thrasemund von Chieti, der sich derselben zu bemächtigen wußte. Mit leeren Händen trafen die Gesandten in Rom wieder ein, wo sich Humbert die Gunst des neuen Papsts zu gewinnen verstand, während Friedrich durch die Verhältnisse seines Hauses der Gegenstand vielfacher Befürchtungen wurde. Vor Allem besorgte offenbar der Kaiser, daß Gottfried durch seinen Bruder sich Unterstützung von Constantinopel verschaffen würde; daß Friedrich dagegen einen Bund Gottfrieds mit den Normannen einfädeln könnte, war weniger wahrscheinlich, da der Kanzler die Seele aller kriegerischen Unternehmungen Leos gegen das fremde Volk gewesen war. Als Papst Victor von Florenz zurückkehrte, erhielt er vom Kaiser den Auftrag, sich des gefährlichen Cardinals zu bemächtigen und denselben dem Kaiser zu überliefern. Friedrich gewann rechtzeitig hiervon Kunde und faßte den Entschluß, Mönch zu werden; nur so konnte er hoffen den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Als der Abt Richer von M. Casino im Sommer 1055 von Lucca, wo er dem Kaiser aufgewartet hatte, über Rom zurückkehrte, eröffnete ihm Friedrich seinen Entschluß und bat um Aufnahme in das Kloster des heiligen Benedict. Der Abt gewährte seine Bitte; Friedrich eilte nach M. Casino und legte dort seine reichen Gewande ab, um sich in die Mönchskutte zu hüllen. Es geschah in Gegenwart kaiserlicher Gesandten, die gerade damals im Kloster verweilten und sich von hier an die Höfe der klei-

nen Fürsten Campaniens begaben. Bald hielt sich Friedrich auch auf der Höhe von M. Casino nicht mehr für gesichert; nach seinem Wunsch wurde er in ein kleines Kloster auf den tremitischen Inseln im adriatischen Meere gesandt, und da er hier in ärgerliche Streitigkeiten gerieth, begab er sich in das Gebiet von Lanciano und kehrte erst im December 1055 mit Erlaubniß seines Abts nach M. Casino zurück. 1055.

So hatten sich Gottfried und Friedrich den Händen des Kaisers entzogen. Aber Beatrix wagte nicht ihrem Beispiel zu folgen, da sie zu befürchten hatte, jeder unvorsichtige Schritt von ihrer Seite könnte die Einziehung der Reichslehen ihres Sohns und ihres eigenen Allodialvermögens herbeiführen. Sie entschloß sich deshalb mit ihrer achtjährigen Tochter Mathilde an den kaiserlichen Hof zu gehen. Sie konnte um so eher diesen Schritt wagen, als sie dem Kaiser nahe verwandt und mit ihm gleich wie seine Schwester aufgewachsen war; auch soll ihr ausdrücklich sicheres Geleit vom Kaiser versprochen sein. Lambert von Hersfeld berichtet, Beatrix habe dem Kaiser, als sie vor ihn trat, vorstellig gemacht, wie sie Nichts gethan habe, als was ihr nach natürlichem Rechte zustehe und jeder freien Frau im römischen Reiche erlaubt sei; verwittwet und schutzlos habe sie sich einen Gemahl gewählt, um ihr bedrohtes Hab' und Gut sich und ihren Kindern zu sichern; argen Hintergedanken gegen Kaiser und Reich habe sie in keiner Weise Raum gegeben. Aber wie sie auch ihre Ehe vor dem Throne zu rechtfertigen suchte, der Kaiser durchschaute zu klar die politische Bedeutung derselben, als daß er sich hätte zu weichherziger Nachgiebigkeit stimmen lassen. Er bedurfte einer Sicherheit gegen Gottfrieds Ehrgeiz und Rachlust. Indem er der Beatrix den entschiedensten Vorwurf daraus machte, daß sie ohne sein Wissen und ohne seinen Rath einem Feinde des Reichs sich vermählt habe, befahl er ihr mit ihrer Tochter an seinem Hoflager zu bleiben. Wie eine Gefangene mußte Beatrix seitdem ihrem kaiserlichen Vetter folgen. Daß sie ihres Gemahls und ihrer Freiheit beraubt blieb, war nicht ihr einziger Schmerz. Während der Kaiser noch in Italien verweilte, starb ihr einziger Sohn, nachdem kurz zuvor auch ihre ältere Tochter aus dem Leben geschieden war. Das Gerücht war verbreitet, beide Kinder seien eines unnatürlichen Todes gestorben; doch ist über den Thäter, wie die näheren Umstände ihres Endes Nichts bekannt geworden, nicht einmal eine Vermuthung über den Urheber des Mordes geben die Quellen. Die kleine Mathilde, welche der Mutter in die Gefangenschaft gefolgt war, blieb die einzige Erbin ihres reichen und mächtigen Vaters.

1055. Die stolze und weitreichende Macht, die Bonifacius in der Lombardei und Mittel-Italien begründet hatte, war wenn nicht gebrochen, doch für den Augenblick gelähmt. Die großen Reichslehen, welche der Tod des Knaben Friedrich erledigt hatte, scheint der Kaiser damals nicht wieder ausgethan zu haben; die vorläufige Verwaltung derselben übertrug er wahrscheinlich dem Papste, in dessen Hände er gleichzeitig eine weltliche Macht legte, wie sie noch nie ein Nachfolger des h. Petrus besessen hatte. Denn er gab Victor nicht allein Alles zurück, was in früheren Zeiten Eigenthum der römischen Kirche gewesen war, so daß er viele Bisthümer und zahlreiche Burgen in seine Hand bekam, welche seit langen Zeiten den Päpsten entrissen waren, sondern er belehnte ihn auch mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark Camerino, mit Ländern, auf welche Rom wohl schon vordem Ansprüche erhoben, die es aber niemals besessen hatte. Ueberdies ernannte der Kaiser Victor II. zu seinem Statthalter in ganz Italien, als er bald darauf über die Alpen zurückkehren mußte. Man sieht, Heinrich hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu der Treue und Ergebenheit des deutschen Kirchenhauptes und glaubte die kaiserliche Macht in Italien nicht besser sichern zu können, als wenn er seinen erprobten Diener, der jetzt auf dem Stuhle Petri saß, mit den ausgedehntesten Vollmachten bekleidete. Es folgt hieraus, daß die großen Auszeichnungen, welche Victor erhielt, mehr seiner Person als seiner Stellung galten; nicht das Papstthum, sondern dieser Papst wurde mit Spoleto und Camerino belehnt.

Doch scheint allerdings diese Belehnung zugleich eine Entschädigung des Papstthums für Benevent gewesen zu sein, welches Besitzthum Victor um so eher aufgeben mochte, als er es doch nicht zu schützen im Stande war. Das Fürstenthum war weithin von den Normannen überschwemmt, welche noch im Jahre 1054 einen Angriff auf die Stadt selbst unternommen hatten, aber unter nicht unerheblichen Verlusten zurückgeschlagen waren. Das Papstthum mußte die Stadt ohne Schutz gegen ihre Feinde lassen; um so bereitwilliger wurden die vertriebenen langobardischen Fürsten Pandulf und Landulf aufgenommen, als sie im Januar 1055 zurückkehrten. Sie erkannten jetzt auch die Oberhoheit des abendländischen Reiches an, das sich überdies dem Reich von Byzanz näherte, um mit ihm vereint Italien von den Normannen zu befreien. Nach Leos IX. Tode war Kaiser Heinrich selbst mit den Griechen in Verhandlungen getreten. Wir wissen, daß im Mai 1054 eine Gesandtschaft des Argyros in Quedlinburg vor dem Kaiser erschien und daß der Kaiser nach seiner An-

kunft in Italien den Bischof Otto von Novara nach Constantinopel sandte, 1055.
um über einen Freundschaftsbund mit dem Reich des Ostens zu unterhandeln. Der Bischof fand Kaiser Constantinus Monomachus nicht mehr unter den Lebenden; im October 1054 war er der alten Kaiserin Zoe, seiner Gemahlin, in das Grab gefolgt. Vom Stamme der macedonischen Kaiser lebte nur noch Theodora, Zoes Schwester; auch sie bereits hochbetagt und nur bedacht ihre Tage in Ruhe zu beschließen. Sie zeigte sich bereit auf das angebotene Bündniß mit dem fränkischen Kaiser einzugehen, und Bischof Otto kehrte von griechischen Gesandten begleitet im nächsten Jahre zu Kaiser Heinrich zurück. Ein Bündniß wurde geschlossen und beschworen; allerdings erst zu einer Zeit, wo es kaum noch nennenswerthe Erfolge herbeiführen konnte und besonders die Normannen wenig mehr vor ihm zu fürchten hatten.

Die Normannen waren, als der Kaiser nach Italien hinabstieg, nicht ohne Besorgniß gewesen, daß der Zug desselben sich auch gegen sie richten würde. Sie hatten deshalb Verstärkung aus der Heimath verlangt und erhalten. Wir hören, daß die Pisaner mehr als fünfzig normannische Ritter, die ihren Landsleuten in Unter-Italien zuziehen wollten, auf der See aufgriffen und dem Kaiser auslieferten. Die Besorgnisse der Normannen werden keineswegs unbegründet gewesen sein; denn die Verbindungen Heinrichs mit Constantinopel, seine Gesandtschaften an die Fürsten Campaniens, die Herstellung Pandulfs und Landulfs in Benevent deuten gleichmäßig darauf hin, daß er gegen die immer lästiger werdenden Gäste im Süden Italiens ernstlich aufzutreten gewillt war. Auch noch im Sommer 1055 dachte der Kaiser ohne Zweifel an einen Kriegszug gegen die fremden Ritter. Ob er aber diesen Gedanken noch im Herbst verfolgte, als er in die Pogegenden zurückgekehrt war, kann zweifelhaft sein; bald war an einen Zug nach dem Süden nicht mehr zu denken. Es trafen Nachrichten so beunruhigender Art aus Deutschland ein, daß er nur darauf sein Augenmerk richten konnte, in kürzester Frist über die Alpen zu eilen. Am 11. November war er in Verona, am 20. in Brixen; in den nächsten Tagen überschritt er den Brenner und nahm seinen Weg nach Regensburg, dem Mittelpunkte einer weitverzweigten Verschwörung unter den deutschen Fürsten und Rittern.

b. Fürstenverschwörung gegen den Kaiser.

1055. Des strengen Regiments Heinrichs waren die Fürsten längst müde. Indem er scheinbar die Ansprüche seines Vaters auf eine unbeschränktere Stellung aufgab, hatte er sich in der That das Fürstenthum mehr und mehr dienstbar gemacht und jede Macht gebrochen, die ihn noch hemmen konnte. Wie wenig ihm mit offener Gewalt zu begegnen war, hatten die Beispiele Gottfrieds und des im ungerschen Exil lebenden Konrads gezeigt. Einen neuen Kampf zu versuchen, fiel daher den Fürsten nicht bei; wollten sie die kaiserliche Gewalt vernichten, so schienen ihnen keine anderen Mittel zu bleiben, als die verabscheuungswürdigen des im Finstern schleichenden Verraths und des Mordes, wie sie bereits vor Kurzem ein Billinger, obschon zu seinem eigenen Verderben, gegen Heinrich versucht hatte. Mit Entrüstung sieht man, wie eine nicht geringe Anzahl deutscher Fürsten sich jetzt aufs Neue zu einem Mordanschlag auf den Kaiser verbanden. Eine ähnliche Verschwörung bildete sich, wie einst vor mehr als hundert Jahren das Leben Ottos des Großen bedroht hatte. Und wie damals der eigene Bruder des Königs an der Spitze des höllischen Unternehmens stand, so war auch diesmal die Seele des Mordplans ein naher Verwandter des Kaisers, der überdies einen Bischofsstab trug: Gebhard von Regensburg.

Wir erkennen nicht klar, was den unruhigen und ehrgeizigen Bischof zu einem so abscheulichen Unternehmen trieb; besonders aber scheint unbefriedigte Herrschsucht ihn gepeinigt zu haben. Denn weder durch Herzog Konrads Entfernung, noch durch die Erhebung des Eichstädters auf den päpstlichen Stuhl war er zu der Regierung Baierns gelangt, oder hatte einen erheblichen Einfluß auf dieselbe gewonnen. Die Verhältnisse dieses Landes waren aber so verworren, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich dort einen gefährlichen Anhang zu bilden. Noch immer war kein Friede mit den Ungern geschlossen, und der flüchtige Konrad beunruhigte mit räuberischen Schwärmen die östliche Grenze. Der Tod des alten Markgrafen Adalbert von Oestreich, dessen Treue der Kaiser in vielen Kämpfen erprobt hatte, war unter diesen Verhältnissen ein schwerer Verlust; Adalbert starb am 26. Mai 1055, und Oestreich ging auf seinen einzigen ihn überlebenden Sohn Ernst über. Bald darauf, während der Kaiser noch in Italien verweilte, starb auch sein Sohn Konrad, das Knäblein, das den Titel eines Herzogs von

Baiern führte, und die Erledigung des Herzogthums versetzte die Ge- 1055.
müther der baierschen Großen in neue Aufregung und Spannung. Baiern war der Mittelpunkt der Verschwörung, aber sie dehnte sich weit über das ganze Deutschland aus. Gebhard hatte sogar seinem alten Widersacher Konrad die Hand gereicht, welcher den Verschworenen nicht allein den Beistand der Ungern sichern konnte, sondern ihnen auch in Lothringen Verbindungen eröffnete; ein anderer Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen, betheiligte sich ungeachtet seiner Verwandtschaft mit dem Kaiser, ebenfalls an dem Verrath. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Verschworenen mit Gottfried und mit Balduin von Flandern in Verbindung standen, welche in Abwesenheit des Kaisers zu den Waffen griffen, in Lothringen einfielen und Antwerpen belagerten. In Oestreich und in der kärnthnischen Mark werden zwei vornehme Männer Richwin und Ebbo als Mitverschworene genannt, und selbst der Herzog Welf von Kärnthen, den der Kaiser so hoch erhoben, hatte sich bewegen lassen, der Verschwörung beizutreten. Der verruchte Zielpunkt derselben war kein anderer, als den Kaiser auf dem Heimwege aus Italien zu ermorden, den vertriebenen Konrad aus Ungern zurückzurufen und auf den deutschen Thron zu erheben; kam man zu diesem Ziele, so war das Reich in seinen Grundfesten erschüttert, die Uebermacht des König- und Kaiserthums von den Fürsten gebrochen.

Bischof Gebhard und Herzog Welf hatten selbst den Kaiser nach Italien begleitet, traten aber bald von dort den Rückweg an. Wie eine gleichzeitige Quelle erzählt, geschah es mit Erlaubniß des Kaisers, weil einige Vasallen sich in ihrer Abwesenheit daheim empört hatten. Nach späteren Nachrichten soll jedoch Herzog Welf den Befehlen des Kaisers zum Trotz sich nach Hause begeben haben. Schon einer Schatzung desselben in Verona soll er mit Hartnäckigkeit entgegen getreten sein und dann, als er vergebens drei Tage auf den Roncalischen Feldern die Ankunft des Kaisers erwartet hatte, erzürnt den Rückweg über die Alpen angetreten haben. Die Empörung der Vasallen war nicht, wie man behauptete, ohne Vorwissen ihrer Herren erfolgt; diese hatten vielmehr die Unruhen selbst genährt, um bei denselben ihre verruchten Pläne besser verfolgen und enthüllen zu können. Aber auf wunderbare Weise zerschlug sich dennoch das Unternehmen. Herzog Konrad starb unvermuthet in der Verbannung. Eine spätere Quelle berichtet, er sei auf Anstiften des Kaisers durch seinen eigenen Koch vergiftet worden, welcher durch große Versprechungen gewonnen war, ohne daß er jedoch die Erfüllung derselben später erlangte. Zu

1035. derselben Zeit verfiel Herzog Welf plötzlich in eine schwere Krankheit, die sein Gewissen erweckte und schärfte. Von Reue ergriffen, schickte er einen eilenden Boten an den Kaiser, entdeckte ihm die Verschwörung mit allen ihren Theilnehmern und bat um Verzeihung. Diese erhielt er noch, ehe ihn der Tod ereilte. Er starb auf seiner Burg Bodman am Bodensee etwa zu derselben Zeit, als der Kaiser aus Italien nach Deutschland zurückkehrte. Sterbend hatte Welf noch einmal öffentlich seine schwere Schuld bekannt und zur Beruhigung seines Gewissens die Mönche des Klosters Weingarten bei Altorf zu Erben seines großen Alodialvermögens eingesetzt. Mit ihm starb der Mannsstamm eines uralten deutschen Fürstenhauses aus. Es überlebten ihn aber seine Mutter Irmingard und seine Schwester Kunigunde; letztere dem Markgrafen Azzo aus dem Geschlecht der Este in Italien vermählt. Diese Frauen dachten anders von der Zukunft ihres Hauses, als der sterbende Welf; sie erkannten das Testament desselben nicht an und führten Kunigundens Sohn Welf eiligst nach Schwaben. Hier übernahm der junge italienische Fürst die alten Erbgüter der Welfen, behauptete sie gegen die Ansprüche der Mönche von Weingarten, und pflanzte den Namen und die Macht des welfischen Hauses auf die Nachwelt fort.

Dem Kaiser, der inzwischen nach Deutschland geeilt war, gelang es seinen Oheim unvorbereitet in Regensburg zu überfallen, er bemächtigte sich sofort seiner Person und stellte ihn alsbald vor das Gericht der Fürsten. Vergeblich suchte Bischof Gebhard die schwere Schuld zu leugnen; des Hochverraths überführt, wurde er zu strenger Haft verurtheilt. Auch über die anderen Verschwornen wurden schwere Strafen verhängt und ihr Vermögen eingezogen. Der Mordplan war im Keime erstickt, und mit der rücksichtslosen Strenge, die ihm eigen war, hatte der Kaiser seine Feinde vernichtet. Wie jenseits der Alpen hatte er auch auf deutschem Boden von Neuem Furcht und Schrecken unter Allen verbreitet, welche sich der kaiserlichen Macht in den Weg stellten; aber an Liebe und Zuneigung hatte er weder hier noch dort gewonnen.

Von Baiern begab sich der Kaiser im December nach Schwaben und feierte das Weihnachtsfest zu Zürich. Eine wichtige Angelegenheit für sein Haus führte ihn hierher; es galt die Verlobung seines einzigen Sohns und des Nachfolgers im Reiche mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Odo von Susa. Berthas Mutter Adelheid stand der kaiserlichen Familie und den deutschen Verhältnissen seit langer Zeit nahe; sie war in erster Ehe mit dem Stiefbruder des

Kaisers, Herzog Hermann von Schwaben, vermählt gewesen und 1055
war eine Schwägerin jenes Otto von Schweinfurt, der jetzt das Herzogthum Schwaben zu Lehn trug. Ihrem Gemahl hatte sie die Markgrafschaft ihres Hauses zugebracht und als eine Frau männlichen Geistes sich dabei auf die Geschäfte einen großen Einfluß bewahrt. Ihre Macht schien allein der Stellung der Beatrix das Gleichgewicht halten zu können, wenn diese einst nach der Lombardei zurückkehren sollte; deshalb mußte die Verbindung seines Sohns mit Adelheids Tochter für den Kaiser bei dem ungewissen Zustande Italiens von höchster Wichtigkeit sein. Politische Rücksichten knüpften das Geschick zweier Kinder aneinander, denen beiden aus diesem Bunde in der Folge schwere Leiden erwuchsen. Mit der Verlobung seines Sohns schlossen sich die Maaßregeln ab, welche der Kaiser traf, um Italien sich und dem deutschen Reiche zu sichern.

Seinen schlimmen Oheim ließ der Kaiser in Schwaben zurück, wo er zuerst auf der Burg Wülflingen im Thurgau, dann in Stoffeln im Hegau in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Heinrich selbst nahm im Anfange des Jahrs **1056** seinen Weg den Rhein 1056.
hinab nach den fränkischen Gauen. Hier ereilte ihn die Nachricht, daß am **11.** Februar Erzbischof Hermann von Köln aus dem Leben geschieden sei. Nicht ohne Kummer waren die letzten Tage des einflußreichen Kirchenfürsten gewesen, der zwei seiner nächsten Verwandten in die Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt gesehen hatte; daß Hermann selbst irgend einen Antheil an derselben gehabt, berichten weder die Quellen noch ist es nach seiner Stellung gegen den Kaiser glaublich. Der Nachfolger Hermanns wurde Anno, der Probst des vom Kaiser begründeten Stifts St. Simon und Juda zu Goslar; gegen Ende des Februars ertheilte ihm Heinrich in Koblenz die Investitur und am **3.** März erhielt Anno in Köln die Weihe. Wie es scheint, durch den Verrath seines Oheims gewarnt, hatte Heinrich das reiche und mächtige Erzbisthum, dessen Einfluß schon die Bedeutung von Mainz überwog, nicht abermals einem fürstlichen Manne verliehen. Anno stammte aus einem ritterlichen, aber nicht hochadligen schwäbischen Geschlechte, das sich von der Burg Steußlingen nannte. Seine Eltern hatten ihn für das weltliche Leben bestimmt, doch bewog ihn einer seiner Oheime, der Domherr in Bamberg war, heimlich das elterliche Haus zu verlassen und nach Bamberg zu gehen. Hier trat er in den Dienst der Kirche und leitete einige Zeit die Stiftsschule. Seine Kenntnisse, sein strenger Lebenswandel und seine gebietende Persönlichkeit lenkten zeitig den Blick

1056. hochstehender Männer auf ihn; so wurde er endlich auch dem Kaiser bekannt und kam an den Hof. Der Kaiser würdigte die hervorstechenden Gaben des in jeder Beziehung bedeutenden Mannes; er übertrug ihm sogar die Leitung des Stifts, das er als seine eigene Schöpfung mit besonderer Vorliebe pflegte. In so hohem Maaße rechtfertigte in dieser Stellung Anno das Vertrauen des Kaisers, daß er ihm jetzt einen Bischofsstuhl übergab, der ihn den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte. Die Kölner spotteten ihres neuen Bischofs; an Brun gedenkend, den Bruder Ottos des Großen, fragten sie, wer dieser Schwabe wäre und was er dem Erzstifte Großes zu bieten vermöge. Sie sollten bald erkennen, daß ein hochstrebender, ehrgeiziger Sinn ihn beseelte, der ihn auf andere Bahnen trieb, als Brun einst betreten hatte, aber doch seinen Namen den ruhmreichsten zur Seite stellte, welche Köln aufweisen konnte. Schnell genug zeigte sich, wie wenig Anno, auf den Gipfel kirchlicher Ehren gelangt, dem Kaiserthum sklavisch zu dienen gewillt war; schon gleich nach seiner Erhebung gerieth er mit dem mächtigen Herrscher in Zerwürfnisse, der ihn erhoben hatte. Ein verhängnißvoller Tag für die Geschichte des Kaiserhauses und Deutschlands war es, als Anno zu Koblenz die Investitur empfing.

Aus den rheinischen Gegenden zog der König gegen Ostern nach Sachsen. Das Fest feierte er zu Paderborn und kehrte nach demselben nach Goslar zurück, welche Stadt er als seine Hauptresidenz betrachtete. Nur wenige Wochen verlebte er hier, um dann abermals seinen Weg nach dem Westen zu nehmen.

c. Das Ende Heinrichs III.

Die drohendsten Gefahren waren glücklich beseitigt, aber mit Befriedigung konnte der Kaiser unmöglich auf den Zustand des Reichs blicken. Untreue, Auflehnung und Verrath waren ihm überall diesseits wie jenseits der Alpen entgegengetreten; bei aller Macht, die ihm zu Gebote stand, schien es eine fast unlösbare Aufgabe, die großen Vasallen länger im Gehorsam zu erhalten. Heute am Ende langer Sorgen und Mühen, fand er sich morgen wieder in andere und schlimmere Wirren verwickelt. Um so besorglicher waren aber die inneren Kämpfe, als die Widersacher des Kaisers niemals Anstand nahmen sich mit den äußeren Feinden des Reichs zu verständigen und an der östlichen und westlichen Grenze neue Unwetter drohend aufzogen.

Daß Ungern unbezwungen geblieben war und nicht einmal durch einen Frieden seine Verhältnisse mit dem Kaiser geordnet hatte, mußte auf die Machtstellung des Reichs im ganzen Osten nachtheilig wirken. Kaum hatte Herzog Spitihnew Böhmen als Lehen des Reichs empfangen, so suchte er schon das Joch der Deutschen abzuschütteln. Er vertrieb seine deutsche Mutter und die deutsche Aebtissin von St. Georg; alle Anordnungen seines Vaters griff er an und überzog seine Brüder in Mähren mit Krieg. Erst als diese mit ihrer Mutter bei dem König von Ungern Beistand fanden, schloß er sich wieder enger an die Deutschen an. Wichtiger noch war, daß zu derselben Zeit die Kämpfe mit den Liutizen von Neuem ausbrachen, deren Macht noch vor Kurzem ihrem völligen Ruin entgegenzugehen schien. Denn mit Freude mußten es die Deutschen sehen, wie die vier Stämme der Liutizen endlich selbst untereinander in Streit geriethen. Die Redarier, in deren Lande das Heiligthum das Radigast lag, hatten eine Anerkennung ihrer Oberherrschaft von allen Stämmen verlangt, aber bei den Circipanern hartnäckigen Widerstand gefunden. So war ein innerer Krieg entbrannt, in welchem die Circipaner in drei Schlachten Sieger blieben. Die Redarier suchten indessen in ihrer Bedrängniß den Beistand der Christen nach, der ihnen nicht versagt blieb. Ein großes Heer des Dänenkönigs, des Sachsenherzogs und des Abodriten Godschalk zog ihnen zur Hülfe, welches sie sieben Monate lang in ihrem Küstenlande unterhielten. Einer so überlegenen Macht beugten sich zuletzt die Circipaner; sie erkauften um 15,000 Pfund von den christlichen Fürsten den Frieden. Die Macht Godschalks dehnte sich unter den Wenden weiter und weiter aus, und das Christenthum gewann bereits auch unter den liutizischen Wenden Verbreitung. Dennoch trat, während der Kaiser 1055 in Italien verweilte, ein gewaltiger Umschwung der Dinge ein. Die Liutizen fielen in das Heidenthum zurück, ergriffen die Waffen gegen die Sachsen und stürmten gegen die Grenzen des Reichs an. Das Kriegsvolk in den Marken rückte den andringenden Wenden entgegen und lieferte ihnen eine Schlacht. Ihr Ausgang war für die Wenden günstig; viele Deutsche fielen im Kampfe oder geriethen in die Gefangenschaft der Feinde. Als der Kaiser im Mai nach Goslar kam, mußte er vor Allem an die Vertheidigung der sächsischen Grenze und die Abwehr der Liutizen denken. Er bot das sächsische Heer auf und übertrug die Leitung desselben dem Markgrafen Wilhelm von der Nordmark und dem Grafen Dietrich von Katelenburg.

1056.

Der Kaiser selbst hatte beschlossen nach dem Westen zu ziehen,

1056. wo die Dinge noch immer ein sehr bedenkliches Ansehen hatten. Gottfried hatte im Jahre 1055 mit Balduin von Flandern Antwerpen angegriffen und beharrte, obwohl sein Angriff durch Herzog Friedrich und die Niederlothringer zurückgewiesen war, auch jetzt in feindlicher Stellung. Der Kaiser besorgte Nichts mehr, als daß König Heinrich von Frankreich, der unmöglich freundliche Gesinnungen bei den Uebergriffen des Kaisers gegen ihn hegen konnte, mit seinem Schwager Balduin und Gottfried gemeinschaftliche Sache machen möchte; er wünschte deshalb eine Verständigung mit dem König und verabredete eine Zusammenkunft mit ihm an den Grenzen ihrer Reiche. Gegen Pfingsten brach der Kaiser nach Lothringen auf und traf bei Ivois mit König Heinrich zusammen. Viele und zum Theil nicht ungerechte Beschwerden hatte der Franzose gegen den Kaiser; der Zeitpunkt war gekommen, wo er glaubte frei mit denselben hervortreten zu können. Er hielt die Stellung des Kaisers für so gefährdet, daß er selbst die Ansprüche seiner Vorfahren auf Lothringen in Erinnerung zu bringen wagte. Er verlangte die Auslieferung des Landes, das seinem Reiche hinterlistig, wie er behauptete, durch die früheren Kaiser entzogen sei, indem er sich zugleich in Schmähreden gegen den Kaiser ergoß, der ihn oftmals durch falsche Versprechungen betrogen habe. Welche Sprache und welche Forderungen gegen einen Kaiser, welcher die Welt mit dem Glanz seiner Thaten erfüllt hatte und dessen Anrecht auf Lothringen mindestens ebenso vollwichtig war, als das des neidischen Nachbars im Westen! Mannhaft trat der Kaiser den eitlen Ansprüchen des Franzosen entgegen; er erbot sich sein gutes Recht durch einen Zweikampf mit dem Könige, durch ein Gottesurtheil darzuthun. Einstmals hatten sich die Franzosen selbst auf ein Kampfgericht der Fürsten berufen*); jetzt aber war ihr König nicht gemeint den Ausgang desselben zu erwarten. Er entfernte sich heimlich in der folgenden Nacht.

Das unverzagte Auftreten des Kaisers scheint selbst Gottfried imponirt zu haben; denn bald darauf ergab er sich dem Kaiser und stellte sich ihm in Person. Schon als der Kaiser am 30. Juni zu Trier sich aufhielt, finden wir Gottfried am Hofe. Die Bedingungen der Unterwerfung sind nicht bekannt, aber wohl muß des Kaisers Gemüth zur Nachsicht gestimmt gewesen sein; denn Gottfried ging ohne Strafe aus und erhielt seine Gemahlin und seine Stieftochter

*) Band I. S. 553.

zurück. Auch sonst zeigte sich der Kaiser damals ungewöhnlich milde. 1056.
Bischof Gebhard, bereits der Haft entlassen, kehrte begnadigt nach Regensburg zurück. In gleicher Weise wurde Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, vom Kaiser begnadigt, und auch andere Verschworne erhielten Verzeihung. Nachdem Heinrich durch solche Versöhnlichkeit Lothringen glaubte beruhigt und die innere Lage des Reichs gebessert zu haben, kehrte er durch Ostfranken und Thüringen nach Sachsen zurück und war im Anfange des Septembers wieder zu Goslar.

Eine trübe Stimmung brachte der Kaiser von der Reise heim. Immer klarer mußte ihm werden, wie er die Höhe nicht behaupten konnte, die er in den ersten Jahren seiner Regierung erstiegen hatte; nicht sowohl in dem Gefühl der Sicherheit hatte er Gnade für Recht den Majestätsverbrechern angedeihen lassen, wie in der Erkenntniß, daß er mit straffangezogenem Zügel das Fürstenthum nicht mehr bändigen könne. Auch im Volke hatte er auf seiner Reise überall tiefen Mißmuth gefunden; denn abermals waren schwere Leiden über das Land gekommen: Mißwachs, Theuerung und in Folge derselben Seuchen und große Sterblichkeit.

Der Trübsinn blieb der unzertrennliche Begleiter des Kaisers, und mit ihm wuchs die Sehnsucht nach dem Papste, der wiederholten dringenden Einladungen des Kaisers folgend die Alpen bereits überstiegen hatte. Als er am 8. September gen Goslar kam, wurde ihm von seinem kaiserlichen Freunde ein überaus prächtiger Einzug bereitet, zu dem fast alle Fürsten des Reichs beschieden waren. Aber ein Platzregen vereitelte die Feste des Empfangs; nicht in pomphafter Procession konnte der Papst sich dem Dome nahen, sondern in eiliger Flucht mußten er und sein Gefolge sich vor dem Unwetter bergen. Dem Kaiser war die Freude versagt worden, den Nachfolger Petri so aufzunehmen, wie er gewünscht hatte. Uebrigens fand Victor, obwohl er alsbald mit neuen Anforderungen für das römische Bisthum hervortrat, beim Kaiser die äußerste Willfährigkeit und Ergebenheit; denn mehr als je glaubte Heinrich die Dienste des Oberhaupts der Kirche beanspruchen zu müssen. Vom Papste begleitet, begab er sich wenige Tage darauf nach seiner Pfalz Bodfeld im Harz, um dort nach seiner Gewohnheit der Waidlust obzuliegen. Aber kaum war er hier angelangt, als eine neue schlimme Nachricht ihn erreichte und seinen Geist überwältigte.

Das sächsische Heer war, nachdem es über die Elbe gegangen, von den Liutizen in der Nähe der Havelmündung bei Prizlawa ein-

1056. geschlossen und vollständig vernichtet worden. Markgraf Wilhelm und Graf Dietrich hatten im Kampfe das Leben eingebüßt, fast alle ihre Begleiter durch das Schwert der Wenden oder auf der Flucht im Wasser den Tod gefunden. Am 10. September war die Niederlage erfolgt; an sich schmerzlich genug, aber doppelt furchtbar bei der gefährdeten Lage des Reichs. Die Nachricht davon warf den Kaiser auf das Krankenlager; es ergriff ihn ein hitziges Fieber. Seine Gesundheit, längst erschüttert und durch die Leiden der letzten Jahre mehr und mehr zerrüttet, war einem neuen Stoß nicht mehr gewachsen. Die Kunst der Aerzte versagte, und er selbst fühlte bald, daß seine letzte Stunde nicht fern sei.

Der Kaiser durchschaute klar, in welchen Gefahren er das Reich seinem Knaben hinterließe. Er traf deshalb Veranstaltungen für die Zukunft, bei denen er sich bemühte auszugleichen, was auszugleichen war, und alle Feindseligkeiten beizulegen suchte, die seine letzten Jahre beunruhigt hatten. Eine ungewöhnlich große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten umgaben den sterbenden Kaiser, unter ihnen war außer dem Papst und dem Patriarchen von Aquileja auch Bischof Gebhard von Regensburg, der seinem kaiserlichen Neffen noch vor Kurzem nach dem Leben getrachtet hatte. Der Kaiser verzieh ihm und verzieh allen seinen Feinden, er erließ den Majestätsverbrechern die verwirkten Strafen und gab die eingezogenen Güter theils selbst unmittelbar den früheren Besitzern zurück, theils beauftragte er damit seine Gemahlin; auch Herzog Gottfried sollten seine confiscirten Güter zurückgegeben werden. Mit einem großen Act vollständiger Amnestie wollte Heinrich sein Regiment beschließen. Er ließ dann vom Papst und allen anwesenden Bischöfen und Fürsten noch einmal Heinrich als seinen Nachfolger anerkennen und empfahl seine Gemahlin, der nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufallen mußte, vor Allem der Unterstützung des Papstes. Nachdem er darauf seine Sünden in Gegenwart der gesammten hohen Geistlichkeit gebeichtet und die Absolution erhalten hatte, hauchte er seinen letzten Athem aus. Es war am 5. October 1056, als so zu Bodfeld auf den Höhen des Harzes ein Kaiser aus der Zeitlichkeit schied, dessen Name lange weithin durch das Abendland mit Furcht und Zittern genannt war. Heinrich III. starb jung nach einem thatenreichen Leben; er hatte das neununddreißigste Jahr noch nicht erreicht, aber siebzehn Jahre das Reich regiert und neun Jahre die Kaiserkrone getragen. Seine Regierung, in welcher die kaiserliche Gewalt culminirte, ist eine der denkwürdigsten unserer Geschichte.

Für das Seelenheil des Verstorbenen war man verschwenderisch 1056.
mit guten Werken, mit Seelenmessen und reichen Spenden an die Armuth. Die Kaiserleiche schaffte man an den Rhein, und die Kaiserin und der Papst sorgten für eine des großen Fürsten würdige Bestattung. Am 28. October wurde Heinrich III. in dem noch unvollendeten Dom zu Speier neben seinen Eltern beigesetzt. Es war sein Geburtstag; absichtlich gab man ihn an dem Tage der Mutter Erde zurück, an dem er sich Gisela's Schooß entwunden hatte. Von Speier führte der Papst den kleinen König nach Aachen und erhob ihn dort unter großen Feierlichkeiten auf den Stuhl Karls des Großen.

Unsere Annalen melden Nichts von den Eindrücken, welchen Heinrichs Tod in dem deutschen Volke hervorrief, selbst die Hofpoesie verstummte diesmal: es scheint fast, als sei das Ereigniß für Worte zu groß gewesen. Wie schwer die Kaiserin den Schlag empfand und welche Besorgnisse sie hegte, zeigt ein Brief, den sie bald nach ihres Gemahls Tode an den Abt von Cluny erließ. „Meine Leier — schrieb sie — ist zur Trauer gestimmt, und wenn ihr mir Freude und Jubel durch euren Brief bereitet habt, so antworte ich euch jetzt mit Seufzen und Wehklagen. Mein Herz, von Leid verzehrt, schaudert davor zurück, euch mein ganzes Unglück zu schildern, und das eilende Gerücht wird euch ohnehin davon unterrichtet haben. Empfehlet also, ich bitte euch, da ihr meinen Herrn und Gemahl nicht habt im Fleische erhalten wollen*), mindestens den Todten mit euren Brüdern der Gnade Gottes und erwirket, daß euer Pathe ihm lange im Reiche als Erbe folge und in Gottes Wegen wandele. Sollten überdies in den euch benachbarten Gegenden seines Reichs sich Unruhen erheben, so suchet sie durch euren Einfluß beizulegen."

Eine Erzählung des Cardinals Humbert, der damals den Papst in Deutschland begleitete, läßt keinen Zweifel darüber, daß auch die niederen Klassen des Volks den Heimgang des Kaisers schwer empfanden. Ein vornehmer Römer, berichtet Humbert, eilte gerade in jener Zeit nach Bodfeld, um den Papst dort zu erreichen. Ermüdet hatte er sich eines Tages in einem Dorfe der Ruhe überlassen, und hörte, als er erwachte, ein lebhaftes Gespräch unter lautem Weheruf. Der deutschen Sprache unkundig, fragte er einen seiner Begleiter nach der Ur-

*) Agnes hielt die Gebete Cluny's für allvermögend. Der freudenreiche Brief des Abts, den sie beantwortete, scheint sich auf Heinrichs Aussöhnung mit Gottfried bezogen zu haben.

1056. sache und vernahm, die Kunde von dem Tode des Kaisers sei soeben eingelaufen und erfülle die Leute mit solcher Trauer. Humbert fand diese Trauer gerecht, denn wie habgierig auch und wie unzugänglich dem armen Manne der Kaiser gewesen sei, habe er doch streng jeder Zeit über den Landfrieden gewacht. „Möchte Gott — setzte er hinzu, als er bald nach Heinrichs Tode diese Geschichte erzählte — uns Fürsten geben, die sich und ihre Unterthanen, die reichen und die armen, zu regieren vermögen, denn von diesem kleinen Königlein können wir auf lange Zeit kein Regiment erwarten."

Man sieht, allgemein herrschte die Furcht vor großen Bewegungen, und unbegründet war sie mit Nichten. Wir wissen aus den Augsburger Annalen, daß sich sofort vielfache Parteiungen gegen den Sohn des Kaisers bildeten, aber durch göttlichen Rathschluß, sagt der Annalist, zerschlugen sie sich. Der Regierungswechsel ging ruhiger vorüber, als man erwartet hatte. Die versöhnliche Gesinnung, mit welcher der Kaiser heimgegangen war, hatte bereits den Gegensatz der Parteien gemildert; die Kaiserin zeigte in ihrer bedenklichen Stellung viel Klugheit und Geschicklichkeit; vor Allem aber bethätigte der Papst in dieser Zeit auf das Glänzendste seine große Gabe, widerstrebende Geister zu versöhnen und auszugleichen. Peter Damiani läßt den Herrn zu Papst Victor sprechen: „Nach dem Abscheiden des Kaisers habe ich die Rechte des gesammten abendländischen Reichs in deine Hände gelegt." Und in Wahrheit ging nach dem Tode des mächtigsten Kaisers die höchste Gewalt in die Hände eines Papstes über; nur daß es ein deutscher Papst war, der an der Erhaltung der deutschen Herrschaft ein größeres Interesse hatte, als an der Allgewalt Roms. Was übrigens Agnes und der Papst auch thaten, es geschah Nichts ohne die Zustimmung der geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, welche auch die Erziehung des Sohnes der Kaiserin selbst übertrugen.

Die erste Sorge des Papstes war, Gottfried und Balduin völlig zu befriedigen und dadurch die Ruhe Lothringens dauernd zu befestigen. Auf einem großen Tage zu Köln wurden im December alle Streitigkeiten mit Gottfried geschlichtet. Er gelangte in den Besitz sowohl seines ererbten Vermögens, wie der reichen Hinterlassenschaft des Bonifacius; überdies scheint ihm auch bereits damals die Nachfolge im Herzogthum Niederlothringen zugesagt zu sein, nach der er so lange gestrebt hatte. Dem alten Balduin von Flandern wurden die Lehen, die er vom Reiche trug, bestätigt und sein Sohn blieb in dem

Besitz des Hennegaus. Gottfried und die Flanderer erreichten Alles, 1056.
was sie erreichen wollten.

Vom Rhein ging der Papst mit der Kaiserin und dem König nach Regensburg, wo sie das Weihnachtsfest feierten und sich um den Thron die Großen aus allen Theilen des Reichs versammelten. Auf einem großen Reichstag wurden hier die wichtigsten Angelegenheiten geordnet. Das erledigte Herzogthum Kärnthen erhielt Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich; derselbe Mann, der vor Kurzem als Majestätsverbrecher bestraft und dann begnadigt war. Baiern war noch von Heinrich III. seiner Gemahlin übergeben worden; man beließ es ihr und bestimmte, da sie schwanger war, daß es im Falle sie einen Sohn gebären sollte, auf diesen überginge. Die erledigte Nordmark wurde gleichzeitig oder schon früher dem Grafen Udo von Stade übertragen, einem Verwandten des königlichen Hauses; ihm wurde zugleich die Sicherung des Reichs gegen die Liutizen befohlen. Die besondere Regierung des italienischen Reichs fiel dem Papste, Herzog Gottfried und seiner Gemahlin Beatrix zu, die sich bald 1057.
darauf nach Italien begaben; diesmal kam Gottfried gleichsam als Bannerträger des Reichs über die Alpen. Die Dinge ordneten sich gesetzlich und ohne eine große Erschütterung, aber nichtsdestoweniger führte der Tod des Kaisers unmittelbar zu einem entschiedenen Siege des Fürstenthums über die Reichsgewalt.

Der Mittelpunkt der neuen Ordnung war unfehlbar der Papst; um so verhängnißvoller war es, daß er dieselbe nur kurze Zeit überlebte. Das Osterfest 1057 feierte er zu Rom, eben so sehr mit der weltlichen Angelegenheiten Italiens als mit der Kirche beschäftigt. Er schloß mit den Normannen einen Frieden; er erhielt überall im Lande die Ruhe. Schon im Juni verließ er wieder Rom und begab sich nach Tuscien zum Herzog Gottfried, mit dem er jetzt an einer und derselben Aufgabe zu arbeiten schien, das kaiserliche Ansehen in Italien zu erhalten. Den Cardinal Friedrich, der einst vor ihm in das Kloster geflüchtet war, den Bruder Herzog Gottfrieds, erhob er jetzt zum Abt von Monte-Casino und zum Cardinal-Priester vom Titel St. Chrysegonus in Trastevere. Wie es scheint, gedachte Papst Victor noch einmal über die Alpen zurückzukehren, aber seine Tage waren gezählt. Die Sommerhitze des Südens zog ihm ein tödtliches Fieber zu. Am 28. Juli 1057 starb er zu Arezzo in jungen Jahren; er hatte das Alter Heinrichs III. noch nicht erreicht. Seine Leiche wurde in der Marienkirche vor den Thoren Ravennas bestattet.

Victors Tod war ein Ereigniß von kaum minderer Bedeutung

1057. als das Abscheiden Heinrichs. Wohl hatte er sich ganz und gar dem heiligen Petrus gewidmet, aber er sah Roms Größe doch nur gesichert in der engsten Verbindung mit einem mächtigen deutschen Reiche. Wunderbare Fügungen hatten ihn an die Spitze der Kirche gestellt und zugleich fast alle Macht des Reichs in seine Hände gelegt; scharfer Verstand, Umsicht in den Geschäften, jugendliche Rüstigkeit und eine ungemeine Gabe, die Menschen nach seinem Willen zu lenken, eigneten ihn vortrefflich zu der außerordentlichen Stellung, die er gewonnen hatte, und man konnte mit Recht sich Großes von ihm versprechen. Aber kaum hatte er sein Werk begonnen, als ihn der Tod hinraffte. Die Mönche hatten diesen Papst nicht sonderlich geliebt, weder die Cluniacenser noch die Benedictiner von Monte Casino, deren Freiheiten er ernstlich bedrohte. Und auch Hildebrand mochte sich nicht rühmen, diesen Papst zu beherrschen, obwohl derselbe die Dienste des vielerfahrenen Mönchs nicht entbehren konnte. Zu einer Legation nach Frankreich hatte er ihn benutzt, und noch in seinen letzten Augenblicken sah er Hildebrand an seiner Seite. Die Mönche mochten leichter aufathmen, als Victor die Augen zudrückte; als ein „Gottesurtheil" bezeichnete Cardinal Friedrich den Tod des Papstes.

Niemand gewann durch dieses unerwartete Ereigniß für den Augenblick mehr als Herzog Gottfried. Zu der Erbschaft des Bonifacius in der Lombardei und zu dem Herzogthum Tuscien erhielt er jetzt auch das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, welche bisher der Papst in Händen gehabt hatte. Von einem Meere Italiens zum andern, auf beiden Seiten der Apenninen, dehnten sich seine Besitzungen aus, und überdies war er fortan der alleinige Statthalter des Reichs in Italien. Das ganze Land war in seine Hand gegeben; Jedermann fühlte dies jenseits der Alpen. Sobald die Nachricht von Victors Tode nach Rom kam, eilte Alles zum Cardinal Friedrich, der gerade dort anwesend war, und verhandelte mit ihm über die Wahl des neuen Papstes. Er wies auf Humbert, auf Hildebrand, auf andere Männer der cluniacensischen Richtung hin, aber man drang in ihn, selbst den Stuhl Petri zu besteigen. Nur schwachen Widerstand setzte Friedrich den Römern entgegen; schon am 2. August wurde er gewählt und am folgenden Tage als Stephan X. inthronisirt, ohne daß man die Bestätigung der Kaiserin abgewartet hatte. Es verbreitete sich das Gerücht, der neue Papst werde sofort seinen Bruder zum Kaiser krönen und mit dessen Hülfe die verhaßten Normannen aus Italien verjagen. Dies Gerücht war unbegründet, denn weder Gottfried noch sein Bruder konnten so schroff

mit dem deutschen Reiche brechen. Am 20. August finden wir Bischof 1057.
Anselm von Lucca, den Vertrauten Beider, am Hofe der Kaiserin zu Tribur, und gegen Ende des Jahrs kehrte Anselm, von Hildebrand begleitet, noch einmal nach Deutschland zurück. Aber Stephans Wahl war nichtsdestoweniger eine offene Verletzung des Rechts gewesen, das man Heinrich III. eingeräumt hatte, ein Angriff auf eines der höchsten Privilegien der kaiserlichen Krone; nicht sowohl in der Kaiserin, als in seinem Bruder konnten der neue Papst und seine Freunde ihren Rückhalt und ihre Stütze suchen. Gottfried, schon übermächtig, wurde so zugleich „der Bannerträger Roms“. Ließ sich von ihm erwarten, daß er sich immer in zweiter Stelle behagen würde, da die erste ihm offen zu stehen schien? Kaum allzukühn war der Schritt zum Throne, und einen Mann „wunderbarer Kühnheit“ nennen ihn die Annalen von Lobbes. Und saß nicht überdies ein Kind auf dem Throne, dessen Vater ihm die bittersten Tage seines Lebens bereitet hatte?

Offenbar stand es schwach genug seit Victors Tode mit dem Ansehn des Königs in Italien. Und schon regten sich auch die sächsischen Fürsten gegen den Sohn Heinrichs III., dessen strenges Regiment ihnen immer als Tyrannei erschienen war. Sie hielten häufig Zusammenkünfte, erzählt Lambert von Hersfeld, und bedachten die vom Kaiser erlittenen Unbilde; keine bessere Genugthuung aber meinten sie finden zu können, als wenn sie die Jugend des Königs benutzten, um ihn zu entthronen, der ohnehin ganz in die Wege des Vaters zu treten verspräche. Ein verwegener Abenteurer bot sich bald als Haupt den ungestümsten Wortführern jener Versammlungen dar. Es lebte noch ein unebenbürtiger Halbbruder des bei Prizlawa gefallenen Markgrafen Wilhelm, Otto mit Namen, der Sohn einer Wendin; er hatte bis dahin fern von der Heimath in Böhmen gelebt, kehrte aber bald nach seines Bruders Tode nach Deutschland zurück und verlangte dessen Hinterlassenschaft und die Nordmark, mit welcher des Königs Verwandter Udo von Stade bereits belehnt war. In seiner Hoffnung getäuscht, schritt er zur Gewalt und fand Freunde in Sachsen, hitziger als er selbst, die ihm nicht allein die Mark, sondern die Krone verhießen, wenn er mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte. Eine Verschwörung entstand, deren letztes Augenmerk die Ermordung des jungen Königs war. So groß schien den Getreuen in Sachsen bald die Gefahr, daß sie die Kaiserin beschworen, mit ihrem Sohn vom Rheine nach Sachsen zu kommen, um dem schlimmsten Unheil vorzubeugen. Die Kaiserin kam am 29. Juni nach Merseburg und beschied

1057. die sächsischen Großen zu sich. Otto war verwegen genug, sich mit einer dichten Schaar Reisiger selbst nach Merseburg auf den Weg zu machen, aber er stieß unerwartet mit den Grafen Brun und Ekbert, den Vettern des Königs*), auf der Straße zusammen. Beide waren ihm noch aus besonderen Ursachen verfeindet und griffen spornstreichs mit ihrem Gefolge den Verräther an. Ein hitziger Kampf entspann sich, in dem Brun und Otto hart an einander geriethen, sich vom Pferde rissen und nicht eher ruhten, als bis sie gegenseitig sich eine tödtliche Wunde versetzten. Auch Ekbert war schwer verwundet, setzte aber den Kampf fort und rächte mit furchtbaren Streichen den Tod seines Bruders. Endlich zogen sich die Aufständigen, ihres Hauptes beraubt, vor Ekberts Reisigen zurück. Die Ruhe Sachsens wurde hergestellt. Die Beschlüsse zu Merseburg wie das unglückliche Ende Otto's mochten in gleicher Weise dazu beitragen, auch mußte die Gefahr vor den Liutizen zur Einigkeit mahnen. Ein sächsisches Heer zog noch in demselben Jahr gegen diese aus und machte die Niederlage von Prizlawa vergessen; tief drang man in das Wendenland ein und zwang die Liutizen, Geißeln zu stellen und von Neuem Tribut zu entrichten. Am 7. November 1057 starb Markgraf Udo, und ohne Hinderniß folgte ihm sein gleichnamiger Sohn in der Mark.

Wie in Sachsen wurde auch in Franken der Friede gestört. Friedrich von Gleiberg aus dem Hause Luxemburg, der die Zeit gekommen glaubte, wo Alles erlaubt, hatte sich mit seinen Brüdern gegen das Reich empört. Aber die Kaiserin, von den Fürsten unterstützt, überwältigte ihn schnell und zwang ihn zur Unterwerfung. Hier wie im nördlichen Deutschland und in Italien blieb dem Scheine nach die Gewalt des Reichs noch ungebrochen bestehen, aber dennoch zeigte sich doch bereits sonnenklar, daß die Kaiserin das Regiment nur üben konnte, soweit die Fürsten ihr willig die Hand boten, und daß es Mächte gab, die stärker waren als sie und auf deren Ergebenheit sie nicht unbedingt rechnen konnte. Jener Gottfried, der einst auf dem Thurm von Gibichenstein im Kerker geschmachtet hatte, war jetzt der freiste und mächtigste Fürst im ganzen Abendlande; von ihm vor Allen hing es ab, ob das Kaiserreich und in welcher Gestalt es bestehen sollte. Mehr dem herrschsüchtigen Lothringer war die Erbschaft Heinrichs III. zugefallen, als dem Knaben, dessen kleine Hand das Scepter kaum fassen konnte, und jener zarten Frau, deren Kraft unter der Bürde der Herrschaft bald genug brach.

*) Sie waren die Söhne Liudolfs, des Sohnes der Gisela aus ihrer ersten Ehe.

15.

Rückblick.

Durch besondere Fügung des Himmels waren drei Kaiser von seltener Thatkraft sich im Reiche gefolgt; hochgesinnte Fürsten, die kein anderes Ziel des Strebens kannten, als die Macht des Reichs zu befestigen und zu erweitern. Was sie da erreicht haben, wird Niemand gering achten können; am Wenigsten dürfen es Deutsche vergessen.

Die ottonische Zeit gefiel sich auf der Höhe der Idee; sie faßte das Imperium nach seiner idealsten Bedeutung auf; aber die Realität entsprach nur zum Theil der Machtstellung, deren man sich rühmte. Ein Kaiser wie Otto III. wollte der Herr des Abendlandes sein, ohne es zu regieren. Daß ein römisches Kaiserthum mit der Selbstständigkeit, welche die Ottonen den Nationen belassen hatten, nicht bestehen könne, verhehlten sich dann Heinrich II. und die Franken nicht; in einer Welt lebend, welche den Werth realer Macht vor Allem schätzte, haben sie auch dem Imperium eine realere Bedeutung zu geben gesucht. Es gelang ihnen, soweit es jemals unter den Völkern des Abendlandes gelingen kann. Nie ist in der That das deutsche Kaiserthum mehr eine Wahrheit gewesen, als um die Mitte des elften Jahrhunderts.

Von den Reichen Karls des Großen gehorchten dem Kaiser damals außer Deutschland unmittelbar Italien und Burgund; Frankreich wahrte in ohnmächtiger Eifersucht noch seine Selbstständigkeit, aber die Axt war schon an die Wurzel gelegt, um sie zu fällen. Selbst das christliche Spanien zitterte für die Freiheit seines Bodens, den es mit Blutströmen den Ungläubigen entrissen hatte. Nirgends gab es im Westen eine Macht, welche dem Kaiserthume noch auf die Dauer eine Schranke setzen konnte. Und zugleich lagen im Osten die Reiche und Völker gebundener als jemals danieder. Ein König von Ungern hatte die Lehnshoheit des Kaisers anerkennen müssen; Böhmen diente willig; das polnische Reich, lange eine so große Gefahr für die kaiserliche Macht, erholte sich von seinem schmählichen Sturz nur allmählich, und nur im Anschluß an die Deutschen. Im Norden waren die Könige Dänemarks getreue Vasallen des Reichs, und der König der Angelsachsen hielt seine Flotte bereit, um die kaiserliche Macht gegen Rebellen zu schützen. Rings um den erhöhten Thron des Franken standen die Könige des Abendlandes in gebeugter Stellung. Kein Boleslaw Chrobry, kein Knud der Mächtige war mehr, welcher sich in selbsteigner Kraft neben den deutschen Herrn zu stellen vermochte. Und

diese Herrschaft des Kaisers war kein leerer Schein, sie machte sich aller Orten fühlbar! Dem wüsten Treiben der burgundischen Großen wurde ein Ziel gesetzt; sie mußten den Thron wieder als eine Macht über sich erkennen. Vielleicht niemals hat Italien mehr gespürt, daß es eine Provinz des deutschen Reichs war. In Ungern schützten den Lehnskönig ein baiersches Heer und baiersche Rechte. Der Däne mußte mit seiner Flotte dem Gebote des Kaisers folgen und dessen Willen vollziehen.

Wer wird bezweifeln, daß diese Herrschaft schwer von den dienenden Völkern empfunden ward. Auch zu jener Zeit hat man den Werth nationaler Freiheit gekannt; denn nicht die unentwickelten, sondern nur die entarteten Nationen achten sie gering. Aber doch war das Kaiserreich auch jetzt ein Glück für das Abendland. Neuen großen Erschütterungen hat es vorgebeugt, die germanisch-romanische Welt vor Zersplitterung bewahrt, ihre freie Entwickelung aus sich ermöglicht. Schon damals war das Abendland von einem großen Slavenreiche bedroht, und Nichts als das Kaiserthum rettete aus dieser Gefahr. Und dann — wer hat eifriger als unsere Kaiser die Ehre der Kirche herzustellen gesucht, als sie in tiefster Schmach danieder lag? Was hätten alle Mühen Odilo's von Cluny gefruchtet, hätte er nicht vier Kaiser zu Freunden gehabt? Nicht umsonst ist er immer von Neuem nach ihren Pfalzen gewallfahrt. Und war es nicht Heinrich III., welcher den Stuhl Petri aus der tiefsten Erniedrigung erhob und eine Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse und des geistigen Lebens anbahnte, auf welcher die weitere Entwickelung der Dinge beruhen sollte!

Vor Allem aber war die Macht des Reichs ein Segen für unser Volk, das Volk der Herrschaft. Erst unter dem Kaiserthum waren die Deutschen zu einem einigen Volke geworden. Die Stammesunterschiede waren nicht verwischt, sondern zu einer reicheren und in sich völligeren Einheit gemischt, und verwuchsen immer mehr in dieselbe. Der Sachse und Franke, der Schwabe und Baier wußte jetzt, daß er vor Allem ein Deutscher war. So fremd der Name dem zehnten Jahrhundert noch blieb, so geläufig wurde er dem elften. Und dieser Name gewann sogleich den schönsten und vollsten Klang; er bezeichnete das Volk der Macht, das Volk, bei dem die Entscheidung der Dinge stand, das Volk der Völker. Nie sollten wir dessen uneingedenk sein, daß es eine Zeit gegeben hat, wo unser Volk politisch fester geeint war als irgend eine andere Nation Europas und daß dies die Zeit war, wo unbestritten sein Principat im ganzen Abendland dastand.

Wohl haben die dienenden Völker damals unsere Vorfahren ein stolzes und übermüthiges Geschlecht genannt; aber hört man die Sprache ihrer eigenen Schriftwerke, so wird man den Ton hochmüthigen Trotzes und herzloser Tyrannei nicht vernehmen. Oft genug haben nachher die Deutschen in ihrer Erniedrigung von anderen Völkern maßlose Kränkung und höhnische Verachtung erfahren; sie selbst haben sich auf der Höhe des Siegs edler und maßvoller gezeigt. Aber so großmüthige Herren waren sie dennoch mit Nichten, daß sie nicht ihre Herrschaft reichlich genutzt hätten. Die Kosten der Kriege und des prächtigen Hofhalts der deutschen Fürsten haben zum großen Theil die Tribute der Ueberwundenen gedeckt; ungemessene Schätze sind aus den besiegten Ländern nach Deutschland geflossen. Es ist weltbekannt, wie reich die Bisthümer Italiens waren, und die reichsten unter ihnen haben zu jener Zeit deutsche Priester genährt. Die Erzbisthümer von Ravenna und Aquileja waren fast ohne Unterbrechung in deutschen Händen. Zwölf Jahre lang haben Deutsche auf dem Stuhl Petri gesessen: ein Sachse, ein Baier, zwei Schwaben und ein Lothringer. Zwei Jahrzehende hindurch ist die große und überreiche Mutterabtei von Monte Casino von Deutschen verwaltet worden. Der Bischof Gundekar hat uns eine Liste der damaligen Domherren von Eichstädt hinterlassen, welche zu Bisthümern gelangten; es sind vierzehn, und neun von ihnen wurden Bischöfe in Italien. Nicht allein Reichthum und Glanz fielen hierdurch deutschen Männern zu, sondern bei der einflußreichen politischen Stellung, welche die Bisthümer verliehen, war ihr Regiment zugleich eine unmittelbare Herrschaft von Deutschen über Söhne des italischen Landes.

Allerdings kam der materielle Gewinn vorzugsweise den höheren Klassen des Volks, dem Adel und Klerus, zu Gute. An den Tafeln der Prälaten schwelgte man in ausgesuchten Genüssen. Wie lustig es an den Edelhöfen herging, wie es hier an üppiger Pracht, an Spiel und Sang niemals fehlte, zeigen die Fragmente des Ruodlieb, dessen Schilderungen des ritterlichen Treibens treu dem Leben entnommen sind. Die bittersten Klagen werden dagegen zu derselben Zeit über die Armuth der niederen Leute laut. Es war freilich ein besonderes Mißgeschick, daß eine lange Reihe von Hungerjahren gerade mit der Blüthezeit unsres Kaiserthums zusammenfiel, so daß das Reich, weithin nach außen strahlend, doch im Innern die Scenen des entsetzlichsten Jammers darbot. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß der deutsche Bauer auch jetzt immer tiefer in Abhängigkeit von den geistlichen

und weltlichen Herren gerieth und seine Lage nur desto kläglicher wurde, je mehr sein Herr an Reichthum und Macht gewann.

Der Bauer hatte von den Siegen der Kaiser wenig Gewinn; einen nachhaltigeren Vortheil zog aus ihnen der deutsche Kaufmann. Die ausgedehnten Verbindungen des Reichs mußten mit Nothwendigkeit den Handel beleben. Schon waren Chur, Kostnitz und Rorschach sehr belebte Märkte. Von ihnen ging der Handel den Rhein hinab nach Worms, Mainz und Köln, Mittelpunkte eines weit verzweigten Handels und selbst volkreiche Städte. Die Kölner Kaufleute waren sehr wohlhabend, lebten in Saus und Braus von ihrem leichten Erwerb; obwohl in dem üppigen Leben der Stadt erzogen, trauten sie sich doch zu, auch im harten Schwerterspiel ihren Mann zu stehen. Schon damals war übrigens der rheinische Handel zum guten Theil in den Händen von Juden. Im Jahre 1012 wurden sie aus Mainz vertrieben, weil ihre Glaubenslehren unter Christen Verbreitung fanden; aber bald werden sie wieder zurückgeführt sein. Als Bischof Rüdiger den Handel von Speier beleben wollte, wußte er kein besseres Mittel, als Juden herbeizuziehen, denen er ausgezeichnete Privilegien in der Stadt verlieh. An der Waal war Thiel ein reicher Handelsort, der besonders seine Waaren nach England führte. Die dortigen Kaufleute waren ein wüstes und gewaltthätiges Volk, dem Trunk und der Wollust ergeben, weit und breit als Betrüger verschrieen; sie standen nicht nach dem Recht Rede, sondern richteten nach eigenen Willkühren, wozu sie vorgaben durch kaiserliche Privilegien berechtigt zu sein. Eine andere Handelsstraße zog sich seit Alters durch das östliche Deutschland; auch auf ihr belebte sich mehr der Verkehr. Die Waaren, welche man über den Brenner brachte, nahmen ihren Weg über Augsburg nach Regensburg, damals einem der wichtigsten Handelsplätze, welcher nach dem nördlichen Deutschland, wie nach den östlichen Ländern einen sehr ausgebreiteten Verkehr unterhielt. Nicht minder trieben die sächsischen Städte einen ausgedehnten Handel, theils mit dem skandinavischen Norden, theils nach den wendischen Gegenden. Aus einer kaiserlichen Urkunde vom Jahre 1038 sehen wir, daß es bereits geordnete Kaufmannsgilden in Quedlinburg, Magdeburg und Goslar gab. Erst mit dem Aufschwung des Handels kam in die deutschen Städte ein regeres Leben, entwickelte sich in ihren Bewohnern ein eigener und selbstbewußter Geist. Es währte nicht lange mehr, daß die Städte in Deutschland auch eine politische Bedeutung gewannen, welche ihnen bis dahin noch gänzlich gefehlt hatte. An dem Aufkommen der Städte hatten die allgemeinen Verhältnisse des Reichs den größten Antheil,

aber auch die Kaiser persönlich haben dasselbe begünstigt. Bamberg ist durch Heinrich II. aus dem Nichts hervorgerufen; Speier war zu einem Dorf herabgesunken, erst Konrad II. erhob es aus dem Verfall; Goslar verdankte die Bedeutung, die es eine Zeit lang behauptet hat, vor Allem dem dritten Heinrich. Man kann es nicht als eine Zufälligkeit ansehen, daß die erste politische That der deutschen Bürgerschaften eine Erhebung für das Kaiserthum war.

Den wachsenden Reichthum in Deutschland und das gesteigerte Gefühl gesicherten Besitzes zeigen die zahlreicheren und zugleich großartigeren Bauwerke der Zeit. Was die ottonische Epoche hervorgebracht hatte, war dürftig gegen die kolossalen Arbeiten, die Konrad II. und sein Sohn zu Speier und Goslar unternahmen. Nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit wollte man bauen und begann nach Plänen, deren Ausführung mehr als ein Menschenalter verlangte. Neue Ideen tauchten noch kaum in der Architektur auf; man ahmte bisweilen den Kuppelbau des Münsters zu Aachen nach, meist aber baute man Pfeiler- oder Säulen-Basiliken nach dem Muster der ottonischen Zeit. Aber man fing an verschwenderischer, massenhafter, imponirender zu bauen. Und welchen Eindruck müssen auf die Zeitgenossen Werke gemacht haben, die uns noch jetzt mit Staunen erfüllen und wenigstens in ihren riesenhaften Umfange selten übertroffen sind. Die größeren Bauten des zehnten Jahrhunderts gehörten fast sämmtlich dem sächsischen Lande an; jetzt sah man auch am ganzen Mittel- und Unter-Rhein entlang, in den Maingegenden, hier und da in Schwaben und Baiern sich Prachtbauten erheben. Mit den Kaisern wetteiferte der reiche Klerus. Eine wahre Bauwuth hatte um die Mitte des elften Jahrhunderts die Bischöfe befallen. Wo sich noch hölzerne Kirchen fanden, bauten sie steinerne; ihre Pfalzen wurden größer und prächtiger; sie befestigten ihre Städte mit stärkeren Mauern und Thürmen. Als der Kölner Bezelin zu dem Erzbisthum Bremen-Hamburg gelangte, ließ er die alte Kathedrale niederreißen, um sie nach dem Muster der Kölner herzustellen. Er starb, ehe das Werk vollendet, und sein Nachfolger Adalbert faßte alsbald einen anderen Plan; nach dem Vorbild des Doms von Benevent sollte nun die Kathedrale aufgeführt werden, und da ihm wegen des Mangels an Steinen die Arbeit zu langsam vorschritt, ließ er die Mauern der Stadt niederreißen, um ihre Steine zu nutzen. So ging es auch an anderen Orten; besonders schien dem Würzburger Klerus das Niederreißen und Neubauen gleichwie im Blute zu liegen. Als der Würzburger Domherr Heribert 1022 als Bischof nach Eichstädt kam, staunte man über

diese Liebhaberei; mit den engen und niedrigen Bauten, die er vorfand, unzufrieden, ließ er Alles niederreißen und großartiger herstellen. Er baute neue Kirchen und Klöster, neue Pfalzen, neue Castelle. Seine Nachfolger thaten es ihm indessen gleich oder übertrafen ihn noch. Ein Zeitgenosse berichtet uns, wie die armen Leute bei dieser Prunksucht der Bischöfe litten. Unablässig mußten sie Frohndienste leisten, und obwohl sie darüber das Düngen, Pflügen und die anderen Feldarbeiten versäumten, wurde ihnen doch von ihrem Zins Nichts erlassen. Mit dem Schweiß der Armuth wurden die stattlichen Kirchen errichtet, die nun schnell nach einander in den deutschen Ländern entstanden; eine ganze Reihe derselben hat Leo IX. bei seinen Rundreisen geweiht.

Der gesteigerte Luxus führte hier mit Nothwendigkeit zu besserer Uebung der Kunst, aber auch die Wissenschaften zogen aus der Macht des Reichs ihren Gewinn. Schon das war nicht gering anzuschlagen, daß man in unmittelbarer Verbindung mit Italien blieb, wo die reichsten Schätze der alten Cultur niedergelegt waren. Indem aber die Blicke diesen classischen Boden nie aus den Augen verloren, gewannen sie zugleich eine immer weitere Umschau nach anderen Seiten. Man hatte einen Gipfel erstiegen, von dem man die abendländische Welt weithin überschauen konnte. Wenn man Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen aufmerksam liest, so bewundert man, wie sehr sich seit Otto dem Großen der Gesichtskreis der Deutschen nach Norden und Osten erweitert hatte. Es konnte schon dies auf die gesammte wissenschaftliche Bildung der Deutschen nicht ohne Einfluß bleiben, aber auch anderweitig wird sich ein Fortschritt des geistigen Lebens nachweisen lassen, obschon die Entwickelung nicht ganz den großen Anfängen der ottonischen Zeit entsprach.

Man kann nicht leugnen, der Schwung und Enthusiasmus jener Zeit für die Studien war erlahmt. Viel mochte dazu beitragen, daß ihnen die Gunst des Hofs nicht mehr in gleicher Weise zugewandt war wie früher. Konrad II. hatte für die Bedeutung der Wissenschaften in sich keinen Maßstab; der zweite und dritte Heinrich waren gut unterrichtet, aber sie hatten sich andere Aufgaben gestellt, als die Pflege wissenschaftlichen Lebens. Auch sonst fehlte der Sporn der früheren Zeit. Das geistliche und geistige Leben ist enger, als man wohl meint, mit einander verbunden. Die kirchliche Mission der Ottonen war zugleich eine Mission der Wissenschaft; als jene erlahmte, erstarb auch der heilige Eifer für die Studien, und das wissen-

schaftliche Leben gerieth mehr und mehr in ein handwerksmäßiges Treiben.

Unter den Ottonen hatte der Adel angefangen für die Wissenschaft Interesse zu zeigen; aber schon unterschieden sich jetzt die jungen Herren in Deutschland dadurch von den Kindern des italienischen Adels, daß sie die Buchstaben nicht kannten. Als ein besonderer Grad von Bildung wurde es nun dem sächsischen Pfalzgrafen Friedrich nachgerühmt, daß er einen Brief selbst lesen und beantworten konnte. Die Wissenschaften kamen in den Alleinbesitz der Kirche, und die Spaltung, die ohnehin zwischen dem Klerus und der Laienwelt bestand, erweiterte sich dadurch von Tage zu Tage. Der Adel glaubte das Privilegium zu haben, sich aller Bildung zu entschlagen und zu dem wüsten Treiben seiner Altvorderen zurückzukehren. Auch nach einer anderen Seite zeigt sich das wissenschaftliche Interesse beschränkter. Im zehnten Jahrhundert hatten gerade die hochgestellten Frauen sich durch die Pflege höherer Cultur besonders ausgezeichnet. Es war die Zeit, wo eine baiersche Fürstentochter einen Abt von Sanct Gallen im Griechischen unterrichtete, wo eine andere als Aebtissin von Gandersheim ihre Nonnen in der lateinischen Prosodie unterwies und wo die Königin Mathilde ihre Dienerinnen den Psalter lesen lehrte. Die Bildung wurde so in weiteren Kreisen ein Schmuck der Frauen: Nonnen schrieben lateinische Verse, und die Kinder empfingen von klugen Mägden den ersten Unterricht; Erzbischof Bardo von Mainz hatte als Knabe bei seiner alten Wärterin Benedicta die Buchstaben und den Psalter gelernt. Die Zeit war vorüber, und wir hören fortan wohl von liederlichen, aber nicht mehr von dichtenden Nonnen. Die Kaiserinnen Kunigunde und Gisela waren hochgebildete Frauen, aber ihre Bildung entstammte noch der ottonischen Zeit. Auch die Kaiserin Agnes galt für eine Gönnerin der Studien, doch hatte sie ihre Bildung nicht in Deutschland, sondern an den Ufern der Loire erhalten.

Unter den Ottonen hatte ferner Deutschland unfraglich den Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen des Abendlands gebildet; die hervorragenden Gelehrten Frankreichs und Italiens sammelten sich an dem Kaiserhofe und erfüllten mit den Glanze ihres Genies zunächst die deutschen Gegenden. So war es nicht mehr. Berengar von Tours, Lanfrank, Petrus Damiani, die leuchtendsten Geister des elften Jahrhunderts, haben keine oder doch nur sehr vorübergehende Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe gehabt. Das wissenschaftliche Studium nahm in Italien und Frankreich seinen besonderen Gang und machte dort, man kann es nicht leugnen, schnellere Fortschritte als

bei uns. Von den Schulen der Rhetoren aus, wie sie sich immer in Italien erhalten hatten, entfaltete sich eben damals jenseits der Alpen ein freieres, unmittelbar den Bedürfnissen des Lebens zugewandtes Studium, welches eine große Zukunft vor sich hatte. In der Lombardei wandte man sich der wissenschaftlichen Bearbeitung des bürgerlichen Rechts mit Vorliebe zu, während man in Deutschland allein für das kanonische Recht Interesse verrieth und auch hierin Burchards Arbeiten fast vereinzelt dastanden. Gleichzeitig hob sich das Studium der Medicin; von der Schule in Salerno ausgehend verbreitete es sich schnell über ganz Italien und Frankreich. Die Deutschen wurden wenig oder gar nicht von ihm berührt; sie scheinen die Heilkunst den Juden überlassen zu haben, wenigstens war Konrads II. Leibarzt ein Jude. Nichts aber hat das wissenschaftliche Leben jener Zeit tiefer erregt als die dialektisch-theologischen Streitigkeiten Berengars und Lanfranks; durch sie wurde Frankreich aufs Neue der Mittelpunkt des theologischen Studiums im ganzen Abendlande. Diese Streitigkeiten haben in den lothringischen Schulen, namentlich in Lüttich, einen Nachhall gefunden, aber eine tiefere Wirkung haben auch sie auf das wissenschaftliche Leben in Deutschland damals mit Nichten geübt.

Das Studium bei uns wagte sich weniger auf neue Bahnen; es blieb auf der einmal eröffneten Straße, aber auf dieser wurde es unleugbar gefördert. Die deutschen Kloster- und Stifts-Schulen — Schulen von Klerikern für Kleriker — rühmten sich gleichzeitig einer besonderen Blüthe, und gewiß nicht mit Unrecht. Selbst im Auslande hatten sie Ansehen; Schüler kamen von dort, und man suchte Lehrer aus ihnen in die Fremde zu ziehen. Wir hören, daß sogar mailändische Kleriker in Deutschland studirten. Bekannt ist, welchen Ruf später die Schule bei S. Genovefa in Paris gewann; aber im Anfange des elften Jahrhunderts lehrte dort noch ein Lütticher Mönch, ein gewisser Hubald, der in der Folge nach Prag zog. Es war ein deutscher Papst, der in Rom das wissenschaftliche Leben wieder zu Ehren brachte; ein deutscher Abt, der in Monte-Casino das Studium unter den Mönchen von Neuem belebte.

Man trieb in den deutschen Schulen fast alle Zweige der Wissenschaft in der von der römischen Kirche überlieferten Weise; auf dieser Bahn hielt sich zunächst die deutsche Wissenschaft. Man schrieb in lateinischer Sprache, meist in einem klaren, ziemlich reinen Stil, der sich eben so frei von Ueberladung als von Dürftigkeit hält. Wir besitzen weitschichtige exegetische Compilationen aus jener Zeit, ferner apologetische Schriften, Zusammenstellungen kirchenrechtlichen Materials;

auch Abhandlungen über die Moralphilosophie fehlen nicht. Man stellte nach dem Muster des Eusebius und Hieronymus Geschichtsbücher zusammen, welche bis in die Anfänge der christlichen Zeit zurückreichten. Die astronomischen und mathematischen Studien gingen mindestens nicht unter, obschon der mathematische Unterricht dürftig genug war; in der Schule zu Eichstädt las der Lehrer lediglich ein Lehrbuch der Arithmetik vor, und es galt schon für etwas nicht Gemeines, daß er eine Seite desselben ohne Fehler zu Ende brachte. Das Studium der Musik, eben damals von Italien aus neubelebt, trieb man, da es für den Cultus eine besondere Wichtigkeit hatte, mit nicht geringem Eifer. Eine bemerkenswerthe Gewandtheit eignete man sich in manchen Klosterschulen in dem Bau lateinischer Verse an; die Hexameter jener Zeit sind nicht fehlerfrei, aber doch fließend und nicht ohne Anmuth. Bei einem Vergleich der Schriftwerke des zehnten und elften Jahrhunderts läßt sich im Allgemeinen ein Fortschritt in der Form nicht verkennen, obschon unsere Literatur an originalem Gehalt kaum gewonnen hatte.

Es war die römische, die neulateinische Literatur, die man zunächst vor Augen hatte und der man nacheiferte, aber von dem volksthümlichen Geiste zeigte sich doch auch das Studium berührt und ergriffen. Die Größe und Macht des Reichs erweckte nationale Regungen auch bei dem Mönch in seiner einsamen Zelle. Man begreift dies schon, wenn man die großen Klosterannalen jener Zeit durchblättert; denn es sind nicht mehr allein locale oder provincielle Ereignisse, welche sie melden: die großen Interessen des Reichs vor Allem bewegen den Annalisten und leiten seine Feder. Es zeigt sich hier deutlich genug, welche Fortschritte der nationale Gedanke gemacht hatte. Nicht zu verwundern ist es daher, daß man zu metrischen Compositionen lieber den Stoff aus der Zeitgeschichte oder der deutschen Sage nahm, als aus der Mythologie der Griechen und Römer; daß man endlich auch dahin gelangte, die eigene Sprache wieder als Schriftsprache zu ehren. Notker von S. Gallen war es, welcher der deutschen Prosa damals Bahn brach und sich dadurch den Ehrennamen des Deutschen verdiente. Zum Gebrauch der Schule übersetzte er einzelne Theile der heiligen Schrift und mehrere gangbare Lehrbücher in die Muttersprache und suchte sie deutsch zu erklären. Dann entstanden deutsche Schriftwerke auch zu erbaulichen Zwecken. Der Mönch Williram von Fulda, Scholasticus zu Bamberg und endlich Abt zu Ebersberg, ein naher Verwandter des Erzbischofs Heribert von Köln, war als lateinischer Dichter berühmt, aber er verlangte nach dem höheren Ruhm, die deutsche

Prosa zu bilden; um das Jahr 1040 schrieb er seine Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes. Die Mischung deutscher und lateinischer Worte, die er noch anwandte, scheint uns geschmacklos, aber seiner Zeit war sie neu, und das Werk wurde so bewundert, daß es nicht nur häufig abgeschrieben, sondern schon im Jahre 1057 in das Niederländische übertragen wurde. Aus derselben Zeit besitzen wir Fragmente der ersten in deutscher Sprache niedergeschriebenen Predigten und einer Beichtrede, wie ein deutsches Gebet, dessen Verfasser der baiersche Mönch Othlon ist. In diesen Schul- und Andachtsbüchern zeigen sich die ersten Lebensregungen einer deutschen Prosa wieder seit den Zeiten Karls des Großen; sie bezeichnen denn doch einen bemerkenswerthen Fortschritt in unserer nationalen Literatur *).

Wohin man den Blick richten mag, überall zeigt sich das Kaiserthum auch jetzt als eine einende, schützende, die allgemeinen Interessen fördernde Macht: was hätte man zum Segen Deutschlands und Heile der Welt mehr wünschen sollen als seine Befestigung? Aber die Aussichten dazu waren, als Heinrich III. starb, wahrlich nicht günstig.

Wäre das deutsche Fürstenthum mit der Krone einig gewesen, keine Macht der Welt hätte dem Reiche gefährlich sein können. Aber gerade in ihren ersten Vasallen hatten die Kaiser ihre ersten, ihre schlimmsten Feinde; unter ihren „Getreuen" herrschte Treulosigkeit und Verrath; kein Eid wurde schlechter gehalten als der Lehnseid, und der Lehnsverband, welcher das Reich zusammenfassen sollte, zeigte sich schon als ein überaus schlaffes und elastisches Band. Von den Zeiten Heinrichs II. an standen die Fürsten mit den Kaisern in unablässigem Zwiespalt, bald sie offen mit den Waffen bekämpfend, bald durch heimliche Intriguen den Thron unterwühlend. Man kann nicht sagen, daß ihre Klagen und Beschwerden durchaus grundlos waren. Die Hand der fränkischen Kaiser hat schwer auf ihnen gelastet; auch sie hatten Rechte, auch sie vertraten reale Interessen des Reichs und hatten in ihm eine festbegründete Stellung. Aber die Art, wie sie den Kampf mit der Krone führten, war deshalb nicht minder verwerflich. Sie haben die Ausbreitung des Reichs absichtlich gehemmt statt gefördert und unbedenklich Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die erstarkende Macht der Kaiser zu brechen; um ihrer Standesrechte willen haben sie die Interessen der deutschen Nation mit Füßen getreten. Konrad II. glaubte, daß ein starkes Kaiserreich mit diesem aufsässigen Fürstenthum nimmermehr auf die Dauer bestehen könne;

*) Als eine vereinzelte Erscheinung ist eine deutsche Urkunde vom Jahre 1070 zu erwähnen.

er schickte sich deshalb an den alten Bau des Reichs zu zerstören, um auf neuen Grundlagen ein erbliches Kaiserreich zu errichten. Aber er selbst brachte es nicht dahin haltbare Fundamente zu legen, und dem Sohne fehlten der Scharfblick und die Festigkeit des Vaters, um das Werk in dessen Sinne fortzusetzen. So wurde das Erblehen, welches eine Waffe gegen das Fürstenthum sein sollte, vielmehr zu der drückendsten Fessel für das Kaiserthum selbst. Es zeigte sich bald, daß das Kaiserthum, machtvoll genug gegen äußere Feinde, zur Vernichtung des deutschen Fürstenthums viel zu schwach war. Es konnte einzelne Fürsten besiegen, demüthigen, vernichten; nimmermehr aber die Bedeutung und Kraft des Fürstenthums selbst aufheben und brechen. Wer stand glänzender da als einst Heinrich III.? Und doch waren seine letzten Jahre ein stäter Kampf mit den deutschen Fürsten, bei welchem er sich des Siegs schließlich kaum rühmen durfte. Die Meinung, daß er in der Blüthe der Macht aus dem Leben geschieden sei, wird man aufgeben müssen.

Wenn sich das Kaiserthum bisher in allen Stürmen aufrecht erhalten hatte, so beruhte dies vor Allem auf der persönlichen Tüchtigkeit der Kaiser selbst. Es gab keine gesicherten Institutionen, kein über allen Zweifel erhabenes Recht, keine geschriebene und anerkannte Gesetzgebung, auf denen und in denen ihre Macht fußte und fest gründete. Was ließ sich nun da von dem Regiment eines Kindes erwarten, von einem Regiment, das überdies ein fremdes Weib vertrat? Man gedachte wohl damals der Zeiten Ottos III., aber man erwog nicht, daß die Gegensätze verjährter, gespannter, unüberwindlicher waren. Nicht allein die Ansprüche der Krone hatten sich bestimmter entwickelt, auch das Fürstenthum war in sich mächtiger geworden und hatte seine besonderen Interessen bei Weitem schärfer in das Auge gefaßt.

Noch immer hatte bisher das Reich an der Kirche die treueste Bundesgenossin gegen die weltlichen Fürsten gesucht und gefunden. Man kann sagen, die Kaiser hatten mit den Bischöfen das Regiment getheilt. Unter diesen stand die Kanzlei des Reichs; sie waren die ersten Räthe der Kaiser, die Gesandten des Hofes; sie führten die Heere, welche man den Herzögen nicht anvertrauen wollte; schon war zeitweise das Herzogthum Schwaben und dann das Herzogthum Baiern von Bischöfen verwaltet worden; ein Bischof war der Schatzmeister Heinrichs III. Gewiß, der hohe Klerus hatte dem Reiche die größten Dienste geleistet, aber er hatte sich dabei selbst nicht vergessen. Der Episkopat war überreich an Einfluß, Macht und Ehre geworden.

Schon begnügten sich die Bischöfe nicht mit der Grafschaft ihrer Stadt allein, sondern suchten sie in ihrem ganzen Sprengel zu gewinnen. Dem Bischof von Würzburg war dies bereits gelungen; er besaß so ein Herzogthum im östlichen Franken. Nach einem ähnlichen Herzogthum in Sachsen strebte Adalbert von Bremen und wähnte sich seinem Ziele schon nahe. Wie hätte nun der Klerus nicht auch daran denken sollen, sich die übergroße Macht, die er gewonnen hatte, dauernd zu sichern? Nicht immer waren die Kaiser mit den Besitzungen und den Privilegien der Kirche allzu ängstlich verfahren; die Bischöfe waren vor Eingriffen der Krone keineswegs geschützt. Sie waren überdies Fürsten des Reichs gleich den Herzögen und Grafen, nicht so geschieden von diesen in ihren äußeren Interessen, daß sie nicht ihnen hätten einmal die Hand reichen können, um eine gemeinsame Sache durchzukämpfen und sich gleiche Ansprüche zu ertrotzen. Schon saß auf dem Bischofsstuhle von Köln ein Anno, der fürwahr ein anderes Ziel vor Augen hatte, als ein machtvolles Kaiserthum. Und wenn die Treue der Bischöfe wankte, wer sollte dann den Thron des Knaben stützen, wer dann die Macht des Reichs erhalten?

Rings von Gefahren war das Regiment des kleinen Heinrich umdroht. Und als sich nun auch das Papstthum, welches sein Vater von dem tiefsten Sturze erhoben hatte, stolzer und kühner als je erhob, als es den Bund des Reichs mit der Kirche gewaltsam zerriß, den die Krone umstrahlenden Heiligenschein trübte, als es endlich den Aufstand gegen die geordneten Gewalten in Schutz nahm: da schien das gewaltige Kaiserreich, das ihm seine Vorfahren hinterlassen, ehe er noch zum Manne gereift war, bereits entkräftet, zerrissen und der Vernichtung geweiht. Es war die Aufgabe seiner langen, qualvollen Regierung den kaiserlichen Namen zu retten.

Quellen und Beweise.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel.

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat unter Heinrich II. und seinen nächsten Nachfolgern keine neuen Wege eingeschlagen, sondern sich nur in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter entwickelt; sie hat mehr an Breite als an Tiefe gewonnen, mehr an Masse des Stoffs, als an Kraft der Auffassung und Kunst der Darstellung. Bezeichnend ist, daß das Stammesbewußtsein immer mehr hinter dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, das lokale Interesse hinter der Theilnahme für die Reichsangelegenheiten zurücktritt; damit erweitert sich zugleich der Gesichtskreis der Geschichtsschreiber, und wie das deutsche Reich der Mittelpunkt der abendländischen Welt, wird die deutsche Historiographie der Mittelpunkt der gesammten Tradition jener Zeiten.

Am Rührigsten hatte sich vor dem Jahre 1000 die sächsische Geschichtsschreibung gezeigt; sie leitet auch zunächst in das neue Jahrhundert hinüber. Die Geschichte Heinrichs II. beruht vor Allem auf sächsischen Quellen. Die Hildesheimschen Annalen (M. G. III. 91—98) erhielten eine Fortsetzung vom Jahre 1000 bis z. J. 1022, denen sich später eine andere bis z. J. 1031 anschloß. Die Nachrichten sind kurz, lassen nirgends tiefer in den Zusammenhang der Verhältnisse schauen, sind aber doch sowohl an sich der Beachtung werth, wie durch ihre Uebertragung in andere Quellen von literarischer Bedeutung. Neben und über den Hildesheimschen Jahrbüchern stehen die Quedlinburger Annalen, bis zum Jahre 1025 offenbar von einer Hand fortgeführt (M. G. III. 78—90). Der Verfasser ist wohlunterrichtet, wahrheitsliebend und hat in seinen Annalen ein Werk hinterlassen, welches für die Geschichte jener Zeit einen großen Werth hat. Die Erzählung bricht in der einzigen und späten Handschrift, die wir besitzen, im Jahre 1025 plötzlich ab. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Handschrift, wie sie in der Mitte defect ist, so auch am Schluß unvollständig sein möchte; dennoch sind die Annalen schwerlich weiter geführt worden, da schon der getreu ihren Spuren folgende Chronographus Saxo sie nur bis z. J. 1025 benutzt hat.

Welchen Werth die Zeitgenossen auf die Arbeit des Quedlinburger Annalisten legten, erkennen wir daraus, daß Bischof Thietmar von Merseburg sich dieselben bereits um das Jahr 1012 zugänglich machte und bei seiner eigenen Chronik be-

nutzte. Von den ersten vier Büchern dieser Chronik ist im ersten Bande S. 746. 747 gehandelt worden; hier haben wir der vier letzten Bücher zu gedenken, welche die Geschichte vom J. 1002 bis z. J. 1018 fortführen. Bei allen Mängeln der Darstellung, die besonders in der Unklarheit der Anordnung und der Unbehülflichkeit der Sprache hervortreten, ist dieser Theil des Werks nicht allein für die Zeitgeschichte, sondern für das Mittelalter überhaupt eine der wichtigsten Quellen. Thietmar bietet ein ähnliches Interesse dar, wie in einer frühern Epoche Gregor von Tours. Indem ein hochgestellter und unterrichteter Mann mit voller Unbefangenheit die Erlebnisse seiner Zeit in der Ausführlichkeit eines Tagebuchs darstellt, giebt er uns zunächst ein äußerst lehrreiches Detailbild dieser Zeit selbst, läßt uns aber zugleich auch vielfache Einblicke in die Vergangenheit und die spätere Entwickelung thun. Bewundernswerth ist, wie weit der Gesichtskreis dieses Merseburger Bischofs reichte. Obgleich die sächsischen Angelegenheiten und die Verhältnisse der benachbarten slawischen Stämme ihn besonders beschäftigen, faßt er doch unausgesetzt zugleich das ganze Reich in das Auge und richtet sogar seinen Blick nach allen Seiten weit über die Grenzen desselben hinaus. Bald erzählt er von venetianischen Schiffern oder von auf dem Mittelmeere herumschweifenden arabischen Seeräubern oder von dem Kaiserthrone zu Byzanz; bald erläutert er die Verhältnisse des hinsinkenden Reichs von Burgund und berührt die Zerwürfnisse in Frankreich; dann theilt er uns die wichtigsten Nachrichten über die anwachsende Macht der Dänen in England mit und deutet auf die noch ganz im Dunkel liegende Entwickelung Schwedens hin; mit besonderer Vorliebe aber behandelt er die Verhältnisse der östlichen Völker, indem er über Polen, Böhmen und Rußland uns unschätzbare Nachrichten mittheilt. Wenn ein Mann von mäßiger Begabung, wie es unfraglich Thietmar war, seine Aufmerksamkeit über so weite Länderstrecken erstrecken konnte, so begreift sich leicht, wie sehr man irrt, wenn man sich den Horizont der Deutschen im elften Jahrhundert engbegrenzt vorstellt. Man hat Thietmar bald Mangel an Wahrheitsliebe und namentlich Parteilichkeit für Heinrich II., bald allzu große Leichtgläubigkeit vorgeworfen, ihn entweder für einen Hofmann oder einen Einfaltspinsel gehalten und demnach die Richtigkeit seiner Mittheilungen zu bestreiten gesucht. Die tiefere Forschung wird nach unserer Ueberzeugung mehr und mehr ihn rechtfertigen, wie sie Herodot und Gregor von Tours gerechtfertigt hat, und vor Allem Thietmars Wahrhaftigkeit zur Anerkennung bringen; man wird dann auch einsehen, daß Stellen, welche man bisher als leere Phrasen zur Seite liegen ließ, nicht ohne Sinn und Bedeutung sind. Thietmar ist im Ganzen der klar ausgeprägte Typus eines sächsischen Bischofs jener Zeit; er ist keiner der begabtesten unter seinen Amtsbrüdern, noch einer der einflußreichsten in Kirche und Staat, aber einer der ehrlichsten und wohlmeinendsten, und an Wissensdrang möchten ihn nicht Viele seiner Zeitgenossen übertroffen haben. Heinrichs II. Verdienste erkennt er in hohem Maaße an, aber ein blinder Anbeter desselben ist er mit Nichten (VII. 51). Durch Bethmanns scharfsinnige Untersuchungen ist festgestellt, daß Thietmar die ersten fünf Bücher der Chronik und den größern Theil des sechsten bereits i. J. 1012 vollendete. (Man bemerke besonders das VI. c. 40—50 öfters wiederkehrende hoc anno und in priori aestate.) Im Jahre 1014 vollendete Thietmar dann das sechste Buch, im Jahre 1017 das siebente; das letzte schrieb er erst in seinem Todesjahre 1018. Die Darstellung, in den früheren Büchern ziemlich frei in Bezug auf Chronologie, wird später streng annalistisch. Ueber die Ausgabe von Lappenberg (M. G. III. 733—871) und die

in manchen Beziehungen mangelhafte Uebersetzung von Laurent vergleiche man Band I. S. 747.

Die Corveier Annalen (M. G. III. 5) wurden in dieser Zeit nur in dürftiger Weise fortgeführt und enthalten nur Nachrichten von lokalem Interesse. Von anderen sächsischen Annalen aus den ersten Jahrzehenden des elften Jahrhunderts ist nichts bekannt. Nur zwei in Sachsen damals abgefaßte Biographien sind noch der Erwähnung würdig: die jüngere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde und das Werk des Thankmar über Bernward von Hildesheim; das letztere (M. G. IV. 757—781) bietet auffallender Weise über die Zeit Heinrichs II. weniger genaue und wichtige Nachrichten dar, als für die Geschichte Ottos III. Man vergleiche B. I. S. 745. 748.

Die lothringische Geschichtsschreibung behielt unter Heinrich II. jenen eigenthümlich lokalen Charakter, welchen wir schon früher bezeichnet haben. Die Lütticher Annalen werden fortgesetzt (M. G. IV. 13—18); Constantin, der Abt des Klosters Symphorian bei Metz, schreibt eine Lebensbeschreibung des Bischofs Adalbero II. (M. G. IV. 659—672); Alpert, ein Mönch desselben Klosters, componirt um 1022 das merkwürdige Buch de diversitate temporum, welches obschon auch vorherrschend von provinciellem Interesse, doch für die Zeit- und Sittengeschichte recht belangreich ist. Als Alpert sein Buch schrieb, lebte er nicht mehr in seinem Kloster, sondern war unter den Utrechter Klerus aufgenommen. Er hatte einst die Absicht gehegt das Leben Heinrichs II. ausführlich zu beschreiben, stand aber davon ab, als er seinen eignen Bischof sich dieser Arbeit zuwenden sah. Dies war Adalbold, der als Kirchenfürst, Staatsmann und Gelehrter sich gleichen Ruhm gewann. Im Kloster Lobbes ausgebildet, war Adalbold zu Gerberts Zeiten in Rom gewesen und hatte nach seiner Rückkehr in solchem Grade sich die Gunst Heinrichs II. gewonnen, daß dieser ihm den Bischofsstuhl zu Utrecht im Jahre 1010 übergab. Die damals in Lothringen um sich greifenden cluniacensischen Tendenzen scheinen auch Adalbold erfaßt zu haben, da er in seinen letzten Jahren Mönch wurde. Er starb am 27. November 1027. Auf eine Stelle des Alpert gestützt (I. 5), hat man bisher angenommen, daß Adalbold sein Buch vor dem Jahre 1021 vollendet und mindestens bis zur Eroberung von Metz (1012) fortgeführt habe. Wenn man aber in der bezeichneten Stelle „comprehendit“ als Präsens faßt, ist diese Auffassung derselben keineswegs nothwendig, und auch aus anderen Gründen wird wahrscheinlich, daß Alpert und Adalbold gleichzeitig arbeiteten, letzterer aber mit seiner Arbeit nie weiter gedieh, als sie jetzt in der spätern Abschrift vorliegt, aus welcher sie Waitz in den M. G. IV. 683—695 herausgegeben hat. Umarbeitung und Fortsetzung des Thietmar war wohl der ursprüngliche Zweck des Werks, aber Adalbold erlahmte bei demselben, wie es weder seiner eigenen Begabung noch der Entwickelung der lothringschen Historiographie völlig entsprach. Was er gegeben hat, ist nicht ohne alles Verdienst, da er einzelne nicht unwichtige Nachrichten namentlich für die italienischen Verhältnisse hinzufügte und im Ganzen die Darstellung Thietmars übersichtlicher machte; aber im Allgemeinen bietet er doch nur eine Ueberarbeitung der Erzählung, welche der Merseburger Bischof von den Ereignissen der Jahre 1002—1004 geliefert hatte und welche der Lothringer nicht einmal immer richtig auffaßte. Die Sprache Adalbolds ist weit gewandter, als die Ausdrucksweise Thietmars, aber mit rhetorischem Putz überhäuft; seine Auffassungsweise ist die des Hofmanns und unterscheidet sich wesentlich von der unbefangenen Ansicht des sächsischen Historiographen.

Die schwäbischen Klöster St. Gallen und Reichenau hatten zu Heinrichs II. Zeiten blühende Schulen, aber der Kaiser stand den Schwaben fern und gab ihnen wenig Veranlassung sein Andenken zu verherrlichen. Andere Wissenschaften blühten in diesen Klöstern; die Geschichtsschreibung lag danieder. Wir besitzen Nichts von historischen Aufzeichnungen aus Schwaben aus dieser Zeit als einige dürftige Nachrichten in den Annales Sangallenses maiores (M. G. I. 81. 82) und in den Annales Heremi (M. G. III. 144. 145). Die letzteren, im Kloster Einsiedeln niedergeschrieben, sind trotz ihrer Einsilbigkeit äußerst wichtig und bisher zu wenig beachtet worden; auch die etwas ausführlicheren Aufzeichnungen der Annalen von St. Gallen zum J. 1022 sind zu bemerken.

Um die Erweckung des wissenschaftlichen Lebens in Baiern hat sich Heinrich II. große Verdienste erworben, und hinreichende Beweise liegen vor, daß man jetzt auch dort anfing mit Eifer die klassischen Studien zu treiben und nach antiken Mustern poetische Stoffe bearbeitete. Aber die Geschichtsschreibung gewann erst ein Jahrzehend später dort ein selbstständiges Leben. Selbst die engere Verbindung, in welche Altaich mit Hersfeld im Jahre 1008 kam, übte in dieser Beziehung keine augenblickliche Wirkung, da die Geschichtsschreibung hier wie in den anderen fränkischen Klöstern schon so gut wie erstorben war. Abt Godhard von Altaich scheint erst zu Hildesheim eine Vorliebe für die historischen Studien gefaßt und sie von dort nach seinem Kloster verpflanzt zu haben; da er aber im Jahre 1022 zu diesem Bisthum gelangte, konnten die so erweckten Studien in Baiern noch nicht zu Heinrichs II. Zeiten Früchte bringen. Unter Godhard wurden die Hildesheimschen Annalen von mehreren Verfassern fortgesetzt, zugleich aber wurden sie mit den alten Hersfelder Annalen der Stamm von Altaicher Annalen, welche uns in den späteren Annales Altahenses noch im Wesentlichen erhalten sind. Diese älteren Altaicher Jahrbücher begannen vom Jahre 989 und schlossen beim Jahre 1038 mit den Worten: „multae villae, fugientibus colonis, vacuae starent.“ Aventin kannte sie noch und schrieb sie in seinen Rhapsodien ab, wie man aus v. Aretins Beiträgen zur Geschichte und Literatur 1805, Maiheft p. 527 ersieht. Ein wie reger Verkehr damals zwischen Hildesheim, Hersfeld und Altaich herrschte, zeigt das Leben eines sächsischen jungen Klerikers, mit Namen Wolfhere, der sich der besondern Gunst Godhards erfreute. Er machte seine ersten Studien zu Hersfeld, ging dann zu seiner Ausbildung nach Altaich und wurde endlich Domherr zu Hildesheim. Mit Vorliebe trieb er die Geschichte und machte sich zuerst an eine Umarbeitung der Lebensbeschreibung Bernwards von Thankmar, welcher er noch eine kurze Fortsetzung gab. Diese Arbeit ist ohne erheblichen Werth mit Ausnahme des Anhangs, der in der Mon. G. XI. 166. 167 abgedruckt ist. Einige Jahre später schickte sich Wolfhere an nach dem Muster Thankmars eine selbstständige Arbeit zu unternehmen. Kein Stoff lag ihm näher als das Leben Godhards, seines Meisters, zumal er auf denselben auch durch Abt Ratmund von Altaich, Godhards Neffen, hingewiesen wurde. Bald nach dem Tode Godhards im Jahre 1038 begann Wolfhere die Arbeit, welche er aber nicht ganz vollendete, wahrscheinlich weil sie ungeachtet vielfachen Nachbesserns ihm nicht genügte. Sie ist nachher fast vergessen worden und erst neuerdings durch Pertz aus der eigenen Handschrift des Verfassers an das Licht gezogen (M. G. XI. 167—196). Trotz mancher lästigen Digressionen über aus Thankmar hinreichend bekannte Verhältnisse und trotz einer gewissen Breite der Darstellung ist diese Arbeit Wolfheres von nicht geringem Interesse und für die Regierungsgeschichte Kon-

rads II. eine der wichtigsten Quellen. Der Verfasser zeigt ein sehr lebhaftes Gefühl für die Zeitereignisse und giebt seine Eindrücke lebendig und anschaulich wieder; besonders unterrichtend ist das Buch über die Verhältnisse des Erzbischofs Aribo von Mainz. In seinen reiferen Jahren hat dann Wolfhere sich noch einmal an eine Lebensbeschreibung Godhards gemacht, indem er seine frühere Arbeit vollständig umarbeitete und nun zu Ende führte. In literarischer Beziehung verdient dieses spätere Werk unbedingt den Vorzug, aber für die Geschichte ist es weniger unterrichtend, da die Frische und Lebendigkeit des ersten Wurfs verloren ging. Es ist im Mittelalter viel abgeschrieben und gelesen worden; aus einem großen handschriftlichen Apparat hat Pertz die Ausgabe in der M. G. XI. 196—218 besorgt. Die Lebensbeschreibung Godhards in beiden Gestalten widmete Wolfhere seinem Lehrer, dem Propst Albwin zu Hersfeld, welcher im Jahre 1034 Abt zu Nienburg wurde und zu jener Zeit in dem Ruf unvergleichlicher Gelehrsamkeit stand. Die enge Verbindung der neuerweckten baierischen Schulen mit den sächsischen lernen wir auch aus den Lebensumständen Arnolds, eines Mönchs von St. Emmeram in Regensburg, kennen. Dieser wißbegierige Mann aus dem edlen Geschlechte der Markgrafen des Nordgaus, begab sich nach Magdeburg, um der Unterweisung des Meginfried, des damaligen Vorstehers der dortigen Domschule, zu genießen. Er schrieb später, nach Regensburg zurückgekehrt, mehrere Schriften halb erbaulichen halb kirchengeschichtlichen Inhalts, von denen das Buch de sancto Emmerammo (M. G. IV. 543—574), um 1035 abgefaßt, einigen historischen Werth hat.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat unter Konrad II. nicht gefeiert, aber ein besonderes Interesse hat sie für ihn nicht an den Tag gelegt; dazu war er dem Klerus zu wenig ergeben, den Wissenschaften zu wenig geneigt [1]). Ein Burgunder war es, der sich verehrend dem neuen Gestirn zuwandte, welches seinem Vaterlande aufging. Der Geschichtsschreiber Konrads wurde Wipo, ein Günstling, wie es scheint, der Gisela und schon vor der Einverleibung Burgunds in den Dienst des Kaisers gezogen. Er gehörte der kaiserlichen Capelle an und wurde ohne Frage auch für den Unterricht des jungen Heinrich verwandt. Eine nicht geringe wissenschaftliche Bildung läßt sich ihm nachrühmen, dabei zeigt er sich überall als ein wohlmeinender Mann mit richtigen Anschauungen von den Pflichten des Herrschers. Das Ideal eines christlichen Kaisers, welches er sich gebildet hatte, hoffte er durch seinen Zögling einst verwirklicht zu sehen; Konrad selbst entsprach demselben nicht völlig, aber er verkannte doch nicht, welchen Glanz der heldenmüthige Kaiser durch seine Thaten dem Reiche verlieh. Wipo liebte seine Gedanken in eine poetische Form zu kleiden. Schon bei Konrads Lebzeiten trat er mit mehreren poetischen Werken auf. So überreichte er dem Kaiser ein Gedicht von hundert Versen über den Winterfeldzug im Jahre 1033 nach Burgund, dann ein anderes über dessen Thaten im Kampfe gegen die Liutizen. Auch ein poetisches Buch mit dem räthselhaften Titel Gallinarius wird angeführt und die vierte Satire aus demselben citirt. Diese Arbeiten des Wipo sind verloren gegangen; erhalten ist von seinen früheren Werken nur ein Moralgedicht, Proverbia betitelt, durch welches er dem jungen Könige, seinem Zöglinge, die Herrscher-

---

1) Ueber das Leben des Bischofs Burchard von Worms, des Lehrers Konrads II., vergleiche man Band I. S. 748.

pflichten an's Herz zu legen bemüht war. So wichtig es für die Beurtheilung Wipos ſelbſt iſt, ſo unerheblich iſt es für die Geſchichte der Zeit. Bedeutſamer wurde Wipos ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nach Konrads Tode. Wohl bald nach demſelben faßte er ein Trauerlied um den geſchiedenen Kaiſer ab, das er ſpäter Heinrich III. übergab. Mit einem andern Gedicht begrüßte er ſeinen Zögling Weihnachten 1041 zu Straßburg und lud ihn ein nach Burgund zu ziehen. Dies Gedicht führt den Titel Tetralogus, weil es in Form eines Viergeſprächs zwiſchen dem Dichter, der Muſe, dem perſonificirten Geſetz und der perſonificirten Gnade geſchrieben iſt; es iſt voll Anſpielungen auf die Zeitverhältniſſe und deshalb auch für die Geſchichte von nicht geringer Bedeutung. Vor Allem wichtig für uns iſt aber das letzte Werk Wipos, die einzige Proſaſchrift deſſelben, die Lebensbeſchreibung Kaiſer Konrads, in den Jahren 1048 oder 1049 abgefaßt und Kaiſer Heinrich III. dedicirt. Den Stoff ſchöpfte Wipo theils aus eigener Kenntniß, theils aus der kaiſerlichen Kanzlei, theils aus den Mittheilungen angeſehener Männer. Was er giebt, iſt durchaus ſelbſtſtändig und zuverläſſig; es bedurfte deſſen kaum, daß er ſeine Wahrheitsliebe ausdrücklich verſichert. Daß trotzdem manche Verſehen vorgekommen ſein können, giebt er ſelbſt zu und entſchuldigt es mit ſeinem Körperzuſtande, der ihm nicht erlaubt habe häufig in der Kanzlei nachzufragen. Auch läßt ſich nicht verkennen, daß er in einem Buche für Heinrich nicht Alles ſagen konnte, was er vom Vater wußte, und daß die Darſtellung gewiſſe höfiſche Rückſichten zu nehmen hatte. So mag er Manches aus Unkenntniß oder mit Abſicht verſchwiegen haben, aber was er giebt, verdient vollen Glauben. Die Form des Werks verräth den Dichter. Obwohl die Anordnung ſtreng annaliſtiſch iſt, erhebt er ſich doch über die Trockenheit der Annalen und erfaßt ſeinen Stoff mit lebendiger Phantaſie; nicht ſelten miſcht er Verſe ein, und ſelbſt ſeine Proſa hat häufig rhythmiſchen Fall und Reim. Man hat geirrt, wenn man bisher Konrads Regierung faſt allein nach Wipo beurtheilt hat, aber nichtsdeſtoweniger bleibt ſein Werk immer die Hauptquelle für dieſe Zeiten. — Die Proverbia des Wipo ſind in mehreren Handſchriften erhalten, nach denen ſie Pertz in den M. G. XI. 245—247 herausgegeben hat. Bei der Ausgabe des Tetralogus M. G. XI. 247—253 ſtand Pertz leider keine Handſchrift mehr zu Gebot, doch hat er den Text des Caniſius an vielen Stellen emendirt; andere Verbeſſerungen haben wir in den Noten zu begründen geſucht. Für die Lebensbeſchreibung Konrads beſitzen wir nur eine Handſchrift, welche überdies erſt dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts angehört und ſehr fehlerhaft iſt. Mit ihrer Hülfe und durch Conjectur hat Pertz in ſeiner Ausgabe M. G. XI. 254—276 den Text vielfach verbeſſert; aber an einzelnen Stellen bleibt für die Conjectur noch Raum. So iſt S. 258 Z. 36 hinter dignum zu interpungiren, dann ſtatt verbis manibus zu leſen verbis inanibus, und der Satz mit dem folgenden Gedanken zu verbinden. S. 260 Z. 37 muß noluit ſtatt voluit emendirt werden; der Gedanke iſt: Gott hat dich nicht ungezüchtigt laſſen wollen, damit du vom Himmel ſelbſt in Zucht genommen ein chriſtlicher Kaiſer würdeſt. Sehr unterrichtend über Wipo iſt die ſchöne Abhandlung von Pertz in den Abhandlungen der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1851.

Unter dem Einfluß Giſelas entſtanden die Werke Wipos; ihrer Einwirkung wird man es auch zuzuſchreiben haben, wenn die Studien in St. Gallen ſich damals mehr der Geſchichte zuwandten. Eckehard IV. unternahm unter Konrads Regierung die Fortſetzung der Kloſterchronik, welche er aber leider nicht bis auf

seine Zeit fortführen konnte. Doch hatte auch die Zeitgeschichte für die Mönche ein lebhafteres Interesse, seitdem sich Gisela selbst in die Brüderschaft hatte aufnehmen lassen. Die größeren Annalen von St. Gallen erhielten deshalb eine Fortsetzung, welche sich sowohl durch ihre Ausführlichkeit wie durch das gleichmäßigere Verfolgen der allgemeinen Zustände des Reichs vor den früheren Theilen dieser Jahrbücher auszeichnet. Der Verfasser ist unbekannt, zeigt sich aber als ein Mann von gelehrter Bildung, der gern Reminiscenzen aus der klassischen Literatur in sein Werk verflicht. Er schrieb zunächst, wie es scheint, bis zu Konrads II. Tode, setzte aber dann die Annalen bis zum Jahre 1044 fort; die unbedeutende Notiz z. J. 1056, mit welcher die Annalen schließen, wird schwerlich noch ihm beizumessen sein (M. G. I. 83—85).

Die von Wipo und den St. Gallener Annalen begonnene Arbeit nahm jener fromme Bruder Hermann auf, der damals dem Kloster Reichenau einen weithin strahlenden Glanz verlieh. Der Sohn des schwäbischen Grafen Wolferad, war Hermann schon im siebenten Jahre (1020) dem Kloster Reichenau zur Erziehung übergeben. Verkrüppelt, gichtbrüchig, auch mit der Sprache behindert, ergab er sich, von dem weltlichen Leben ausgeschlossen, ganz dem Studium und trat in seinem dreißigsten Jahre in den Mönchsstand. Man kann ihn den ersten deutschen Gelehrten im eminenten Sinne des Wortes nennen. Alle Kenntnisse, welche sich damals erreichen ließen, hat er sich angeeignet; er verstand die griechische Sprache und scheint sich auch mit dem Arabischen beschäftigt zu haben. Er schrieb über die mannigfachsten Gegenstände, und die Zeitgenossen bewunderten seine Arbeiten nicht allein wegen ihrer Gelehrsamkeit, sondern auch wegen der gewählten Darstellung. So schwer ihm das Sprechen wurde, hingen seine Jünger doch an seinen Lippen und priesen ihn als den Besten aller Lehrer; denn mit dem lebendigsten Geiste verband er ein weiches Gemüth. Erst in seinen letzten Lebensjahren scheint sich Hermann der Geschichte zugewendet zu haben; es mochte ihm ein kräftiger Anstoß sein, als er 1048 Heinrich III., den Sohn der schwäbischen Gisela, und 1049 den schwäbischen Papst Leo IX. in seinem Kloster sah. Sein Schüler Berthold berichtet glaubhaft, daß er eine besondere Lebensgeschichte Konrads II. und Heinrichs III. geschrieben habe. Wahrscheinlich war jedoch dieses Werk nur eine Umarbeitung und Fortsetzung des Wipo; früh ist es verloren gegangen, wohl nur weil es in seinem ganzen Umfange in die größere Arbeit überging, welche Hermann gleich darauf unternahm. In etwa fünf Jahren vollendete er dann seine Chronik, ein Werk bewunderungswürdigen Fleißes, die Geschichte durch alle Jahre nach Christi Geburt verfolgend. Aehnliches war schon früher unternommen worden, aber nie mit solcher Gründlichkeit und zugleich maaßvollen Beschränkung. Hermanns Chronik wurde schnell ein beliebtes Compendium der historischen Wissenschaft und verdiente es. Auf seinen Sessel gebannt, konnte Hermann nur mittheilen, was er in den Büchern fand oder was die Fama ihm zuführte; besonders verließ er sich auf die Bücher und hat selbst bei den ihm gleichzeitigen Begebenheiten sie vor Allem benutzt. Die Geschichte Heinrichs II. erzählt er nach den Einsiedler und St. Gallener Annalen, die Konrads II. nach den letzteren und Wipo. Selbstständig wird die Darstellung erst mit dem Jahre 1040, wo Hermann die geschriebenen Quellen verließen; selbst die Annalen von St. Gallen scheint er nicht bis z. J. 1044 gekannt zu haben. Mit welcher Vorsicht und Umsicht er dann aber den ihm durch mündliche Ueberlieferung zufließenden Stoff behandelt hat, kann nicht genug gerühmt werden. Niemals Augenzeuge,

berichtet er doch überall mit gleicher Zuverlässigkeit, wie ein Mann, der mitten in den großen Weltverhältnissen lebt. Man wird ihm wenig erhebliche Fehler in dem letzten Theil der Chronik nachweisen können, welche er bis in sein Todesjahr 1054 fortgeführt hat. Sein subjectives Urtheil hielt Hermann mit großer Absichtlichkeit zurück, wie er denn überhaupt seine Persönlichkeit wenig hervortreten läßt; wo seine eigene Ansicht durchscheint, ist sie weder höfisch, noch mönchisch. Er läßt meistentheils einfach die Thatsachen selbst reden, die er mit kurzen Worten in einem für jene Zeit sehr reinen Latein darlegt. Für die Geschichte Heinrichs III. wird Hermanns Chronik immer unentbehrlich sein; ein anschauliches Bild von der Persönlichkeit Heinrichs, wie es uns Wipo von Konrad hinterlassen hat, erhalten wir freilich durch Hermann nicht. Ein Gedicht auf den Ungernkrieg des Jahres 1044 schreibt Otto von Freisingen (Chron. VI. 32) Hermann zu; ob mit Recht, wird bei dem Verlust desselben kaum noch zu entscheiden sein. Nach einem bedeutenden handschriftlichen Apparat hat Pertz die Chronik des Hermann in den M. G. V. 74—133 herausgegeben; übersetzt ist sie von Nobbe in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit XI. Jahrh. 5. Band.

Hermanns Beispiel hat auf die deutsche Geschichtsschreibung sehr anregend gewirkt. Sein Schüler Berthold setzte die Chronik fort, Bernold von St. Blasien arbeitete sie um und gab ihr eine ausführliche Fortsetzung bis zum Jahre 1100, ein Mönch von St. Gallen brachte eine andere Umarbeitung zu Stande, welche sogar an vielen Orten das ächte Werk des Hermann verdrängte. Für die Regierungsgeschichte Heinrichs III. hat nur die Arbeit Bertholds ein besonderes Interesse; für die Jahre 1054—1056 ist sie unentbehrlich. Eine Handschrift des Berthold hat sich leider nicht erhalten; wir können das Werk desselben in seiner ursprünglichen Beschaffenheit meines Erachtens nur aus der von Sichard früher benutzten Handschrift von St. Gallen erkennen, welche Pertz in der Ausgabe des Berthold (M. G. V. 267—326) mit 3 bezeichnet hat. Auf das Verhältniß Bertholds zur Chronik des Bernold werde ich später zurückkommen. Eine andere Fortsetzung des Hermann haben wir in dem Chronicon Wirzeburgense (M. G. VI. p. 31); sie betrifft die Jahre 1055—1057 und ist für diese von nicht geringer Bedeutung. Ob sie in der jetzigen Gestalt, wie Waitz meint, als Fragment dasteht, ob sie ferner der erwähnten Quelle ursprünglich angehört oder nur in dieselbe übertragen ist, sei dahingestellt; jedenfalls beruht dieser Theil des Chronicon Wirzeburgense auf den Ereignissen gleichzeitigen und durchaus selbstständigen Aufzeichnungen. Vergl. Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1857. S. 56. Eine fünfte Arbeit, welche sich an Hermann anlehnt und ihn dann selbstständig fortsetzt, sind die Augsburger Annalen (M. G. III. p. 123—126); auch sie sind für die letzten Lebensjahre Heinrichs von erheblicher Bedeutung. Vergl. Waitz a. a. O. S. 58 ff. Von anderen Quellen, die aus Hermann schöpften, soll später die Rede sein.

Die schnelle Verbreitung, die Hermanns Werk fand, zeugt für die rege Theilnahme, welche um das Jahr 1050 in Deutschland für die Geschichte herrschte. In der That finden wir damals fast in allen Provinzen die Geschichtsschreibung in frischem Gange. Die annalistische Form ist mit Ausnahme von Lothringen überall die herrschende und hat sich bestimmt ausgebildet.

Die Corveier Annalen, für Konrads Regierungszeit sehr dürftig, werden in den Zeiten Heinrichs III. ausführlicher und bringen beachtenswerthe Angaben. Die Hildesheimschen Jahrbücher hören freilich mit dem Jahre 1040 auf und er-

hielten erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts eine neue Fortsetzung, bei welcher die Lücke aus den auf Hermann gegründeten Annales s. Albani[1]) ausgefüllt wurde; aber an die alten Hildesheimer Jahrbücher knüpfte damals unseres Erachtens eine neue Quelle von Bedeutung an, welche uns leider nur in mehreren Bruchstücken beim Annalista und Chronographus Saxo erhalten ist. Da diese beiden Compilatoren nicht einer von dem andern entlehnen, sondern gemeinsamen Quellen folgen, da sie ferner Beide die in Frage stehenden Bruchstücke durchaus in gleicher Verbindung mit den Hildesheimschen Annalen wiedergeben, kann man nur annehmen, daß diese Verbindung schon in der verlorenen Quelle selbst vorhanden war. Es werden demnach diese Fragmente nicht dem verlorenen Werke Hermanns von Reichenau über Konrad II. und Heinrich III. angehören, was mir schon nach ihrem speciellen Inhalte nicht wahrscheinlich ist, sondern vielmehr einer Umarbeitung und Fortsetzung der Hildesheimer Annalen, welche nach dem meist auf Sachsen und die slawischen Gegenden bezüglichen Inhalte gewiß auch in Sachsen selbst entstanden ist. Fragmente dieser verlorenen sächsischen Annalen finden sich zu den Jahren 1029—1044 bei den beiden genannten Compilatoren; die Worte der Quelle selbst giebt der Chronographus Saxo meistentheils wohl am Genauesten wieder.

In ähnlicher Weise wurden die Hildesheimer Jahrbücher dann auch in einem baierischen Kloster benutzt und fortgesetzt. Schon zu Godhards Zeiten war zu Altaich der Sinn für Geschichtsschreibung, wie wir zeigten, angeregt worden; er erhielt sich um so reger, je höher die Bedeutung des Klosters stieg, welches sogar dem großen Mutterkloster auf Monte Cassino einen Abt gab. Es entstanden nach den kleineren Annalen, die nur bis zum Jahre 1038 reichten, die großen Altaicher Annalen, vom Stiftungsjahre des Klosters 741 anhebend und die Geschichte bis zum Jahre 1073 verfolgend. Leider sind uns auch diese Annalen im Zusammenhange verloren gegangen, doch sind erhebliche Fragmente in baierschen und ungerschen Schriftstellern erhalten worden, und der Verlauf der Darstellung läßt sich in allem Wesentlichen erkennen. Eine Zusammenstellung des Materials und eine Reconstitution des verlorenen Werkes findet sich in meiner Schrift: Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des elften Jahrhunderts. Berlin 1841. Nachträge hat Waitz in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1842. S. 377—414 und 943. 944 geliefert. Der frühere Theil dieser Annalen beruht im Wesentlichen auf den alten Hersfelder Annalen, den Hildesheimer Annalen bis z. J. 1031, den älteren Jahrbüchern des Klosters bis zum Jahre 1038. Ob dann bis zum Jahre 1054 noch Hermann von Reichenau benutzt ist, wie ich angenommen habe und von Waitz bestritten ist, wird schwer zu entscheiden sein; jedenfalls finden sich schon von 1040 an die anziehendsten selbstständigen Nachrichten, und für die Kriege Heinrichs III. im Osten besitzen wir keine ausführlichere und zugleich zuverlässigere Quelle. Wir wissen nicht, ob die Annalen von einer Hand sind, doch zeigt sich im Ganzen eine gleichmäßige Darstellung. Auch darüber bleiben wir im Unklaren, wann der Anfang mit der Bearbeitung dieser größeren Annalen zu Altaich gemacht wurde; später als um das Jahr 1060 wird es kaum geschehen sein.

---

1) Es sind die in den M. G. II. 239 als Wirzeburgenses bezeichneten Annalen. Vergl. Waitz in den Nachrichten a. a. O. S. 55.

Auf den Hildesheimschen Jahrbüchern und den älteren Annales Altahenses beruhte auch eine kurze Fortsetzung der alten Hersfelder Annalen bis z. J. 1040, welche wir allein aus den Jahrbüchern von Ottobeuern (M. G. V. 5. 6) und aus Lambert von Hersfeld (M. G. III. 66 ff.) kennen. Sie hat nur literarische Bedeutung; ihr historischer Werth ist äußerst gering.

Die lothringschen Annalen behalten meist auch in dieser Zeit nur lokale Bedeutung, doch geben sie im Einzelnen manche beachtenswerthe Nachrichten. Die Annalen von Lüttich wurden fortgesetzt; andere gleichzeitige Nachrichten finden sich in den größeren Annalen von St. Amand in der Diöcese Tournay (M. G. V. 13), in den Annalen des Klosters Blandigny bei Gent (M. G. V. 26) und in den Annalen von Mousson (M. G. III. 161). Bei Weitem wichtiger als diese dürftigen Jahrbücher sind die lothringschen Stifts- und Klosterchroniken, welche um die Mitte des elften Jahrhunderts entstanden. Schon für die Geschichte der Ottonen haben wir die Chronik von Cambray als eine sehr ergiebige Quelle kennen lernen; auch für die allgemeine Geschichte der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts gewährt sie die trefflichsten Nachrichten. Sie ist den dargestellten Ereignissen hier gleichzeitig; denn der unbekannte Verfasser schrieb die Hauptmasse des Werks bis B. III. 34 in den Jahren 1041—1043, in den beiden folgenden Jahren setzte er das Werk noch bis Cap. 60 fort, doch ohne daß er an diesen letzten Theil die ordnende Hand legen konnte. Die letzten Capitel sind mehr loses Material zur Fortsetzung, als ein durchgearbeitetes Werk. Der Heinrichs II., Konrads II. und Heinrichs III. Regierung betreffende Theil des Werks (M. G. VII. 451—489) muß überall sorgsam berücksichtigt werden und ist eine der festesten Grundlagen für eine kritische Geschichte jener Zeiten. Wenige Jahre später vollendete Anselm die Geschichte der Bisthümer Tongern, Mastricht und Lüttich, ein nicht minder bedeutsames Werk. Lüttich war der Mittelpunkt der geistlich-gelehrten Bildung damals für Deutschland, ja fast für das ganze Abendland; Anselm faßt deshalb auch die wissenschaftlichen und kirchlichen Bestrebungen seiner Zeit besonders in das Auge, aber auch die politischen Verhältnisse Lothringens berührt er häufig und bietet uns über dieselben sehr dankenswerthe Aufschlüsse (M. G. VII. 205—234). Etwa gleichzeitig entstand die Chronik von Moyenmoutier (M. G. IV. 79—86) und wurde die bereits im zehnten Jahrhundert begonnene Chronik des Bisthums Verdun (M. G. IV. 39—51) vollendet; das erstgenannte Buch ist für die allgemeine Geschichte ohne allen Belang, das andere bietet einzelne erhebliche Notizen für den Kampf zwischen Heinrich III. und Gottfried von Lothringen. Die Geschichte des Michaelsklosters bei Verdun (M. G. IV. 79—86), schon um 1035 geschrieben, ist für die lothringschen Verhältnisse unter Konrad II. nicht ohne Interesse.

Um die Mitte des Jahrhunderts tauchte in der deutschen Historiographie eine neue Richtung auf, die sich zunächst besonders in der Biographik geltend machte. Sie ging von Cluny aus, und Abt Odilo wies mit seiner Biographie der Kaiserin Adelheid ihr den Weg. Es galt hier Fromme zu Heiligen der Kirche zu stempeln, meist mit dem bestimmten Zweck die Canonisation derselben zu erwirken. Wenig lag dann dem Autor daran, seinen Helden inmitten der weltlichen Verhältnisse darzustellen, er erhob ihn vielmehr absichtlich über dieselben. Nur das Geistliche und Kirchliche hatte hier Geltung; Entzückungen, fromme Werke, Wunder bilden den Hauptinhalt dieser Heiligengeschichten, und von den äußeren Erlebnissen der Heiligen wird gewöhnlich nur soviel mitgetheilt, als man zum äußern

Rahmen für die Darstellung bedarf. Die Bischöfe, deren Leben man meist beschrieb, waren zugleich Reichsfürsten und ihr Wirken verlief sich zum großen Theil in den Reichsgeschäften; aber von ihren politischen Thätigkeiten hört man selten, und sie erscheinen in diesen Biographien fast gleich Klausnern und Mönchen.

Vielleicht die erste Biographie eines deutschen Bischofs, in welcher diese cluniacensische Richtung deutlich hervortritt, ist dem Andenken des Bischofs Gerhard von Toul gewidmet. Sie ist von Widrik, einem Mönch zu Toul, um 1030 geschrieben und von Papst Leo IX. veranlaßt. Bald folgten dann andere. Vorzüglich thätig in dieser Weise war der Mönch Othlon. Er war in Freisingen geboren, kam jung nach Tegernsee, dann nach Hersfeld und Würzburg. Man bildete ihn als Schreiber aus, und er wurde einer der geschicktesten und gewandtesten Handschriftenverfertiger seiner Zeit. Aber nicht zufrieden Anderer Werke zu vervielfältigen, trachtete er auch selbst nach literarischem Ruhm. Er kam dann mit eigenen Arbeiten, wie es scheint, eben so schnell zu Stande, als mit den Abschriften; man kann ihn den ersten deutschen Vielschreiber nennen. Im Jahre 1032 wurde er Mönch in St. Emmeram zu Regensburg. Von seinen fünf Biographien hat nur das Leben des h. Wolfgang (M. G. IV. 525—545), um 1040 geschrieben, hier für uns einige Erheblichkeit. Aus seinem Buch der Visionen und einem andern über die Versuchung eines Mönchs sind in den M. G. XI. 378—393 einige Stellen ausgezogen, welche ein allgemeineres historisches Interesse darbieten. Ueberall zeigt sich Othlon als ein eifriger Anhänger der von Cluny verbreiteten Lehren. Um das Jahr 1050 entstand ferner eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs Heribert von Köln; ihr Verfasser Lantbert, war Mönch, wie Widrik und Othlon, und schrieb in ähnlichem Sinne wie jene; von der Bedeutung Heriberts für die Reichsgeschichte hat er keine Ahnung. Gerade das Leben dieses politisch so einflußreichen Mannes war der unpassendste Stoff für einen solchen Biographen (M. G. IV. 740—753). Mitten in die Bestrebungen der Cluniacenser hinein führt uns dann das Leben des Abts Poppo von Stablo, von seinem Schüler und Freunde Everhelm, damals Abt des Klosters Blandigny bei Gent, nicht ohne Geist und Geschick abgefaßt (um 1050); unfraglich die lehrreichste und bedeutendste unter den verwandten Arbeiten (M. G. XI. 291—316). Um dieselbe Zeit entstand auch das Leben des Bischofs Balderich von Lüttich, von einem Mönch des Klosters St. Jakob zu Lüttich geschrieben und für die lothringschen Zustände des elften Jahrhunderts nicht ganz unwichtig (M. G. IV. 725—738). Die cluniacensische Richtung tritt zwar weniger scharf hervor, doch konnte der Verfasser der einmal in der Biographik herrschenden Strömung sich nicht völlig entziehen. Wie mächtig sie war, zeigt sich auch an den beiden Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Bardo von Mainz. Bald nach dem Tode Bardos ließ Erzbischof Liutpold von einem seiner Capläne, Fulcold mit Namen, das Leben seines Vorgängers darstellen. Die so entstandene Arbeit ist erst neuerdings bekannt geworden und aus der einzigen späten Handschrift fast gleichzeitig von Wattenbach in den M. G. XI. 318—324 und von Böhmer in den Fontes rerum Germ. III. 247—254 herausgegeben worden; sie ist dürftig und in jeder Beziehung ungenügend, faßt aber doch manche wesentliche Gesichtspunkte in das Auge und zieht durch eine gewisse Naivität der Erzählung an. Aber wenige Jahre später entstand bereits eine zweite Lebensbeschreibung, bei Weitem ausführlicher und kunstgerechter, aber schon ganz von dem Bestreben erfüllt, den schlichten Bardo mit einem künstlichen Heiligenschein zu um-

kleiden (M. G. XI. 321—342 und Böhmer Fontes III. 217—254). Die Reihe dieser Heiligenleben schließen wir mit einem Werke bedeutenden Inhalts ab, in welchem sich der alte biographische Stil mit dem neuen der Cluniacenser auf merkwürdige Weise verbindet. Es ist das älteste Leben Papst Leos IX., ein Werk des Wibert, der Leos IX. Archidiakonus zu Tour war. Wibert, in vertrauten Verhältnissen zum Papst stehend, war sehr wohl unterrichtet; das erste Buch wurde schon bei Lebzeiten Leos abgefaßt, das zweite nicht lange nach seinem Tode, etwa im Jahre 1059 [1]); man sollte hiernach eine nüchterne und durchaus zuverlässige Darstellung erwarten. Dennoch tritt auch hier das Bestreben hervor, Leo vor Allem im Heiligenglanze leuchten zu lassen; bis in das geringste Detail werden Visionen und Wundergeschichten vorgetragen, während die wichtigsten kirchlichen und politischen Angelegenheiten oft nur im Fluge berührt sind. Unter den Biographien Leos ist Wiberts bei Weitem die beste, aber auch sie entspricht doch keineswegs den Ansprüchen, welche man an eine solche Arbeit stellen müßte. Wiberts Werk, von welchem es nicht wenige Handschriften giebt, ist zuletzt in Muratori Scriptores rerum Italic. III. 282—299 gedruckt worden.

Je mehr sich einerseits die Annalistik in eine starre Objectivität der Darstellung hineingewöhnt und nur bei den äußerlich hervortretenden Ereignissen stehen bleibt, während sich andererseits die Biographik in eine ascetisch-phantastische Weltanschauung verliert: desto lebhafter wird bei uns das Verlangen nach vertraulichen Mittheilungen von Personen, welche der Entwickelung der Dinge näher standen. Wir wissen, daß zu jener Zeit zwischen den einflußreichen Männern der schriftliche Verkehr sehr rege war, aber leider ist uns von ihrem Briefwechsel wenig erhalten oder bisher zugänglich geworden. Aus den Briefen des Abts Bern von Reichenau und einer Tegernseeer Briefsammlung hat Pez im Thesaurus anecdotorum noviss. VI. P. I. 140—240 Mittheilungen gemacht; aber die so publicirten Stücke haben meist für die politische Geschichte geringe Bedeutung. Erheblichere Aufschlüsse sind vielleicht aus einem Lorscher Briefcoder zu erwarten, der sich jetzt in der Bibliothek des Vatican befindet, wenigstens sind aus ihm einige sehr unterrichtende Stücke bekannt geworden. Theils aus diesen Sammlungen, theils aus anderem zerstreutem Material haben wir in dem Anhang eine kleine Sammlung von Briefen jener Zeit mitgetheilt, die unseres Erachtens darthut, daß sich die erheblichsten Aufschlüsse noch aus derartigen Documenten gewinnen lassen, und die vor Allem dazu aufmuntern möchte, ähnliches Material möglichst aus dem Staube an das Licht zu ziehen. Obschon die Mehrzahl dieser Briefe gedruckt vorlag, waren sie doch in der allgemeinen Geschichte bisher fast ganz unbeachtet geblieben und finden sich kaum in Specialgeschichten benutzt.

Die Geschichtsschreibung Italiens ist in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts überaus arm; die alte Chronik von Venedig (M. G. VII. 4—38) berührt noch die ersten Jahre Heinrichs II., dann vergeht mehr als ein halbes Säculum ehe in Italien eine ähnliche historische Arbeit auftaucht. Dürftige Königsverzeichnisse schrieb man in Mailand auf (M. G. III. 216. 217), eben so magere Fortsetzungen gab man in Rom dem Liber pontificalis (vergl. Bd. I. S. 743). Neben diesen spärlichsten aller Geschichtsquellen verdienen besondere Erwähnung die beiden Klageschriften des Abts Hugo

---

1) Daß auch Stephan X. bereits verstorben war, muß man nach II. 1. annehmen.

von Farfa über die Beeinträchtigungen seines Klosters, welche er in den Jahren 1024—1026 abfaßte (M. G. XI. 539—544), und die Chronik des Klosters Novalese bei Turin, in der Hauptmasse um 1030 geschrieben, dann aber bis zum Jahre 1048 fortgesetzt (M. G. VII. 79—128). Obwohl die letztere überwiegend die lokalen Verhältnisse in das Auge faßt, berührt sie doch auch hier und da die allgemeine Geschichte Italiens; besonders gewinnt die Geschichte Arduins durch sie manche Aufschlüsse. Ein etwas regeres Leben zeigt sich in der Geschichtsschreibung Unter-Italiens. In dem Kloster Monte Cassino wurden kurze Annalen aufgezeichnet, welche bis zum Jahre 1042 geführt sind; ähnliche Aufzeichnungen machte man gleichzeitig in dem Kloster Cava bei Salerno (M. G. III. 172 und 189). Erheblicher waren die Notizen, welche in dem Kloster der h. Sophia zu Benevent aufgeschrieben wurden und die wir jetzt nur in einer Ueberarbeitung des zwölften Jahrhunderts besitzen (M. G. III. 173—185). Am Eingehendsten stellten die Zeitgeschichte die Annalen von Bari dar. Wir besitzen eine Bearbeitung derselben, welche schon mit dem Jahre 1043 endet, aber leider nur in sehr jungen Handschriften vorhanden ist; eine zweite, gewöhnlich mit dem Namen des Lupus Protospatarius bezeichnet, ist bis zum Jahre 1102 fortgesetzt (M. G. V. 52—63); eine dritte endlich, der sogenannte Anonymus Barensis, führt die Erzählung bis 1115 fort (Muratori Scs. V. 147—156).

Ein frischeres Leben kam in die Geschichtsschreibung Italiens erst mit dem Aufleben der kirchlichen Bestrebungen um die Mitte des Jahrhunderts, und vor Allem hat der feurige Petrus Damiani auch nach dieser Seite hin eine bemerkenswerthe Wirkung geübt. Für die deutsche Kaisergeschichte sind sein Leben des heiligen Romuald, des heiligen Odilo und vorzüglich seine Briefe von nicht geringer Bedeutung. Die Werke des Petrus Damiani sind vollständig von Const. Caetanus, Paris 1743 in vier Bänden herausgegeben; aus der Lebensbeschreibung des heiligen Romuald finden sich Excerpte in den M. G. IV. 848—854 abgedruckt.

Von den französischen und burgundischen Quellen aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts sind für die Kaisergeschichte wichtig: 1) die Sammlung der Briefe des Bischofs Fulbert von Chartres, in welche auch manche Schreiben anderer Personen aufgenommen sind und namentlich mehrere sehr merkwürdige Actenstücke in Bezug auf die Wahl des Herzogs Wilhelm von Aquitanien zur italienischen Krone; 2) die Geschichte des Ademar von Chabannais, um 1028 zu Angoulême geschrieben, ein besonders für Aquitanien wichtiges Werk, welches jedoch auch die allgemeine Geschichte jener Zeit vielfach aufklärt; 3) die Werke des Rodulfus Glaber, in denen sich die Tendenzen der Cluniacenser am Offensten darlegen. Wir besitzen von Rodulf, der eine Zeit lang in Dijon gelebt hatte, später aber Mönch in Cluny war, eine Lebensbeschreibung des heiligen Wilhelm von Dijon und die fünf Bücher Geschichten, welche die Zeitereignisse vom Jahre 1000—1044 darstellen. Trotz vieler Ungenauigkeiten, sagenhafter Erzählungen und chronologischer Irrthümer sind die Geschichten ein äußerst interessantes Werk, welches für die Kenntniß der allgemeinen Zeitrichtungen unentbehrlich ist. Den Arbeiten Rodulfs schließt sich 4) die große Chronik an, welche um 1053 im Benignuskloster zu Dijon geschrieben wurde und besonders für die Bestrebungen des heiligen Wilhelm und Halinards von Interesse ist, wie 5) die ausführliche Lebensbeschreibung Odilos, welche uns der Mönch Jotsald von seinem großen Lehrer hinterlassen

hat. Diese Quellen finden sich theils in den großen Sammlungen von Du Chesne und Bouquet abgedruckt, theils hat sie Mabillon in den Ann. ordinis s. Bened. Saec. VI. p. 1. 2. herausgegeben. Das Werk des Ademar hat Waitz einer durchgreifenden kritischen Bearbeitung unterworfen und in völlig veränderter Gestalt in den M. G. IV. 113—148 edirt. Auch aus den Historien des Rodulf sind Bruchstücke in den M. G. VII. 51—72 mitgetheilt; der Text derselben ist nach guten Hülfsmitteln von Waitz vielfach verbessert. Waitz hat überdies auch einige Excerpte aus dem Leben des heiligen Wilhelm (M. G. IV. 655—658) und aus der Chronik des Benignusklosters (M. G. VII. 235—238) abdrucken lassen. Die Briefsammlung des Fulbert haben wir nach dem Abdruck in der Bibliotheca maxima veterum patrum T. XVIII. angeführt.

---

2. Annalen und Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts.

Eigenthümlich sind dem elften Jahrhundert die großen Annalen, welche in der Weise der schwäbischen des Hermann von Reichenau und der in Altaich abgefaßten baierschen Jahrbücher bald auch in Franken entstanden. Vergl. Band I. S. 753. Wie nicht anders zu erwarten steht, finden sich in diesen auch für die nächstvergangene Zeit noch einzelne selbstständige Nachrichten. Zuerst ist hier Lambert von Hersfeld zu erwähnen, dessen originale Arbeit um das Jahr 1040 beginnt und im Anfange noch viele Mängel, besonders in den Zeitbestimmungen bemerken läßt. Erst um das Jahr 1060 wird Lamberts Werk eine Quelle ersten Ranges, doch liefert es einige höchst brauchbare Notizen auch schon für die letzten Regierungsjahre Heinrichs III. (M. G. VII. 152—159). Liegt die Bedeutung Lamberts besonders in der Darstellung der Zeitgeschichte, so haben die weitschichtigen Annalen des Irländers Marianus gerade durch die ausführliche und eigenthümliche Behandlung der ältesten Geschichte ihren besonderen Werth. Was Marian, der zu Fulda und Mainz schrieb, über die Zeiten von Heinrich II. bis Heinrich III. mittheilt (M. G. VII. 555—558), ist überaus dürftig und beruht, soweit es Deutschland betrifft, meist auf dem alten Necrologinm Fuldense, welches bis zum Jahre 1063 fortgeführt ist (Leibnitz Scriptores rerum Brunsvic. III. 762—769. Schannat Hist. Fuldensis 464—482 und im Auszuge neuerdings bei Böhmer Fontes rerum Germ. III. 155—161).

Bei Weitem höher anzuschlagen ist der Gewinn aus zwei deutschen Stiftschroniken, welche um das Jahr 1080 entstanden und von denen wir bereits Bd. I. S. 752 gehandelt haben. Wir meinen zunächst das berühmte Werk des Adam von Bremen über die Geschichte der Hamburger Erzbischöfe; für die Beziehungen des Reichs zu den nordischen Ländern während der früheren Zeit ist es fast die einzige Quelle und dient zugleich als eine vortreffliche Biographie des einflußreichen Erzbischofs Adalbert von Bremen (M. G. VII. 280 ff). Dann die neuentdeckte Chronik von Eichstädt, welche durch die authentischen Nachrichten über Papst Victor II. hier für uns ein besonderes Interesse erhält (M. G. VII. 254—266).

Nicht ohne Belang sind ferner die historischen Notizen, welche Bischof Gundekar von Eichstädt in dem von ihm angelegten Liber pontificalis um 1072 niederschreiben ließ und welche Bethmann zuerst aus dem Original herausgegeben hat (M. G. VII. 243—253). Nützliche Nachrichten über Erzbischof Hermann von Köln und das Geschlecht der lothringschen Pfalzgrafen, dem er entstammte, erhält man aus einer Geschichte des Klosters Braunweiler, die um das Jahr 1070 abgefaßt wurde (M. G. XI. 396—408). Von untergeordneter Bedeutung ist dagegen die Geschichte der Aebte von Gemblours, welche Siegbert um diese Zeit begann und die später von seinem Schüler Godeskalk fortgesetzt wurde (M. G. VIII. 523—564), wie die um 1079 anhelegte Chronik der Hildesheimer Bischöfe (M. G. VII. 850—873).

Die Biographik hat sich in der Folge nur selten zu den Männern zurückgewandt, welche im Anfange des Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung waren. Heinrich III. hat keinen Biographen gefunden, wie sein Vater in Wipo. Welche Aufgaben man sich lieber wählte, zeigt das um 1080 abgefaßte Leben des Klausners Haimerad, eine Arbeit des Hersfelder Mönchs Eckebert (M. G. X. 598—607). Zu derselben Zeit wird auch das Leben des Eremiten Günther entstanden sein, eine dürftige Compilation aus Wolfheres Arbeit über das Leben Godhards (M. G. XI. 276—279). Auch die Begründer der cluniacensischen Reformen in Lothringen fanden noch ihre Biographen. So der Abt Theoderich von St. Hubert in den Ardennen, dessen Wirksamkeit ein Mönch um 1095 beschrieb (M. G. XII. 37—57). So der Abt Richard von St. Vanne in Verdun, dessen Leben fast zu derselben Zeit ein Mönch von St. Vanne darstellte (M. G. XI. 281—290) und Hugo von Flavigny im zweiten Buch seiner Chronik ausführlich beschrieb. Nur eine Biographie besitzen wir, welche einen andern Ton anstimmt und noch für die Zeiten Heinrichs III. von Erheblichkeit ist: das Leben des Bischofs Benno von Osnabrück, zwischen d. J. 1090 und 1100 geschrieben und wahrscheinlich ein Werk des Abts Norbert von Iburg. —

Bald nach der Mitte des elften Jahrhunderts zeigt die Geschichtsschreibung Italiens einen sehr bemerkenswerthen Aufschwung. Zuerst und am Auffälligsten tritt er in Monte Cassino hervor, wo die Studien unter dem Baiern Richer zu frischer Blüthe gediehen und auch bei dem Lothringer Friedrich Begünstigung fanden. Von Kloster Altaich und der Lütticher Schule aus empfing das wissenschaftliche Leben in Monte Cassino den neuen Anstoß; aber es waren bald vornehmlich Italiener, die sich in den Studien am Meisten hervorthaten, und vor Allen Salernitaner. Als Geschichtsschreiber verdient unter diesen Mönchen die größte Anerkennung Amatus aus Salerno. Um das Jahr 1080 schrieb er eine Geschichte der normannischen Eroberung in Unter-Italien; ein Werk, das in jener Zeit kaum seines Gleichen hat. Es sind nicht nüchterne und einsilbige Annalen, welche uns Amatus hinterlassen hat, sondern wir erhalten eine ausführliche Darstellung der Eroberung mit dem anziehendsten Detail, welches er mit liebenswürdiger Naivität vorzutragen weiß. Dabei entgeht dem Verfasser nicht, in welchem großartigen welthistorischen Zusammenhang die von ihm erzählten Vorgänge stehen; er überschaut die gleichzeitige Eroberung der Normannen in England, die wackern Thaten der französischen Ritter gegen die spanischen Sarazenen, den Einfluß normannischer Söldner im byzantinischen Reiche. In dem Bewußtsein, daß sich ein rother Faden durch alle diese Unternehmungen der fahrenden Ritter hindurchzieht

und daß Gott mit diesem siegreichen Geschlecht etwas Besonderes vorhaben müsse, beginnt er sein Werk, welches er seinem Abte Desiderius, dem vertrauten Freunde Robert Guiscards, gewidmet hat. Es umfaßt in acht Büchern die Geschichte der Normannen von ihrem ersten Auftreten in Italien bis zum Jahre 1078. Vorbild der Arbeit war ohne Frage die Langobardengeschichte des Paulus Diakonus, doch scheint Amatus hinter seinem Vorbild kaum zurückgeblieben zu sein. Das Buch muß nach Verdienst nicht geringe Aufmerksamkeit erregt haben, denn wir finden es bald nachher von Anderen belobt und benutzt, auch scheint es seinem Verfasser einen Bischofsstuhl verschafft zu haben. Amatus starb i. J. 1093 in sehr hohem Alter als Bischof von Nusco in Campanien, wo man erst ein Jahrzehend vorher das Bisthum begründet hatte. Leider besitzen wir das Werk des Amatus nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern nur in einer französischen Uebersetzung des 13. Jahrhunderts, die noch überdies sehr mangelhaft ist. Aus einer Pariser Handschrift hat sie Champollion-Figeac zuerst unter dem Titel herausgegeben: L'Ystoire de li Normant et la Chronique de Robert Viscart par Aimé, moine du Mont-Cassin. Paris 1835. Die Prolegomena des Herausgebers sind gelehrt und belehrend, doch hat er darin geirrt, daß er die Chronik Robert Guiscards, deren Uebersetzung er in derselben Handschrift fand, ebenfalls für ein Werk des Amatus hielt. Man vergleiche hierüber und über Amatus überhaupt die Abhandlungen von R. Wilmans in dem Archiv für ältere deutsche Geschichte Bd. X. S. 88—130. Das Werk des Amatus findet sich bereits benutzt in dem großen lateinischen Gedicht auf die Thaten Robert Guiscards, als dessen Verfasser ein Wilhelm von Apulien genannt wird, über dessen Lebensumstände wir nicht näher unterrichtet sind. Dieses Gedicht, das Wilhelm schon vor dem Jahre 1099 begann, hat für uns eine besondere Bedeutung nur dadurch, daß neben den Barenser Annalen und Amatus auch eine anonyme jetzt verlorne Biographie Robert Guiscards benutzt ist. Nach einer neuentdeckten alten Handschrift ist das Werk des Wilhelm von Wilmans in den M. G. XI. 241—298 herausgegeben worden. Wie von Wilhelm wurde das Werk des Amatus gleichzeitig auch von Gaufredus Malaterra in der Geschichte Siciliens benutzt, welche Muratori (Scriptores rerum Ital. V. 537—602) herausgegeben hat. — Um das Jahr 1098 begann dann der Mönch Leo die große Chronik von M. Cassino. Er war dem Geschlecht der marsischen Grafen entstammt und früh dem Kloster des heiligen Benedict übergeben, in welchem er in reiferen Jahren zum Biblibthekar bestellt wurde. Nur bis zum Jahre 1078 hat er sein Werk geführt, das stets für die Geschichte Unter-Italiens eine der ergiebigsten Fundgruben bleiben wird. Ein ungemein reiches Material stand Leo theils in den Schätzen seines Archivs, theils in der stattlichen Bibliothek des Klosters zu Gebote; mit nicht geringer Umsicht hat er diese Hülfsmittel benutzt und ein Werk zu Stande gebracht, das man als eine diplomatische Geschichte der alten Abtei bezeichnen kann. Neben den Urkunden benutzt er für die Geschichte der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts besonders Amatus, die Werke des Petrus Damiani und die Schrift seines Abts Desiderius über die Wunder des heiligen Benedict, in deren drittem Buche die Zeitgeschichte mehrfach berührt war und sich namentlich wichtige Nachrichten über die Kirchenreformation Heinrichs III. und den Pontificat der deutschen Päpste fanden. Dieses Werk des Desiderius ist zum größeren Theil noch jetzt erhalten, und das dritte Buch eine beachtenswerthe Quelle für die Zeiten Heinrichs III. Desiderius, der erst in einem Alter von 40 Jahren die Grammatik und Rhetorik er-

lernte, schrieb dieses Buch unter dem Pontificat Gregors VII. nicht vor dem Jahre 1075; aber er hatte den erzählten Ereignissen nicht fern gestanden, und seine Erzählungen sind zuverlässig, so weit sein Parteistandpunkt es irgend zuläßt. Die Dialogi de miraculis s. Benedicti sind abgedruckt in der Bibliotheca maxima veterum patrum. XVIII. 839—857.

Man hätte erwarten sollen, daß die Bestrebungen Heinrichs III. und Leos IX. in Rom mit dem Eifer für die Kirche auch den Sinn für die Bearbeitung der Kirchengeschichte erwecken würden, daß überdies der große Umschwung der Dinge den Trieb erregen müßte, die dort ganz daniederliegende Geschichtsschreibung zu heben. Dies ist nicht in dem Maße geschehen, wie man es vermuthen sollte. Man war damals in Rom viel zu sehr mit den theologischen und kirchlichen Fragen des Augenblicks beschäftigt, um an Vergangenheit und Nachwelt zu denken. Indessen wurde die Tradition doch etwas belebter und zuverlässiger. Die Lebensbeschreibungen der Päpste, welche zu officiellem Gebrauch verzeichnet wurden, gewannen ein wenig an Ausführlichkeit, und daneben entstanden Aufzeichnungen über die inneren städtischen Bewegungen, welche zwar nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, aber doch in einer Bearbeitung des zwölften Jahrhunderts erhalten sind. Ich meine die sogenannten Annales Romani, welche Pertz aus dem Codex Vatic. 1984 in den M. G. V. 468—480 herausgegeben hat. Die Ausgabe von Ang. Mai in dem Spicilegium Romanum T. VI. ist nicht nach der Handschrift selbst, sondern nach einer überarbeiteten Copie Zacagnis gemacht und weicht, wie mich die Vergleichung mit dem alten Codex belehrt hat, vielfach von demselben ab. So roh dieses Werk, eigentlich eine Sammlung von Papstleben, auch in der Form ist, gewährt es doch sehr wichtige Aufschlüsse über das Treiben der römischen Parteien und gehört zu den bedeutendsten Bereicherungen, welche die Geschichte jener Zeit durch Pertzs Forschungen erhalten hat. Daß ich die Entstehung des Ganzen in der vorliegenden Gestalt erst in das zwölfte Jahrhundert und zwar in die zweite Hälfte desselben setze, hat seinen Grund in der Erwähnung eines Privilegiums für Heinrich III. (p. 469), welches apokryph ist und erst später entstanden sein kann, sodann in den sehr ungenauen Nachrichten über Leo IX., Victor II. und Stephan X. (p. 470), in dem Bericht über die Vorgänge des Jahres 1111 (p. 472—476), welcher mit den Worten: „Hoc sicut passi sumus etc.“ aus den Regesten Paschalis II. entlehnt ist, endlich in der öfteren Erwähnung der neuen Rioni Roms, deren Namen vor dem zwölften Jahrhundert nicht vorkommen. Aber ohne Frage hatte der Compilator bereits ziemlich umfangreiche Aufzeichnungen aus dem elften Jahrhundert vor sich, welche sich über die gleichzeitigen Fehden in der Stadt verbreiteten. Man vergleiche meine Abhandlung über die älteren Papstleben in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, 1852. S. 272. 273.

Wie tief die Geschichtsschreibung in Rom gesunken war, empfand Gregor VII. schmerzlich; er beklagte, daß Niemand das Leben seines großen Vorgängers Leos IX. beschrieben habe, und forderte den Cardinalbischof Bruno von Segni zu einer solchen Arbeit auf. Es geht hieraus hervor, daß die Arbeit des Wibert von Toul in Rom nicht bekannt war. Bruno war saumselig, erst lange nach Gregors Tode brachte er sein Werk zu Stande, welches sich überdies nicht von fern mit Wiberts Buch vergleichen läßt und eigentlich belehrender über die Persönlichkeit Hildebrands als das Leben des deutschen Papstes ist. Um das Jahr 1092 entstand diese zweite Lebensbeschreibung Leos IX., in welcher sich bereits eine kleine

Schrift de obitu Leonis (Mabillon Acta SS. ord. s. Bened. VI. P. 2. p. 81) benutzt findet, die sich für einen Bericht von Zeitgenossen über die letzten Zeiten des Papstes ausgiebt, aber schwerlich vor 1080 niedergeschrieben ist, einen kirchlich-andächtigen Zweck im Auge hat und manche Ungenauigkeiten enthält. Sie ist in großem Umfang auch in einer dritten Lebensbeschreibung Leos IX. abgeschrieben worden, welche um 1100 zu Benevent abgefaßt wurde; der Verfasser ist unbekannt, sein Buch legentenhaft und für die Geschichte fast unbrauchbar. Die Biographie des Bruno von Segni findet sich bei Muratori Scriptores rerum Italic. III. P. 2. p. 346—355; die beneventanische bei Borgia Memoire istoriche di Benevento II. p. 299—348.

In der Lombardei fachte die neue gewaltige Erhebung der päpstlichen Macht nicht allein den Kampf mit den Waffen an, sondern zugleich sehr hitzige literarische Fehden. Wie alle Verhältnisse des Lebens beherrschte die Pataria auch die Literatur der Lombarden in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts; durch die Stellung zu ihr zeigt sich das Urtheil der Schriftsteller bestimmt, selbst wenn sie auf entferntere Begebenheiten zurückgehen. Es kommen hier zunächst die beiden Chronisten Mailands in Betracht: Arnulf und Landulf. Arnulf, aus einem sehr vornehmen Geschlecht entsprossen und dem Dienst der mailändischen Kirche geweiht, war durch Geburt und Amt ein Gegner der Pataria und der Ansprüche Roms auf absolute Herrschaft in der Kirche; aber überall zeigt er sich als einen maaßvollen und ehrlichen Mann, der selbst keinen Anstand nimmt, die Sinnesänderung, welche in den letzten Jahren bei ihm eintritt, offen zu bekennen. In fünf Büchern hat er sein Werk bis zum März 1077 fortgesetzt, aber schon vom Pontificat des Erzbischofs Aribert (1018), mit welchem er das zweite Buch beginnt, stellte er Vorgänge dar, die er selbst erlebt und durchlebt hatte. Sein Werk, obwohl in einem etwas rohen und ungebildeten Stil geschrieben, ist nicht allein für die Geschichte Mailands, sondern Italiens überhaupt im elften Jahrhundert von dem größten Nutzen. Die beste Ausgabe hat Wattenbach in den M. G. VIII. 6—31 besorgt. Von anderer Beschaffenheit ist das Werk des Landulf, bis 1085 fortgesetzt und erst um das Jahr 1100 niedergeschrieben. Auch Landulf ist ein Gegner der Pataria und der römischen Herrschaft, aber eben so hitzig und ungestüm, als Arnulf besonnen. Er karikirt die Geschichte bis zur Fabel, und vornehmlich die Art und Weise, wie er ihm näher liegende Ereignisse bis zur Unkenntlichkeit entstellt, muß warnen, seiner Darstellung Glauben beizumessen, wo sie tiefer in die Vergangenheit zurückgeht. Nur selten ist deshalb von uns von Landulfs Nachrichten Gebrauch gemacht. Die beste Ausgabe ist die von Wattenbach in den M. G. VIII. 36—100 veranstaltete. Die Kämpfe der Pataria erfüllten Piacenza nicht minder als Mailand und wurden dort hauptsächlich i. J. 1074 durch den Subdiakonus Bonizo angefacht, der in unmittelbarer Beziehung zu Gregor VII. stand (Regest. II. ep. 26). Was Stenzel in der Geschichte der fränkischen Kaiser II. 67—80 über Bonizos Leben und Schriften zusammengestellt hat, beruht auf unzureichendem Material und bedarf sehr der Berichtigung. Wir werden später darauf zurückkommen und begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß man nach Bernold z. J. 1089 bisher irrig geglaubt hat, Bonizo sei als Bischof von Piacenza in diesem Jahre ermordet worden. Bonizo selbst nennt sich noch im Jahre 1089 Bischof von Sutri, schrieb nach dieser Zeit noch zwei Schriften und starb am 14. Juli 1091, wahrscheinlich zu Cremona, wo er bestattet wurde. Für die Geschichte des Papstthums unter Heinrich III. ist von großem Interesse

sein Buch „über die Verfolgung der Kirche“, welches er zunächst für einen Freund, wahrscheinlich einen Vasallen der Gräfin Mathilde, bestimmte und welches deshalb auch den Titel des Liber ad amicum trägt. Ganz von hildebrandinischem Geist durchdrungen, voll von Irrthümern und verkehrten Ansichten über die ältere Kirchengeschichte, stellt das Buch doch die dem Verfasser näher liegenden Ereignisse so treu dar, wie es in einer Parteischrift möglich war. Auch hier lassen sich wohl manche Verwechselungen, Ungenauigkeiten, Reticenzen nachweisen, aber nicht willkürliche und absichtliche Erfindungen. Wahrscheinlich kurz nach Gregors VII. Tode, noch im Jahre 1085 schrieb Bonizo dieses Werk, welches im Mittelalter nicht sehr verbreitet war und jetzt nur noch in einer Handschrift des elften Jahrhunderts auf der Münchener Bibliothek vorhanden ist. Nach dieser Handschrift hat Oefele die erste Ausgabe in den Scriptores rerum Boicarum II. 794—821 besorgt, die jedoch manche Ungenauigkeiten enthält und eine neue Bearbeitung nicht überflüssig macht. Ein persönlicher Widersacher Bonizos war der Bischof Benzo von Alba (am Tanaro), wohl der hitzigste und leidenschaftlichste Feind der Pataria. Schon 1059 war er Bischof und griff dann bald selbstthätig tiefer in die Zeitereignisse ein. Mit poetischen Briefen, Pamphleten und Schmähschriften der verschiedensten Art suchte Benzo den Muth seiner Partei zu beleben, den Zorn seiner Gegner zu reizen. Erst im späten Alter sammelte Benzo diese Streitschriften, arbeitete sie um, bereicherte sie mit neuen Aufsätzen und bestimmte dann das Werk für Heinrich IV., von dem er dafür große Belohnungen erwartete. Er scheint mit der Arbeit nicht zu Ende gekommen zu sein, denn sie liegt in sehr ungeordnetem Zustande vor uns. Frühstens im Jahre 1091 hat es die jetzige Gestalt gewonnen; wann die früher abgefaßten Stücke entstanden sind, wird sich schwerlich genau bestimmen lassen, da sie später stark überarbeitet scheinen. Die Originalhandschrift Benzos befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Upsala; nach ihr ist die Ausgabe von Karl Pertz in den M. G. XI. 597—681 besorgt, durch welche die abscheulichen Texte von Mencken und Ludewig glücklich beseitigt sind. Ueber die Zeit der Abfassung sehe man die nachträgliche Note von K. Pertz (Addenda p. 710). Benzo ist für die Kulturgeschichte Italiens eine überaus merkwürdige Persönlichkeit, in gewissem Sinn das trefflichste Gegenbild und Seitenstück zu Petrus Damiani, aber als historische Quelle können seine Schriften gar nicht, oder doch nur mit größter Vorsicht benutzt werden. Ungemessene Eitelkeit, leere Großsprecherei, blinde Parteiwuth, Phantasterei und Faselei des Alters machen seine Glaubenswürdigkeit auf gleiche Weise verdächtig. Ein Hauptfehler des Stenzelschen Werks über die Geschichte der fränkischen Kaiser scheint mir in der häufigen Benutzung der Nachrichten Benzos zu liegen. Wie sie gerade in den Theilen, wo man von Benzo am Ehesten Zuverlässiges erwarten sollte, mit den glaubwürdigen Mittheilungen anderer Quellen in nicht auszugleichendem Widerspruch stehen und jede versuchte Vermittelung nur zu einer heillosen Verwirrung der Chronologie führt, habe ich in dem Anhange zu meiner Ausgabe der Annales Altahenses zu zeigen gesucht. Benzo hat inzwischen in neuester Weise wieder einen Vertreter gefunden. In einer Schrift: Benzos Panegyricus auf Heinrich IV. u. s. w. von Dr. K. J. C. Will (Marburg 1856) wird Benzo gegen meine Zweifel in Schutz genommen; der Verfasser hat meine Meinung über Benzos Unglaubwürdigkeit nicht geändert, auch meines Erachtens keine erheblichen neuen Gründe für Stenzels Ansicht beigebracht.

Wir schließen hier gleich die nahe verwandte poetische Biographie der Gräfin

Mathilde an, obgleich sie erst im Anfange des folgenden Jahrhunderts abgefaßt ist. Ihr Verfasser war Donizo oder Dionysius, ein Benedictinermönch im Kloster des h. Apollonius zu Canossa. Das Werk war für Mathilde selbst bestimmt; man sieht noch das prächtige, mit äußerst merkwürdigen Miniaturen geschmückte Exemplar, welches der großen Gräfin überreicht werden sollte, in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom; ehe aber Donizo sein Buch, welches er im Jahre 1114 abgefaßt hatte, überreichen konnte, starb Mathilde. Donizo ist über das Leben der großen Gräfin wohl unterrichtet, aber sein Gedicht ist ein Panegyricus und deshalb nicht ohne Vorsicht zu benutzen. Hier sind zunächst nur die Nachrichten über Mathildes Vorfahren Lib. I. c. 3—17 zu berücksichtigen; in denen sich manches Glaubhafte, was auch von anderer Seite bestätigt wird, mit durchaus Fabelhaftem und Phantastischem verbindet, so daß man die historische Glaubwürdigkeit des Gedichts in diesen Theilen nicht sehr hoch anschlagen darf. Die schöne, auch durch Nachbildungen der Miniaturen illustrirte Ausgabe in den M. G. XII. 351—409 hat Bethmann nach dem Vaticanischen Autographon besorgt.

Von den französischen Quellen aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts hat für die Zeit Heinrichs III. einiges Interesse die höchst eigenthümliche Schrift eines Priesters Jocundus über die Translation des heiligen Servatius. Sie ist um das Jahr 1088 entstanden und an den Klerus der Mastrichter Kirche gerichtet. Sehr bemerkenswerth ist die unbegrenzte Verehrung, welche Jocundus, obwohl Franzose, für Kaiser Heinrich III. und seinen Sohn zeigt. Vielfach verirrt er sich von seinen Legenden auch auf das Gebiet der politischen Geschichte; was er da über das zehnte Jahrhundert berichtet, sind freilich Mährchen, und auch für die Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. wird man die hier niedergelegten Nachrichten vorsichtig prüfen müssen, aber einzelne Angaben beweisen doch, daß er nicht ohne alle Kenntniß von den Dingen am deutschen Hofe schrieb. Zum erstenmal ist die Schrift des Jocundus vollständig herausgegeben worden von R. Köpke in den M. G. XII. 88—125.

---

3. Quellen aus späterer Zeit.

Im Allgemeinen ist der Ertrag, den das Studium späterer Quellen für die erste Hälfte des elften Jahrhunderts gewährt, nur gering. Wir können behaupten, daß uns von den genuinen Quellen jener Zeit wenig verloren ging und unsere jetzige Kenntniß derselben kaum lückenhafter ist, als sie bereits im zwölften Jahrhundert war.

Die Chronik des Hugo von Flavigny, schon um 1090 in Angriff genommen und bis z. J. 1102 fortgeführt, ist in dem uns hier beschäftigenden Theile von 1000—1056 im Wesentlichen nur eine Biographie des heiligen Richard von St. Vanne; fast der gesammte anderweitige Inhalt läßt sich auf die ältere Chronik von Verdun und die Schriften des Rodulfus Glaber zurückführen. Pertz hat die Chronik des Hugo nach dem jetzt in England befindlichen Autographon in den M. G. VIII. 288—502 herausgegeben. Kaum größer als aus Hugo ist die Ausbeute aus Siegberts von Gemblours Chronik (M. G. VI. 300—374),

wo sich meist nur anderweitig Bekanntes für diese Periode compilirt findet. Auch Eckehard von Aurach hat in seiner Weltchronik nur wenig Neues den Nachrichten hinzugefügt, die er der Würzburger Chronik und Siegbert entlehnte (M. G. VI. 33—265). Größeres Interesse erregen durch die bereits erwähnten Fragmente zeitgleicher Annalen Annalista Saxo (M. G. VI. 533—577) und der sächsische Chronograph bei Leibnitz (Accessiones historicae I. 1—315). Die Chronik des Otto von Freisingen (Urstisii Germaniae hist. ill. I. 5—194) bietet uns fast nur über die Kirchenspaltung unter Heinrich III. originelle Notizen, und auch diese sind von zweifelhaftem Werthe.

Reicher als aus diesen großen Weltchroniken ist die Ausbeute selbstständiger Nachrichten aus den Stifts- und Klostergeschichten, wie sie in nicht geringer Anzahl auch im zwölften Jahrhundert entstanden; nur daß diese Nachrichten lediglich ein lokales und provincielles Interesse zu befriedigen pflegen. Am Fleißigsten arbeitete man an solchen kleineren Chroniken in Lothringen. Einen hervorstechenden Werth haben die Gesta Treverorum; nach Waitzs gründlichen Untersuchungen ist der älteste Theil derselben um das Jahr 1101 geschrieben, die erste sehr umfangreiche Fortsetzung um 1132. Beide Theile haben für unsere Zeit Interesse, da aus den älteren Quellen wenig Licht auf die Trierschen Verhältnisse fällt (M. G. VIII. 130—204). Unbedeutender sind die 1107 entstandene Geschichte der Bischöfe von Toul (M. G. VIII. 632—648), die um dieselbe Zeit niedergeschriebene Chronik des Klosters St. Lorenz zu Lüttich, ein Werk des federfertigen Rupert von Deutz (M. G. VIII. 262—279), die um 1120 verfaßte Chronik des Klosters St. Hubert in den Ardennen (M. G. VIII. 568—630), die Geschichte der Bischöfe von Verdun und der Aebte von St. Vanne, welche Lorenz von Lüttich um 1144 abfaßte (M. G. X. 489—516), und die nur wenige Jahre später entstandene Geschichte der Metzer Bischöfe (M. G. X. 534—544). Die um 1033 niedergeschriebene Chronik des Andreasklosters zu Château en Cambrésis stützt sich für die erste Hälfte des elften Jahrhunderts auf die Chronik von Cambray, giebt aber doch einige für den Krieg Heinrichs III. in Flandern interessante Zusätze; sie ist zuerst von Bethmann in den M. G. VII. 526—550 und zwar nach dem Autographon herausgegeben worden. Zu derselben Zeit entstanden einige ähnliche Chroniken in Sachsen. Die Chronik der Merseburger Bischöfe, in der Thietmars Werk eine späte und dürftige Fortsetzung erhielt, wurde nach Wilmans Untersuchungen in ihrem ersten Theile um 1136 abgefaßt; sie ist abgedruckt in den M. G. X. 163—188. Die Chronik des Klosters Goseck bei Naumburg, von einem unbekannten Verfasser um 1160 geschrieben, liefert über Erzbischof Adalbert von Bremen und sein Geschlecht einige erwünschte Aufschlüsse (M. G. X. 141—157).

Wenn die hervorleuchtenden Männer des elften Jahrhunderts noch in späterer Zeit Biographen fanden, so geschah es weniger im historischen Interesse als in der Absicht eine Canonisation zu erwirken. Es lag den Biographen daher weniger daran ein allseitiges Bild ihres Helden zu geben, als ihre religiösen Werke in ein helles Licht zu stellen. Diese Absicht verräth sich schon deutlich in der alten Lebensbeschreibung des Erzbischofs Hanno von Köln, welche ein Mönch des von ihm gestifteten Klosters Siegberg um das Jahr 1107 verfaßt und die Köpke zuerst vollständig in den M. G. XI. 465—514 herausgegeben hat. So tief das Leben Annos in die deutsche Geschichte eingreift, so dürftig ist die Behandlung der politischen Thätigkeit des gewaltigen Kirchenfürsten in der weit-

schichtigen Arbeit; Anno konnte keinen schlechteren Biographen finden, obschon dieser seinen letzten Zweck erreichte, da sein Held gegen Ende des Jahrhunderts canonisirt wurde. Im Jahre 1146 wurde Kaiser Heinrich II. zunächst wegen seiner Verdienste um das Bisthum Bamberg unter die Heiligen erhoben; zu derselben Zeit fand sich in Bamberg ein Diakon Adalbert, der für die Legende des neuen Heiligen sorgte. Sie unterscheidet sich in ihrem Zuschnitt und in ihrer Glaubwürdigkeit wenig von anderen Heiligenleben, und ist für uns nur dadurch von Interesse, daß manche auf Bamberg bezügliche wichtige Urkunden und Notizen gelegentlich mitgetheilt werden. In den M. G. IV. 792--820 hat Waitz die Legende mit ihren späteren Fortsetzungen, in denen sich Fabeln auf Fabeln häufen, herausgegeben. Die eben dort p. 820—828 abgedruckte Legende der heiligen Kunigunde ist erst um 1200 entstanden, d. h. zur Zeit ihrer Canonisation. Ein bei Weitem größeres Interesse erregt die Biographie des Bischofs Meinwerk von Paderborn, welche bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Mönch des Klosters Abdinghof schrieb und in welcher sich die Legende des Adalbert bereits benutzt findet. Der Biograph Meinwerks, dessen Namen wir nicht kennen, schöpfte aus einem sehr reichen, namentlich urkundlichen Material, wie auch aus der noch ziemlich lebendigen mündlichen Tradition über den wunderbaren und wunderlichen Heiligen, den er sich erwählt hatte; er hat dieses Material verständig geordnet und war umsichtig genug, Meinwerk in allen Verhältnissen seines vielbewegten Lebens zu schildern. So schrieb er eine Geschichte, nicht eine Legende, obschon manches Legendenartige untergelaufen ist, da er in der Wahl seiner Quellen nicht die erforderliche Kritik übte und nach der Auffassung seiner Zeit kaum üben konnte. Pertz hat nach dem jetzt zu Cassel befindlichen Autographon des Verfassers das Werk in den M. G. XI. 106—161 herausgegeben. Die Lebensbeschreibung des i. J. 1085 verstorbenen Bischofs Adalbero von Würzburg hat für uns nur durch einige genealogische Notizen über die Grafen von Lambach Interesse; sie ist erst um 1205 von einem Mönche des Klosters Lambach geschrieben (M. G. XII. 128—136).

Welche Bedeutung die erst im zwölften Jahrhundert beginnenden Nationalchroniken der östlichen Völker für die früheren Epochen haben, ist Bd. I. S. 754 bereits berührt worden. Die Chronik der Polen (M. G. IX. 423—478), Cosmas von Prag Chronik Böhmens (M. G. IX. 31—132) und die Wendenchronik des Helmold (Chronica Slavorum Helmoldi et Arnoldi rec. Bangertus p. 1—239) haben für die Geschichte des elften Jahrhunderts eine ähnliche und fast noch größere Wichtigkeit, als für die Zeit der Ottonen. Für die ungersche Geschichte ist neben den drei Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan (M. G. XI. 226—242) die Lebensbeschreibung des heiligen Gerhard, Bischofs von Czanad (Endlicher Monumenta Arpadiana p. 203—234) zu erwähnen. Fragmente ungerscher Annalen des zwölften Jahrhunderts finden sich in der Chronik des Alberich (Leibnitii Access. hist. II.) zerstreut, auf welche Wilmans im Archiv für ältere deutsche Geschichte (X. 231) aufmerksam gemacht hat. Die späteren ungerschen Chronisten Simon von Keza (Endlicher Monumenta Arpadiana p. 83—128) und Johannes von Thwrócz (Schwandtner Scriptores rerum Hungaricarum I. p. 39—291) stützen sich meistentheils nur auf die Annales Altahenses, deren Bericht sie aber um ihre Nationaleitelkeit zu befriedigen mannigfach entstellen.

---

4. Actenstücke und Urkunden.

Die Gesetze und Synodalbeschlüsse aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts findet man in den M. G. Legg. II., in der großen Conciliensammlung von Mansi T. XIX. und in der Sammlung der deutschen Concilien von Schannat und Hartzheim T. III. Ein ausgezeichnetes Repertorium der Kaiserurkunden sind auch hier die Regesten von Fr. Böhmer. Nachträge aus der Registratur der ehemaligen deutschen Reichskanzlei hat von Meiller in dem Wiener Notizenblatt Bd. 1—3 gegeben. Andere Nachträge ergeben sich aus den nach Böhmers Werk erschienenen Urkundensammlungen. Es kommen hier vornehmlich in Betracht die Monumenta Boica T. XXIX—XXXV, Höfer Zeitschrift für Archivwissenschaft T. I. II., Dümge Regesta Badensia, Lüntzel die ältere Diöcese Hildesheim; Lacomblet Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins Th. I., Erhard Regesta Historiae Westphaliae, Wirtembergisches Urkundenbuch, von Meiller Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzöge von Oesterreich aus dem babenbergischen Hause, Remling Urkundenbuch von Speyer, von Mohr Codex diplomaticus von Graubünden, Trouillat Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, ferner von italienischen Publicationen Historiae patriae Monumenta, Tosti Storia della Badia di Monte-Cassino und Morbio Storie dei municipj Italiani. Es ist sehr zu bedauern, daß Böhmer den früheren Theilen seiner Regesten noch nicht dieselbe Umarbeitung hat angedeihen lassen können, welche er mit den späteren Theilen in einer für das Studium so fruchtbaren Weise vorgenommen hat. Erst durch Heranziehung der Chroniken und Annalen, durch Herstellung eines vollständigen Itinerars der Kaiser, welches sich z. B. bei Heinrich II. in manchen Jahren mit absoluter Sicherheit und großer Vollständigkeit geben läßt, und durch Berücksichtigung der Kanzler wird sich über die Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Urkunden und über die Zeit ihrer Ausstellung ein sicheres Urtheil begründen lassen. Denn häufig stimmen in ihnen die chronologischen Daten weder untereinander noch das Datum mit dem Actum überein, ohne daß man doch deshalb hinreichenden Grund hätte, die Documente als untergeschoben zu bezeichnen. — Die päpstlichen Urkunden dieser Zeit sind verzeichnet bei Ph. Jaffé Regesta Pontificum Romanorum. Vgl. Band I. S. 755. 756.

---

5. Hülfsmittel.

Die bedeutendsten neueren Werke über die in diesem Bande behandelte Periode der Kaisergeschichte sind:

1) A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeschichte. Vierter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart 1846. Dieser Theil umfaßt genau denselben Zeitraum, der hier von mir bearbeitet ist; bei der engen Verbindung, welche damals in der That zwischen Kirche und Reich bestand, und bei der besonderen Auf-

merksamkeit Gfrörers auf diese Verbindung wird seine Kirchengeschichte in diesem Abschnitt völlig zu einer Geschichte des deutschen Reichs und Kaiserthums. In der Behandlung zeigt Gfrörer auch hier eine sehr große Belesenheit, und mit bemerkenswerthem Scharfsinn weiß er das reiche Material für seinen Zweck zu verwenden. Zu bedauern ist nur, daß dieser Zweck weniger die Erkenntniß der historischen Wahrheit war, als die Begründung einer vorgefaßten Meinung über den unbegrenzten Einfluß der Cluniacenser und ihrer Freunde. Wollte man Gfrörer Glauben schenken, so wäre damals das Abendland nicht sowohl durch die Kaiser, als durch die Aebte von Cluny regiert worden. Daß es an den gewagtesten Hypothesen nicht fehlen kann, um diese Ansicht zu begründen, weiß jeder Kenner. Die Regierungsgeschichte Heinrichs II. hat Gfrörer unseres Erachtens richtiger dargestellt, als die meisten seiner Vorgänger, obwohl er es auch hier an unerwiesenen und unerweislichen Behauptungen nicht hat fehlen lassen; dagegen scheint mir die Geschichte Heinrichs III., dessen Charakterbild er zu einer Caricatur entstellt, auf das Aeußerste mißrathen.

2) G. A. H. Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. Band 1 und 2. Leipzig 1827. 1828. Ein Werk der gründlichsten und eindringendsten Forschung, mit dem ein streng kritisches Studium unserer mittelalterlichen Geschichte eigentlich erst begonnen hat; vor Allem der Ausgangspunkt und das Fundament aller späteren Arbeiten über die Geschichte der fränkischen Kaiser. Niemand hat vor Stenzel diese Periode gründlicher untersucht, Niemand sie vor oder nach ihm vorurtheilsfreier dargestellt. Wenn durch spätere Forschungen, namentlich durch Pertzs und seiner Freunde Arbeiten für die Monumenta Germaniae, nicht nur das Material sich erweitert, sondern auch die Kritik sich geschärft hat, wenn Manches heute in einem anderen und wohl auch klareren Lichte erscheint, als es vor einem Menschenalter der Fall war, bleiben Stenzels Verdienste deshalb doch unangetastet bestehen. Er selbst hatte seine Freude an den Fortschritten der Forschung auf dem von ihm gezeigten Wege, und nur der Tod hinderte ihn sein Buch einer Umarbeitung zu unterwerfen.

3) H. Floto, Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter. Erster Band. Stuttgart und Hamburg 1855. Nur die Einleitung dieses zur Vertretung des Kaiserthums geschriebenen Werkes berührt die von uns dargestellte Periode; wir werden deshalb erst später ausführlicher auf dasselbe einzugehen Gelegenheit finden.

Leibnitzs Annales imperii occidentis reichen nur bis zum Jahre 1005; der für Heinrich II. bestimmte Theil der Rankeschen Jahrbücher ist leider noch immer im Rückstand: so sind wir, von den vorhin angeführten Hülfsmitteln abgesehen, für die allgemeine Reichs- und Kaisergeschichte allein auf Hahns Einleitung und Mascovs Commentarien verwiesen. Ludens Geschichte des teutschen Volks wird im weiteren Verlauf nur immer unkritischer und willkürlicher.

Für die Kirchengeschichte dieser Zeit verdient Berücksichtigung: Const. Höfler, Die deutschen Päpste. Regensburg 1839. Eine fleißige und mit Vorliebe behandelte Arbeit, der es aber unseres Erachtens an strenger Kritik fehlt. Der erbauliche Zweck, welchen der Verfasser nebenher verfolgt, hindert ihn überdies die politischen Verhältnisse scharf in das Auge zu fassen.

Im Uebrigen sind die im ersten Bande S. 757—759 aufgeführten Hülfsmittel auch ferner benutzt. Schriften, die sich nur auf einzelne Theile der behandelten Periode beziehen, werden in den Anmerkungen angeführt werden.

II. Anmerkungen zum vierten und fünften Buch.

Buch IV. Kapitel 1—12. Anhang. S. 1—199.

Quellen für die Geschichte Heinrichs II. Gleichzeitige: Chronicon Venetum (M. G. VII. 34—38). Vita Adalberonis II. c. 15—37. Annales Quedlinburgenses. Thietmari Chronicon L. V—VIII. Annales Hildesheimenses. Annales Corbeienses. Alperti Liber de diversitate temporum. Adalboldi Vita Heinrici II. Thangmari Vita Bernwardi c. 38—57. Annales Leodienses et Laubienses. Annales Mosomagenses. Annales Sangallenses maiores. Annales Heremi. Catalogi imperatorum. Catalogi Romanorum pontificum. Ademari Historiae L. III. c. 33—62. — Spätere Quellen des elften Jahrhunderts: Hugonis Liber de Farfensis monasterii destructione. Arnulfus de beato Emmerammo. Othloni Vita Wolfkangi. Vita Burchardi c. 9—21. Petri Damiani Vita Romualdi c. 39. 40. 42. 65. Gesta episcoporum Cameracensium L. I. c. 114—122. III. c. 1—49. Wolfheri Continnatio Vitae Bernwardi; Vita Godehardi prior c. 1—26; posterior c. 1—19. Rodulfi Glabri Historiae L. III. Annales Barenses. Lantberti Vita Heriberti c. 7—12. Gesta episcoporum Virdunensium c. 8. 9. Everhelmi Vita Popponis c. 1—16. Vita Balderici. Jotsaldi Vita Odilonis. Herimanni Contracti Chronicon. Annales Blandinienses. Chronici Novaliciensis Appendix c. 16. Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. I. c. 14—20. Anonymus Haserensis c. 15—26. Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 40—54. Mariani Scotti Chronicon. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Aimé L'Ystoire de li Normant L. I. c. 17—32. Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis L. II. c. 25—55. — Quellen des zwölften Jahrhunderts: Gesta Treverorum c. 30. 31; Addit. c. 1. 2. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 1—16. Ekkehardi Chronicon universale. Lupi Protospatarii et Anonymi Barensis Annales. Annales Beneventani. Annales Elnonenses. Chronica Polonorum L. I. c. 6—16. Vitae s. Stephani. Cosmae Pragensis Chronicon Boemorum L. I. c. 37—41. Ruperti Chronica s. Laurentii Leodiensis c. 10—24. Vita Richardi abb. s. Vitoni c. 1—10. Annalista Saxo. Adalberti Vita Heinrici II. Bernardi Marangonis Chronicon Pisanum (Archivio storico VI. P. 2. p. 3). Helmoldi Chronica Slavorum L. I. c. 12—18 Vita Meinwerci c. 7—194. Chronographus Saxo. Vita Cunegundis.

Seite

3. „Se suaque omnia aureae Saxonum, saxea corda gerentium, fidei commendans, in quibus patres, sceptrigeri imperatores videlicet, vincendo regnantes, regnando fructuose imperantes, firmissimam spei infixerant anchoram." Annales Quedlinburgenses z. J. 1021.

6. Die großen Reichsvasallen, „Saft und Kraft des Reichs" — primates, vires et viscera regni. Wipo in der Vita Chuonradi c. 2.

7. Ueber die unbeständige Gesinnung, die Händelsucht und Eidbrüchigkeit der Großen klagt Thietmar an vielen Stellen, besonders wichtig ist seine Herzensergießung VI. 32; man beachte auch den Vergleich mit den alten Zeiten II. 28.

8. „Divina providentia anchoras ecclesiae commisit viris pontificalibus et his gubernatoribus, quales ad ducendam patriam sine iactura in portum quietis eo tempore superesse oportebat." Wipo l. l. c. 1.

11. Die Worte Arnulfs finden sich in dem später ausführlicher mitgetheilten Schreiben an den Bischof Heinrich von Würzburg; abgedruckt bei Ussermann Episcopatus Bambergensis Cod. probat. p. 8 sequ.

12. Die Zuchtlosigkeit der Frauen geißelt Thietmar VIII. 2. Das Beispiel der Willekuma und Goderun führt Wolfhere in der Vita Godehardi prior c. 31 an.

13. Ehrenfried wird als Kronprätendent genannt in der Interpolation zu der Fundatio Brunwilarensis monasterii (M. G. XI. p. 399. n. 42). Ganz unbegründet sind die dort gegebenen Nachrichten nicht. — In der Vita Meinwerci c. 7 wird ferner ein princeps nomine Bruno als Mitwerber um die Krone erwähnt; der Verfasser folgt aber nur der Vita Bernwardi c. 38, wo Bruno als ein Widersacher Heinrichs und deshalb auch Bernwards dargestellt wird. Auch Thietmar VIII. 12 nennt den Grafen Brun als einen erbitterten Widersacher des Bischofs von Hildesheim. Brun ist anderweitig nicht unbekannt; er war ein naher Verwandter des sächsischen Hauses, um Braunschweig und Hildesheim reich begütert und mit Gisela, der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, vermählt. Ob schon damals er die Ehe mit Gisela geschlossen hatte, ist nicht zu ermitteln, doch sehr wahrscheinlich; jedenfalls wird er in den Thronstreitigkeiten nicht sein, sondern Hermanns Interesse verfochten haben.

13. Thietmar sagt ausdrücklich im Prolog des fünften Buchs, daß Heinrich II. ein Zögling des Bischofs Wolfgang von Regensburg gewesen sei. Es ist daher schwerlich viel auf das Zeugniß Adalberts (c. 2) zu geben, nach welchem Heinrich von klein auf zu Hildesheim erzogen und dort in den Wissenschaften unterrichtet sein soll, wenn es gleich in der Vita Meinwerci c. 3 nachgeschrieben ist. Heinrichs Geburtstag (6. Mai) steht nach Thietmar VI. 40 fest; weniger das Geburtsjahr, obwohl die angeführte Stelle auch darüber keinen Zweifel zu lassen scheint. Danach hätte Heinrich am 6. Mai 1012 sein 35. Jahr begonnen, wäre also 978 geboren. Aber nach Adalberts Lebensbeschreibung c. 35 und der Vita Meinwerci c. 193 starb Heinrich im 52. Jahre, hatte also bereits 973 das Licht der Welt erblickt. Die letzteren Angaben, der im Codex Udalrici No. 10 überlieferten Grabschrift Heinrichs entlehnt, verdienen unbedingt den Vorzug, und den Irrthum bei Thietmar hat wohl nur ein lapsus calami herbeigeführt (XXXV statt XXXX). Es finden sich hierüber gute Bemerkungen in R. Zirngibls Beiträgen zur Geschichte Heinrichs des Heiligen (Historische Abhandlungen der baierschen Akademie der Wissenschaften. 1807. S. 340 ff.); im Uebrigen sind diese Beiträge sehr dürftig und geben nur noch einiges brauchbare Material für die specielle Geschichte von Regensburg.

Die näheren Umstände der Thronbesteigung Heinrichs muß man allein bei Thietmar studiren; seine Nachrichten genügen, nur daß sie sich in dem Buche zerstreut finden. Adalbold verdunkelt Alles; der Biograph Bernwards ist hier nicht ehrlich und eben so ungenügend, wie die Quedlinburger Annalen. Heinrichs Abkommen mit Otto von Kärnthen erhellt aus Thietmar V. 16, die ersten Bewerbungen Heinrichs bei den Fürsten aus IV. 31. Man vergleiche übrigens auch Ademari Hist. III. 33. Kunigundens Verwandtschaft läßt sich am besten in dem Necrologium Ranshofense (M. G. IV. 791) übersehen. Seite 14. 15.

Markgraf Eckards Verdienste preist Thietmar IV. 26 und V. 5. Die Versammlung zu Frosa erwähnt Thietmar IV. 32; Lothars Uebergang zu Heinrich V. 2 und IV. 26; die Zusammenkunft in Werla V. 2. 3; Hermanns Thronbewerbung IV. 34 und V. 2; Eckards Ende V. 4. 5; Boleslaws Einfall in die Marken V. 6; Heinrichs Anerkennung in Franken und Krönung zu Mainz V. 7 und die Vita Burchardi c. 9. Der Wahltag wird in der Vita Bernwardi c. 38 irrig als die Pfingstoctave d. h. der 31. Mai angegeben; ebenso fehlerhaft ist die Bestimmung der Annales Quedlinburgenses auf den 29. Juni, wichtig aber scheint uns bei dem Annalisten die Bemerkung, „inscius Saxonibus." Am 10. Juni war Heinrich bereits wieder in Worms (Böhmer Reg. No. 892). Wenn Thankmar in der Vita Bernwardi c. 38 die Sache so darstellt, als sei Bernward immer auf Heinrichs Seite gewesen, so ist das nach Thietmar V. 3 eine grobe Entstellung der Wahrheit. Gisilers Stellung geht aus Thietmar V. 24 hervor. 16—21.

Die Ereignisse in Schwaben erzählen Thietmar V. 7. 8 und die Annales Sangallenses maiores z. J. 1002; duellum ist bei Thietmar weder an dieser Stelle noch sonst so viel wie Zweikampf, obschon es die Neueren meist so aufgefaßt haben. Das Itinerar des Königs ergiebt sich aus den Urkunden. Bei Böhmer hinzuzufügen ist eine ungedruckte Urkunde für St. Florian am 20. Juli zu Kirchberg ausgestellt; das fehlerhafte Brunna (No. 898) ist in Grona zu ändern, vergl. Adalbold c. 12. Die Huldigung der Thüringer und Sachsen melden Thietmar V. 9. und die Ann. Quedl. Was Adalbold c. 10 von einer neuen Krönung erzählt, geht nur auf die Gewohnheit der Könige bei festlichen Gelegenheiten gekrönt zu erscheinen; vergl. c. 36 und Annales Sangallenses maiores z. J. 1034. Ueber den Anschlag auf Boleslaw von Polen berichtet Thietmar V. 10 und über den Groll des Markgrafen Heinrich auf den König V. 8. 22—24.

Kunigundens Krönung und die damit zusammenhängenden Ereignisse erzählen Thietmar V. 11, Adalbold c. 12, der Quedlinburger Annalist und Thankmar in der Vita Bernwardi c. 39. 25.

Heinrichs Anerkennung in Niederlothringen und Hermanns Unterwerfung Thietmar V. 12—14 und Adalbold c. 12. 13. Die Huldigung in Oberlothringen Thietmar V. 17 und Adalbold c. 19—21. 25. 26.

Den merkwürdigen Rhythmus de obitu Ottonis III. imp. et electione Henrici II. imp. hat Höfler zuerst in den deutschen Päpsten I. 331 aus einem Codex von St. Emmeram abdrucken lassen. 27.

Arduins Krönung bestimmt der Catalogus regum et impp. ex codice Ambros. in den M. G. III. 217. Ueber Arduins Kanzlei muß man die bei Provana zusammengestellten Urkunden nachsehen; von Arduins Münzen handelt derselbe p. 6 und 7, zieht aber aus dem Beibehalten des alten Gepräges wohl zu kühne Folgerungen. Arduins Verhältniß zu Erzbischof Arnulf von Mailand bezeichnet der Chronist Arnulf I. 14; Landulf fabelt auch hier. Arduins Gegner lernt man be- 28.

sonders aus Thietmar V. 16 und Adalbold c. 15 kennen; der letztere hat hier eigenthümliche und dem Anscheine nach zuverlässige Nachrichten.

Seite 29. Die älteste Quelle für diese Begebenheiten, das Chronicon Venetum p. 35 giebt die Nachricht, die Schlacht Arduins gegen Otto und Ernst habe „in campo, qui dicitur Vitalis“ stattgefunden. Campo Vitale heißt noch jetzt ein Ort im Val di Brenta unweit Fontaniva. Thietmar und Adalbold bestimmen die Schlacht durch den Mons Ungaricus, und noch jetzt führen zwei Pässe über die Euganeischen Höhen den Namen Ongara. Arnulf von Mailand giebt an, die Schlacht sei „in campo Fabricae“ geschlagen; auch eine Villa dieses Namens giebt es noch jetzt auf den Euganeen. Hiernach können die Pässe, bei denen es zur Schlacht kam, nicht die Etschklause bei Verona sein, sondern sind in den Euganeen zu suchen. Vergl. Provana p. 208. 211.

30—32. Ueber Boleslaws von Böhmen Verjagung und die unmittelbar darauf folgenden Ereignisse, bis sich Boleslaw Chrobry in Böhmen festsetzt, sehe man Thietmar V. 15 und 18. Was Cosmas Pragensis I. c. 34—36 erzählt, beruht auf alten Volksliedern, welche Boleslaw und seinen Vater Miecziflaw nicht unterschieden; ich meine damit freilich nicht die Lieder der Königinhofer Handschrift, die wohl erst aus Cosmas entstanden sind. Mythe und Geschichte läßt sich in diesen Erzählungen bei Cosmas noch kaum trennen. Das Chronicon Polonorum I. 6 erwähnt nur kurz die Eroberung Böhmens. Ueber Boleslaws Verhandlungen mit Rom sind wir schlecht unterrichtet, aber Einiges ergiebt sich aus Thietmar VI. 56, aus der Vita Romualdi des Petrus Damiani c. 28 und Cosmas Pragensis z. J. 1004, welcher für die Gesandtschaft des Benedict und Johannes die genauere Zeitbestimmung liefert. König Heinrichs Erbieten, Böhmen an Boleslaw Chrobry zu überlassen, berichtet Thietmar V. 19.

32—37. Ueber die Empörung des Markgrafen Heinrich besitzen wir zwei Monographien: 1) Haas, Erläuternder Beitrag zur Geschichte der Empörung Markgr. Heinrichs von Schweinfurt in Hagens Archiv für die Geschichte Oberfrankens II. 1. S. 135 ff. 2) Huschberg, Ueber den Markgrafen Hezilo von Schweinfurt in Hormayrs Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1828. S. 210 ff. Die Arbeit von Haas ist unkritisch, und deshalb sind auch die sonst dankenswerthen topographischen Erläuterungen wenig brauchbar. Huschbergs Aufsatz ist unbedeutend; auch ihm fehlt es an Kritik, und der Gegenstand ist nur oberflächlich behandelt. Thietmar, der hier sehr gut unterrichtet ist, aber leider Manches verschweigt, ist durchaus die Hauptquelle für diese Ereignisse V. 19—23. VI. 12. — Ebenso ist Thietmar der beste Zeuge über die Herstellung Merseburgs V. 24—26. VI. 1. Ueber Tagino ist zu vergleichen Arnoldus de s. Emmerammo II. 12 und die Vita Wolfkangi c. 21 und 36. Brun von Querfurt war Ostern 1004 am Hofe Heinrichs zu Merseburg nach Thietmar VI. 58. Daß er schon zu Rom die erzbischöfliche Weihe erhalten, glaubte ich früher nach dem unzweideutigen Zeugniß des Petrus Damiani in der Vita Romualdi c. 27 annehmen zu müssen, aber Brun selbst in dem Brief an Heinrich (Anhang 1.) scheint seine Weihe nur dem Könige zu danken: „Merito ad vos, veluti ad regem, qui me perfecit in evangelio, servus vester certa mandare curabo.“ Man kann hiernach kaum noch bezweifeln, daß Brun erst in Deutschland geweiht wurde und in ein bestimmtes Fidelitätsverhältniß zum Könige trat. Den Einfall Heinrichs in das Gebiet der Milzener erwähnt Thietmar VI. 2; die Zeit bestimmt näher die Urkunde bei Böhmer No. 946, in welcher der Ausstellungsort zu emendiren ist. Statt Vvarim ist zu lesen Vvurcin.

Seite

Die italienische Gesandtschaft zu Pöhlde erwähnen die Annales Hildesheimenses z. J. 1004, die Erscheinung eines päpstlichen Legaten zu Merseburg Thietmar V. 26. Die Hauptquellen über Heinrichs ersten Zug nach Italien sind das Chronicon Venetum, Thietmar VI. 3—7, Adalbold 32—42 mit manchen eigenthümlichen Nachrichten, die Kaiserkataloge und die gleichzeitigen Urkunden; außerdem sind in Betracht zu ziehen das Chronicon Novaliciense App. c. 16 und Arnulf von Mailand I. 16. 37—41.

Itinerar des Königs: 9. 10. April Trident. Thietmar. Böhmer No. 950. — 13. 14—18. April an der Brenta. Thietmar. — Ende April bis Mitte Mai Verona, Brescia, Bergamo, Pavia. Thietmar. — 15. Mai Krönung und Brand in Pavia. Kaiserkataloge; in dem dritten ist das Datum des 12. Mai späterer Zusatz, der Montag weist auf den 15. Mai. Den Tod Gisilberts setzen die Nekrologien auf den 18. Mai; vielleicht starb er erst an diesem Tage, nachdem er am 15. tödtlich verwundet war. — 25. Mai Pavia. Böhmer 951. — Nach Pontelungo. Thietmar. — 28. Mai Leucade in comitatu Mediolanensi, südlich von Mailand. Böhmer 952. — Mailand und Rückkehr nach Pontelungo. Thietmar. — 31. Mai in campo, qui dicitur Raudo, jetzt Rho, nordwestlich bei Mailand. Böhmer 953. 954. — Pfingsten (4. Juni) in valle Agno loco Cadampinus. Urkunde bei Giulini. Grommo. Thietmar. Chromo. Adalbold. — Gleich darauf Rückweg und zwar am Comersee (per lacum Cumanum) nach dem Chronicon Venetum, einer durchaus gleichzeitigen Quelle. Adalbold c. 42 läßt den Kaiser per montem Celerem zurückkehren, wobei in keiner Weise an den M. Cenis gedacht werden kann, eher an den Splügen. Das Grommo des Thietmar kann hiernach wohl nur Como sein, und Cadampinus ist in der Nähe zu suchen; Giulini setzt den Ort zwischen Lugano und Agno. — Am 12. Juni war Heinrich nach einer schlecht bei Ughelli gedruckten Urkunde zu Lacunavara; der Ausstellungsort ist verderbt und vielleicht Lustinava zu lesen, der Name einer Pfalz im Rheinthal unweit des Bodensees. — Am 17. Juni war der König in Zürich nach Adalbold und den Urkunden bei Böhmer 956. 957.

Die Vertreibung Boleslaws aus Böhmen und Einsetzung Jaromirs erzählt Thietmar VI. 8—10, die Einnahme Bautzens c. 11, den ersten Angriff auf Polen selbst c. 14. 16. 19. 20, die Anordnungen für die Marken c. 21. 41—45.

Ueber die Beschaffenheit der Merwegegenden und den Handel von Thiel ist Alpertus de diversitate temporum I. 8 und II. 20 einzusehen. Den Aufenthalt Heinrichs zu Triel in der Fastenzeit bezeugen die Ann. Hildesh.; Ostern verlebte er zu Aachen, den Mai meist in Utrecht, wie die beiden Urkunden bei Böhmer No. 969. 970 und eine dritte vom 31. Mai im Wiener Notizenblatt 1851. S. 114 beweisen. In den Mai oder Juni wird der kurze Zug gegen die Friesen fallen, den Thietmar VI. 14 erwähnt. Vergl. über die friesischen Händel jener Zeit die schöne Abhandlung von J. Grimm über eine Urkunde des 12 Jahrhunderts (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1851. S. 370 ff). Für den Kampf gegen Balduin von Flandern sind die Hauptquellen die Quedlinburger Annalen, Thietmar VI. 22 und die Gesta epp. Cameracensium I. 114. 115 und III. 2. Die Gesandtschaft Heinrichs an den französischen Hof und die Zusammenkunft der Könige bezeugen Anselmi Gesta epp. Leodiensium, Rodulfus Glaber Hist. III. 2 und die Urkunde bei Mabillon Ann. ord. s. Bened. IV. 185. Einiges erhellt auch über den Gang der Begebenheiten in Flandern aus den Ann. Leodienses, Blandinienses und Elnonenses maiores. Die Belagerung von Va- 45—47.

lenciennes im September 1006 ergeben die Elnonenses, doch steht die Bemerkung irrig zum J. 1005. Den Tag der Einnahme von Gent durch die Deutschen im J. 1007 finden wir in den Ann. Blandinienses.

Seite 47. Aus einer wichtigen, bisher ganz übersehenen Notiz der Annales Heremi z. J. 1006 ergiebt sich die damalige Abtretung Basels; Thietmars „antiqua traditio" (VII. 20), wie die Anwesenheit der burgundischen Bischöfe auf dem Frankfurter Concil zeigen, daß gleichzeitig auch bereits die Erbfolge geregelt wurde. Die Zeit des Vertrags läßt sich näher bestimmen, als es im Text geschehen ist. Am 14. und 15. Juli war der König nach zwei mir erst nachträglich bekannt gewordenen Schenkungsurkunden an Baseler Kirchen in der Stadt selbst. Die Urkunden sind bei Trouillat Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle I. 146 gedruckt; sie tragen das falsche Jahr 1005 und die falsche Indiction III, aber das richtige Regierungsjahr, das meist für die Zeitbestimmung entscheidend ist. In das Jahr 1005 können die Urkunden ohnehin nicht gehören, da Heinrich damals in der Mitte des Juli in Westfalen war. Zufolge dieser Urkunden fällt Heinrichs Reise zu seinem Oheim K. Rudolf von Burgund nicht nach, sondern vor den Kriegszug gegen Balduin i. J. 1006 und muß mit der Zusammenkunft mit K. Robert von Frankreich in unmittelbare Verbindung gesetzt werden; unsere Darstellung ist hiernach zu berichtigen.

48–59. Die Actenstücke, welche für die Gründung des Bisthums Bamberg von Wichtigkeit sind, findet man bei Ussermann (Episcop. Bambergensis und Episcop. Wirceburgensis) und in den Monum. Boica XXVIII. fast vollständig zusammen; das Wichtigste sind offenbar die Acten der Frankfurter Synode. Einen klaren Blick in die Verhältnisse gewährt der Brief Bischof Arnulfs, dessen noch mancher Correctur bedürftigen Text Ussermann nach Baluze wiedergiebt. Neben diesen Actenstücken ist Thietmars Erzählung VI. 23 von großem Werthe, wie auch die Nachrichten des Anonymus Haserensis c. 25 neue Aufschlüsse bieten. Die eigenen Nachrichten Adalberts sind von untergeordneter Bedeutung, besonders hat er durch die Erwähnung von einer zweiten Frankfurter Synode c. 12 große Verwirrung angerichtet; wichtig sind bei ihm nur die der Lebensbeschreibung Heinrichs einverleibten Actenstücke. Durch umsichtige Kritik zeichnet sich Mascovs Anmerkung über die Gründung Bambergs aus.

48. Von der slawischen Bevölkerung der Gegenden am oberen Main und der Rednitz spricht Arnulf; noch funfzig Jahre später waren nach den Acten der Bamberger Synode vom Jahre 1058 hier meistentheils Slawen. „Erat plebs huius episcopii, utpote ex maxima parte Slavonica, ritibus gentilium dedita." Hartzheim Conc. Germ. III. 126.

49. Wann und wie das Egerland germanisirt wurde, ist noch eine ungelöste Frage. Palacky hat den Gegenstand leider nicht eingehend behandelt.

50. 51. Daß Heinrich schon lange mit dem Plan umging, ein Bisthum in Bamberg zu begründen, geht aus Thietmar VI. 23 hervor. Auf die Urkunde bei Ussermann Episcop. Bamb. C. Pr. p. 5 und im Wirtembergischen Urkundenbuch S. 241 darf man sich nicht berufen; da sie, wie Actum, Datum und der Name des Kanzlers zeigen, untergeschoben ist. Die Mainzer Synode wird in den Acten der Frankfurter Synode erwähnt; nicht unwichtig für die Beurtheilung der Vorgänge daselbst ist die Urkunde für Willigis, am 1. Juni zu Mainz ausgestellt, im Cod. Udalrici No. 120. Willigis Nachgiebigkeit in Bezug auf Gandersheim erzählt Thankmar in der Vita Bernwardi c. 43. Die Urkunde Heinrichs darüber, an-

geblich am 20. Januar 1008 zu Werla ausgestellt, ist unecht und nach der Vita Bernwardi fabricirt; sie findet sich bei Hartzheim Conc. Germ. III. 40. Die Einwilligung der Fürsten zur Gründung Bambergs erwähnt Heinrich in vielen Urkunden für das neue Bisthum: „ducum et comitum consultu decretoque." Seite

Eberhard wird selbst vom Könige als sein nepos bezeichnet in der Urkunde Mon. Boic. XXVIII. p. 414. 53.

Die Einweihung des Bamberger Doms erzählt Thietmar VI. 40. Auch Sophie und Adelheid waren nach den Quedlinburger Annalen gegenwärtig, päpstliche Gesandte nach den Gesta epp. Camerac. III. 2. Ueber Heinrichs Schenkung an Bamberg bei seiner Kaiserkrönung vergl. Jaffé No. 3056. 57.

Die Urkunden für das Kloster St. Michael zu Bamberg zeigen in der Datumszeile sehr auffällige Discrepanzen, welche sich nur dadurch erklären, daß ihre ursprüngliche Ausstellung und rechtskräftige Vollziehung in verschiedene Zeiten fallen. 58.

Die Sorgfalt, mit welcher der König alle speciellen Verhältnisse Bambergs ordnete, geht aus den Urkunden hervor. Die Gerechtsame der Vögte werden bestimmt 1) für Fürth Ussermann Ep. Bab. C. P. 16. 17; 2) für Teggingen Mon. Boic. XXVIII. 460. 461. Man sehe ferner die sehr merkwürdigen Bestimmungen für die Kolonen des Klosters St. Michael in der Urkunde bei Ussermann Ep. Bamb. C. P. 23. 24. Ich zweifele nicht, daß die Justitia Babenbergensium ministerialium im Cod. Udalrici p. 102 schon von Heinrich II. herrührt; der Form nach ist zu vergleichen „Haec iustitia advocati" in der Urkunde für Teggingen. 59.

„Qui duo sumus in una carne" sagt Heinrich von sich und Kunigunde in einer Urkunde vom J. 1017. Schaten Ann. Paderb. I. 424. 59.

Die Bulle mit der Umschrift: Renovatio regni Francorum aus dem ersten Regierungsjahre Heinrichs erwähnt Leibnitz in den Annales imperii z. J. 1003. 60.

„Nostrae regionis adiit serenitates, quia aeris huius et habitatorum qualitates nostris non concordant partibus." Thietmar VII. 3. 61.

Die angeführte Stelle steht in dem Eingange des M. G. Legg. II. 38 abgedruckten Gesetzes für Italien und lautet: „Omnibus nostris fidelibus praesentibus etiam et futuris notum fieri volumus, quod semper rei publicae providentes, quae digna sunt, probabilium personarum nostri imperii fidelium acceptione disponimus." — Ueber die Reichstage unter Heinrich II. ist zu vergleichen Pfeffinger Vitriarius illustrat. I. p. 96—100. Zwischen Reichstagen, Landtagen und Hoftagen ist hier nicht immer genau unterschieden, auch fällt es oft schwer. Uebrigens ließe sich Pfeffingers Verzeichniß noch bedeutend vermehren. Welchen Antheil die Fürsten am Reichsregiment nahmen, erhellt aus Thietmar; wir bezeichnen besonders folgende Stellen: VI. 24. 36. 44. 49. VII. 5. 6. 8. 48. 65.

„Thiedrico, predicti comitis filio, comitatum ac omne beneficium iure et ortatu reginae ac principum suimet dedit." Thietmar VI. 34. „(Godila) filio suimet Wirinhario beneficium patris et marcam cum ducentorum precio talentorum acquisivit." Thietmar VI. 52. Das Herzogthum Sachsen bezeichnet als erblich seit längerer Zeit mit klaren Worten Lambert z. J. 1072, und Adam von Bremen II. 21 scheint die Erblichkeit schon von Hermann Billings Zeiten herzuleiten. Man vergleiche über die Erblichkeit der großen Lehen zu Heinrichs II. Zeiten auch Gfrörer Kirchengeschichte IV. 1. S. 148—153. Für die Erblichkeit der niederen Lehen ist interessant die Urkunde in Höfers Zeitschrift für Archivkunde I. S. 163, durch welche der König der Kirche zu Merseburg schenkt „tale eredi-

tarium beneficium, quod vulgo erbelehen dicitur, quale Rebo et filius eius Walech in Azmanstedi habent.“ Auch in den Urkunden, durch welche Ezo, Heinrich und Otto mit den Gütern des Stifts Maximin bedacht wurden, ist ausdrücklich vorbehalten, daß diese als Lehen auf ihre Erben übergehen sollen. Acta Palat. III. 104 und Hontheim Hist. Trevir. I. 358.

Seite 66. Heinrichs Sorge für Erhaltung des Landfriedens in Lothringen geht hervor aus Thietmar V. 17; in Schwaben aus VI. 7; in Sachsen und Wenden aus VI. 21. VII. 5. 34. 35. 37. Ueber den beschworenen Landfrieden in Schwaben berichtet Adalbold c. 42; über den vom König selbst beschworenen fünfjährigen Landfrieden in Sachsen Thietmar VI. 39 und VII. 5. Vielleicht waren die Bestimmungen aller dieser Landfrieden niedergeschrieben; mindestens sind uns einige Landfriedensedicte Heinrichs erhalten. Wir besitzen 1) ein Edict des Königs vom 2. December 1023, um den Streitigkeiten zwischen den Lorscher und Wormser Dienstmannen ein Ende zu machen, mit einem förmlichen Strafcoder für die Friedensbrecher (Codex Laureshamensis I. 156); 2) ein sehr ähnliches Edict vom 9. März 1024 wegen der Streitigkeiten zwischen Fulda und Hersfeld (Dronke Codex diplom. Fuldensis 348). Das geschriebene Recht der früheren Zeit war so gut wie vergessen; Lex bezeichnet damals das gesammte Gewohnheitsrecht, aber fortan zugleich auch und, wie mir scheint, vorzugsweise das einzige geschriebene Recht, welches man besaß, die Landfriedensbestimmungen. Man vergleiche unsere Bemerkungen unten zu S. 213 und 368. Daß es mindestens im folgenden Jahrhundert so in Schwaben war, zeigt Konrads von Lichtenau Bemerkung z. J. 1187: „Quas litteras Alemanni usque in praesens vriedebrief id est litteras pacis vocant, nec aliis legibus utuntur.“ Man hat bisher Heinrichs Bestrebungen für den Landfrieden niemals recht gewürdigt und deshalb auch die folgenden Verse Thietmars im Prolog zum fünften Buch kaum verstanden:

Maxima pars regni, Sclavo vastata crudeli,
Multum laetatur, quod ab huius pace potitur
Sedibus optatis iustoque, rapacibus altis
Prorsus depulsis ac dira lege sedatis.

Die dira lex kann auch hier nichts Anderes sein, als die strengen Bestimmungen des Landfriedens, ob sie nun aufgezeichnet waren oder nicht.

67. Burchardi episcopi Wormatienses Leges sind abgedruckt bei Walter Corpus iuris Germanici antiqui III. 775—779. Zu vergleichen sind Heinrichs Bestimmungen über die Rechte der Wormser Ministerialen bei Schannat Hist. Worm. 40.

67. 68. Die Strenge des Königs erwähnt Thietmar besonders an folgenden Stellen: V. 17. VI. 2. 10. 28. 30. 36. 54. VII. 4. 5. 6. 35. 36. 37. 48. Der h. Brun sagt in dem Brief an Heinrich: „Mi here, non es rex mollis, quod nocet, sed iustus et districtus rector, quod placet; sed tantum hoc addatur, ut sis misericors, ut non semper cum potestate, sed etiam cum misericordia populum tibi acquireres.“ „Regis animus immitis“ Ann. Quedl. z. J. 1013.

69. „In huius vitae itinere onera nostra episcopis imponendo levigantes.“ Urkunde bei Schaten Ann. Paderbr. p. 426.

70—73. Die Nachrichten über die Reform des geistlichen Lebens in Baiern beruhen auf der Vita Wolfkangi, den beiden Lebensbeschreibungen des Godhard, auf Arnulfus de b. Emmerammo und dem Anonymus Haserensis.

Seite

Poppos Einfluß auf den König und die Art, wie er erlangt wurde, sieht man aus der Vita Popponis c. 28. Ueber Heinrichs Freigebigkeit an die Bischöfe genügt Gfrörers Zusammenstellung in der Anmerkung seiner Kirchengeschichte IV. 1. S. 137. Heinrichs Correctur des römischen Ritus bezeugt Berno de officio missae c. 2. (Bibliotheca patrum maxima XVIII. p. 57.) Ueber die Weihe Gerhards von Cambray sehe man Gesta epp. Cameracensium III. 2. „Canonum statuta non ore hominum, sed spiritu Dei condita." Urkunde bei Schaten Ann. Paderb. 426. Ueber die rheinische Synode vom J. 1004 berichtet die Vita Adalberonis II. c. 15 seq. Gfrörer S. 46 ist geneigt sie mit einer sächsischen Synode i. J. 1005, von welcher Thietmar VI. 21 berichtet, zu identificiren; aber die versammelten Bischöfe waren meist Suffragane von Mainz und Köln, während sächsische Bischöfe sich nicht erwähnt finden. (Haimo war Bischof von Verdun, nicht von Verden.) Die Synode in Dortmund war am 7. Juli 1005. Thietmar VI. 13. Vgl. die beiden Urkunden, am 6. und 7. Juli daselbst ausgestellt, in denen des Königs Bruder Brun bereits als Kanzler erscheint. (Lacomblet I. 88.) Eine andere sächsische Synode hielt der König noch in demselben oder im folgenden Jahre; von derselben spricht Thietmar VI. 21 ohne genaue Zeit- und Ortsangabe. Wenn sie Gfrörer nach Arneburg verlegt, so ist das eine willkührliche und sehr unwahrscheinliche Verbindung dieser Notiz Thietmars mit den unmittelbar vorhergehenden Worten. Die Herstellung der Sendgerichte zu Heinrichs Zeiten geht aus der Canonensammlung des Burchard, aus den Beschlüssen der Seligenstädter Synode und der Constitution Bernwards von Hildesheim in der M. G. Legg. II. B. 172 hervor. 74.

Ueber die Canonensammlung des Burchard siehe die Vorrede derselben, die Vita Burchardi c. 10 und Siegbert von Gemblours z. J. 1008. Die Fälschungen fallen vielleicht weniger Burchard selbst als seinen Gehülfen zur Last. Andere Fälschungen von canonistischem Material beging zu derselben Zeit nach einer Bemerkung Bernolds „quidam Wido, qui et musicam composuit." Ussermann Monumenta res Alemann. illustr. II. 204. Ann. 34. Von diesem Wido ist nach Bernold ein untergeschobener Brief Paschalis I. an die Mailänder, der auch im Decretum Ivonis II. c. 84 benutzt ist und den Jaffé No. 1941 unter die echten Actenstücke aufgenommen hat. Ist an Guido von Arezzo zu denken? Ein anderer Guido scolasticus et praecentor erscheint im Chronic. s. Huberti Andaginensis c. 8. Vgl. Adam von Bremen II. 66. 75.

Wie Heinrich sich und seine Gemahlin in Paderborn einkaufte, zeigt die Urkunde bei Schaten p. 424. Er bedingt aus, „ut uterque nostrum tam vestitum quam victum stipendialem sicut unus fratrum accipiat." 75.

„Duo sunt, quibus sancta Dei e c c l e s i a specialiter regitur: imperialis potestas et pontificalis auctoritas" heißt es in dem echten Diplom Heinrichs bei Ussermann Ep. Bamb. Prob. 23—25. Ein gefälschtes Diplom ebendaselbst setzt m u n d u s statt Dei ecclesia und stellt die pontificalis auctoritas der imperialis potestas vor. So entsprach die Sentenz besser den Anschauungen späterer Zeit und wurde doch zugleich wieder auf ihre ursprüngliche Form zurückgeführt. Sie stammt nämlich aus dem Briefe Gelasius I. an Kaiser Anastasius (Jaffé 387) und war in der kaiserlichen Kanzlei gewiß nicht absichtslos verdreht worden. 76.

Das Heinrich eigenthümliche Verfahren bei der Besetzung der Bisthümer geht klar aus vielen Stellen Thietmars hervor; wir bezeichnen nur einige: V. 25. VI. 49. 54. VII. 19. 22. Gfrörer hat I. 146 ein Verzeichniß der königlichen Kapläne 76—77.

gegeben, die zu Bisthümern erhoben wurden; einige ließen sich noch hinzufügen, wie z. B. Walpodo von Lüttich nach Anselmi Gest. epp. Leodiens. c. 33. Die feindselige Stimmung zwischen den Bischöfen und dem Adel erhellt aus allen gleichzeitigen Quellen; die im Text angeführte Stelle steht bei Thietmar VIII. 11.

Seite 77. Es zeigt sich nirgends eine Spur von einem tieferen Interesse Heinrichs für Wissenschaft und Kunst. Daß die Schulen in Deutschland in der einmal eingeschlagenen Richtung fortarbeiteten und der König ihre Wirksamkeit in keiner Weise hinderte, steht fest; ebenso ist gewiß, daß Heinrich keine Kosten scheute um Bamberg mit Kunstwerken auszustatten. Aber mehr läßt sich nicht erweisen und ist auch meines Erachtens nicht ermittelt in der Dissertation von Otto: „De Henrici II. Germanorum imperatoris in artes litterasque meritis. Bonnae 1848."

79. Die Klosterberaubungen und Klosterreformen des Königs: Hersfeld. Ann. Quedlinb. z. J. 1004. S. Godehardi Vita prior c. 13. Vita posterior c. 7. — Johanniskloster bei Magdeburg. Thietmar VI. 15. — Reichenau. Herm. Contr. z. J. 1006. — Die fünf Abteien, die an Bamberg kamen, sehe man in den Urkunden bei Böhmer No. 1001—1005. — Fulda. Ann. Quedlinb. 1013. Thietmar VI. 56. — Korvei. Ann. Quedlinb. 1014. 1015. Thietmar VII. 9. Was die Vita Meinwerci c. 145 von dem Einschreiten Meinwerks erzählt, scheint erst in eine spätere Zeit (1017) zu gehören. — Memleben. Thietmar VII. 22. — Gernrode. Annales Quedlinb. z. J. 1014. — Die alte Mönchssage, daß Heinrich nur vom h. Laurentius dem Teufel entrissen sei, findet sich schon bei Leo von Ostia II. 47. Cosmas Prag. I. 37 und in Adalberts Vita Heinrici c. 33.

80—82. Ueber die cluniacensischen Reformen in Lothringen besitzen wir die ältesten Nachrichten in den Gesta epp. Virdunens. c. 8. 9. und in der fast gleichzeitigen Vita Popponis abb. Stabulensis. Eine spätere, aber sehr brauchbare Quelle ist Hugo von Flavigny, der im zweiten Buch seiner Chronik sehr ausführlich von seinem Lehrer Richard handelt. Erst dem zwölften Jahrhundert gehört die Vita Richardi abb. s. Vitoni Virdunensis an, die aber dennoch der Berücksichtigung werth ist, wie auch die etwas ältere Vita Theodorici abbatis Andiganensis, welche in der Vita Richardi bereits benutzt ist. Das Vitonus-Kloster führt nicht den Namen St. Vaast, sondern St. Vanne, wie man im Text zu ändern hat.

82. 83. Daß Heinrich planmäßig die Klöster den Bischöfen übergab, geht aus der Urkunde vom 17. Januar 1014 (Würdtwein Nova subs. VI. 168) hervor, aus welcher auch die im Text angeführten Worte Heinrichs entlehnt sind. Ueber die Beraubung der Abtei St. Maximin haben wir Zeugniß in einer doppelten Urkunde Acta Palatina III. 104 und Hontheim Eccl. Trevir. I. 358. Welche der beiden Urkunden echt ist oder ob beide echt sind, ist bis jetzt nicht ermittelt. Schwierigkeiten macht die Erwähnung des dux Heinricus. An den Herzog Heinrich von Baiern kann nicht gedacht werden, da ausdrücklich bemerkt wird, Heinrich habe vorher weder vom Reiche noch vom Kaiser Etwas erhalten. Es ist wohl der spätere Pfalzgraf Heinrich, der Neffe Ezos und Vetter Ottos, gemeint. In einer Urkunde vom 28. April 1010 (Mon. Boic. XXVIII. 421) lesen wir: „fideli rogatu dilectissimi ducis Hezelini" und können darunter wohl nur den Vater dieses Pfalzgrafen Heinrich verstehen, der um das Jahr 1020 starb. An Heinrich von Baiern kann auch hier nicht gedacht werden, da er damals im Aufstand gegen den König begriffen war. Die nächsten Verwandten des königlichen Hauses scheinen bisweilen den Ehrentitel Herzog geführt zu haben, wie auch Konrad II. vor sei-

ner Wahl öfters dux genannt wird, ohne ein Herzogthum je besessen zu haben. Der Beraubung Maximins durch Heinrich II. erwähnt auch Heinrich III. in der Urkunde vom 25. Juli 1044 bei Hontheim I. 380. — Die merkwürdige Urkunde für Fulda über die Grafschaft Stoddenstat steht bei Dronke Cod. diplom. Fuld. 349. Im Eingange: „Oportet, ut in ecclesiis multae sint facultates et maxime in Fuldensi, quia, cui plus committitur, plus ab eo exigitur; multa enim debet dare servitia et Romanae et regali curiae." Am Schluß: „Quapropter consulant sibi et praeveniant scandala, antequam fiant, habeantque secum, quae Deo offeruntur, nec abiiciant incassum, quia cito veniet tempus, quando mundus recipiet, quod Deo dedit, et monasteria, quae nunc sunt in abundantia, prima erunt in rapina, ut fiat quod Salvator ait: abundante iniusticia refrigescet charitas multorum." Für die Stellung Heinrichs zur Klostergeistlichkeit sind nicht unwichtig die Briefe der Aebte Eberhard und Peringer von Tegernsee und ein Brief des Abts Bern von Reichenau an ihn (Pez Thes. anecd. noviss. VI. P. I. p. 140—145. 205—207). Seite

Anselm (Gesta epp. Leod. c. 34) bemerkt es als etwas Besonderes, daß Walpodo mit leeren Händen zum König kam. 83.

Vicarius Dei heißt der König bei Thietmar VI. 8. Vicarius Christi wird Konrad II. vom Erzbischof von Mainz bei Wipo c. 3 genannt. 84.

Heinrichs Verhältniß zu Heribert ergiebt sich aus der Vita Heriberti, seine Stellung zu Megingaud aus dem Anonymus Haserensis; über das vertraute und höchst eigenthümliche Verhältniß des Königs zu Meinwerk muß man die Vita Meinwerci nachlesen. Die wichtigen Dienste Meinwerks werden besonders hervorgehoben in der Urkunde bei Schaten p. 435. In einer andern Urkunde bei Schaten p. 402 wird Meinwerk die evangelica Martha genannt. Diese Urkunde, welche Böhmer No. 1088 mit der Vita Meinwerci c. 18 in das Jahr 1013 setzt, kann nur in das Jahr 1015 gehören, wenn sie echt ist; denn Heinrich nennt sich Romanorum rex Augustus und im Context heißt Kunigunde Imperatrix Augusta. Die Schenkung über den Hof Neder steht bei Schaten p. 426. 85—87.

Des Königs Habgier tadelt mit starken Worten der Quedlinburger Annalist z. J. 1013. 88.

„Heinrich war ein kränklicher Mann." Ueber die schwankende Gesundheit des Königs sind alle Quellen einig; man vergleiche besonders Thietmar V. 17. VI. 38. 55 und die Ann. Hildesh. z. J. 1013. Daß sein Uebel ein angebornes war, sagt Thietmar V. 17 und bezeichnet es VI. 55 bestimmter als Kolik; Adalbold c. 20 spricht von einer gravissima infirmitas. In Monte Cassino erzählte man sich später, daß Heinrich an Steinschmerzen gelitten habe und durch ein Wunder des heiligen Benedict von diesen befreit sei. Amatus I. 28 und Leo Ost. II. 43. Dasselbe erzählt dann auch Adalbert in der Vita Heinrici c. 24, und hierauf bezieht sich das Bild Heinrichs am Portal des Bamberger Doms, das jünger als Adalbolds Biographie ist. Die Miracula s. Erendrudis aus dem 14. Jahrhundert lassen endlich Heinrich an Glepsie leiden und am Grabe der heiligen Erendrude geheilt werden. Nach der gewöhnlichen Vorstellung war Heinrich lahm. Wie er es geworden sei, erzählt das zweite Additamentum zu Adalberts Vita Heinrici c. 2, welches bald nach dem Jahre 1200 geschrieben ist. Die erste Hinweisung auf Heinrichs Lahmheit bieten die Gesta Treverorum dar, wenn wirklich die älteste Handschrift aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts schon Heinrich den Beinamen Claudus giebt, wie man nach Waitzs Recension (M. G. VIII. 171) 88.

annehmen muß. Da Keiner von Heinrichs Zeitgenossen und keine Quelle des elften Jahrhunderts überhaupt einen so auffälligen Umstand erwähnt, wird man ihn wohl für unbegründet zu halten haben und den Beinamen Claudus oder Hufeholz verbannen müssen[1]). Ueber diesen Punkt ist man bisher mehr im Unklaren geblieben, als über die angebliche Virginität Heinrichs und Kunigundens. Die ältesten Zeugnisse, die man dafür aufbringen kann, sind in Adalberts Biographie c. 21 und c. 32 enthalten, aber würden allerdings auf Heinrich und Kunigunde selbst zurückführen, wenn man der Legende Glauben schenken könnte. Das spätere Mittelalter hat freilich fest an den jungfräulichen König geglaubt, aber es ist längst bemerkt worden, daß Heinrichs Worte bei Thietmar VI. 23: „quia in sobole acquirenda nulla mihi spes remanet" diesem Glauben wenig günstig sind. Noch deutlicher läßt Arnulf den König sagen: „si se Deus privaret fructu ventris sui et humana prole exheredaret, se Deum libenter sibi heredem facturum." Auch das Gebetbuch in Bamberg mit dem Gebet für die königliche Nachkommenschaft ist kein unwichtiges Zeugniß dafür, daß Heinrich und Kunigunde nicht so sprechen konnten, wie Adalbert sie einführt. Die thörichte Geschichte über Kunigundens angebliche Untreue hätte Gfrörer Kirchengeschichte IV. 1. S. 197 aus Adalbert c. 21 und dem zweiten Additamentum c. 3 nicht wieder aufnehmen sollen. — — „Curis et negotiis secularibus gravamur" sagt Heinrich in der Urkunde bei Schaten p. 454; daß er sich trotzdem ein langes Leben wünschte, zeigt eine andere Urkunde ebendaselbst 430. Wie Heinrich gern am Kampf persönlich Antheil nahm, erwähnt Thietmar unter Anderm VI. 11. Oefters wird gedacht, wie Heinrich der Waidlust oblag. Seine Lust an den Spielen der Zeit bezeugt die Vita Popponis in der schon angeführten Stelle und der Anonymus Haserensis c. 23. Die Pracht des königlichen Hofs rühmt der Verfasser der Gesta epp. Cameracens. III. c. 37.

Seite 89—93. Wir haben versucht in dem Chronicon Polonorum I. c. 6—16 die Züge der nationalen Sage und kirchlichen Legende in Bezug auf Boleslaw Chrobry zu scheiden, was bisher unseres Erachtens zu sehr unterlassen ist. Thietmars Urtheil über den gefährlichsten Feind des deutschen Reichs und der deutschen Kirche zu seiner Zeit findet man besonders VI. 56. VII. 7. VIII. 2. Daß die Härte der Maaßregeln Boleslaws bei Einführung kirchlicher Ordnungen nicht übertrieben ist, zeigt auch der Brief Mathildes an Miecziſlaw (Documente No. 7). Dort heißt es von Boleslaw: „Quos sancti predicatores corrigere non poterant, ille insecutus est ferro, compellens ad coenam dominicam barbaras ac ferocissimas nationes." Ueber die Kriegsverfassung Boleslaws, über die Kastellanien und die Stroza ist Röpell in der Geschichte Polens I. S. 156 ff. einzusehen. Mit Recht erheben die Polen Boleslaw als den Begründer ihrer nationalen Selbstständigkeit und einen Fürsten von welthistorischer Bedeutung. Daß er auch von einzelnen deutschen Zeitgenossen gerecht gewürdigt wurde, zeigt Brun von Querfurt. „Diligo eum ut animam meam et plus quam vitam meam" sagt er in dem Briefe an Heinrich (Documente No. 1).

---

1) Gangbar scheint dieser Name erst durch Gottfried von Viterbo geworden zu sein, also erst um das Jahr 1200. Gottfrieds Beinamen der Kaiser haben überhaupt großen Beifall gefunden, wie seine ganze Darstellung der Kaisergeschichte. Gottfried kannte den Beinamen Heinrichs wohl von Bamberg her, wo er erzogen wurde.

Seite

Die Kriegszüge seiner Zeit gegen Boleslaw erzählt Thietmar sehr detaillirt; 93.
seine Angaben sind öfters dann in Monographien verarbeitet worden, welche vollständig in den Wendischen Geschichten benutzt sind, die auch hier unserer Darstellung zu Grunde liegen. Später ist erschienen A. Wawrowski De bellis inter Boleslaum I. Poloniae regem atque Henricum II. imperatorem regemque Germaniae gestis Fasc. 1. Berolini 1853; eine Dissertation, die nicht wesentlich Neues beibringt. Unser Augenmerk war besonders darauf gerichtet, den Zusammenhang des polnischen Kriegs mit den inneren Zerwürfnissen in Deutschland darzulegen. Da diese weniger kritisch behandelt sind, geben wir hierfür die nothwendigsten Citate, indem wir für den polnischen Krieg auf die Quellenangaben in der Wendischen Geschichte verweisen und nur im Einzelnen abweichende Ansichten begründen.

Den Ausbruch des Streits mit den Luxemburgern erzählt Thietmar VI. 25. 95.
Die Angaben über die Belagerung von Trier in den Gesta Treverorum enthalten Wahres und Falsches; falsch ist namentlich die Bestimmung, daß Heinrich Trier vom 4. April bis zum 1. September belagert habe, wie aus Thietmar und aus den Urkunden hervorgeht. Vgl. Böhmers Regesten, wo aber die Urkunde unter No. 1044 zum folgenden Jahre gehört.

Die Angabe der Annales Hildesheimenses, daß der König das Weihnachtsfest 96. 97.
1008 auf der Salzburg — es ist die Salzburg bei Würzburg gemeint — gefeiert habe, ist irrig. Thietmar giebt VI. 27 Pöhlde an und ist für diese Dinge, mit denen seine Einsetzung als Bischof zusammenhing, ein besonders guter Zeuge. Wie Heinrich sich dann Baiern zu sichern suchte und Herzog Heinrich entsetzte, berichtet Thietmar VI. 28. Die Ereignisse vor Metz finden sich VI. 35 erwähnt, wo aber am Ende des Kapitels spätere Vorgänge auf störende Weise in die Erzählung verwoben sind. Die Einnahme von Saarbrück erwähnen die Annales Altahenses zu diesem Jahre. Das Ende dieser Kämpfe ist unklar. Siegbert von Gemblours z. J. 1009 spricht von einem Frieden; der Quedlinburger Annalist sagt im directen Widerspruch damit: rediit in Saxoniam sine pace. Bei Thietmar VI. 37 lesen wir pacificatis hostibus. Ein Waffenstillstand muß also mindestens geschlossen sein.

Daß Stephan von Ungern zu Gunsten Heinrichs an den Kämpfen gegen Bo- 97.
leslaw Antheil nahm, unterliegt keinem Zweifel. Vgl. Thietmar VIII. 3 und das Chronicon Polonorum c. 6; aber es ist nach der Beschaffenheit unserer Quellen unmöglich, die Einzelnheiten des Krieges zwischen Polen und Ungern zu verfolgen.

Die Lage von Jarina (Thietmar VI. 38) läßt sich nicht mit Sicherheit nach- 98.
weisen; schwerlich ist es das Dorf Gähren im Luckauer Kreis, da der König bei Strehla über die Elbe zurückkehrte.

Was Thietmar VI. 35 von dem Reichstag in Mainz und seinen Folgen er- 99.
zählt, gehört in das Jahr 1011, wie die Annales Quedlinburgenses zu diesem Jahre nachweisen. Nähere Zeitbestimmungen ergeben die Urkunden bei Böhmer 1075 und 1076. Interessant sind die Nachrichten des Interpolators der Fundatio Brunwilarensis monasterii (M. G. XI. 399. Note 42).

Der König feierte das Weihnachtsfest 1011 nach Thietmar VI. 39 in Pöhlde, 100.
nicht in Dornburg, wie die Annales Hildesheimenses angeben. Was Thietmar weiter in demselben Kapitel über die Befestigung von Lebusa erzählt, gehört in den Januar 1012, nicht 1011; ausdrücklich sagt er dies selbst im folgenden Ka-

pitel (aestate priori), wo er ein Ereigniß des Jahrs 1011 erwähnt und dann auf das Jahr 1012 zurückkommt. — Ueber Heinrichs Friedfertigkeit und Dietrichs Starrheit bei der Zusammenkunft in Bamberg ist Thietmar VI. 40 und der Quedlinburger Annalist einzusehen.

Seite 101. Sciciani bei Thietmar VI. 45 läßt sich nicht genau bestimmen. Seitsch bei Glogau ist es gewiß nicht; der Ort muß westlicher liegen. Nur soviel ergiebt sich aus Thietmar VII. 36, daß er rechts der schwarzen Elster lag.

101. Der Belagerung von Metz gedenken Thietmar VI. 46, die Altaicher Annalen z. J. 1012 und die Gesta epp. Camerac. III. 3. Die Einnahme erwähnt Alpertus de diversitate temp. c. 5.

102. Die Synode zu Coblenz, wie den Reichstag zu Mainz kennen wir aus dem Quedlinburger Annalisten z. J. 1012. Der Vorgänge auf der Synode erwähnt auch Thietmar VI. 53. Daß selbst Dietrich sich damals mit dem Kaiser versöhnte, geht aus der Urkunde bei Erhard Cod. diplom. Westphaliae p. 62. Anm. 2 hervor. Ueber den Reichstag zu Grona ist dieselbe Urkunde und die Vita Meinwerci c. 21 einzusehen.

103. Den Traum Heinrichs erzählt zuerst die Vita Wolfkangi c. 42. Die Meinung der Menschen, Heinrich werde niemals Kaiser werden, erfahren wir aus Thietmar im Prolog zum siebenten Buch:

Verus mendaces confuderat hic modo testes,
Heinricum regem dicentes imperialem
Curam non suscepturum, nec denique longo
Tempore regnandum, sed seva morte premendum.

104. 105. Ueber die Todesfälle des Jahres 1011 ist außer Thietmar der Quedlinburger Annalist zu vergleichen. — Für Adalbero von Kärnthen ist wichtig die Urkunde Ottos III. vom 13. April 1000, die vollständig bei Froelich Archont. Carinth. II. 199 abgedruckt ist. Ueber Adalberos Gemahlin Brigitta siehe Stälin II. 473. Die Abhandlung von Tangl: Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen IV. 157 ff.) verdient durchaus die Rüge, welche ihr Stülz (ebendaselbst 643 ff.) hat angedeihen lassen; sie ist völlig unbrauchbar und führt nur in die Irre. Gisela war nach dem Tode des Grafen Brun mit Herzog Ernst in zweiter Ehe vermählt, wie wir unten ausführlicher besprechen werden. Herzog Otto von Niederlothringen starb nicht, wie man gewöhnlich nach Siegbert annimmt, im Jahre 1005, sondern, wie aus den Gesta epp. Camerac. III. 7 hervorgeht, erst 1012 oder 1013.

106. 108. Die Verhältnisse Italiens nach dem Jahre 1005 entwickelt Provana 240 ff., besonders nach Urkunden. Die Stellung des Johannes Crescentius zum Könige bezeichnet ganz richtig Thietmar VII. 51. Zu beachten ist ferner die Schrift des Abts Hugo von Farfa de monasterii diminutione. Ueber den Gegenpapst Benedicts VIII. sehe man Thietmar VI. 61. Die gewiß zuverlässige Nachricht über den durch Walter von Speier vermittelten Vertrag findet sich in dem alten Papstcatalog bei Eckard Corp. hist. medii aevi II. 1640.

109—111. Ueber Heinrichs Zug nach Italien handelt am Ausführlichsten Thietmar VI. 56. 57. 61. VII. 1—5. Außerdem kommen der Quedlinburger Annalist, die Annales Hildesheimenses, die eben erwähnte Schrift des Abts Hugo, das Leben des heiligen Odilo II. 4 und Rodulfus Glaber in Betracht. Interessant ist die Notiz des Abts Hugo (M. G. XI. 542): „Predictus imperator, ex quo Ravennam venit, precepit cunctis abbatibus et episcopis, ut scriberent res perditas

suarum aecclesiarum, qualiter et quando perdiderint vel a quibus detinerentur. Quod et ego feci.“ Zu den bei Böhmer verzeichneten Urkunden, welche der Kaiser zu Ravenna erließ, ist jetzt noch eine wichtige Urkunde hinzuzufügen, welche sich bei Morbio Storia dei municipj Italiani I. 57 gedruckt findet; sie ist übrigens wie die anderen damals in Ravenna ausgestellten Urkunden ohne Tag. Zu den in Pavia ausgefertigten Urkunden tritt die bei Schaten p. 409 gedruckte Bestätigung für Paderborn hinzu, welche dadurch von Wichtigkeit ist, daß sie Meinwerks Theilnahme am Zuge erweist; auch sie ist ohne Tag. Den Ort Liciama, an dem die Urkunde bei Böhmer 1122 ausgestellt ist, kann ich nicht nachweisen. Daß der Kaiser Pfingsten (13. Juni) bereits in Bamberg war, zeigen die Annales Hildesheimenses. Man vergleiche auch das Gedicht des Mönchs Froumund von Tegernsee an den Kaiser bei dessen Heimkehr von der Kaiserkrönung (Pez Thesaurus anecdot. noviss. VI. P. I. p. 177). In Adalberts Lebensbeschreibung des heiligen Heinrich c. 28 wird erzählt, daß Heinrich nach seiner Kaiserkrönung den Rückweg nach Deutschland über Cluny genommen und dort kostbare Geschenke gestiftet habe. Der Verfasser der Vita Meinwerci c. 28 schreibt dies nach und fügt noch hinzu, daß Meinwerk auch auf dieser Reise den Kaiser begleitet habe. Das Itinerar Heinrichs zeigt aber, daß er unmöglich im Jahre 1014 von Rom über Cluny seinen Heimweg nehmen konnte. Die Erzählung von der Reise Heinrichs nach Cluny ist lediglich für eine Fabel zu halten, die wohl allein durch die in der berühmten Abtei gestifteten Geschenke desselben veranlaßt wurde. Gfrörer Kirchengeschichte IV. 183 sucht die Glaubwürdigkeit der Geschichte darzuthun; nur verlegt er die Reise in das Jahr 1022 und meint, auch Rodulfus Glaber I. 5 und Ademar III. 37 als Zeugen für dieselbe anziehen zu können. Sein Beweis ist aber nicht überführend, zumal die beiden zuletzt genannten Quellen von der Anwesenheit des Kaisers in Cluny schweigen und nur seiner Geschenke gedenken.

Das letzte Auftreten Arduins erwähnt Thietmar VII. 3 und 17. Wichtig sind hier vor Allem die Urkunden Heinrichs, durch welche er über die Güter der Empörer verfügte und seine Getreuen belohnte: 1) Böhmer No. 1123 mit dem unerklärten Actum: Solega ohne Tag; 2) Provana p. 387 mit demselben Actum und ebenfalls ohne Tag; 3) Provana p. 390 mit dem Actum: Trucvaniae (wahrscheinlich Dortmund) vom Jahre 1014 ohne Tag; 4) Böhmer No. 1141 mit dem Actum Meresburg und dem Datum 4. Oct. 1015; 5) Provana p. 392 mit demselben Actum und Datum; 6) Böhmer No. 1142 mit demselben Actum ohne Tag. In der ersten Urkunde wird verfügt über die Güter des Grafen Ubert, des Markgrafen Otbert und seiner Söhne und seines Neffen Albert, „quia manifestum est, ipsos contra nos non solum cogitasse aut consiliatos fuisse, sed etiam ausus nefarios et conatus impuros opere exercuisse et publice bella contra nos preparasse.“ In der zweiten werden viele andere Anhänger Arduins als verurtheilt bezeichnet, „quia isti, postquam nobis fidelitatem iuraverunt, corona regni Langobardici et diademate imperii nobis iam attributa, Arduino regni nostri invasori iuncti omnia vastaverunt.“ In der dritten Urkunde wird der Bischof Peter von Novara belobt und belohnt, qui nostrae fidelitatis causa multa sustinuit, famem videlicet, sitim, aestus et frigus, et insuper glaciosas rupes, collesque satis asperos nudis pedibus, persequentibus inimicis, fugiendo superavit, qui etiam nunc praesentialiter multa damna, Arduino devastante, recepit, nam ecclesiae illius sunt depredatae, castra disrupta, domus eversae, vineae incisae, arbores decorticatae, insuper plebes ipsius et

Seite 112.

curtes ab Arduino pro beneficio suisque inimicis datae sunt.“ Bezeichnende Stellen ähnlicher Art finden sich auch in den anderen angeführten Urkunden. Ueber die letzten Unternehmungen Arduins und sein Ende ist auch Arnulf von Mailand I. c. 16 nachzusehen. Den Tod Arduins setzt Thietmar irrig auf den 30. October 1015; er starb nach dem Necrologium Divionense erst am 14. December desselben Jahres. Provana p. 304. Die Befreiung Ezelins erwähnt Thietmar VIII. 1.

Seite 113—126. Boleslaws Zug gegen Wladimir erwähnt Thietmar VI. 55. Man vergleiche auch die Nachrichten desselben IV. 37 und VII. 52. Von den Kundschaftern Boleslaws in der Lombardei berichtet Thietmar VI. 55, von der Empörung in Böhmen außer ihm VI. 60 auch der Quedlinburger Annalist z. J. 1014. Ausführlich handelt Thietmar VII. 7. 8 von der Gefangennehmung des Miecziflaw und ihren Folgen; alles hier Erzählte gehört nach den Quedlinburger Annalen in das Jahr 1014. Die Zeit des Fürstentags in Merseburg bestimmt näher die Urkunde bei Böhmer No. 1129. Ueber die Fürstentage zu Magdeburg im Anfange des Jahres 1015, dann zu Merseburg zur Osterzeit handelt Thietmar VII. 5. 6; auch der Quedlinburger Annalist ist wichtig. Den Feldzug des Jahrs 1015 stellt Thietmar VII. 11—15 ausführlich dar. Vgl. Wendische Geschichten II. 39—42. Wie schwach es mit Boleslaws Herrschaft im Jahre 1016 stand, bezeugt Thietmar VII. 21; die Zwistigkeiten der sächsischen Fürsten schildert er VII. 30—35 und berichtet VII. 35 und 36 von den Verhandlungen mit Boleslaw. Die Verbindungen des Kaisers mit den Russen gehen aus VII. 48, mit Stephan von Ungern aus VIII. 3 hervor; über die Rolle, die Markgraf Heinrich von Oestreich zugetheilt war, ist VII. 42 und 44 einzusehen. Die Aussöhnung des Kaisers mit seinen Schwägern auf dem Reichstage zu Aachen erhellt aus Thietmar VII. 39, die Gegenwart des Bischofs Dietrich von Metz auf dem Zuge aus der zu Leitzkau am 10. Juli erlassenen Urkunde bei Schaten p. 426. Den Kriegszug des Jahres 1017 erzählt Thietmar VII. 42—46. Vgl. Wendische Geschichten II. 43—45. Ueber die Friedensverhandlungen und den Abschluß des Friedens sehe man Thietmar VII. 48 und VIII. 1. Er sagt: „Pax firmata est, non ut decuit, sed sicut tunc fieri potuit.“ Die Annales Quedlinburgenses z. J. 1018: „Bolitzlavo, per nuncios reconciliata pace, imperatoris gratiam recepit.“ Das Gratulationsschreiben des Abts Bern von Reichenau an den Erzbischof Gero von Magdeburg wegen des Friedensschlusses ist gedruckt bei Pez Thesaurus anecd. noviss. VI. P. I. p. 202—205. Sehr interessante und völlig gleichzeitige Nachrichten über Boleslaws Zug gegen Kiew finden sich bei Thietmar VIII. 16. Zu vergleichen ist das Chronicon Polonorum I. 7.

127—129. Die Hauptquelle für die Stellung Otto Wilhelms ist Rodulfus Glaber Hist. III. 2. Es ist irrig, wenn Thietmar ihn VII. 20 Graf von Poitiers nennt. Wilhelm von Poitiers war der Schwiegersohn Otto Wilhelms. Ueber das Straßburger Abkommen und die folgenden Ereignisse ist einzusehen Thietmar VII. 20. 21 und Alpertus de diversitate temporum II. 14. Sehr merkwürdig ist die Belehnung des Kaisers mit Burgund. „Omnem Burgundiae regionis primatum per manus ab avunculo suimet accepit, et de maximis rebus sine eius consilio non fiendis securitatem firmam.“ Thietmar VII. 20. Die Urkunden bei Böhmer No. 1155—1158 gehören nicht in das Jahr 1016; sie sind 1015 ausgestellt und 1017 vollzogen. Daß Heinrich Ende Juni vor Basel war, zeigt die Urkunde bei Böhmer No. 1153. Alpertus II. 13 beweist, daß Heinrich noch Ende

des Octobers in Burgund verweilte. Auf der Rückreise des Kaisers starb Graf Gebhard, Thietmars Vetter; es war am 8. November nach dem Necrologium Merseburgense. Vgl. Thietmar VII. 34.

Seite

Heinrichs zweiten Zug nach Burgund erwähnt Thietmar VIII. 5. 9. 17. Im Juni 1018 war der Kaiser nach Thietmar zu Bürgel, am 16. Juni nach der Urkunde bei Böhmer No. 1178 in Straßburg, bald darauf in Basel. Eine meines Wissens nur handschriftlich vorhandene Urkunde vom 26. Juni 1018 mit dem Actum: Augustae wurde wohl in Augst bei Basel ausgestellt. Am 2. September war der Kaiser nach Zürich zurückgekehrt, wie die Urkunde bei Böhmer No. 1179 zeigt. In die Zwischenzeit muß also der Zug fallen, der sich nach der wichtigen Nachricht der Annales Heremi z. J. 1018 bis zur Rhone ausdehnte. Dieselben Annalen geben an, daß der Kaiser sich nach Beendigung des Zugs fünf Wochen in Zürich aufgehalten habe. Im October war er in Basel, wie Mascov in den Comment. I. p. 242 erweist. Nach einer am 26. November ausgestellten Urkunde war er an diesem Tage in Lüttich. Die in Mones Anzeiger Jahrgang 1838 S. 444 gedruckte Urkunde mit dem Actum: Wormatiae und dem Datum: V. Id. Iulias kann am 11. Juli nicht ausgestellt sein; wahrscheinlich ist V. Id. Junias zu emendiren. Ueber die Fortsetzung des Krieges haben wir nur die kurzen Notizen des Hermannus Contractus z. J. 1020 und der Augsburger Annalen. 129. 130.

Ueber die Friedenseinigung der burgundischen Bischöfe berichten die Gesta epp. Cameracensium III. c. 27. Daß die hier berichteten Ereignisse etwa in das Jahr 1020 zu setzen sind, zeigen die Miracula s. Adalhardi bei Bouquet X. p. 379. Man vergleiche auch die neuerdings erschienene wichtige Schrift von A. Kluckhohn: Geschichte des Gottesfriedens (Leipzig 1857), welche ich bei der Ausarbeitung des Texts noch nicht benutzen konnte. In den meisten Punkten mit den dort gewonnenen Resultaten übereinstimmend, unterscheidet sich meine Ansicht darin, daß ich den ersten Anstoß zu der Aufrichtung der späteren Treuga Dei in der erwähnten Einigung der burgundischen Bischöfe sehe und aus den besonderen Verhältnissen derselben diese Einigung erkläre. Daß die in Burgund begonnenen Friedensinstitutionen sich bald auch über das nördliche Frankreich verbreiteten, sagen die Gesta ausdrücklich, und so sehe ich die Einigungen von Amiens und Corvey, welche die Miracula s. Adelhardi berichten, als einen Ausfluß der burgundischen Bewegung an, nicht als ein selbstständig daneben stehendes Ereigniß, wie es Kluckhohn S. 24 und 25 thut. Man hat die von den Gesta am angeführten Orte erzählten Ereignisse, durch einen Irrthum Siegberts verleitet, meistentheils erst in die Jahre 1032 und 1034 verlegt, doch sah schon Gfrörer Kirchengeschichte IV. S. 302. 303 das Richtige. 131.

Des Kampfs bei Fleurus gedenken Thietmar VII. 32, die Annales Laubien. und Leodienses z. J. 1015, wie die Gesta epp. Cameracensium III. 9 und 12. In den Annales Mosomagenses z. J. 1015 muß gelesen werden: Bellum apud Florinas inter Godefridum et Lambertum statt Heinricum. Auf diesen Kampf muß auch der Zug nach Brabant gedeutet werden, den Alpertus de diversitate temporum II. 10 erwähnt, nicht auf Ereignisse des Jahrs 1012. — Den Kampf zwischen Gottfried und Gerhard erzählen Thietmar VII. 45 und die Gesta epp. Camerac. III. 10. 132.

Zur Geschichte der Gräfin Adela steht ein verhältnißmäßig sehr reiches Material zu Gebot, welches aber noch nirgends vollständig verarbeitet war. Es findet sich bei Thietmar VII. 33. 38. VIII. 5. 9, bei Alpertus de diversitate temp. I. 1—5 133—141.

und II. 1—18, in der Vita Meinwerci c. 132—140 und in mehreren Urkunden, die man bei Schaten, Erhard und Lacomblet nachsehen muß.

Seite

141. 142. Den Kampf Gottfrieds mit den Friesen erwähnen Thietmar VIII. 13. 15; Alpertus II. 20. 21, die Annales Leodienses und Laubienses, die Vita Balderici c. 27. 28.

143. 144. Den Zustand Oberlothringens im Jahre 1015 schildert die Vita Adalberonis II. c. 27. Ueber Poppo von Trier sehe man die Gesta Treverorum c. 30 und 31 und die Continuatio prima c. 1. Herzog Heinrichs abermalige Belehnung mit Baiern und spätere Einführung in das Herzogthum berichtet Thietmar VII. 48 und VIII. 9. Der Unterschied zwischen Belehnung und Einführung ist wichtig und erscheint auch sonst. Vgl. unten die Note zu S. 248.

144—146. Den Tod Herzog Ernsts von Schwaben erzählt Thietmar VII. 10. Daß der Kaiser Schwaben an Gisela und ihren kleinen Sohn verlieh, berichtet er im folgenden Kapitel. Zu vergleichen sind die Annales Eremi und Sangallenses maiores z. J. 1015. Daß die Vormundschaft später auf Poppo von Trier überging, zeigt Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Gottfried von Viterbo (Muratori Scr. VII. p. 441) erzählt, Gisela sei von Konrad geraubt worden, aber diese Nachricht wird sonst nirgends bestätigt. Gottfrieds Fabeln von der Geburt Heinrichs III. hat schon Stenzel II. 30—32 einer Kritik unterworfen. Des Kampfs der Konrade gegen Adalbero von Kärnthen erwähnen nur Hermannus Contractus und die Annales Augustani z. J. 1019, und ihre kurze Nachrichten lassen Vieles im Dunkeln. In der jüngst erschienenen Schrift von Fickler: Berhtold der Bartige, erster Herzog von Zähringen (Mannheim 1856), wird S. 8 ff. ausführlicher über die Ulmer Fehde gehandelt, doch finde ich mehr Vermuthungen, als zuverlässige Resultate. Den Tod Heinrichs von Schweinfurt berichtet Thietmar VII. 46, den des Markgrafen Heinrich von Oestreich VIII. 9; beide sind gewiß vorzugsweise unter den cooperatores et regni columnae zu verstehen, deren Thietmar am Ende seines Werks gedenkt.

146. 147. Die Bedrückungen der Bischöfe durch die sächsischen Großen schildert besonders Thietmar VII. 34. 35. VIII. 12. Den Grafen Hermann nennt er einen Sohn der Gerberga, dessen Söhne der Quedlinburger Annalist z. J. 1019 consobrini des Kaisers; die nahe Verwandtschaft dieser westfälischen Herren mit Heinrich II. steht hiernach fest und leitet sich wahrscheinlich von ihrer Mutter her. Der Gemahl der Gerberga scheint der Graf Hermann von Werla gewesen zu sein. — Die Bedrückungen Bernwards durch den Grafen Brun, den ersten Gemahl der schwäbischen Gisela, gehören in eine frühere Zeit, wohin sie auch die Vita Bernwardi setzt; Brun war im Jahre 1018 längst verstorben. — Ueber die Feindschaften der Immedinger mit den Billingern belehren Adam von Bremen II. 46 und die Vita Meinwerci.

147. Günthers Reise zu den Liutizen erwähnt Thietmar VII. 37. Im Uebrigen ist über Günther zu vergleichen die Vita Godehardi posterior c. 8 und 9. Die Vita Guntheri ist ein späteres und unbedeutendes Machwerk.

148. 149. Die Empörung der Abodriten berichtet Thietmar VIII. 4. Auf dieselben Ereignisse bezieht sich auch meines Erachtens Alles, was Adam von Bremen II. 41. 42 von dem Abodritenaufstand mittheilt. Die Wendischen Geschichten II. S. 9 beziehen es auf einen andern Aufstand, der i. J. 1002 stattgefunden haben soll. Die Empörung der Billinger gegen den Kaiser erhellt aus den Quedlinburger und Hildesheimer Annalen, mit denen Adam von Bremen II. 46 und die Vita

Meinwerci c. 165 zu vergleichen sind. Die Unterwerfung der Abodriten meldet Adam von Bremen II. 47; über den Mangel kirchlicher Ordnungen sehe man Helmold I. 14—18. Der Landtag von Werben muß in das Jahr 1021 fallen, da Heinrich sich schon im Winter dieses Jahrs nach Italien begab und der Oldenburger Bischof sich bereits 1022 in Hildesheim befand (Vita Bernwardi c. 49). Ueber Unwans spätere Wirksamkeit handelt Adam von Bremen II. 48 und 58.

Seite

Ueber den letzten Zug des Kaisers gegen Balduin von Flandern haben wir nur die kurze und ziemlich räthselhafte Notiz der Annales Blandinienses z. J. 1020, doch ist sie so positiv, daß an ihrem Inhalt kein Zweifel bleibt. Das nicht unerhebliche Factum ist bisher ganz übersehen. 150.

Die Geschichte Ottos von Hammerstein berührt in ihren Anfängen Thietmar VIII. 5 und 9. Weiteres erfahren wir aus den Quedlinburger und Hildesheimer Annalen z. J. 1020 und den Zusätzen zur Vita Heriberti c. 10. Vgl. die Urkunden bei Böhmer No. 1202—1204. 151.

Ueber Heriberts Tod sehe man seine Lebensbeschreibung c. 12. Daß Pilgrim und Aribo Vettern waren, sagt Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Aribo wird von dem Kaiser selbst als sein Verwandter in der Urkunde des Codex Udalrici No. 90 bezeichnet. Daß er Kaplan des Kaisers war, geht auch aus der Urkunde bei Böhmer Nr. 1204 hervor. 152.

„Quid de victoriosissimi imperatoris referam gratulatione? cui cuncta mundi climata colla subdendo inserviunt, quique eo magis super accumulata gloria merito gaudet, quo se Deo donante altiorem ceteris, preminentem laetatur universis." Annales Quedlinb. z. J. 1021. 153.

Ueber das Geschlecht Benedicts VIII. ist der Stammbaum in den M. G. VII. 563 nebst den genealogischen Notizen des Petrus Diaconus zu vergleichen. Die Hofburg der Tusculaner bei S. Apostoli bestimmt die Urkunde bei Galetti del Vestarario della S. R. C. p. 14. Das Urtheil der Cluniacenser über Benedict geht besonders aus der Vita Odilonis hervor. 154.

Benedicts Unternehmung gegen die Araber erwähnt Thietmar VII. 31. Die Thaten der Pisaner erfährt man aus Bernardi Marangonis Chronicon Pisanum, wo die Erzählung sich noch in glaubwürdiger Gestalt findet; schon Ranieri Sardo schmückt vielfach aus. Die späteren Züge des Modschahet lernt man aus Ademar Hist. III. c. 52. 55 kennen. Ueberdies sind zu vergleichen Wenrich Rerum ab Arabibus in Italia gestarum commentarii. 155. 156.

Die Einfälle der Araber in Apulien und Calabrien berichten Lupus Protospatarius 1002—1009 und die Annales Barenses. Ueber die Belagerung von Bari finden sich wichtige Notizen in dem gleichzeitigen Chronicon Venetum p. 35. Die Empörung des Melus und Dattus berichtet außer den erwähnten Barenser Quellen Leo Ostiensis II. 37. 157.

Die Zeit der Belagerung Salernos bestimmt genau Lupus Protosp., und mit ihr ist zugleich die Ankunft der Normannen in Unteritalien datirt. Was Wilmans im Archiv X. 111 ff. über die frühere Ankunft der Normannen in Italien ausführt, scheint mir nicht hinreichend bewiesen. Die Zeitbestimmung bei Amatus I. 17: „tausend Jahr nach Christi Geburt" ist nur eine allgemeine und macht keinen Anspruch auf Genauigkeit. Aus Amatus entnahm sie Leo Ostiensis II. 37. Ueber den ersten größeren Zuzug bewaffneter Normannen nach Unteritalien ist von Wichtigkeit die fast gleichzeitige Notiz des Ademar Hist. III. 55; aus- 158. 159.

führlicher sind die Nachrichten bei Rodulfus Glaber Hist. III. 1 und bei Amatus I. c. 17—20, wo sich auch bestätigt findet, daß die Normannen ihren Weg über Rom nahmen. Aus Amatus schöpfen Leo Ost. II. 37 und Guillermus Apuliensis. Ueber den ersten Einfall der Normannen in Apulien handeln die angeführten Quellen und von den Byzantinern Cedrenus. Von hervorragender Wichtigkeit sind die Nachrichten des Amatus c. 21 und 22, aus dem auch vornehmlich Guillermus Apuliensis seinen Stoff genommen hat. Melus Reise nach Bamberg erzählt Amatus I. c. 23; über das Grab des Melus ist einzusehen der Codex Udalrici No. 101. Daß sich auch Rudolf an den kaiserlichen Hof begab, sagt Rodulfus Glaber III. 1.

Seite 160. Näheres über die Reise Benedicts VIII. nach Deutschland erfahren wir aus den Annales Quedlinburgenses z. J. 1020, aus dem Necrologium Fuldense und Marianus Scottus, der aus dem genannten Necrologium schöpfte, ferner aus Adalberts Lebensbeschreibung des Kaisers c. 25—27, wo sich eigenthümliche Nachrichten finden, und aus Ruperti Chronicon s. Laurentii Leodiensis c. 19. Zu vergleichen sind überdies die bei Jaffé p. 354 und 355 zusammengestellten Bullen. Aus den in der Urkunde des Kaisers vom 26. Juni 1024 erwähnten Leistungen Fuldas an die Curie geht hervor, daß dieses Kloster damals Rom zinspflichtig wurde. Ich halte deshalb in dem Pactum Heinrici II. cum Benedicto VIII. (M. G. Legg. II. B. p. 174. 175) den Abschnitt: „Super hoc confirmamus — annualiter suscepturos sancimus" für das Stück einer echten kaiserlichen Urkunde aus dem Mai 1020; aus ihr sind auch meines Erachtens die Zeugennamen entlehnt, welche bei einer Urkunde aus dieser Zeit nicht den mindesten Anstoß darbieten würden. Vgl. Pertzs Einleitung zu dem Actenstück.

161. Das Vordringen der Griechen in Unteritalien im Jahre 1020 geht aus Amatus I. 25, wo leider der Uebersetzer die wunderlichsten Versehen gemacht hat, und aus Leo Ostiensis II. 38 und 39 hervor.

162. Heinrichs Thätigkeit im Jahre 1021 erhellt aus den Annales Quedlinburgenses, den Gesta epp. Cameracensium III. 17 und den Urkunden. Die Fürsten, welche den Kaiser in Verona umgaben, erfährt man aus der Urkunde über ein damals gehaltenes kaiserliches Placitum (Murat. Antiquit. Estens. I. 129). Ueber Poppo von Aquileja findet sich eine sehr interessante Stelle in der Translatio s. Anastasiae auctore Gotschalco c. 4, die um 1055 geschrieben ist (M. G. XI. p. 225).

163—166. Die Quellen für den dritten Zug des Kaisers nach Italien sind die Annales Quedlinburgenses, Sangallenses, Heremi, Beneventani, Rodulfus Glaber III. 1, Amatus I. 24—28, Leo Ostiensis 39—43. Mit diesen Quellen sind die Urkunden bei Böhmer zu vergleichen. Das Wunder des heiligen Benedict am Kaiser während seines Aufenthalts in M. Cassino erzählt bereits Amatus I. 28, mit manchen Ausschmückungen dann Leo Ostiensis. Die angebliche Urkunde des Papstes über das Wunder, bei Tosti Storia di M. Cassino I. p. 251 gedruckt, stammt aus den Regesten des Petrus Diaconus und ist eine seiner vielen Fälschungen. Aus derselben unlauteren Quelle stammt die bei Tosti p. 255 gedruckte und ebenfalls unechte Urkunde des Papstes, wie das Schreiben Heinrichs an den Papst p. 253.

166. Die Stellung Johanns XVIII. zu Cluny erhellt aus der Vita Gausleni, besonders aus der c. 14 abgedruckten Bulle des Papstes. Vie de Gauzlin publiée par L. Delisle. Orléans 1853 p. 28—40.

168. Die Beschlüsse der Synode zu Pavia sind eines der wichtigsten Actenstücke

aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts und in ihrer Bedeutung bisher viel zu wenig erkannt worden. Daß die Synode am 1. August gehalten wurde, sagen die Acten; das Jahr ist dagegen nicht bezeichnet, und man hat das Jahr 1022 nur deshalb bisher für das richtige gehalten, weil man die Gegenwart des Kaisers bei dem Concil voraussetzte. Aber die Acten sagen von derselben kein Wort; denn der Ausdruck „florente gloriosissimo filio nostro H.", wofür vielleicht f a v e n t e zu lesen, kann doch keinesfalls die Anwesenheit des Kaisers bezeugen sollen. Die ungewöhnliche briefliche Zustimmung des Kaisers läßt vielmehr mit Sicherheit annehmen, daß Heinrich nicht bei den Verhandlungen zugegen war. Ein positives Zeugniß aber dafür, daß das Concil in eine frühere Zeit zu setzen ist, bieten uns die Verhandlungen einer Goslarer Synode (M. G. Legg. II. B. 173), welche unfraglich im März 1019 gehalten wurde, wie schon Pertz angegeben und aus der Vergleichung der angeführten Bischöfe mit dem in den gleichzeitigen Urkunden erwähnten Gefolge des Kaisers noch deutlicher hervorgeht. Die Verhandlungen dieser Synode weisen nehmlich ganz unzweideutig auf die Beschlüsse von Pavia hin, die somit spätestens am 1. August 1018 gefaßt sein können, und wahrscheinlich auch nicht früher, da nicht zu vermuthen ist, daß man die Verhandlungen in Goslar an eine verjährte Sache geknüpft haben wird. Vollständig stehen die Acten bei Mansi XIX. 343—356; im Auszuge in den M. G. Legg. II. 561 —564. Seite

Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem h. Romuald berichtet Petrus Damiani in der Vita Romualdi c. 65. 170.

Ueber Aribo ist zu vergleichen Wolfhere in der älteren Vita Godehardi c. 23 und in der späteren Bearbeitung c. 17. Den Tractat Aribos über die Psalmen erwähnt Eckehard z. J. 1020, den Einfluß Aribos auf die Gestaltung des Waltharius der Umarbeiter des Gedichts Eckehard IV. Man sehe die Ausgabe J. Grimms in den lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts. 171.

Die Beschlüsse der Synode zu Seligenstadt sind vollständig in einem Vaticanischen Codex enthalten (Bibl. Reginae No. 979), aus diesem von Schannat herausgegeben und zuletzt bei Mansi XIX. p. 395 seqq. abgedruckt. In kürzerer Fassung finden sich die Beschlüsse der Kanonensammlung des Burchard von Worms angehängt, wie auch der Vita Meinwerci c. 178 einverleibt. Auffälliger Weise zeigen sich in der Datirung der Acten starke Fehler; Indiction und das Jahr des Regnum weisen richtig auf das Jahr 1022; das Jahr des Imperium ist aber so irrig angegeben, wie das Jahr nach Christi Geburt. Durch diese Fehler ist der Verfasser der Vita Meinwerci verleitet worden, die Synode in das Jahr 1023 zu setzen. Obwohl schon Hartzheim das Richtige sah, ist Gfrörer IV. 167. 168 doch wieder auf das Jahr 1023 zurückgekommen. Ihn bestimmt hierzu die von Schannat herausgegebene Epistola invitatoria Aribos an Bischof Godhard von Hildesheim, die sich unter unsern Documenten No. 6 abgedruckt findet; diese bezieht sich aber nicht auf die am 13. August abgehaltene Synode, sondern auf eine andere am 21. September 1026 ebenfalls zu Seligenstadt gehaltene Versammlung, wie aus dem Inhalt des Briefs und der Vita Godehardi prior c. 30 unzweideutig hervorgeht. Damit fallen auch alle Folgerungen, die Gfrörer aus dem Briefe in dem von ihm angenommenen Zusammenhange zieht. 172. 173.

„Magnum mox synodale concilium, confluentibus undique diversarum regionum episcopis aliisque populis quam plurimis, in partibus peregit occidentalibus." Annales Quedlinburgenses z. J. 1022. Ebendaselbst finden sich Nach- 173.

richten über den Streit zwischen Gero von Magdeburg und Arnulf von Halberstadt. Ueber die anderen Streitigkeiten vergleiche man die Vita Godehardi prior 25 und die Gesta epp. Camerac. III. 35.

Seite 174. Die Gesandtschaft des Kaisers an König Robert und die Zeit derselben wird bezeugt durch die Urkunde bei Miraeus I. 149, welche Mascov anführt. Fulberts Stellung bei dieser Angelegenheit geht aus dem 13. Stück in der Sammlung seiner Briefe hervor.

174. Ueber das Provincialconcil zu Mainz nach Ostern 1023 handelt die Vita Godehardi posterior c. 19, über den Reichstag und die Synode zu Aachen die Gesta epp. Camerac. III. 35. 36.

175–177. Die Gesta epp. Cameracensium III. 37 und Rodulfus Glaber III. 2 berichten über die Zusammenkunft der Könige an der Maas; in einigen Nebenumständen abweichend, sind ihre Berichte doch im Ganzen sehr wohl zu vereinen. Einen dritten Zeugen haben wir im Verfasser des Ruodlieb; denn eine Vergleichung seiner Verse mit dem Bericht der Gesta zeigt deutlich, daß die von ihm beschriebene Zusammenkunft des großen und des kleinen Königs nur poetische Reproduction der damaligen Vorgänge an der Maas ist. Die Meinung Schmellers, daß Froumund der Dichter des Ruodlieb ist, scheint mir dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Ueber die Beschlüsse der Könige sagen die Gesta: „Ibi certe pacis et iusticiae summa diffinitio mutuaeque amicitiae facta reconciliatio; ibi quoque diligentissime de pace sanctae Dei aecclesiae maxime tractatum est, et quomodo christianitati, quae tot lapsibus patet, melius subvenire deberent. Exin vero sese invicem consulentes, ubinam iterum conventuri domnum etiam apostolicum una cum tam citra quam ultra Alpinis episcopis secum habeant, nusquam aptius quam Papiae decernunt.“

177. 178. Das Gericht des Kaisers über Odo zu Verdun erwähnen die Gesta epp. Camerac. III. 38. Die Fabeln über die Aufnahme Heinrichs in das Kloster des h. Vitonus erzählen die Miracula b. Richardi abbatis c. 8, vollständig abgedruckt bei Mabillon Acta SS. Saec. VI. P. 1. p. 533; das betreffende Capitel findet sich auch in den M. G. XI. 280. 281.

179. Die Gegenwart des Kaisers in Basel geht hervor aus der Urkunde bei Böhmer No. 1247. Ueber Piligrims Reise nach Rom besitzen wir Nachricht in dem Briefe Aribos an die Kaiserin, der sich unter unseren Documenten No. 2b findet. Bullen, in denen Pilgrim als Bibliothekar des apostolischen Stuhls bezeichnet wird, finden sich aus dem Anfang des Jahrs 1024. Vgl. Jaffé p. 351.

179–181. Die Zerwürfnisse Aribos mit Rom gehen aus den beiden wichtigen Actenstücken hervor, welche wir in den Documenten unter No. 2b und 3 mittheilen. Benedict VIII. soll nach dem Necrologium Fuldense und Marianus Scottus, der auch hier dem Necrologium folgt, am 7. April 1024 gestorben sein; es ist auffällig, daß man am 14. Mai in Höchst noch keine Kunde von diesem Todesfall hatte.

182. 183. Die letzte Lebenszeit des Kaisers beschreibt am Ausführlichsten der Quedlinburger Annalist. Mit seinen Nachrichten sind zu verbinden einzelne Notizen der Annales Heremi, der Gesta epp. Camerac., des Wolfhere in der Continuatio vitae Bernwardi, in der Vita Godehardi prior c. 26 und in der posterior c. 24. Das Leichengedicht auf Heinrich ist öfters gedruckt, zuletzt in den lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts von J. Grimm und Schmeller.

187. Die Gefangennahme des Bischofs von Seeland durch Erzbischof Unwan von Hamburg berichtet Adam von Bremen II. 53.

Das Interregnum schildert Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Er spricht auch von den Verständigungen der Fürsten über die Wahl, in Bezug auf Sachsen erfährt man Näheres aus der Vita Meinwerci c. 195. Seite 189.

Der Brief Bruns von Querfurt an Kaiser Heinrich ist abgedruckt in unseren Documenten unter No. 1. 191—199.

Buch V. Kapitel 1—6. S. 202—320.

Quellen für die Geschichte Konrads II. Gleichzeitige: Annales Quedlinburgenses. Annales Hildesheimenses. Ademari Historiae L. III. c. 62—148. Fulberti Epistolae. Chronicon s. Michaelis in pago Virdunensi c. 28—36. Annales Laubienses et Leodienses. Annales Sangallenses maiores. Vita Burchardi c. 21—24. Gesta epp. Cameracensium L. III. c. 50—58. Spätere Quellen des elften Jahrhunderts: Fragmente sächsischer Annalen im Annalista und Chronographus Saxo. Rodulfi Glabri Historiae L. IV. Wiponis Vita Chuonradi II. Herimanni Contracti Chronicon. Annales Barenses. Wolfheri Godehardi prior et posterior. Annales Elnonenses maiores. Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium c. 37—50. Chronici Novaliciensis Append. c. 5—8. 17. Gesta episcoporum Virdunensium c. 10. Everhelmi Vita Popponis c. 18—22. Jotsaldi Vita Odilonis. Annales Altahenses. Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. II. c. 1—17. Landulfi Historia Mediolanensis L. II. c. 22—25. Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 55—70. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Aimé L'Ystoire de li Normant L. I. c. 33—43. II. c. 1—14. Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis L. II. c. 55—63. Bonizonis Liber ad amicum L. V. Quellen des zwölften Jahrhunderts: Gesta Treverorum c. 31; Add. 3—7. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 16—30. Ekkehardi Chronicon universale. Lupi Protospatarii et Anonymi Barensis Annales. Gregorii Catinensis Chronica monast. Farfensis c. 5. (M. G. XI. p. 559). Donizonis Vita Mathildis L. I. c. 10—12. Chronica epp. Merseburgensium 5. 6. Annales s. Vincentii Mettensis. Annales Beneventani. Vitae s. Stephani. Cosmae Pragensis Chronica Boemorum L. II. c. 40—42. Vita Richardi abb. s. Vitoni c. 11—19. Annalista Saxo. Vita Meinwerci c. 195—219. Chronographus Saxo.

Die Beschreibung der Wahl stützt sich hauptsächlich auf Wipos Erzählung in der Vita Chuonradi c. 2. Auch Stenzel folgt Wipos Darstellung, zugleich aber der zum Theil willkürlichen Auslegung, welche Bodmann in seinem Buche: Nähere Bestimmung der Wahlstatt Konrads II. (Nürnberg 1800) den Worten des Geschichtsschreibers gegeben hat. Daher stammt auch die Angabe bei Stenzel, daß die Wahl an dem Königsstuhle bei Lorzweil erfolgt sei. Wipo bezeichnet den Wahlplatz nicht näher. Hermann von Reichenau nennt Kamba, und daß dieser Ort zur Wahl bestimmt war, geht auch aus dem unter den Documenten No. 4 abgedruckten Brief des Abts Bern von Reichenau hervor, der bisher ganz unbe- 203—208.

achtet geblieben ist. Aus demselben erhellt auch der Tag, zu dem die Fürsten zur Wahl beschieden wurden. Es war der 4. September; die Wahl erfolgte erst am 8. September.

Seite 203. 204. Ueber Konrads Jugend erfährt man Einiges aus der Vita Burchardi c. 7. Giselas Verhältnisse werden durch die vielberufene Stelle des Annalista Saxo z. J. 1026 mehr verwirrt als aufgeklärt. Daß Gisela eine Tochter des Grafen Hermann von Werl gewesen sei, ist irrig; ihr Vater war der Herzog Hermann von Schwaben. Richtig ist, daß Gisela dreimal vermählt war; aber unrichtig wiederum, daß Graf Brun ihr zweiter Gemahl gewesen sein soll. Herzog Ernst I. von Schwaben starb am 31. Mai 1015; am 28. October 1017 bereits gebar Gisela dem fränkischen Konrad einen Sohn, den nachherigen Kaiser Heinrich III.; sie muß also nicht allzulange nach Ernsts Tode sich mit Konrad vermählt haben. Wenn es nun nichtsdestoweniger feststeht, daß Gisela von dem Grafen Brun einen Sohn mit Namen Liudolf hatte, so kann sie nur in erster Ehe mit diesem Grafen vermählt gewesen sein. Man sehe die Urkunden bei Erhard C. D. Westph. I. 93 und in Seibertz diplomatischer Familiengeschichte der alten Grafen von Westfalen, zu Werl und Arnsberg (Arnsberg 1845) S. 27. 28. Seibertz hat diese Sache ausführlich untersucht, sich aber durch die Autorität des Annalista Saxo zu manchen unhaltbaren Conjecturen verleiten lassen.

206. „Rudis in regno“ nennt sich Konrad selbst bei seiner Wahl in der Urkunde vom 2. August 1033 bei Erhard Cod. diplom. Westph. I. 98. „Per omnia litterarum inscius atque idiota“ heißt er im Chronicon Novaliciense App. 17. Vgl. die Worte Wipos c. 6: „Quamquam litteras ignoraret“ etc. Giselas Theilnahme für Notkers Werke erhellt aus den Casus monast. s. Galli (M. G. II. 57. 58).

206. Die Geschichte von Bruns Absicht Bamberg zu zerstören und der Art und Weise, wie er Gisela für diesen Plan gewonnen haben soll, halte ich mit Allem, was sich daran knüpft, für eine eitele Fabel; erzählt ist sie bei Eckehard z. J. 1025. Daß Konrad vor Allem Aribo die Wahl verdankte, geht aus Wipo hervor, und sagt er selbst in der so eben angeführten Urkunde bei Erhard Cod. diplom. Westph. I. 98.

209. Da Wipo angiebt, daß Konrad einstimmig gewählt sei, mußten die differtirenden Lothringer schon vor Abgabe ihrer Stimmen den Wahlplatz verlassen haben. Daß sie ihre Stimmen nicht zu Kamba abgegeben hatten, zeigen die Gesta epp. Cam. III. 50.

209—211. Ueber die Krönung und Huldigung Konrads, so wie die Einrichtung seines Hofwesens handelt Wipo c. 3. 4. 5. Daß in den Worten: „omnes episcopi, duces et reliqui principes, milites gregarii, quin ingenui omnes, si alicuius momenti sint“ schon die Standeseintheilung gegeben ist, welche in den Heerschilden des Sachsenspiegels bestimmt ausgeprägt dasteht, bemerkt Stenzel.

212. Aus den Urkunden geht hervor, daß Eberhard von Bamberg das Erzkanzleramt für Italien nach Heinrichs II. Tode verlor und dies an Mainz zurückfiel. Ueber Meinwerks Verlust unterrichtet die angeführte Urkunde bei Erhard. Merkwürdig sind die auf Gisela bezüglichen Worte Wipos c. 4: Haec quorundam hominum invidia, quae saepe ab inferioribus fumigat ad superiores, per aliquot dies a consecratione sua impediebatur. Caeterum, si illud odium iuste an iniuste pertulerit, adhuc in quaestione moratur; tamen virilis probitas in regina vicit, et ex consensu et petitione principum consecrata, necessaria comes re-

gem sequebatur. Was man sich in Cluny von einem Scheidungsversprechen Konrads erzählte, erfahren wir aus Rodulfus Glaber im Anfange des vierten Buchs.

Den Königsritt Konrads beschreibt Wipo c. 6; über die lothringischen Verhältnisse ersieht man Genaueres aus den Gesta epp. Camer. III. 50. Die Krönung Giselas durch Piligrim berichtet Hermann von Reichenau z. J. 1024; es ist bisher viel zu wenig beachtet worden, wie Giselas Krönung einen sehr bedeutenden Wendepunkt in der Geschichte der Erzbisthümer von Mainz und Köln bildet. Der Quedlinburger Annalist ist über Giselas Krönung schlecht unterrichtet, denn auch die Urkunden zeigen, daß Hermanns Angabe richtig ist; dagegen bieten die Ann. Quedlinburgenses die besten Nachrichten über die Reise Konrads durch Sachsen und Thüringen. Unter der crudelissima lex Saxonum bei Wipo verstehe ich das gesammte Gewohnheitsrecht der Sachsen und ins Besondere die gültigen Bestimmungen des Landfriedens, die mir öfters schlechthin mit dem Ausdruck lex bezeichnet zu sein scheinen; diese waren bei der harten Natur des Volks wohl besonders streng. Uebrigens that Konrad nur dasselbe, was Heinrich II. gethan hatte. „Legem vestram non in aliquo corrumpere etc.“ Thietmar V. 9. Seite 213.

Die Vorgänge zwischen Aribo und Godhard in Hildesheim und Gandersheim erfahren wir durch Wolfhere, welcher sie in der Continuatio vitae Bernwardi und in der Vita Godehardi prior c. 26 erzählt. Aribos Stellung wird aus diesen Händeln klar, wie aus seinem eignen merkwürdigen Briefe an die Wormser vom September oder October 1025, welcher in Mones Anzeiger VII. 205 veröffentlicht ist. Vergl. unsere Documente No. 5. 214. 215.

Konrad feierte das Osterfest zu Augsburg nach den Ann. Quedlinburgenses und Sangallenses maiores z. J. 1025. Die irrige Angabe der Ann. Hildesheimenses, nach welcher der König damals zu Regensburg gewesen wäre, findet sich auch in der Vita Godeh. posterior c. 21 und in dem Ann. Saxo; diese Irrthümer stammen sämmtlich aus derselben Quelle. Die Urkunde bei Böhmer No. 1278 bestätigt die Angabe der Quedlinburger Annalen. 215.

Die Ereignisse in Kostnitz berichtet Wipo c. 7 und erzählt im folgenden Kapitel, wie sich Konrad Basels bemächtigte. Die Zeit wird näher bestimmt durch die Urkunde bei Böhmer No. 1288. Ueber den Besuch Konrads in Worms haben wir Nachrichten in der Vita Burchardi c. 26. 216. 217.

Den Reichstag in Tribur erwähnen die Annales Quedlinburgenses z. J. 1025. Vergl. die Urkunden bei Böhmer No. 1291. 1292. Ueber den Tod Boleslaw Chrobrys vergleiche man dieselben Annalen und Wipo c. 9. 218.

Der Bund zwischen Konrad und Knud ist nur aus Adam von Bremen II. 54 bekannt. Eine Zeitbestimmung fehlt, und die beim Annalista Saxo, der Adam nur ausschreibt, bietet keine Gewähr. Stenzel hat die Abschließung des Bundes nach Rom verlegt, aber der Ausdruck mediante archiepiscopo scheint darauf hinzudeuten, daß die Herrscher ihr Bündniß nicht persönlich abschlossen; jedenfalls hätte Unwan dann damals in Rom gewesen sein müssen, doch wird seiner auf dem römischen Concil im Jahre 1027 nicht gedacht. Man hat deshalb wohl Grund, die Abschließung des Bunds in eine frühere Zeit zu verlegen. 219.

Der Eindruck, den Knud bei seiner Reise durch Frankreich machte, zeigt sich in dem Briefe Fulberts an den König. Ep. 97. 220.

Die Anschläge der französischen und lothringischen Großen gegen Konrad gehen aus Fulberts Briefen (besonders ep. 15. 94. 119) und aus den Gesta epp. Ca- 220—222.

meracens. III. 50 hervor. Den Ausbruch der Feindseligkeiten mit dem jüngeren Konrad bestimmen der Zeit nach die Annales Sangallenses maiores. Im Uebrigen beruht unsere Darstellung auf Wipo c. 10. Der König kann sich vor dem December 1025 nicht nach Lothringen begeben haben, da er im October nach der Vita Godehardi prior c. 28 in Worms war und am 4. December sich nach der
Seite Urkunde bei Böhmer No. 1294 in Tribur aufhielt.

223. Der Aufenthalt des Königs in Augsburg währte mindestens vom 2. bis 14. Februar 1026. Wipo, die Vita Godehardi post. c. 21 und die Urkunden.

224—226. Die Unterhandlungen der Italiener mit Wilhelm von Aquitanien erhellen aus den Actenstücken, welche sich in Fulberts Briefen finden. Besonders wichtig sind außer den bereits angeführten ep. 123—126. Außerdem sind zu berücksichtigen Ademar III. 62, Rodulfus Glaber III. 9 und Arnulfus Mediol. II. 1. 2. Bemerkenswerth ist auch Mascovs Excurs in der Adn. 21 zu den Commentarien.

226. 227. Konrads Zug nach Italien beschreibt Wipo c. 12—15. Außerdem sind die Urkunden zu berücksichtigen. Die Krönung Konrads zu Mailand kann nach Arnulf nicht bezweifelt werden, so auffällig das Stillschweigen Wipos und des gleichzeitigen Königscatalogs im Cod. Ambrosianus (M. G. III. 217) auch sein mag. Daß Konrad am 23. März 1026 zu Mailand war, geht aus einer Urkunde bei Giulini Memorie di Milano III. p. 198 hervor. Die Vorgänge in Ravenna werden durch eine Urkunde vom 21. Mai 1026 näher chronologisch bestimmt. Stenzel II. 186.

228. 229. Odilos Eintreffen im deutschen Lager und seine Fürbitte für Pavia bezeugt Jotsaldus in der Vita Odilonis c. 6. Den Tag, an welchem Konrad in Rom einrückte, bestimmt die Vita Godehardi posterior c. 22.

229. Wie Papst Johann XIX. den Stuhl Petri bestieg, geben Rodulfus Glaber IV. 1 und Bonizo p. 801 an. Ueber die Verhandlungen des Papstes mit den Griechen finden wir gute Nachrichten bei Rodulfus Glaber und Hugo Flaviniacensis II. 17. Des Papsts Verhandlungen mit Frankreich gehen aus einem Briefe Fulberts (ep. 94) hervor. Die Zusammenkunft des Papsts mit Konrad in Como erwähnt Rodulfus Glaber a. a. O.

230—234. Ueber die Vorgänge und Verhandlungen bei Konrads Anwesenheit in Rom sehe man außer Wipo c. 16 die Commemoratio superbiae Ravennatis archiepiscopi (M. G. VIII. 12), Arnulfus Mediol. II. 3—6., die Acten des römischen Concils bei Mansi XIX. 479 ff., das Chronicon Novaliciense App. 5 und die Epistola Canuti regis ad gentem Anglorum bei Mansi XIX. 499 ff.

234. 235. Das Auftreten Konrads in Unteritalien schildert Wipo c. 17. Näheres über die damaligen Verhältnisse dieser Gegenden ergiebt sich aus Amatus I. 33—40, Leo Ostiensis II. 56, den Annales Barenses z. J. 1027 und Lupus Protosp. z. J. 1028.

235. 236. Die Geschichte des Thasselgard bei Wipo c. 18 wird aufgeklärt durch die Urkunde der Söhne des Grafen Teselgard vom Jahre 1039, welche aus dem Registrum Farfense bei Fatteschi Memorie istorico-diplomatiche d' duchi di Spoleto p. 329 abgedruckt ist. Die wunderliche Teufelserscheinung erzählt Rodulfus Glaber IV. 2.

236—239. Die zweite Empörung Herzog Ernsts gegen Konrad behandelt Wipo c. 19. 20. Der Brief der Mathilde an Mieczislaw findet sich in unseren Documenten unter No. 7. Ueber die Einziehung der Lehen Welfs sehe man die Urkunde bei Böhmer No. 1326, über den Aufenthalt des Kaisers in Regensburg die Vita

Godehardi prior 31, über die Belagerung der Kiburg die Ann. Sangallenses maiores z. J. 1027.

Seite

Das Frankfurter Concil beschreibt am Eingehendsten Wolfhere in der Vita 240.
Godehardi prior c. 31—34, bei Weitem kürzer in der Vita posterior 23. Den
Verlauf des Gandersheimschen Streits muß man in beiden Lebensbeschreibungen
verfolgen.

Der Kaiser verweilte am 19. Oct. 1027 zu Tribur nach einem bei Remling 241.
Urkunden für Speier I. p. 28 gedruckten Document. In der Urkunde vom 23.
October d. J. bei Ughelli Italia sacra IV. 926 ist der Ausstellungsort: Triauli
in Triburi zu verbessern. Am 9. December war der Kaiser zu Toul, denn die
Urkunde bei Böhmer No. 1333 ist von diesem Datum. Irrig ist es, wenn
von uns die Weihe Bruns auf diesen Tag verlegt ist; Brun war bereits am 9.
September zu Worms geweiht worden, wie Wibert in der Vita Leonis c. 12 berichtet. Die Vita Godehardi post. c. 23 und Ann. Saxo geben an, daß der
Kaiser das Weihnachtsfest 1027 zu Lüttich feierte; nach den Ann. Hildesh. wäre
es zu Regensburg geschehen. Ueber den Vertrag zwischen K. Rudolf von Burgund und dem Kaiser handelt Wipo c. 21, der Krönung Heinrichs III. gedenkt
er c. 23. Sehr auffällig ist, daß Wolfhere in der Vita Godehardi prior c. 30
die Krönung in das Jahr 1026 setzt; in der Vita post. c. 23 hat er bereits den
Fehler selbst verbessert.

Der Aufenthalt des Kaisers in Sachsen im Jahre 1028 währte vom Mai 243.
bis mindestens in den October. Konrad war am 24. und 26. Mai in Dortmund,
am 1. Juli in Magdeburg, am 1. August in Halberstadt, am 20.—23. August
zu Wallhausen, am 11. September zu Imshausen, am 6. und 10. Oct. zu Pöhlde.
Außer Böhmers Regesten ziehe man Lacomblet I. 101, die Monum. Boica XXXI.
p. 306 und die Vita Godeh. prior c. 35 zu Rathe. Ich glaube, daß die Synode
zu Pöhlde bereits in dieses Jahr zu setzen ist, und ebenso auch in den October
1028 die Gesandtschaft der Liutizen fällt, welche die Ann. Hildesheim. erst zum
Jahre 1029 erwähnen. Daß Konrad Weihnachten 1028 zu Pöhlde begangen habe,
scheint nur eine Conjectur des Annalista Saxo aus der späteren Vita Godehardi.
Die Angabe der Hildesheimenses (Ingelheim) ist gewiß irrig, da der Kaiser am
30. December zu Augsburg war. Vergl. die abweichende Ansicht von L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten II. 69. Die Urkunden bei Böhmer No. 1354.
1355 gehören wahrscheinlich auch in das Jahr 1028.

Ueber die Angriffe der Ungern gegen Mieczislaw in Mähren sehe man Boczek 243.
Codex diplomat. Moraviae I. p. 112, über Knuds Eroberungen an den Ostseeküsten die Wendischen Geschichten II. 64, über Werners Gesandtschaftsreise und
Bruns Tod Wipo c. 22 und 24. Den ersten Einfall Mieczislaws in das deutsche
Reich erwähnen die Annales Hildesheimenses z. J. 1028.

Bretislaws Jugend und erste Thaten erzählt Cosmas Pragensis II. 40. 41, 244. 245.
womit die interessanten Urkunden bei Boczek am angeführten Ort zu vergleichen
sind. Ueber die Zeit des Zugs sehe man Röpells Geschichte Polens I. 166. Konrads Zug gegen den Polen i. J. 1029 berichten kurz die Annales Laubienses und
Leodienses, ausführlicher der Annalista und Chronographus Saxo, bei denen hier
die wichtigen Mittheilungen beginnen, welche wir als Fragmente einer gleichzeitigen sächsischen Quelle ansehen. Vergl. oben S. 525.

Den Einfall der Polen im Anfange des Jahrs 1030 berichtet die ebenge- 246.

nannte Quelle ziemlich ausführlich, deren Ausdruck im Chronographus Saxo am Treuesten wiedergegeben ist.

Seite 247. Ueber den Kriegszug Konrads gegen Ungern im Jahre 1030 handeln die Annales Sangallenses, Wipo c. 26 (Hermannus Contractus), Annales Hildesheimenses, Annales Altahenses, Vita s. Stephani maior c. 15, Vita Meinwerci c. 205. Die Notiz des Annalista Saxo z. J. 1029 scheint aus der Vita Meinwerci geflossen. Merkwürdig ist die Urkunde eines Lothringers Arnulf, der mit seinem Grafen Heinrich damals nach Ungern ziehen mußte. Ritz Urkunden des Niederrheins I. S. 51.

248. Der Ausdruck der Urkunde vom 20. Mai 1029 bei Falkenstein Cod. diplom. antiquae Nortgaviae: „ducatum Boioaricum tradidimus“ läßt nicht zu, lediglich an ein Versprechen wegen des Herzogthums zu denken, wie es bisher alle Neuern gethan haben. Er kann nur auf die wirkliche Verleihung bezogen werden. Wie Verleihung und Einfuhrung verschieden waren, davon war bereits in der Anmerkung zu S. 143 die Rede.

248—250. Das Ende Ernsts von Schwaben und die damit zusammenhängenden Ereignisse stellt Wipo c. 25. 27. 28 schön und anschaulich dar. Zu vergleichen ist Stälins Darstellung I. 481 ff. Nach Konrads Worten bei Wipo zweifle ich, ob Ernst überhaupt Nachkommenschaft hinterließ. Die Nachricht von einer Tochter, Namens Ida, im Albertus Stadensis ist spät und unklar.

251. Am 23. März 1031 war der Kaiser nach einer meines Wissens ungedruckten Urkunde noch zu Goslar, am 11. April nach den Ann. Hildesh. zu Nymwegen, ebendaselbst noch am 23. April nach einer andern ungedruckten Urkunde für Verona (vergl. Böhmer No. 1371), am 8. Juni zu Worms nach der Urkunde bei Böhmer No. 1372, am 29. Juni nach der Vita Bardonis maior c. 14 zu Mainz; dann im Juli zu Goslar, im August zu Imshausen, am 14. und 16. September zu Belgern nach den bei Böhmer verzeichneten Urkunden. Erst in den Herbst fällt nach den Annales Altahenses der Kriegszug gegen Polen. Ueber den Zug selbst finden wir Nachrichten außerdem in den Ann. Hildesheimenses und bei Wipo c. 29.

252. 253. Ueber Mieczislaws Unterwerfung handeln vornehmlich die Annales Hildesheimenses z. J. 1032 und Wipo a. a. O. Die ersteren sprechen nur von der Abtretung eines Theils von Polen an Dietrich, Wipo dagegen von einer Zertheilung Polens in drei Stücke, von denen Mieczislaw nur eines belassen wäre. Wipo scheint in diesen Dingen nicht besonders unterrichtet zu sein.

253. Was über Mieczislaws Sorge für die Kirche und dessen Ende gesagt ist, wird bewiesen in den Wendischen Geschichten II. S. 75. 76. Im Jahre 1015 wird aber schwerlich schon Kasimir geboren sein, da die Vermählung der Richeza mit dem Polen wohl kaum vor dem Frieden von Bautzen im J. 1018 erfolgt sein kann. Das Jahr ihrer Flucht wird in den Ann. Altahenses meines Erachtens richtig angegeben.

254. Die Nachrichten des Cosmas Pragensis über die letzten Zeiten Udalrichs und Bretislaws Anfänge sind vielfach ungenau; die Angabe der Annales Hildesheimenses und Altahenses verdienen durchaus den Vorzug. Den Tod Udalrichs setzt Cosmas auf den 9. November 1037; diese Bestimmung steht aber schon mit seiner eigenen Angabe im Widerspruch, daß der Zug gegen Polen i. J. 1039 in das vierte Regierungsjahr Bretislaws falle. Die richtige Zeitbestimmung ergiebt sich aus den Annales Altahenses z. J. 1034 und 1035.

Seite

Die Reise des jungen Heinrich nach Ungern erwähnen die Annales Altahenses z. J. 1033. 255.

Fast sämmtliche Quellenstellen, welche für die Erwerbung Burgunds von Erheblichkeit sind, hat Mascov in den Commentarien I. p. 288 seqq. gesammelt. Wir haben nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen. — Jener Seliger, welcher die burgundische Krone im Jahre 1032 Konrad überbrachte, erscheint in einer Urkunde vom Jahre 1016 bei Trouillat Evêché de Bâle I. 152; Udalrich, der Sohn desselben, wird bei Hermann von Reichenau zum J. 1036 erwähnt. Es ist bisher nicht beachtet worden, daß Odo sich hauptsächlich in den romanischen Theilen festsetzte, während die deutschen Theile Burgunds sogleich Konrad zufielen; auch ist die Wichtigkeit des damals mit Frankreich geschlossenen Bundes nicht erkannt worden. Daß der Vertrag bereits in das Jahr 1032 fällt, ergeben die Annales Laubienses. Die wichtige Rolle, welche Richard in diesen Angelegenheiten spielte, erhellt aus der Vita Popponis c. 18. Ueber den Antheil, den Brun von Toul an diesen Dingen hatte, vergl. man S. 427 und Wiberti Vita Leonis IX. L. I. c. 14, wo aber als damaliger König von Frankreich irrig noch Robert genannt wird. Zu berücksichtigen ist für den Frieden auch die Notiz bei Rodulfus Glaber IV. 8. Werthvolle Nachrichten über den Krieg zwischen dem Kaiser und Odo von Champagne findet man in dem gleichzeitigen Chronicon s. Michaelis in pago Virdunensi c. 28—30. Ebendaselbst c. 32 sind einige gute Notizen über die Familie Herzog Friedrichs zu beachten. 256—263.

„Militum animos in hoc multum attraxit, quod antiqua beneficia parentum nemini posterorum auferri sustinuit.“ Wipo c. 6. Die Worte sind so einfach, daß man schwer begreift, wie sie zu so vielen Deutungen Anlaß geben konnten. 264.

„Quo transitu regna pacis foedere et regia tuitione firmissime cingebat.“ Wipo c. 6. Das Dienstrecht für die Ministerialen in Weißenburg steht im Codex Udalrici No. 211; ein neuer Abdruck wäre auch nach dem Falkensteins im Cod. diplom. antiquae Nortgaviae 22 wünschenswerth. Die Rechte der Limburger Ministerialen sind bestimmt in der Urkunde vom 17. Januar 1036 (das Jahr 1035 in der Urkunde ist irrig), abgedruckt in den Acta Palatina VI. 274. Das Weingartener Hofrecht ist aus einer gleichzeitigen Handschrift bei Kindlinger Geschichte der deutschen Hörigkeit S. 220 abgedruckt. Das äußerst interessante Edictum Chuonradi de mancipiis ecclesiarum ist zum erstenmale von Pertz in den Mon. Germ. Legg. II. 38 herausgegeben. Es heißt darin: „Quia sanctae Fardensis ecclesiae mancipia ceu bruta animalia pro quantulocumque pretio hactenus venundata fuisse audivimus, non solum illam nefariam consuetudinem admiramur, verum etiam ut rem Deo hominibusque detestabilem execramur.“ 268.

Ueber die Feststellung der Reichseinkünfte in Baiern ist die wichtige Urkunde vom Jahre 1027 bei Meichelbeck Hist. Frising. I. p. 221 vor Allem in Betracht zu ziehen. Für die Verhältnisse des kärnthenschen Herzogthums ist von großer Bedeutung die Urkunde, am 20. Mai desselben Jahrs zu Verona erlassen, welche sich bei Rubeis Monum. Aquileiensia p. 500 gedruckt findet. 269.

Wipo c. 11. 26, die Annales Altahenses z. J. 1029 und die Chronica Farfensis des Gregorio von Catino c. 5 belehren über die Erzieher des jungen Königs. Man sehe auch die Urkunden bei Böhmer No. 1391 und 1392. 270.

Die Zeit des Fürstentags zu Bamberg wird durch die Ann. Hildesh. und die Urkunden bei Böhmer 1408 und 1409 bestimmt. Der Brief an Azecho von 271—274.

Worms findet sich abgedruckt unter unseren Documenten No. 8. Ueber das Ende Herzog Adalberos vergleiche man die Ann. Hildesheim. z. J. 1036, Hermannus Contractus und die Annales Altahenses z. J. 1039. Das dort erwähnte Eresburgh (bei Ann. Saxo Eresberch) kann nur Ebersberg an der Traun sein. Weiter ist einzusehen das Chronicon Eberspergense bei Oefele Script. rer. Boic. II. p. 11. Für die Familienverhältnisse Arnolds von Lambach ist die Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis in den M. G. XII. 127 von Interesse. Bischof Brun von Würzburg ist in der Stammtafel bei Stenzel II. 122 durch ein Versehen zu einem Sohn Herzog Konrads des Jüngeren gemacht worden; er war der Bruder desselben, wie deutlich aus Hermannus Contractus zum Jahre 1034 hervorgeht. Brun von Würzburg wird ein sehr umfangreicher Tractat über die Psalmen, gedruckt in der Bibliotheca maxima patrum XVIII. 65—330, nebst einigen anderen exegetischen Werken zugeschrieben. Mit welchem Recht mag dahingestellt sein; Andere schreiben diese Arbeiten dem Bischof Brun von Augsburg zu.

Seite 276. Ueber den Bau des Klosters Limburg und des Doms zu Speier ist sehr viel geschrieben, aber selten mit eingehender Kritik. Eine weit verbreitete Erzählung geht dahin, daß der Kaiser, durch den plötzlichen und gewaltsamen Tod seines Sohnes Konrad bewogen, an einem Vormittage den Grundstein des Klosters Limburg, des Speierer Doms und der Johanniskirche zu Speier gelegt habe. Von einem anderen Sohne des Kaisers als seinem Nachfolger im Reiche weiß jedoch die Geschichte Nichts, und deshalb hat man den einen Theil der Tradition neuerdings aufgegeben, aber an dem Glauben festgehalten, daß zu den genannten drei großen Kirchen an einem Tage der Grundstein gelegt sei, und zwar soll dies am 12. Juli 1030 geschehen sein. So berichten noch im Wesentlichen Geißel in der Geschichte des Kaiserdoms zu Speyer I. S. 15, Schnaase in der Geschichte der bildenden Künste Bd. IV. Abth. 2. S. 108 und Remling in der Geschichte der Bischöfe zu Speyer I. S. 259. 260. Die älteste Quelle, welche man hierfür anführen kann, ist die Chronik der Speierer Bischöfe im sogenannten Codex minor, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt und in Mones Quellensammlung der Badenschen Landesgeschichte I. S. 180 abgedruckt. Dort heißt es: „Genito Heinrico tertio, (Cuonradus) erexit primarium lapidem Limpurc et ieiunus venit Spiram et erexit ibi primarium ad maiorem ecclesiam et ad sanctum Johannem evangelistam." Hier ist der Tag des 12. Juli angegeben, nicht das Jahr. Dieses wird zuerst hinzugefügt in dem Chronicon Spirense des Priesters Johann von Mutterstadt (Eckard Corpus hist. medii aevi II. p. 2261), welches erst um das Jahr 1450 geschrieben ist. Diese Quelle wiederholt buchstäblich die eben angeführten Worte, setzt aber das Jahr 1030 hinzu; spätere Schriftsteller geben bald dasselbe, bald ein anderes Jahr, wie man bei Geißel I. S. 16 in der Note weiter nachsehen kann. Man sieht, daß das Gründungsjahr nur sehr schwache Autorität für sich hat; anders scheint es mit dem Tage zu stehen. Wenn es aber an sich schon auffällig ist, daß der Kaiser drei große Feierlichkeiten an einem Vormittage vorgenommen haben soll, so mehren sich die Zweifel noch durch die Erwägung, daß der 12. Juli nach den Annales Hildesheimenses der Tag war, an welchem Konrad zu Speier begraben wurde. Vielleicht war es zugleich der Geburtstag des Kaisers, wie auch sein Sohn recht absichtlich am Geburtstage bestattet wurde; wie man dem Geburtstage eine besondere Weihe schon damals beizulegen pflegte, zeigt das Beispiel Heinrichs II., der

an demselben den Bamberger Dom einweihen ließ. Jedenfalls war der 12. Juli ein Gedenktag für die drei von Konrad gestifteten Kirchen und in ihrem Festkalender verzeichnet, und hieraus erkläre ich mir die Sage, daß der Grundstein dieser Kirchen an einem und demselben Tage desselben Jahres gelegt sei, denn ich kann diese Erzählung ohne alte Autoritäten nur für eine Sage halten. Keines dieser Bauwerke hat übrigens Konrad vollendet, wie auch schon die Chronik des Codex minor angiebt. Limburg ward von ihm am Meisten gefördert; schon 1035 war die Krypta fertig, und einige Altäre wurden geweiht. Man vergleiche die Notiz der früheren St. Galler Handschrift des umgearbeiteten Hermannus Contractus z. J. 1034, die Chronik des Eckehard zum Jahre 1025, die Vita Popponis c. 19, den Brief der Limburger Mönche bei Mabillon Annales ordinis s. Benedicti IV. p. 343 und die Urkunde bei Böhmer No. 1405; und sehe zugleich Remling Geschichte der Bischöfe zu Speyer I. S. 267. Im Jahre 1042, als die Reliquien der heiligen Lucia nach Limburg gebracht wurden, war die Kirche wohl schon vollendet. (Vergl. Sigebertus in Sermone de s. Lucia bei Mabillon a. a. O. p. 344.) Bald nach dem Jahre 1050 kam Limburg schon in Verfall, verlor seine Selbstständigkeit und gerieth unter die Speierer Bischöfe. (Vita Popponis c. 23 und die Urkunde von 1065 in Remlings Speyerschem Urkundenbuch S. 55.) In der Johanniskirche wurden 1047 die Reliquien des heiligen Guido von Pomposa beigesetzt; die Kirche wird damals noch als in den Anfängen von Hermann von Reichenau bezeichnet, und ich finde keine weitere Nachricht über den Fortgang des Baus, als daß die Chronik des Codex minor Heinrich III. als den Vollender desselben bezeichnet. Was endlich den Speierer Dom anbetrifft, so sollte man nach Eckehard a. a. O. meinen, daß Konrad nur der Gedanke, die Ausführung aber seinem Sohne und Enkel angehöre. Dies ist aber irrig, da Konrad schon 1039 seine Gruft in der Kirche fand und Heinrich IV. in einer Urkunde vom 30. August 1068 ausdrücklich Konrad, Gisela und Heinrich III. als Erbauer des Doms bezeichnet (Remlings Speyersches Urkundenbuch S. 53). In den ersten Jahren baute Heinrich III. gewiß sehr eifrig am Dom, aber später erkaltete seine Vorliebe für Speier und damit auch für den Dombau. Dies geht hervor aus dem von Sudendorf im Registrum II. S. 1 veröffentlichten Briefe eines Speierer Propsts, welcher aber nicht in das Jahr 1033, sondern 1056 oder 1060 zu setzen ist, wie die Erwähnung der Augusta d. i. der Kaiserin Agnes zeigt. Dem neuerwählten Bischof ruft der Propst zu: „Ipsi te parietes ecclesiae interrupti pendentes vocabant, ipsi te urbis muri per te sperantes consummationem desiderabant.“ Der Vollender des Dombaus wurde erst Heinrich IV.; die Chronik des Codex minor schreibt die Beendigung mit Unrecht Heinrich III. zu.

Seite

Das Verhältniß Konrads zu den Cluniacensern geht besonders deutlich aus der Vita Popponis hervor; wir verweisen für das im Text Gesagte zunächst auf c. 19 und 23. 275.

Ueber Bischof Wilhelms kirchliche Neuerung und die Synode zu Limburg sehe man die Note unten S. 575 und Grandidier Essais historiques sur la cathédrale de Strasbourg. 1782. 277.

Daß Konrad sich von Simonie nicht freihielt, zeigt vor Allem Heinrichs III. Rede bei Rodulfus Glaber V. 5. Einzelne Fälle werden erwähnt von Wipo c. 8, in Ruperti Chronicon s. Laurentii Leodiensis c. 28, im Chronicon Novaliciense App. c. 5. Wie Konrad mit dem Kirchengut umging, beweist die Urkunde bei Erhard Cod. dipl. Westph. 98 und was Wipo c. 11 und c. 28 mit 278.

Beziehung auf die Abteien Kempten und Reichenau erzählt. Die Vorgänge mit dem Abt von Reichenau und dem Erzbischof von Lyon erzählt Hermannus Contractus z. J. 1032 und 1036.

Seite

280. 281. Ueber Aribos Ende berichtet die Vita Godehardi prior c. 36, die spätere Bearbeitung c. 24; über Bardos Erhebung handeln die beiden Lebensbeschreibungen desselben, ausführlicher die jüngere c. 11—16. Die Synode zu Tribur erwähnen die Annales Hildesheimenses z. J. 1036, die Gesta episc. Camer. III. 51, Hermannus Contractus mit dem falschen Jahr 1035. Die Notiz der Annales Altahenses z. J. 1036 scheint durch einen Schreibfehler Staindels entstellt.

282. Den Brief Poppos von Trier an den Papst und die Antwort auf denselben geben die Gesta Trevirorum Cont. prima c. 4.

283. Die besten Zeugnisse über die schmähliche Erhebung Benedicts IX. auf den päpstlichen Stuhl besitzen wir bei Rodulfus Glaber IV. c. 5, in Desiderii Lib. dialog. III. (Biblioth. maxima patrum XVIII. p. 853) und bei Hermannus Contractus z. J. 1033.

284—286. Die Ann. Hildesheimenses berichten, daß Konrad im Jahre 1032 in Werben war, aber nur „pacificandi causa". Was Wipo c. 33 von dem Zweikampfe erzählt, kann nach seinen eigenen Bestimmungen nur in das Jahr 1034 fallen, nehmlich nach der Beendigung des burgundischen Kriegs. Der zweite Wendenkrieg Konrads ist dann in den Sommer und Herbst 1035 zu setzen. Der dritte Heerzug wird der Zeit nach näher bestimmt durch den Brief an Bischof Azecho von Worms, den wir in den Documenten unter No. 9 mitgetheilt haben. Außer Wipo sind die wichtigste Quelle für diese Geschichten die Annales Hildesheimenses.

287—289. Ueber die Trennung Posens von Magdeburg vergl. die Wendischen Geschichten II. S. 77, ebendaselbst wird S. 94—96 die Stagnation der Mission in der Magdeburger Provinz nachgewiesen. Das Erwachen der Mission in Hamburg unter Unwan und Libentius schildert Adam von Bremen II. 55—65.

289. 290. Für die Wirren nach Knuds Tode ist außer den sonst bekannten Zeugnissen der eben angeführte Brief an Bischof Azecho von Worms von Interesse. Ueber Bischof Tymme ist zu vergleichen Adam von Bremen II. 75 und die Vita Godehardi post. c. 33.

293. Giulini (Memorie di Milano T. III.) hat ein reichhaltiges Material für den Kampf zwischen Konrad und Aribert gesammelt, doch scheint mir die Kritik von ihm nicht immer streng gehandhabt. Auf Giulini beruhen die meisten neueren Darstellungen, selbst die von Stenzel; selbstständiger hat sich Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien gehalten, doch giebt er das allgemein Historische nur im Umriß. Vor Allem sind um Ariberts Stellung zu begreifen genauer auch die merkwürdigen Urkunden von Cremona in Betracht zu ziehen.

296. Den Aufstand der Cremoneser gegen den Vorgänger Ubalds kennen wir aus Konrads Urkunde v. J. 1031, welche sich bei Ughelli Italia sacra IV. p. 595 findet. Unter der civitas vetus kann in derselben aber nur die alte Burg, nicht die alte Stadtverfassung verstanden werden, wie Hegel a. a. O. II. 139 thut. Das Weitere geht aus den Decreten Konrads bei Muratori Antiquit. VI. p. 53 und der Urkunde Heinrichs III. l. c. p. 217 hervor. In dem letzten Actenstück finden sich die merkwürdigen Worte über Aribert: „qui omne regnum Italicum ad suum disponebat nutum." Aribert scheint eine Zeit lang auch Erzkanzler

Italiens gewesen zu sein. Sein Name kommt als solcher in einzelnen Urkunden vor, doch ist deren Echtheit nicht über allen Zweifel erhaben, wie z. B. die Urkunde für Farfa bei Böhmer No. 1309 verdächtig ist. Eine weitere Untersuchung dieses Punkts bleibt vorbehalten. Seite

Die wichtigsten Quellen für die Empörung der Valvassoren sind die Annales Sangallenses maiores z. J. 1035, Wipo c. 34, die Gesta epp. Cameracensium, Hermannus Contractus z. J. 1035 und Arnulf von Mailand II. c. 10 und 11. „Foedus validae coniurationis in Italia exoritur. Inferiores namque milites superiorum iniqua dominatione plus solito oppressi, simul omnes illis resistunt coadunati. Nec non etiam quidam ex servili conditione contra dominos suos proterva factione conspirati, ipsi sibimet inter se iudices, iura ac leges constituunt, fas nefasque confundunt.“ Annales Sangallenses maiores. „Magna et modernis temporibus inaudita confusio facta est Italiae“ Wipo. Daß man Aribert als den Urheber der Verschwörung ansah, zeigen neben Wipo auch die Gesta epp. Cameracensium l. c. 296. 297.

Bonifacius Vermählung mit Beatrix beschreibt Donizo in der Vita Mathildis I. c. 10 mit poetischer Färbung, aber doch im Allgemeinen der Wahrheit treu bleibend. Bonifacius Anwesenheit in Deutschland erhellt aus der Urkunde bei Böhmer No. 1417, welche zu Nymwegen am 5. Juli 1036 erlassen ist. 298.

Stenzel folgt in der Darstellung der Vorgänge, welche Ariberts Verhaftung zur Folge hatten, dem Berichte Landulfs II. 22. Aber sehr abweichend sind die Nachrichten der gleichzeitigen sächsischen Quelle, welche in Bruchstücken beim Annalista und Chronographus Saxo z. J. 1037 erhalten ist. Ohne Schwierigkeiten lassen sich diese Nachrichten mit Wipos Angaben c. 35 vereinigen, wie auch mit den nicht unbedeutenden Notizen der Annales Altahenses, die von dieser Zeit an ausführlicher und selbstständiger werden. Arnulf von Mailand berührt die näheren Umstände der Verhaftung nicht; was er dann von Geißeln erzählt, welche die Mailänder, ohne dadurch Ariberts Befreiung zu erwirken, gestellt haben sollen, findet in den anderen Quellen mindestens keine Unterstützung. 300.

Die Flucht Ariberts haben wir vor Allem nach seiner eigenen Erzählung in der Urkunde bei Ughelli Italia sacra IV. 103 berichtet. Man sieht daraus, daß der quidam de familiaribus bei Wipo nur Albizo sein kann. Landulf schmückt auch hier nach seiner Weise aus, und selbst Arnulf verdient nicht unbedingt Glauben. Nach ihm wäre Aribert zwei Monate in Gefangenschaft gewesen, während die Quelle des Annalista und Chronographus Saxo nur von einigen Tagen spricht, mit welcher Angabe auch die Ann. Altahenses übereinstimmen. In den letztgenannten Annalen wird allein die Flucht des Poppo erwähnt. — Die Kämpfe um Mailand schildert am Besten Arnulf II. c. 13. Was er und Wipo c. 36 über die Vorgänge bei Corbetta erzählen, findet auch in anderen Quellen Bestätigung, vornehmlich in den Gest. epp. Cameracensium III. 55. Uebrigens hat es mit der Zeit auch hier an phantastischen Ausschmückungen nicht gefehlt. Schon Arnulf läßt Bertolf, denn sein Bertold wird doch keine andere Person sein, wahnsinnig werden, und Siegbert verdreht die Worte der von ihm benutzten Gesta. — Die Lehnsconstitution Konrads findet sich in den Mon. Germ. Legg. II. 39. Die Capitula de beneficiis, welche Pertz ebendaselbst p. 38** hat abdrucken lassen und in den Mai 1037 verlegt, gehören wohl weder in diese Zeit, noch überhaupt Konrad II. an. Eine Handschrift hat rex Coradus; ein Tag in Roncalia findet sich in jener Zeit nicht erwähnt; vor Allem aber setzt cap. 1 schon die gesetzliche Erb- 301—303.

lichkeit der Lehen voraus, wie sich denn eine ganz ähnliche Bestimmung in der Constitution Friedrichs I. vom 5. December 1154 (Legg. II. 96) findet. Die erwähnten Capitula werden demnach wohl einem späteren Konrad angehören; womit zugleich die kühnen Folgerungen hinfallen, welche Gfrörer IV. 327 aus dem Actenstücke zieht.

Seite 304. Die Nachricht bei Rodulfus Glaber IV. 9 von einer Vertreibung Papst Benedicts aus Rom am 29. Juni 1035 — denn auf diesen Tag führen seine eigenen Bestimmungen — ist so positiv, daß man sie nicht in Zweifel ziehen kann; aber eben so klar ist, daß Kaiser Konrad nicht in Person den Papst hergestellt hat. Die Urkunde bei Böhmer No. 1440, am 17. August zu Aquileja ausgestellt, gehört in das Jahr 1037. Ueber Poppos Unterwerfung vergleiche man die Annales Altahenses.

304. 305. Die Verschwörung Ariberts mit den lombardischen Bischöfen berichten die Quelle des Annalista und Chronographus Saxo, die Annales Hildesheimenses und Altahenses, in denen sogar von zwölf Bischöfen die Rede ist. Aus diesen Quellen wird auch klar, in welchem Zusammenhang die Verschwörung mit Odos Unternehmungen in Lothringen stand. Ueber diese beachte man außer den erwähnten Quellen Glaber Rodulfus III. 9, Hugo Flaviniacensis II. 29, die Vita Richardi abb. c. 11, wie auch die kurzen Notizen der Ann. Leodienses, Elnonenses maiores, Mosomagenses und s. Vincentii Mettensis.

307. 308. Ueber den Aufstand in Parma handeln Wipo c. 37, die Annales Altahenses z. J. 1037 und Donizo in der Vita Mathildis I. c. 11. Trotz der Beweisführung Mascovs in dem 26. Excurse zu seinen Commentarien ist die Anwesenheit des Kaisers zu Rom im Jahre 1038 sehr zu bezweifeln. Wipo spricht ausdrücklich dagegen, und die von Mascov angeführten Zeugnisse der Cassinesen reduciren sich zuletzt auf das eine, ziemlich späte des Desiderius in den Dialogen. Auch das Edict Konrads an die römischen Richter (M. G. Legg. II. 40), welches wohl in diese Zeit zu setzen ist, wo Konrad nach seinem eigenen Ausdruck den Gesetzeshunger Italiens stillen wollte, beweist den Aufenthalt des Kaisers in Rom nicht. Statt Tusciam ist in den Ann. Alt. offenbar zu emendiren: Troiam.

308–310. Was über eine nähere Verständigung Konrads mit dem griechischen Reiche gesagt ist, beruht auf Vermuthungen, welche aber in den damaligen Verhältnissen Unteritaliens überall ihren Anhalt finden und sich uns mit Nothwendigkeit aufgedrängt haben. Im Uebrigen folgt die Darstellung den bekannten byzantinischen Quellen und in Bezug auf die Verhältnisse Siciliens dem schon öfters angeführten Buche von Wenrich.

311–315. Unsere Darstellung hält sich vor Allem an den ausführlichen und glaubwürdigen Bericht des Amatus I. 33—43. II. 1—14. Aus ihm und dem Liber dialogorum des Desiderius p. 842 schöpft Leo Ostiensis II. 63. Die Annales Altahenses haben ebenfalls erhebliche Nachrichten; kürzer ist Wipo c. 37. Auch die Annales Cavenses (M. G. III. 189) geben hier eine brauchbare Notiz; die dort erwähnte Coronatio ist keine andere, als die an jedem Feste übliche. (Vgl. oben die Note zu S. 22.) Die Belehnung Rainulfs von Aversa mit der Fahnenlanze erzählt Amatus II. 6.

316. „Archiepiscopus iubet ilico convenire ad urbem omnes Ambrosianae parochiae incolas armis instructos, a rustico usque ad militem, ab inope usque ad divitem.“ Arnulfus Mediol. II. c. 16. An derselben Stelle findet sich die

Beschreibung des Carroccio. Man vergleiche dazu die interessante Anmerkung Bethmanns in den Monumenten.

Die besten Nachrichten über die letzten Zeiten Konrads II. finden sich bei Wipo c. 38. 39 und in den Hildesheimschen Annalen. Die von Stenzel II. 207 citirte Urkunde, angeblich am 27. April 1039 zu Goslar ausgestellt (vergl. Archiv IX. 537) kann mindestens nicht in diese Zeit gehören; an der Echtheit der Urkunde ist überdies sehr zu zweifeln. Ueber den Tag zu Straßburg sehe man die Acta conventus bei Würdtwein Nova subsidia dipl. VI. 196. Von der Synode zu Limburg und ihrer Veranlassung handelt die Speierer Chronik des Codex minor nach einer älteren Nachricht (Mone Quellensammlung der Badenschen Landesgeschichte Bd. I. S. 180). Dort heißt es: „Anno dominicae incarnationis 1038 ind. VI. luna X. regnante Cunrado imperatore anno XV. disceptatio de adventu Domini facta est. Nam cum praedictus imperator cum filio suo Heinrico, Burgundiae regione subiecta, rediret et Argentinam die dominica, quae extitit VI. Kal. Decembres, adiret, episcopus eiusdem loci, nomine Wilhelmus, cum omnibus clericis suis celebrabat adventum Domini, sed imperator et omnes, qui cum eo venerunt, adhuc exspectabant unam hebdomadam. Sequenti autem die dominica, quae extitit III. Non. Decembres, venit imperator ad Limpurch, novam abbatiam suam, et inventa ibi imperatrice Gisela communiter celebrabant adventum Domini. Fuit autem ibi episcopus Hazecho de Wormacia, Reginboldus episcopus de Spira, Waltherus episcopus de Berna, Heribertus episcopus de Eistedin, Godehardus episcopus de Hildenesheim, Bezelo praepositus de Moguncia et legati multorum episcoporum, qui omnes contradixerunt episcopo de Argentina et pariter firmaverunt, adventum Domini non esse celebrandum, nisi inter V. Kal. Decembres et III. Non. eiusdem mensis. — VI. Kal. Decembres hat bereits Mone in der ersten Stelle statt V. Kal. emendirt, inter habe ich statt in verbessert. In dem Namen des Bischofs von Hildesheim ist ein Fehler; Godhard war bereits am 5. Mai 1038 gestorben.

Seite 317—319.

Buch V. Kapitel 7—15. S. 321—514.

Quellen für die Geschichte Heinrichs III. Gleichzeitige: Wiponis Tetralogus. Annales Sangallenses. Annales Laubienses et Leodienses. Annales Mosomagenses. Gesta episcoporum Cameracensium L. III. c. 56—60. Annales Corbeienses. Fragmente sächsischer Annalen im Annalista und Chronographus Saxo. Rodulfi Glabri Historiae L. V. Herimanni Contracti Chronicon. Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium c. 50—74. Vita Popponis c. 22—35. Chronicon s. Benigni Divionensis (M. G. VII. 236—238). Gesta episcoporum Virdunensium c. 11. 12. Annales Barenses. Catalogi pontificum Romanorum. Jotsaldi Vita Odilonis. Bertholdi Augiensis Annales. Chronicon Wirzeburgense. Annales Augustani. Spätere Quellen des elften Jahrhunderts: Annales Altahenses. Wiberti Vita Leonis IX. Anonymus Haserensis c. 31—41. Gesta Lietberti c. 1—15 (Gesta epp. Camerac. Continuatio). Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. II. c. 18 — L. III. c. 6. Landulfi Historia Mediolanensis L. II. c. 26 — L. III. c. 4. Desiderii Liber dialogorum L. III. Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami

Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 70—78. L. III. c. 1—33. Sigeberti Gemblacensis Chronicon. Jocundi Translatio s. Servatii praef. c. 44—47. 51. 52. Aimé L'Ystoire de li Normant L. II. c. 14—45. L. III. Leonis Ostiensis Chronica monast. Casinensis L. II. c. 63—93. Bonizonis Liber ad amicum L. V. Benzo ad Heinricum IV. imperatorem L. VII. c. 2. Vita Theoderici abbatis Andaginensis c. 16. Bernoldi Chronicon. Vita Bennonis episcopi Osnabrugensis c. 3—7. Brunonis Vita Leonis IX. Quellen des zwölften Jahrhunderts: Gesta Treverorum c. 32. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 30 — p. 408. Ekkehardi Chronicon universale. Chronicon S. Huberti Andaginensis c. 5. Lupi Protospatarii et Anonymi Barensis Annales. Donizonis Vita Mathildis L. I. c. 13—17. Vita Leonis IX. Beneventana. Annales Beneventani. Chronicon s. Andreae II. c. 14—21. Chronica epp. Merseburgensium c. 6—8. Chronicon Gozecense c. 1—6. Annales Romani. Cosmae Pragensis Cronica L. II. c. 1—16. Chronica Polonorum L. I. c. 19—21. Helmoldi Chronica Slavorum. Annalista Saxo. Chronographus Saxo. Aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts: Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis c. 1. 2. 7.

Seite

321. Gozelos Verhalten bei der Thronbesteigung Heinrichs III. erwähnen die Gesta epp. Camerac. III. 55.

322.

82. Si volumus studium, tu rex decus es studiorum. — —
150. Sic facit ut doctus; quis rex est doctior illo,
Quis caesar melius, si quis rubrica vetavit,
Scire valet, primis quam discere coeperat annis?
Felix sit genitor redivivus laude perenni
Conradus caesar, quem maxima cura subivit,
155. Ut sciret natum studiis ad regna paratum,
Qui rector populi mundum discernere posset.
Felix sit mater memorando carmine digna
Gisela, de Caroli procedens sanguine Magni. — —
161. Haec operam dederat — quod rex in lege studebat,
Illa sibi libros persuaserat esse legendos —
Ut varios ritus diiudicet arte peritus.

So spricht Wipo im Tetralogus, und man darf bei ihm die genaueste Kenntniß dieser Verhältnisse voraussetzen. V. 154 habe ich cura statt causa emendirt. An einer andern Stelle spricht Wipo von den Hoffnungen, welche der junge König erweckte.

126. Una viri virtus multum praestare solebit,
Commendatque nimis probitas semel edita quondam:
Quid facient plures, caput unum regis habentes,
Quas numerare volens seriem facit ordine longam!
130. Sed tamen ex cunctis sex regem magnificabunt
Virtutes, aliasque satis praecedere norunt:
Mens humilis, pietatis amor, pax missa per orbem,
Nobilitas, et forma decens, fiducia belli.
Has voco praecipuas et regis honoribus aptas,
135. His rex Heinricus Christi clarescet amicus.

Die Interpunction habe ich geglaubt ändern zu müssen, auch habe ich v. 127 quondam statt quoddam, v. 128 Quid facient statt Quod faciunt, v. 131 norint statt norunt, v. 135 clarescet statt clarescit geschrieben. Fast dieselben Lobsprüche wie Wipo ertheilt Abt Herrand von Tegernsee dem König in dem bei Pez Thesaurus anecd. novissimus VI. P. 1. p. 235 abgedruckten Briefe. Da es an genauen Schilderungen der Persönlichkeit Heinrichs III. fehlt, ist eine Stelle des erhaltenen Auszugs aus Lamberts Hersfelder Geschichte (M. G. V. 140) nicht uninteressant, obwohl schwer zu entscheiden ist, was ganz Lamberts Worten entspricht. Es heißt dort: Heinricus velut alter Karolus in regno successit, virtuosus et pius; nigro erat, sed venusto aspectu; statura procerus, nam ab humero et sursum eminebat super omnem populum. Der Beiname „Niger", der Heinrich geblieben ist und durch seine dunkle Gesichtsfarbe veranlaßt scheint, wird wohl zuerst bei Gottfried von Viterbo (Muratori SS. rerum Italic. VII. p. 446) erwähnt und dort zunächst von der Farbe des Barts erklärt:

Henricum dixere Nigrum, barba nigricante.

Seite

Daß der König am 13. und 15. August in Mastricht zur Kirchweihe war, erzählt Jocundus in der Translatio s. Servatii, und seine Angabe wird durch die Gesta epp. Cameracensium III. 56 bestätigt. Die Nachrichten, welche Jocundus bei dieser Gelegenheit c. 51 und 52 giebt, sind anziehend, können aber bei seiner Darstellungsweise doch nicht ohne Mißtrauen angesehen werden. So gewiß es ist, daß Heinrich mit seinem Vater vielfach in Differenzen lebte, muß man doch sehr bezweifeln, ob derselbe ihn jemals habe des Throns berauben wollen. Die Krönung und Thronerhebung am Marientage, welche Jocundus beschreibt, war die an hohen Festen öfters wiederkehrende Ceremonie. (Vergl. die Noten zu S. 22 und 311.) Ueber den weiteren Umzug des Königs im Reiche sind außer den Urkunden die Annales Hildesheimenses, Altahenses und die alte Quelle beim Annalista Saxo zu Rathe zu ziehen. 323.

Der Krieg Heinrichs III. mit Bretislaw von Böhmen wird hinreichend aufgeklärt durch die eben erwähnten deutschen Quellen und die Annales Sangallenses maiores. Zu ihnen tritt Cosmas Pragensis II. 1—12, guten Nachrichten folgend, welche er indessen auf seine Weise ausschmückt. Auch das Chronicon Polonorum I. 19 kommt in Betracht. Die Nachrichten des Hermannus Contractus haben hier keine selbstständige Bedeutung. Von einem doppelten Zuge Bretislaws nach Polen in den Jahren 1038 und 1039 finde ich in den Quellen Nichts, obwohl ihn die Neueren annehmen. 324—333.

Die Angabe Lamberts, daß der König das Michaelisfest 1041 zu Regensburg gefeiert habe, ist entschieden irrig. Denn die alte Quelle beim Annalista Saxo sagt ausdrücklich, daß Heinrich damals vor Prag lag, und die 42 Tage der Annales Altahenses stimmen damit überein. Daß der König im October nach Regensburg kam, geht aus den Ann. Altahenses hervor. 332.

Das Jahr der Rückkehr Kasimirs nach Polen ist unbestimmt. Die Bestimmung des Annalista Saxo z. J. 1039 besagt Nichts, da sie bei ihm nur den Uebergang zur Erzählung des Cosmas bilden soll, der überdies ungeschickt genug gerathen ist. Denn nach den Worten des Annalisten müßte man annehmen, daß Kasimir damals bereits verstorben war. Im Uebrigen vergleiche man das Chronicon Polonorum I. 19. 20. 334.

Seite

334—342. Die Ungernkriege Heinrichs erhalten erst ihr rechtes Licht durch die Annales Altahenses, eine unvergleichliche Quelle für alle mit diesen Kriegen im Zusammenhange stehenden Begebenheiten. Meine Darstellung beruht vorzugsweise auf ihnen, indem aber die Urkunden und die gleichzeitigen Annalen, besonders die Annales Sangallenses maiores und Hermannus Contractus stets zu Rathe gezogen sind. Erst als der Text meiner Arbeit bereits gedruckt war, erhielt ich die sorgfältige und gelehrte Dissertation von E. Strehlke: de Heinrici III. imperatoris bellis Ungaricis (Berolini 1856); sie beruht wesentlich auf demselben Material, welches mir vorlag, und ich freue mich, daß ich im Allgemeinen zu denselben Resultaten geführt wurde, welche Strehlke auf seinem Wege fand.

336. Den Aufenthalt Heinrichs in Burgund meldet die alte Quelle beim Ann. Saxo und Hermann von Reichenau. Man vergleiche die Annales Altahenses und die von Wattenbach in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 533 angeführte Urkunde.

337. In den Mon. Boica XXXI. p. 320 ist aus einer Abschrift eine Urkunde Heinrichs vom 14. April 1043 abgedruckt mit dem auffallenden Actum: in Velenheim oder Veleiheim. Ich glaube, man muß Bethlehem lesen. Dort stellte der König auch am 6. Juni 1040 eine Urkunde aus: in villa Bethlehem (Lacomblet I. 108). Dieser Ort aber muß nahe bei Stablo gelegen haben, wo der König sich noch am Tage zuvor befand. An Ingelheim läßt sich bei Velenheim nicht denken, da der König auf dem Wege von Lüttich nach Ivois war.

338. Der Feldzug des Jahres 1043 muß im August begonnen haben. Ich beziehe nehmlich auf dieses Jahr die Notiz der Ann. Altahenses z. J. 1042, daß der König am 9. August im Kloster gewesen sei, da sie im Jahre 1042 im entschiedensten Widerspruch mit anderen verbürgten Nachrichten steht. Für die nähere Bestimmung der Zeit wäre es nicht unwichtig den Ort Richpertesdor ermitteln zu können, an dem nach Ughelli Italia sacra V. 287 eine Urkunde vom 6. August 1043 ausgestellt sein soll. Auch den Ort Stochus kenne ich nicht, der sich als Actum in einer Urkunde vom 2. Juli dieses Jahres findet, welche aus dem Original in Höfers Zeitschrift Bd. II. S. 525 gedruckt ist.

339. Das Darlehen des Königs ergiebt sich aus der Urkunde bei Böhmer No. 1519.

340. Schenkungsurkunden Heinrichs III. für Weltliche bis zum Jahr 1045: 1) 10. October 1039 Nivenburc. Diemaro fideli. Ungedruckt. 2) 9. Januar 1040 Radisponae. Gezoni fideli. Höfers Zeitschrift I. 169. 3) 30. Juli 1040 Radisponae. Heziloni. Böhmer No. 1480. 4) 2. Mai 1041 Spirae. Engilscalco. Böhmer No. 1489. 5) 30. Juni 1041 Goslare. Marquardo. Böhmer No. 1495. 6) 25. Juli 1042 Dullede. Schart clienti suo. Böhmer No. 1500. 7) 8. November 1042 Nivenburc. Gotifredo marchioni von Hormayrs Archiv 1828. D. 98. 8) 14. April 1043 Velenheim. Beringero fideli militi genitricis suae. Monumenta Boica XXXI. 320. 9) 1. October 1043 Radisponae. Adalrammo fideli. Böhmer No. 1508. 10) 28. November 1043 Ingelenheim. Pardoni. Böhmer No. 1510. 11) 1. December 1043 Ingelenheim. Adalberto marchioni. Böhmer No. 1513. 12) 7. März 1045 Nivemburc. Sigifrido marchioni. Böhmer No. 1525. 13) 4. Juni Bersnich. Reginoldo fideli. Böhmer No. 1528. 14) 15. Juli Aquis. Sigifrido marchioni. Böhmer No. 1530. 15) 22. September 1045. Quitilinburgc. Jarimiro fideli Ekkihardi marchionis. Böhmer No. 1535. Neuer Abdruck in Höfers Zeitschrift II. 525. — Die Urkunde: 28. August 1045 Baven-

bero. Ludovico comiti — (bei Hahn Collectio I. 67) halte ich für unecht, wenigstens kann sie in diesem Jahre nicht ausgestellt sein. Die Urkunde endlich, am 8. April 1044 zu Niewenburg ausgestellt für den serviens Riziman, scheint mir allerdings im Wesentlichen echt zu sein, doch ist sie in der erhaltenen Gestalt bei Fischer (Kloster Neuburg S. 117) interpolirt; Heinrich wird in ihr bereits als Kaiser genannt, und die Zeitangaben sind ganz verwirrt.

Hermann von Reichenau z. J. 1043 erwähnt die Abtretung des Landes bis zur Leitha; näher bestimmen die Annales Altahenses den abgetretenen Theil als die Gegend bis zur March und Leitha. Aus diesen Annalen stammt auch wohl die sehr glaubhafte Nachricht bei Aventin und Brunner, daß der erwähnte Landesstrich in früherer Zeit vom Reiche an König Stephan abgetreten sei. Die genaueste Bestimmung des so dem Reiche neugewonnenen Territoriums findet sich, soviel ich weiß, in einer Urkunde Heinrichs vom 25. October 1051 (Mon. Boica XXIX. P. I. p. 105 und 107), durch welche der hergestellten Propstei zu Haimburg die Zehnten totius regionis in finibus Ungarorum gladio ab hostibus adquisitae in pago Osterrihi verliehen werden. Als die Grenzen dieser Gegend werden hier angegeben: ex una parte Danubii inter Fiscaha et Litacha, ex altera autem inter Strachtin (?) et ostia Fiscaha usque in Maraha. Daß aus den abgetretenen Theilen damals eine besondere Markgrafschaft gebildet wurde, wissen wir mit Bestimmtheit. In dem Jahre 1045 erscheint hier ein Markgraf Siegfried, der von dem Könige überdies daselbst bedeutende Alodialbesitzungen erhielt (Urkunden bei Böhmer No. 1525. 1527. 1530). Aber bald darauf verschwindet dieser Markgraf wieder, und auch in dieser Gegend erscheint als Markgraf der Babenberger Adalbert, dem ebenfalls hier bedeutende Schenkungen zufielen (Böhmer No. 1576). Wer jener Siegfried war, ist ungewiß, da uns alle weitere Nachrichten über seine Person fehlen; jedenfalls aber wird er dem babenbergischen Hause angehört haben. Denn nicht allein, daß ihm ein Babenberger folgte; es wurden auch die ihm ertheilten zwei großen Gnadenbriefe schon im zwölften Jahrhundert unter die Sammlung der Urkunden aufgenommen, auf denen die Babenberger ihre Macht und ihren Alodialbesitz in Oestreich gründeten. Endlich konnte es nicht in der Absicht des Königs liegen, den Markgrafen Adalbert zu verletzen, dessen treue und aufopfernde Dienste er vielfach berühmte und belohnte (Böhmer No. 1513). Wir wissen nun aber, daß Heinrich den tapferen Liutpold, Adalberts Sohn, wenige Tage vor dessen frühem Tode zum Markgrafen erhob (ab ipso rege marchio promotus. Hermannus Contractus. 1044), und Liutpolds Mark kann nicht füglich eine andere gewesen sein, als die ebengenannte neubegründete Ostmark. Die Vermuthung liegt dann nahe, daß jener Siegfried der Sohn des tapferen Liutpold war und der König des Vaters Tüchtigkeit im Sohne durch Ueberlassung der Mark ehrte, daß ferner nach dem frühen Tode des Enkels die Mark an den Großvater überging und so mit dem alten Oestreich vereinigt wurde. Man vergleiche die sorgfältigen Ausführungen in v. Meillers Regesten der Babenberger S. 192. 193, wo eine ähnliche Ansicht entwickelt ist; nur daß v. Meiller Siegfried für einen Bruder Liutpolds hält. In der Ansicht über Liutpolds Markgrafschaft bin ich jetzt mit Strehlke p. 27 zusammengetroffen, nachdem ich früher eine andere Ansicht ausgesprochen hatte. Der eigenthümliche Complex von Marken, der hier an der Donau einige Jahre bestand, scheint mir nicht unwichtig für die Geographie des Nibelungenliedes, über welche kürzlich Zarncke in den Berichten

Seite 340.

über die Verhandlungen der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften B. VIII. eingehend gehandelt hat.

Seite 341. Die Geschichte Kärnthens und seiner Marken im elften Jahrhundert bedarf noch vielfacher Aufklärungen. Das brauchbarste Material findet sich in den Regesten, welche von Ankershofen theils im Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie (Klagenfurt 1849), theils im Archiv für Kunde östreichischer Geschichtsquellen gegeben hat. Unsere Resultate gründen sich mehr auf dieses Material, als auf die Abhandlung über das alte Herzogthum Kärnthen, welche derselbe Gelehrte in dem erstgenannten Werke S. 148—171 geliefert hat, da in dieser unseres Erachtens manche erhebliche Punkte nicht klar und ausführlich genug erörtert sind. Ueber Arnold von Lambach und dessen Sohn Gottfried ist noch immer am Brauchbarsten J. Moriz, Kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Putten in den Neuen historischen Abhandlungen der baierischen Akademie vom Jahre 1804. S. 21 ff.; man findet hier wenigstens eine ziemlich vollständige Sammlung des Materials, wenn auch eindringende Kritik vermißt wird. Ein fester Anhaltspunkt ist dadurch gewonnen, daß wir jetzt bestimmt wissen, wie nach dem Sturze des Eppensteiners Adalbero die Kärnthner Mark von dem Herzogthum getrennt wurde und an Arnold von Lambach überging (Documente No. 8). Auch manche andere Punkte, deren Dunkelheit Stenzel II. 128 beklagte, hoffe ich in ein helleres Licht gestellt zu haben. Ueber Arnolds und Gottfrieds Familie handelt die Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis c. 1. 2. 7.

342. Die erste Gesandtschaft der Russen erwähnt Annalista Saxo aus seiner alten Quelle z. J. 1042; die zweite Lambert und die Annales Altahenses z. J. 1042. Ueber die Stellung Wilhelms von Aquitanien unterrichtet man sich am Besten aus Ademar. Otto Wilhelm war bereits im Jahre 1027 zu Dijon gestorben. Im Uebrigen vergleiche man über Heinrichs Verlobung die Annales Altahenses und die Briefe des Abts Siegfried von Görz, welche sich unter unseren Documenten No. 10. 11 finden. Die Zusammenkunft Heinrichs mit dem König von Frankreich erwähnen allein die Annales Altahenses.

347. Das Leben des Grafen Fulko von Anjou und seines Sohns Gaufried hat Sudendorf in seinem Berengarius Turonensis (Hamburg und Gotha 1850) S. 67—87 in belehrender Weise dargestellt.

350—352. Die wichtigsten und vollständig gleichzeitigen Nachrichten über die Begründung des Gottesfriedens besitzen wir bei Rodulfus Glaber IV. 4. 5 und in den Gesta epp. Cameracensium III. c. 52—55. Kluckhohn in seiner Geschichte des Gottesfriedens S. 29 geht auf die Bestimmung des Rodulfus Glaber zurück, nach welcher die erste große Friedenseinigung in das Jahr 1034 fallen würde. Aber Rodulfus ist bekanntlich in den chronologischen Bestimmungen sehr unzuverlässig, und das Concilium Lemovicense bei Mansi XIX. p. 507 scheint mir in das Jahr 1031 gesetzt werden zu müssen, wie auch das Concilium Pictaviense (Mansi XIX. 495. 554) nicht in ein späteres Jahr fallen kann. Die ausführlichen Acten des ersten Concils sind für die Geschichte des Gottesfriedens sehr wichtig. Etwas Besonderes will Kluckhohn in dieser großen Friedenseinigung nicht erkennen, doch sahen unfehlbar die Zeitgenossen darin ein neues und unerhörtes Ereigniß, von welchem auch die spätere Treuga Dei den Ausgang nahm. **Pax Dei** nach ihrem geglaubten göttlichen Ursprunge habe ich diese Einigung genannt zum Unterschiede von der Treuga; der Ausdruck wird später allerdings mit Treuga Dei gleichbedeutend gebraucht, wie Kluckhohn richtig bemerkt. Interessant sind die Mittheilun-

gen, welche er S. 35 aus des Andreas Miracula s. Benedicti macht. Das Schreiben Odilos und der burgundischen Bischöfe findet sich bei Mansi XIX. 593, und ist nach seiner Bedeutung auch bei Kluckhohn gewürdigt. Die Chronica Lausannensis chartularii aus dem 13. Jahrhundert (herausgegeben von Matile) gedenkt einer Synode der Erzbischöfe von Vienne und Besançon mit ihren Suffraganen zu Montrion bei Lausanne zur Einführung der Treuga Dei um 1041. Die Versammlung zu Thionville wird von Siegfried von Görz erwähnt (Documente No. 10). Ueber den Einfluß der Treuga Dei auf die Diöcese Cambray sehe man den Brief Gerhards an den König vom Jahre 1042 (Gesta epp. Camerac. III. 59).

Heinrichs Vermählung erwähnen Hermannus Contractus, die Annales Altahenses und Lambert. Für Giselas Verhältniß zu ihrem Sohne sind die bisher wenig beachteten Verse des Tetralogus bezeichnend: Seite 353.

Rex iterum salve! Tibi laus sit cum genitrici,
Ad cuius votum tibi dat sapientia totum,
Quo decus imperii valeas per iura tueri!
Congaudete simul, non ut discordia regnet,
Quae dudum regni turbavit gaudia nostri;
Cum dominis rerum sit pax sine fine dierum.
O sanctos mores, cum matri reddis honores!
Est tibi spes, si f i t sibi gloria per te:
Si quid erat, rite Deus illud transtulit ipse.
Exin nullus homo foedus dissolvere possit,
Quod Deus adiunxit, qui pacis dona creavit!
Perstet dulcedo materni nominis in te;
Cum valeas alios acquirere semper amicos,
Mater in hac vita non plus tibi venerit ulla!

Diese eindringlichen Ermahnungen und die directe Hinweisung auf das vierte Gebot in Vers 176, wo ich sit in fit geändert habe, haben keinen Sinn ohne vorgängige Zerwürfnisse zwischen Mutter und Sohn. Man kann Wipo kaum anders verstehen, als daß diese Zerwürfnisse sogar ernstlich den Frieden Burgunds störten. Auch die Erzählung Hermanns von Reichenau über Giselas Ende deutet auf Unfrieden zwischen ihr und ihrem Sohne. Die Befürchtungen der strengkirchlichen Partei gehen aus den Briefen Siegfrieds von Görz hervor, welche wir unter den Documenten No. 10 und 11 haben abdrucken lassen. Ueber Agnes Dotation sehe man die Urkunden, welche Böhmer in den Regesten verzeichnet hat; hierzu kommen noch einige in Remlings Speierschem Urkundenbuch neuerdings publicirte. Die Anwesenheit der älteren Agnes von Poitiers am deutschen Hofe in der Weihnachtszeit 1045 berichtet Lambert.

Kluckhohn führt gegen Stenzel S. 38 aus, daß der zu Kostnitz im Jahre 358. 1043 aufgerichtete Friede nicht die Treuga Dei sei, sondern einen allgemeineren Charakter habe. Soweit stimmen wir im Resultate überein, aber nichtsdestoweniger nöthigen meines Erachtens die Quellen dazu, Heinrich III. einen erheblichen Antheil an der Einführung und Durchführung der Treuga in Burgund zuzuschreiben. Es steht fest, daß Wipo den Tetralogus dem Könige Weihnachten 1041 zu Straßburg übergab; er rühmt die Segnungen des neuen Friedens, und dieser Friede kann doch nur die Treuga Dei sein, welche eben damals in Burgund eingeführt war. Als den Urheber dieses Friedens bezeichnet aber Wipo ganz unzweideutig den König.

Quamvis nunc pacem teneat Burgundia per te,
Auctorem pacis tamen in te cernere quaerit
Et cupit in regis sua lumina pascere vultu:
Huc ades et regnum fac te veniente serenum!
Si sol occubuit, cum Caesar regna reliquit,
Irradiat patriam, si tu modo viseris illam.
Haec olim magno domuit sibi regna labore;
Utere nunc populi tibi, rex, servire paratis.
Haec via sit facilis, quam praeparat orbita pacis.
Huc bene venias, hic omnia prospera cernas.

Im Verse 213 scheint mir irradiat für irradias eine nothwendige Aenderung; ebenso im folgenden Verse domuit sibi für domuisti. Der Bewältiger Burgunds war der Kaiser, dessen Tod vorher erwähnt ist, Konrad II. Wird Heinrich hier geradezu der auctor des Friedens genannt, welcher i. J. 1041 in Burgund begründet wurde, so bezeichnet ihn Jocundus in der Translatio s. Servatii c. 44 sogar als Urheber des Gottesfriedens überhaupt: Ainricus, ille inquam divinae religionis, divinae pacis auctor et amator, ut aiunt, precipuus; ebenso heißt c. 51 Heinrich divinae pacis, divinae religionis devotissimus amicus. Daß unter diesen Umständen sich Heinrichs Friedenswerk zu Kostnitz mit der Treuga Dei berühren mußte, scheint mir klar; nur daß Heinrich weit über das Ziel hinausging, welches sich die französischen und burgundischen Bischöfe setzten und setzen konnten. Aehnlich sieht auch Gfrörer IV. 372 die Sache an; doch stellt er als ein Werk der List und Eifersucht dar, was den Zeitgenossen mit Recht als
Seite ein Ausfluß der religiösen Gesinnung des Königs erschien.
358. Das Friedenswerk zu Kostnitz hatte nach dem Bericht in den Annales Sangallenses maiores z. J. 1043 offenbar zunächst nur Beziehung auf Schwaben; von einem ähnlichen Vorgange in Trier für Lothringen spricht Lambert. Er und Hermann von Reichenau versichern dann übereinstimmend, daß die Maßregel eine allgemeine geworden sei, und Hermann spricht von einem dahin zielenden Edict des Königs. Es scheint mir indessen nach Hermanns Bericht keinem Zweifel unterworfen, daß die Friedenseinigungen einen provinciellen Charakter behielten, wie ihn schon seit Heinrich II. die Landfrieden hatten (postea in aliis regni sui provinciis idem actum iri satagens); es wurde nicht ein allgemeiner Reichsfriede aufgerichtet, sondern ein Landfriede erst in Schwaben, dann in Lothringen, dann in den anderen Provinzen des Reichs, endlich auch in Italien. Die Nachrichten Arnulfs von Mailand II. c. 18—21 über die Wirkungen des Edicts in der Lombardei sind sehr lehrreich. Landulf II. c. 26 erzählt die Vorgänge in Mailand wesentlich anders; aber sein Bericht ist willkürlich ausgeschmückt und zum Theil erweislich unrichtig.

359. 360. Gfrörer IV. 407 tadelt mit Recht, daß Stenzel die von Rodulfus Glaber V. 5 beschriebene Synode erst nach dem Römerzug Heinrichs setzt, also in einer Zeit, bis zu welcher die Nachrichten dieses Schriftstellers gar nicht hinabreichen. Aber mit Unrecht setzt er selbst die Synode i. d. J. 1046, da mit den Nachrichten vom Jahre 1044 schon Rodulfs Werk abschließt.

361. Die Religiosität des Königs tritt besonders in den Nachrichten der Altaicher Annalen über die Ungernkriege hervor. Ueber die Geißelungen des Königs vergleiche man die Vita Annonis c. 6.

364. Den Irrthum Siegberts, der nach Gozelos Tode Gottfried in Unterlothringen folgen läßt, hat Stenzel II. S. 116—120 gründlichst berichtigt. Im Uebrigen

sind hier neben Hermannus Contractus und Sigebertus Gemblacensis auch die Annales Altahenses benutzt worden. Seite

Ueber die Verbindung der Brüder des Bischofs Nitker mit den Ungern vergleiche man Aventin in den Ann. Boiorum p. 499. Meine Ansicht, daß diese Nachrichten aus dem verlornen Werke des Othochus von Freisingen stammen, hat früher bei Waitz Widerspruch gefunden, der in Othochus nur eine Depravation des Namens Othlonus sehen wollte (Göttingische gelehrte Anzeigen 1842. S. 398); ihm ist Strehlke p. 32 gefolgt. Mir scheint dieser Widerspruch wenig Grund zu haben und auch jetzt von Waitz selbst aufgegeben zu sein. 365.

Nur mit einem sehr kleinen Heere war Heinrich erschienen. Cum perpaucis copiis sagt Hermann von Reichenau, obwohl die größeren Annalen von St. Gallen berichten „contractis undique copiis.“ Der Verfasser dieser Annalen putzt gerade hier besonders seinen Bericht mit gesuchten Phrasen auf und verhüllt dadurch die Wahrheit. Daß Hermann mit richtigem Tact auf die Wirklichkeit zurückging, zeigt die ausführliche Darstellung der Altaicher Annalen. Trefflich hat Strehlke p. 35 nachgewiesen, wie der Annalist von St. Gallen Züge aus Justin und Paul Warnefried in seine Darstellung verwoben hat. 366.

Alle deutschen Quellen stimmen darin überein, daß Heinrich einen großen Sieg mit geringem Verluste erfocht. Stenzel I. S. 86 schenkt Keza und Thwrócz mehr Vertrauen, als sie verdienen. Was in ihren Berichten wahr ist, gehört den Annales Altahenses an. Welche Bewandtniß es mit dem Namen Vostnemti hat, steht dahin; wenn er eine Niederlage der Deutschen bezeichnen soll, kann er offenbar von dieser Schlacht nicht hergeleitet werden. Einige Verluste der Deutschen werden im Necrologium Salisburgense namhaft gemacht (M. G. XI. 773 n. 61). Auch der gleichzeitig niedergeschriebene Bericht des Rodulfus Glaber V. 4 muß neben den deutschen Quellen berücksichtigt werden. Sehr auffällig ist das Schwanken der Quellen über den Schlachttag; den 4. Juli geben die Annales Hildesheimenses und scheinen auch die Annales Altahenses nach Aventin gehabt zu haben, während Hermann von Reichenau und das Necrologium Salisburgense den 5. Juli setzen. Man vergleiche hierüber Strehlke p. 36, der sich selbst für den 4. Juli entscheidet. 367.

Schon oben (Note zu S. 66) habe ich bemerkt, daß mir öfters lex nur den Inbegriff der Landfriedensbestimmungen zu bezeichnen scheint; daraus erkläre ich dann auch die auffälligen Worte des Hermannus Contractus: „Ungarios petentes lege Baiovarica donavit.“ Daß auch die Annales Altahenses Aehnliches enthielten, geht aus der wunderlichen Verdrehung des Thwrócz hervor: „Concessit Hungaris Hungarica scita servari et consuetudinibus indicari.“ Strehlke p. 38 sieht in der lex Baiovarica das nach Thietmar VI. 28 den Baiern zugestandene Recht der Herzogswahl, welches auf die Könige der Magyaren übertragen sei. Ich glaube aber, daß man weder an sich das Wort so auffassen kann, noch scheint mir diese Auslegung den Umständen zu entsprechen; denn einmal wurde das ungersche Reich erst im folgenden Jahre förmlich Heinrich übergeben, und dann ist wohl mehr als fraglich, ob Konrad und Heinrich ein solches Baiernrecht anerkannt haben. Eine Analogie für meine Ansicht finde ich in der Verpflanzung der Landfriedensordnung für Schwaben vom Jahre 1093; diese würde nach Bernold z. J. 1094 nicht nur nach Franken und Baiern, sondern auch nach Ungern übertragen. Ueber die Lanze Abas finden wir Nachrichten in den Annales Leodienses z. J. 1043 und bei Arnulf von Mailand III. 6, wo auch Wattenbachs An- 368.

merkung Aufmerksamkeit verdient. Ich halte es übrigens für irrthümlich, wenn man bei dieser nach Rom übersandten Lanze an die Lanze denkt, durch welche Peter im folgenden Jahre Ungern an Heinrich übertrug. Es war nach den erwähnten Quellen Abas Lanze, welche ihm im Kampfe entrissen war, nicht Peters Lanze. Die Deutung, welche man später der Uebersendung derselben an den h. Petrus gab, findet sich schon in den Briefen Gregors VII. (Regest. II. 14), dann bei Bonizo ad amicum (Oefele SS. rer. Boic. II. 801). Vgl. Strehlke p. 44. Auf den Feldzug des Jahrs 1044 bezieht sich wahrscheinlich das Gratulationsschreiben des Abtes Herrand von Tegernsee an Heinrich in Pez Thes. anecdot. noviss. VI. P. 1. p. 235, wie der Brief des Abts Bern von Reichenau, den Mabillon in den Annales ordinis s. Benedicti IV. p. 432 theilweise mittheilt.

Seite 368. 369. Die näheren Umstände von Gottfrieds erstem Aufstand gehen hervor aus den Annales Leodienses, Hermannus Contractus, Annales Altahenses, Lambertus Hersfeldensis und Sigebertus Gemblacensis. Den Aufenthalt des Königs am 25. September 1044 zu Aachen ergiebt die Urkunde bei Erhard Cod. dipl. Westph. I. 112.

370. Die Belehnung Ottos mit dem Herzogthum Schwaben berichten Hermannus Contractus und die Annales Altahenses z. J. 1045, die damit zusammenhängenden Vorgänge die Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 17.

371. Die Reise des Königs nach Ungern im Jahre 1046 erzählt Hermannus Contractus und ausführlicher die Annales Altahenses. Auf die Fasti Corbeienses darf man sich mit Stenzel I. 86 nicht mehr berufen. Die merkwürdigen Vorgänge am Donaustrudel erzählt das Chronicon Eberspergense antiquius bei Oefele II. 11, und nach dem Citat bei Brunner müssen auch die Annales Altahenses hierüber etwas enthalten haben.

372. Ueber Gottfrieds Unterwerfung berichten Hermann und Lambert. Am 15. Juli 1045 war der König in Aachen nach der Urkunde bei Böhmer No. 1530. Den Zug gegen die Liutizen erwähnt Hermann.

373—376. Interessante Nachrichten über den Reichstag zu Tribur haben wir durch die Annales Altahenses erhalten. Die folgenden Ereignisse berichtet Hermannus Contractus, mit dem jedoch die Annales Altahenses zu verbinden sind. Von Wichtigkeit ist auch die Urkunde bei Böhmer No. 1540 und eine andere, die neuerdings in Remlings Speierschem Urkundenbuch S. 32 gedruckt ist; die letztere, am 8. Juli 1046 zu Rochidech (vergl. eine zweite von demselben Tage bei Böhmer No. 1542) ausgestellt, handelt von der Schenkung mehrerer Güter aus der Verlassenschaft des Markgrafen Eckard an die Königin Agnes. Rochidech lag in der Mark Meißen, in der Nähe werden Leisnig und Koldiz erwähnt. Ueber den Fürstentag zu Meißen geben wieder die Annales Altahenses die besten Nachrichten; die Versammlung wurde am 1. Juli gehalten, doch war der König nach zwei Urkunden auch noch am 2. Juli in Meißen (Stenzel II. 220).

377. Die Verhältnisse der Deutschen zu Magnus von Norwegen setzt Adam von Bremen II. 75 auseinander. Ueber die Schlacht an der Skotbargara sehe man die Wendischen Geschichten II. S. 82 ff., wo besonders auch die nordischen Quellen benutzt sind.

378. Waimars Ergebenheit gegen den König bemerkt Amatus II. c. 34, die Einsetzung Guidos von Mailand Arnulf III. 2 und Landulf III. 3; der letztere scheint

hier wirklich einmal glaubwürdige Nachrichten zu überliefern. Ueber Wigger ist
einzusehen Hermannus Contractus und Anselmi Gesta epp. Leod. c. 58. Seite

Die Vorgänge bei Halinards Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von 379.
Lyon erzählt das Chronicon s. Benigni Divoniensis (M. G. VII. 236. 237).
Wazos Stellung zum Könige wird besonders klar aus Anselm c. 54. 60 und 66.

Am 2. August 1046 war der König in Fritzlar (Stenzel II. 220), am 23. 380.
in Speier (Böhmer No. 1543 und Chronicon s. Benigni), am 28. in Winter-
bach zwischen Schorndorf und Waiblingen an der Rems. Dann besuchte er Her-
brechtingen an der Brenz (Chronicon s. Benigni) und begab sich nach Augsburg.

Ueber das Schisma in Rom sind die Nachrichten Hermanns von Reichenau, 386.
der alten Papstkataloge, der Annales Romani, welche jene bereits benutzten, des
Glaber Rodulfus V. 5 und des Desiderius im Liber dialogorum p. 853 zu ver-
binden. Auch Bonizo p. 801 hat neben verschiedenen Irrthümern gute Nachrich-
ten. Die Summe, für welche Gregor VI. den päpstlichen Stuhl kaufte, giebt ein
alter Papstkatalog (Muratori Ss. III. 2. p. 345) auf mille librae denariorum
Papiensium an, Benno dagegen auf librae mille quingentae; Otto von Freisin-
gen behauptet im Chronicon VI. 32, daß Benedict sich überdies den Peterspfen-
nig von England vorbehalten habe. In einer Urkunde vom 22. August 1043
(Nerini Storia di S. Bonifazio p. 388) wird Johannes Archicanonicus s. Johan-
nis intra portam Latinam erwähnt, d. i. der spätere Papst Gregor VI. Nicht
übel, obschon übertrieben, schildert Wido Ferrariensis de scismate Hildebrandi
(M. G. XII. p. 167) die damalige Lage der Dinge: Omnes Romani comites,
sicut semper fuit avaricia Romanorum, decedente Romanae sedis episcopo sin-
guli, prout ferebat animus singulorum, singulos apostolicos eligebant, ut inter-
dum quatuor et quinque episcopos Romana sedes haberet. Hinc contentiones
innumerae, caedes et bella, turbationes et iurgia exoriri. Fretus quisque mul-
titudine militum et suffragio propinquorum, quicquid Romanae ecclesiae pote-
rat, rapiebat. Distrahebatur praedium Romanae sedis in partes innumeras, et
is novissime omnium probatissimus et melior apostolicus habebatur, qui maio-
rem Romanis pecuniam contulisset. Hic ab omnibus laudabatur, excipiebatur
moenibus, aliis extra vagantibus, factaque erat sedes Petri in diversorium
Simonis, et quod ante fuerat gratiae, iam pecuniae videbatur. Moenibus
habe ich statt manibus corrigirt; der Gegensatz zu extra vagantibus macht es
meines Erachtens nothwendig. Ueber den damaligen Zustand der italienischen
Geistlichkeit ist die Stelle bei Wido p. 155 neben der des Desiderius p. 853 sehr
unterrichtend.

Auf die Jugendgeschichte Hildebrands komme ich später zurück und werde 388.
dann eine Kritik der fabelhaften Erzählungen des Benno liefern. Ueber die Ge-
sandtschaft des Königs von Frankreich an Gregor VI. sehe man Jaffé Reg. pont.
No. 3139, über das Verhältniß Heinrichs III. zu Gregor VI. Rodulfus Glaber
V. 5 und das Chronicon s. Benigni. Das Einverständniß des Papsts mit Wil-
helm von Aquitanien geht hervor aus der Bulle bei Mansi XIX. 611.

Otto von Freisingen im Chronicon l. c. erzählt, wie die drei Päpste neben 389.
einander in Rom gehaust. Aehnliches berichtet Lupus Protospatarius z. J. 1046.
Die oft wiederholten Verse beim Ann. Saxo z. J. 1046: Una Sunamitis u. s. w.
rühren vielleicht vom Petrus Damiani selbst her. Ueber diesen äußerst merkwür-
digen Mann hat A. Vogel eine kleine Schrift kürzlich herausgegeben (Jena 1856),
welche aufs Neue das Verlangen nach einer ausführlichen Monographie erregt.

Seite

390. Ueber die Synode zu Pavia sehe man Mansi XIX. 615, die Annales Corbeienses und Hermannus Contractus. Daß Gregor VI. dem König schon nach Piacenza entgegenkam, ist nach Hermannus Contractus, Arnulf von Mailand III. 3 und Bonizo nicht zweifelhaft. Desiderius und die Annales Romani irren daher, wenn sie den Papst erst nach Sutri vom Kaiser bescheiden lassen.

391—395. Die Vorgänge auf der Synode zu Sutri erzählen am Genauesten die Annales Corbeienses, die auch allein die drei Synoden deutlich unterscheiden. Sie sprechen nur von der Absetzung Silvesters und Gregors zu Sutri; auch der Anonymus Haserensis c. 36 giebt an, daß nur zwei simonistische Päpste auf der Hauptsynode entsetzt seien. Die Entsetzung Benedicts verlegen die Annales Corbeienses ausdrücklich auf die Synode in Rom. Man muß hiernach sehr bezweifeln, ob das Chronicon s. Benigni, Desiderius, Bonizo, die Annales Romani und Benzo Recht haben, wenn sie übereinstimmend die drei Päpste zu Sutri absetzen lassen. Ein so vollständiges Bild der damaligen Vorgänge zu Sutri und Rom wir auch durch die letztgenannten Berichte von verschiedenen Seiten gewinnen, so sehr bedürfen sie doch sämmtlich einer sorgfältigen Prüfung. Am Glaubwürdigsten ist trotz der bereits gerügten Versehen Desiderius, mit dem sich auch Bonizos Nachrichten im Ganzen vereinen lassen. Bonizo hat dieselben und noch andere erhebliche Fehler begangen; er nennt den Patriarchen Poppo und Bischof Brun von Augsburg beim Concil gegenwärtig, obwohl beide längst verschieden waren; wahrscheinlich denkt er an Poppo von Brixen und Brun von Toul. Die Annales Romani entlehnen die Worte: „in potestate regis Heinrici, qui in presentia habetur“ offenbar dem Privilegium selbst, auf welches sie sich berufen; diese Urkunde aber war unecht und kann, wie die gleichfalls angeführte des Hadrian, erst während des Investiturstreits erfunden sein. Benzos Darstellung VII. 2. ist besonders darin irrig, daß nach ihr dem Könige das Patriciat und das Recht der Verfügung über den Stuhl Petri vor der Kaiserkrönung übertragen sein soll. Die wichtigsten Beweisstellen aus den Schriften des Petrus Damiani habe ich schon früher im Anhange zu den Annales Altahenses S. 131 zusammengestellt.

395. 396. Ueber die Verhandlungen der ersten Synode Clemens II. sehe man Mansi Coll. conc. XIX. 625 sequ. Des Kaisers Aufenthalt bei Colonna am 1. Januar 1047 bezeugt die Urkunde bei Böhmer No. 1553.

397—403. Die Geschichte der ersten normannischen Eroberungen in Apulien gewinnt durch Amatus II. 16—45 ein viel helleres Licht. Eine gute gleichzeitige Quelle sind die Annales Barenses; auch im Lupus Protospatarius und im Anonymus Barensis sind gleichzeitige Nachrichten niedergelegt. Die Obsequiani in den Annales Barenses z. J. 1041 sind die Truppen aus dem Thema Obsikion, wie die Natulichi aus dem Thema Anatolikon und die Thrachici aus dem Thema Thrakesion — sämmtlich Kleinasiaten. Im Heere des Bugianus erscheinen später auch miseri Macedones et Paulikani.

403. Am 3. Februar 1047 war nach der Urkunde bei Böhmer No. 1556 der Kaiser in Capua. Ueber die dortigen Vorgänge unterrichtet Amatus III. 2. 3, aus welchem auch Leo Ostiensis II. c. 78 schöpfte. Zu vergleichen ist ferner Hermannus Contractus, dessen Nachrichten hier freilich sehr ungenügend sind.

404. 405. Am 18. Februar 1047 war nach der Urkunde bei Jaffé No. 3149 der Papst in Salerno, also auch wohl der Kaiser. In die letzten Tage des Februar muß die Anwesenheit Beider vor Benevent fallen, deren Hermannus Contractus, Leo Ostiensis, die Annales Beneventani und Lupus Protospatarius gedenken. Die

Veranlassung zum Zorn des Kaisers gegen Benevent war nach Lupus Protosp. die Frechheit der Einwohner, welche am Pferde des Kaisers zum Hohn die Steigbügel abgeschnitten hatten; glaublicher erzählt Hermannus Contractus von einer Beleidigung, welche der Schwiegermutter des Kaisers zugefügt sei. Die merkwürdigen Worte bei Leo Ostiensis: „Cunctam Beneventanam terram Normannis auctoritate sua confirmans" glaubte ich so umdeuten zu müssen, wie es im Text geschehen ist, da sie unmöglich wörtlich genommen werden können. Im März hielt der Kaiser ad s. Marotum in der Markgrafschaft Fermo einen großen Gerichtstag (Ughelli Italia sacra I. p. 450), am 3. April war er nach der Constitution in den M. G. Legg. II. 41 zu Rimini. Mit großem Unrecht hat Gfrörer IV. 608 Pertzs Zeitangabe für diese Constitution bestritten; er selbst setzt sie in das Jahr 1055, aber am 3. April dieses Jahres stand der Kaiser zwischen Brixen und Verona, und nicht zu Rimini. Ebenso hätte auch Gfrörer nicht S. 429 den Ordo coronationis bei Cenni (Monumenta dominationis pontificiae II. 261), von welchem Pertz längst erwiesen, daß er sich auf die Krönung Heinrichs VI. bezieht, wieder auf Heinrich III. übertragen sollen. Am 7. April 1047 war der Kaiser nach einer Urkunde bei Morbio Storia dei municipj Italiani I. 67 in Ravenna und feierte dann das Osterfest zu Mantua. Die weiteren auf S. 405 im Text erzählten Vorgänge meldet hauptsächlich Hermannus Contractus z. J. 1047. Daß Gregor VI. am Rhein starb, sagt Bonizo p. 802. Aus einer Stelle im Reg. Gregorii VII. (Lib I. ep. 79), auf welche Floto (Kaiser Heinrich IV. B. I. S. 155) zuerst aufmerksam gemacht hat, ergiebt sich, daß Hildebrand damals zu Köln lebte; es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß dort auch Gregor sein Exil hatte. Gregor VI. überlebte seinen Nachfolger Clemens II., wie aus Anselmi Gesta episc. Leod. c. 65 hervorgeht; er erlebte noch die Erhebung Damasus II., aber nicht mehr Leos IX.; im Jahre 1048 ist er demnach gestorben. Was Donizo in der Vita Mathildis c. 12 und 13 über das Verhältniß des Markgrafen Bonifacius zu dem Kaiser und den Aufenthalt des letzteren zu Mantua erzählt, ist entweder Fabel, oder die Wahrheit doch so ausgeschmückt und verdreht, daß man sie aus der Fabel nicht mehr scheiden kann. Seite

Den beabsichtigten Einfall des Königs von Frankreich im Jahre 1047 erwähnt Anselm in den Gesta epp. Leodiensium c. 61. Ueber das Ende des Königs Peter von Ungern sind die Annales Altahenses die beste Quelle, neben ihnen die Vita s. Gerardi bei Endlicher Rer. Ungar. monum. Arpadiana p. 203—234. Hermann von Reichenau erwähnt die ungerschen Angelegenheiten hier nur kurz, wird aber ausführlicher über die lothringischen Kriege. 407. 408.

Den zweiten Zug Heinrichs gegen Dietrich erwähnen Hermannus Contractus und Anselmi Gesta epp. Leodiensium c. 66, das gewaltsame Auftreten Gottfrieds dieselben Quellen, und zwar Anselm c. 54. Man vergleiche ferner die gleichzeitigen Gesta epp. Virdunensium c. 12, die Annales Leodienses und die späteren Annales s. Vincentii Mettensis z. J. 1047. Den Aufenthalt des Kaisers zu Xanten am 7. September kennen wir aus einer Urkunde bei Böhmer No. 1570 und aus der Fundatio monast. Brunwilarensis c. 18. 409.

Die gefährdete Lage Italiens i. J. 1047 ersieht man aus Amatus III. 4. 5. und den Annales Romani (M. G. V. 469). Der Sterbeort Clemens II. geht aus einer Bulle Nicolaus II. bei Jaffé No. 3355, der Todestag aus einer Bulle Leos IX. ebendaselbst No. 3256 hervor. 410. 411.

Die Verhandlungen über Poppos Wahl berichtet am Ausführlichsten Anselm 412—414.

in den Gesta epp. Leod. c. 65. Man vergleiche auch Hermannus Contractus, die Annales Romani, Altahenses und Lambert von Hersfeld, wie die Urkunde bei Böhmer No. 1571. Die Züge des Kaisers im Anfange des Jahres 1048 kann man am Besten bei Hermannus Contractus mit Hülfe der Urkunden verfolgen. Die Verhandlungen mit dem französischen Hofe durch Brun von Toul erwähnt Anselm im Itinerarium Leonis IX. bei Mansi XIX. 729.

Seite 414. 415. Die Händel der Billinger mit dem Kaiser und den Bund des letzteren mit Svend Estrithson kennen wir aus Adam von Bremen III. 5. 8. 17. Zu vergleichen ist Lambert z. J. 1048. Die Zusammenkunft mit dem König von Frankreich in Ivois berichten Hermannus Contractus, die Annales Laubienses und das Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 5. Ueber die Wahl Leos IX. haben wir die besten Nachrichten in Wiberts Lebensbeschreibung II. c. 1.

416. Wazos Thaten gegen Gottfried meldet Anselm in den Gesta epp. Leod. c. 55. Herzog Adalberts Tod erwähnt Hermannus Contractus z. J. 1048; nicht unwichtig ist die gleichzeitige Notiz der Annales Mosomagenses: „Bellum apud Toen inter duces Godefridum et Albertum, in quo interfecto Alberto Godefridus victor extitit.“

417. 418. Die wichtige Nachricht von dem Beistande, welchen die Könige Svend von Dänemark und Edward von England dem Kaiser im Jahre 1049 leisteten, verdanken wir Florentius von Worcester, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts schrieb und diese Notiz unfraglich einer älteren Quelle entlehnte, aus welcher auch eine verwandte Nachricht der angelsächsischen Chronik stammt. Gfrörer IV. p. 503 hat auf die Nachricht des Florentius wieder aufmerksam gemacht, welche schon Mascov benutzt, aber Stenzel übersehen hatte. Ueber die Reise des Papsts an den kaiserlichen Hof sehe man Jaffés Regesten p. 368. Schon in Sachsen erreichte nach Anselm Papst Leo den Kaiser. Im Uebrigen vergleiche man Hermannus Contractus, die Annales Leodienses, Altahenses und Formoselenses (M. G. V. 36), wo sich z. J. 1049 eine Notiz aus dem zwölften Jahrhundert findet: „Primus adventus imperatoris Henrici super Flandriam.“ Auffallend ist, daß andere und zwar gleichzeitige Annalen einen Kriegszug des Kaisers gegen Balduin im J. 1050 kennen. Die Annales Elnonenses maiores z. J. 1050 berichten: Henricus imperator per Cameracum in terram comitis intrans usque Bruaco depopulat. Inibi comes per intercurrentes nuntios accedens, dato fidelitatis sacramento rursus imperator recessit. Ueberdies verlegen den Zug des Kaisers in dasselbe Jahr die Annales Laubienses. Unmöglich wäre nicht, daß der Kaiser den Krieg mit Balduin erst um Ostern 1050, wo wir ihn zu Utrecht finden, beendigt hätte. Die Bußen Herzog Gottfrieds erwähnt Lambert, setzt aber dieselben wie die Zerstörung Verduns irrig in das Jahr 1046.

419. Wipo legt seine Ermahnungen dem personificirten Gesetze selbst in den Mund. Er läßt dies im Tetralogus v. 185 ff. zum Könige sagen:

Cum Deus omnipotens tibi totum fregerit orbem
Et iuga praecepti non audet temnere quisquam
Pacatusque silet firmato foedere mundus,
Cumque per imperium tua iussa volatile verbum
Edocet Augusti de claro nomine scriptum:
Tunc fac edictum per terram Teutonicorum,
Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Litterulis legemque suam persuadeat illis,
Ut, cum principibus placitandi venerit usus,

Quisque suis libris exemplum proferat illis.
Moribus his dudum vivebat Roma decenter,
His studiis tantos potuit vincire tyrannos.
Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti,
Et sudare scholis mandatur tota iuventus;
Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
Ut doceant aliquam, nisi clericus accipiatur,

Hoc habe ich v. 197 statt des störenden hos geschrieben. Seite

Wie Heinrich III. selbst die Rechte der Juden schützte, bezeugt sein Sohn in 421. 422.
einer Urkunde vom 19. Februar 1090: „Si quis autem inopia depressus prescriptum persolvere nequiverit, eadem plectatur paena, qua ille punitus est tempore Heinrici imperatoris patris mei, qui Judaeum nomine Vivum interfecit, scilicet ut ei oculi eruantur et dextera manus amputetur.“ Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speyer I. S. 67. — Ueber die Ketzerhinrichtungen zu Goslar vergl. Hermannus Contractus z. J. 1052 und Lambert z. J. 1053. — Die Strenge des Kaisers gegen den Bischof von Cambray berichten die Gesta Lietberti (Gesta epp. Camer. cont.) c. 12. — Die Geschichte vom befreiten Spion erzählt das Chronicon s. Andreae II. c. 19.

„Heinrici tertii, quem Heinricum Lineam Justitiae cuncti pene pru- 422. 423.
dentiores cognominant“ sagt Wipo im Prolog zur Vita Chuonradi. In der Translatio s. Servatii heißt es c. 44: „Imperator piae recordationis Ainricus, ille inquam divinae religionis, divinae pacis auctor et amator, ut aiunt, precipuus“; ähnliche Lobeserhebungen finden sich in diesem Buche noch mehrfach. Die spätere Mißstimmung gegen den Kaiser ersieht man am besten aus Hermannus Contractus z. J. 1053: „Quo tempore regni tam primores quam inferiores contra imperatorem magis magisque mussitantes, jam dudum eum ab inchoatae iusticiae, pacis, pietatis, divini timoris, multimodaeque virtutis tenore, in quo de die in diem debuerat proficere, paulatim ad quaestum et incuriam quandam deficere, multumque se ipso deteriorem fore causabantur.“ Daß dies kein subjectives und einseitiges Urtheil zeigt der gleichzeitige Othlon M. G. XI. 384.

Die biographischen Bemerkungen über Leo IX. schließen sich besonders an 424—426.
Wiberts Biographie dieses Papstes. Auch Amatus III. c. 15. nennt Leo gut unterrichtet in den Wissenschaften. Dem Urtheile Berengars über seinen persönlichen Gegner darf man nicht zu viel trauen.

Wibert I. c. 14. nennt Brun als Vermittler eines Friedens zwischen Kon- 426.
rad II. und Robert I. von Frankreich. Er muß hier in einen Anachronismus verfallen sein, denn es kann nicht füglich an einen andern Frieden gedacht werden als den des Jahres 1032; damals aber hatte schon Heinrich I. den Thron in Frankreich bestiegen.

Nach den Regeln der Kritik muß man, was auch Gfrörer S. 487 und 488 428.
sagen mag, doch in Zweifel ziehen, daß Leo erst auf Hildebrands Betrieb die Pilgerkleider angelegt habe. Wiberts Bericht widerspricht dem, was spätere Quellen hievon berichten, auf das Entschiedenste. Aber eine Zusammenkunft Leos mit Hugo von Cluny und Hildebrand ist mir sehr wahrscheinlich, und ich sehe keinen Grund, weshalb man hierin Bonizo den Glauben versagen soll. Floto (Kaiser Heinrich IV. Bd. I. S. 173. 174) hat auch hierin Bonizos Erzählung angefochten, aber seine Gründe sind nicht überzeugend. Leos Reiseroute wird erst dann sonderbar, wenn man Wiberts Augusta (II. c. 2) für Augsburg nimmt, während doch gewiß an Aosta zu denken ist. Gfrörer hat bereits nachgewiesen, daß Wi-

bert Augsburg an einer spätern Stelle (II. c. 7) Auspurgia nennt. Daß Hugo sich um diese Zeit zu Peterlingen aufgehalten hat, scheint mir ein Zusammentreffen mit dem erwählten Papste zu Besançon nur wahrscheinlicher zu machen. Ungern und nur gezwungen folgte Hildebrand dem Papste, wie er selbst in der römischen Kirchenversammlung vom J. 1080 sagte (Mansi Coll. conc. XX. 531). Man vergleiche das Regestum II. ep. 49, wo er 1075 die Dauer seines Aufent-
Seite halts in Rom auf 20 Jahre angiebt; offenbar in runder Zahl.

431. 432. Ueber das Concil zu Reims besitzen wir eine ausführliche Darstellung, die nach Siegbert von Gemblours von einem Reimser Mönch, Namens Anselmus, herrührt. Der Bericht, der zu den wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte Leos gehört, findet sich bei Mansi XIX. 727—745 abgedruckt. Bezeichnend für die Stimmung, welche Leos Auftreten unter dem französischen Episkopat zurückließ, ist der Brief des Bischofs Eusebius zu Angers an Erzbischof Arnulf von Tours, welchen Sudendorf (Berengarius Turonensis p. 202) herausgegeben hat. Der Brief ist übrigens nicht im Juni 1049, sondern frühestens im Herbst 1050 abgefaßt.

433. Leo selbst sagt, daß er auf der Rückkehr von Reims Verdun berührt habe, und schildert den Eindruck der zerstörten Stadt in der Urkunde bei Jaffé No. 3191. Ueber den Aufenthalt zu Metz ist Wibert II. c. 5 zu vergleichen. Für die Geschichte der Synode zu Mainz im Jahre 1049 ist die bei Jaffé unter No. 3187 verzeichnete Urkunde wichtig, deren Verständniß wesentlich gefördert wird durch die Vergleichung der Urkunde bei Dronke Cod. diplomat. Fuldensis p. 362. Statt des Datums der letztern XII. Kal. Decembr. ist wohl XII. Kal. Novembr. zu emendiren. Interessant sind die Nachrichten des Jocundus (M. G. XII. p. 90) über die Mainzer Synode; er erwähnt auch griechische Gesandte, die zugegen waren.

434. Die Pilgerfahrt Leos nach dem M. Gargano und seinen Aufenthalt zu Benevent setzen die Annales Beneventani in die Zeit vor dem römischen Concil; es scheint mir deshalb nicht richtig, daß Jaffé den Beneventanischen Aufenthalt erst in den Mai verlegt, zumal offenbar auch Wibert denselben nebst der Synode zu Sipont vor das römische Concil setzt. In welche Zeit die Synode zu Salerno und der Aufenthalt des Papstes zu Melfi bei den Normannen fallen, wird sich schwer genau ermitteln lassen, da Amatus, bei dem wir III. c. 15. 16. allein hierüber Nachricht finden, keine exacte Zeitbestimmung giebt. Daß der Papst nach Ostern wieder nach Unter-Italien ging, sagt Hermannus Contractus z. J. 1050 ausdrücklich. Seine Nachrichten über die damalige Thätigkeit des Papstes in diesen südlichen Gegenden sind durchaus glaubhaft. Humbert unterschrieb als Siciliensis archiepiscopus schon eine Bulle Leos im Frühjahr 1050. Mansi XIX. 771.

435. Für die Ansprüche Leos auf das Exarchat ist die Bulle bei Morbio I. 69. bezeichnend; sie bestätigt die Besitzungen des Klosters Pomposa und ist vom 18. März 1053 ausgestellt. Bekanntlich gab Leo dem Grafen von Ancona auch die Grafschaft von Rimini (Jaffé No. 3278); ähnliche Verleihungen waren seit geraumer Zeit nicht vorgekommen.

437. Zu den bekannten Zeugnissen für Leos Milde und Nachgiebigkeit ist jetzt hinzuzufügen der Anonymus Haserensis c. 37. Dorther stammt auch der im Text erwähnte Ausspruch des Papstes. Was über das Aeußere Leos gesagt ist, beruht außer auf Wibert auf Amatus III. c. 15.

438. Für die Rückkehr Ungerns zur christlichen Kirche sind wichtig die Constitu-

tiones ecclesiasticae Andreae I. bei Mansi XIX. p. 631. Weshalb sie Endlicher unter die Monumenta Arpadiana nicht aufgenommen hat, weiß ich nicht; Zweifel an der Echtheit scheint weder das Actenstück selbst zu bieten, noch sind sie meines Wissens erhoben worden. Seite

Ueber Adalbert von Bremen und sein Verhältniß zu Godschalk ist Adam durchweg die Hauptquelle, ihm folgt auch Helmold I. c. 19—22, obwohl er einige abweichende Nachrichten beibringt, die nicht schlechthin zu verwerfen sind. Vgl. Wendische Geschichten II. S. 65—67 und 85—94. Neuerdings hat C. Grünhagen eine besondere Schrift über Adalbert unter dem Titel herausgegeben: Adalbert, Erzbischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patriarchats (Leipzig 1854). Der Verfasser hat nach den Quellen gearbeitet, aber bei einer monographischen Behandlung des wichtigen und dankbaren Stoffs wäre wohl ein noch tieferes Eingehen auf das Detail zu wünschen gewesen. 439—442.

Bardo von Mainz hat zwei Biographen gefunden, aber fast deutlicher als in ihren Arbeiten tritt uns die Gestalt des alten Erzbischofs in der Anekdote entgegen, welche der Anonymus Haserensis c. 34 von ihm erzählt. — Leider fehlt es an einem Biographen des Erzbischofs Hermann II. von Köln; das Material dazu liegt in der Fundatio monasterii Brunwilarensis zerstreut. In der letzten findet sich auch c. 18 Notiz über das Gebet Hermanns für die Sicherung der Thronfolge. 443—444.

Das Jahr der Geburt Heinrichs IV. giebt Hermannus Contractus an, den Tag mit dem falschen Jahre 1051 Lambert. Daß sich der Kaiser Weihnachten 1050 zu Goslar aufhielt, bezeugt Hermannus ebenfalls. Die Annales Altahenses nennen Pöhlde, Lambert unbedingt irrig Worms. Der Brief des Kaisers an Hugo von Cluny ist von d'Achery Spicilegium III. p. 443 herausgegeben und zwar mitten unter Briefen Heinrichs IV. Es ist das Verdienst Flotos die Aufmerksamkeit auf dieses wichtige Actenstück gelenkt zu haben, das wir im Anhange unter No. 12 haben abdrucken lassen. Davon, daß die Taufe erst habe zu Goslar stattfinden sollen, steht im Briefe Nichts; was Floto S. 185 und 186 darüber sagt, beruht auf einem Irrthum. Ueber die Taufe selbst sind neben Hermannus Contractus auch die Annales Augustani nachzusehen. 444—446.

Ueber die letzten Ungernkriege Heinrichs III. sind neben Hermannus Contractus wiederum die Annales Altahenses Hauptquelle. Auch auf das Verhältniß des Kaisers zu Polen werfen diese Annalen neues Licht. Daß die Rüstungen gegen Kasimir erst in den November 1050 fallen, habe ich bereits in einer Anmerkung zu den Annales Altahenses gezeigt. Die gleichzeitigen Unternehmungen in Lothringen werden überdies bezeugt durch die Annales Elnonenses maiores, die Annales Leodienses und Laubiensis, wie durch Sigebert, der schon aus den letzteren schöpft. 447—449.

Die Bestrebungen Leos IX. die Ungern zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu vermögen, erwähnt Wibert II. c. 8 und Hildebert in der Lebensbeschreibung des Abts Hugo von Cluny. 449.

Was in der Lebensbeschreibung des Bischofs Benno von Osnabrück c. 6 erzählt wird, ist auf den Ungernkrieg des Jahrs 1051 zu beziehen, nicht auf den des folgenden Jahrs. 450.

Der Aufenthalt Heinrichs III. zu Persenbeug (Bersinbingen) am 24. Juli 1052 ist durch eine Urkunde festgestellt, die meines Wissens ungedruckt ist und deren Kenntniß ich Wattenbach verdanke. 452.

Seite

453—455. Die Veranlassungen zur Fehde zwischen Bischof Gebhard von Regensburg und Herzog Konrad von Baiern ergeben sich aus den Annales Altahenses und der Fundatio Brunwilar. monast. c. 6. Neben Hermannus Contractus geben über den Verlauf des Aufstands auch die Altaicher Annalen neue und wichtige Aufschlüsse. Ueber Gebhard ist noch zu vergleichen die Erzählung des Othlon M. G. XI. 383.

456. Der Einfall Konrads in Baiern i. J. 1053 gewinnt außer aus Herm. Cont. und den Ann. Alt. auch aus dem Anonym. Haserensis c. 35 Licht. Die Urkunde Heinrichs III., am 26. December 1053 zu Passau ausgestellt, ist schwerlich für echt zu halten; mindestens kann sie nicht wohl damals ausgestellt sein. Sicherlich untergeschoben ist die Urkunde bei Böhmer No. 1656; sie kann weder 1053 noch 1054 noch 1055 ausgestellt sein.

456. Irrig wird in den meisten Büchern angenommen, der Kaiser habe 1053 seinen zweiten Sohn Konrad zum Herzog von Baiern eingesetzt. Die Zeugnisse Hermanns und der Annales Altahenses sind völlig übereinstimmend und so positiv, daß gar nicht daran gezweifelt werden kann, daß der König damals seinen ältesten Sohn Heinrich mit Baiern belehnte. Allerdings ging später Baiern auf Konrad über. Bestimmte Zeugnisse über den Zeitpunkt dieses Uebergangs fehlen, doch scheint mir aus inneren Gründen sehr wahrscheinlich, daß er gleichzeitig mit der Königswahl des jungen Heinrich war. Ueber Bischof Gebhard von Eichstädt als Verweser des Herzogthums ist die Hauptquelle der Anonymus Haserensis.

457. 458. Die zu Zürich beschlossenen lombardischen Gesetze finden sich in den M. G. Legg. II. 42—44.

458. Die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Böhmen und Polen erfolgte nach den Annales Altahenses Pfingsten 1054 zu Quedlinburg; wie sie beigelegt wurden, zeigt Cosmas zu diesem Jahre.

459. Der Krönungstag Heinrichs IV. steht durch die Urkunde bei Martène Collectio amplissima I. 585 fest. Der Krönungsort ist Aachen; nur durch ein Versehen Stenzels ist in der Geschichte der fränkischen Kaiser II. 234 Köln genannt worden, und daher scheint auch der Irrthum bei Gfrörer S. 597 zu stammen.

460. 461. Ueber den Feldzug Heinrichs III. gegen Balduin von Flandern im Jahre 1054 besitzen wir kurze Notizen in den Ann. Laubienses, Leodienses, Elnonenses maiores, Blandinienses, Formoselenses, und in dem Chronicon Lamberti Audomarensis (M. G. V. 66); in dem letzteren mit dem falschen Jahre 1053. Ausführliche und gute Nachrichten finden sich in der Fortsetzung der Gesta epp. Camerac. c. 10—14. Aus dieser Quelle hat Sigebert geschöpft, wie der Verfasser des Chronicon s. Andreae II. c. 16—21, der aber manche interessante Zusätze giebt. Ob damals dem Kaiser ein dritter Sohn geboren ist, wie das Chronicon c. 21 berichtet, steht dahin; sicherlich war es nicht Heinrichs Nachfolger, wie der Verfasser meint. Der Knabe müßte früh gestorben sein, denn wir hören sonst nirgends etwas von ihm.

Den Fürstentag zu Mainz im Jahre 1054, auf dem die römischen Gesandten vor dem Kaiser erschienen, hat man bisher nach einer Urkunde, am 17. November 1054 zu Mainz ausgestellt, in den November verlegt, aber die Urkunde ist nach einer äußerst fehlerhaften Abschrift bei Muratori gedruckt und sehr wahrscheinlich in der Datumszeile XV. Kal. Octubres zu emendiren. Denn an diesem Tage ist eine andere Urkunde und zwar ebenfalls für Vercelli in Mainz ausgestellt, die sich in den Mon. Patriae Chart. I. 581 nach dem Original abgedruckt findet.

Seite

Leo IX. beruft sich auf die Schenkungsurkunde Constantins in dem Briefe an den Patriarchen Michael von Constantinopel bei Mansi XIX. 643 ff. 464.

Die Verhältnisse Leos zu Benevent und den Normannen erhellen aus den Annales Beneventani, Hermannus Contractus, Wibert und der Chronik von Monte Cassino, vor Allem aber aus Amatus, den schon die letztgenannte Quelle benutzte. Späteren und entlegeneren Quellen ist nur selten in unserer Darstellung gefolgt worden, und nur dann, wenn ihre Nachrichten durchaus unverfänglich schienen. 464—469.

Die Mißstimmung in Italien gegen die Normannen ersieht man deutlich aus dem Briefe des Abts Johann von Fecan bei Martene Coll. amplissima I. 207. Der Brief gehört den ersten Jahren des Pontificats Leos an und ist zugleich das beredteste Zeugniß für die große Verehrung, in welcher Leo damals bei den französischen Mönchen stand. 465.

Ob Heinrich III. an Papst Leo allein die Stadt Benevent oder das ganze Fürstenthum abgetreten habe, darüber ist mehrfach gestritten worden. Der Streit wird sich schwerlich definitiv entscheiden lassen, da die betreffende Stelle des Leo Ostiensis II. c. 46 keinen festen Anhalt bietet. Aber Hermann sagt, der Kaiser habe aufgegeben pleraque in Ultramontanis partibus ad suum ius pertinentia, und dies muß doch wohl auf ausgedehntere Abtretungen gedeutet werden. Der größte Theil des Fürstenthums war aber in den Händen der Normannen, und factisch hat der Papst gewiß nie viel mehr als die Stadt Benevent besessen. 468.

Die wachsende Opposition der deutschen und italienischen Bischöfe gegen Leo IX. erhellt aus Wibert II. c. 7. 8, Leo Ost. II. 81 und Eckehard z. J. 1053. 468. 469.

Die von dem Kriegszuge Leos IX. gegen die Normannen gegebene Darstellung weicht vielfach von der herkömmlichen ab; sie beruht auf Amatus und auf urkundlichen Zeugnissen, die man bisher mehr als billig vernachlässigt hat. Amatus III. c. 34—38 ist hier um so wichtiger, als seine Erzählung nicht nur an sich sehr wahrscheinlich, sondern auch bereits von Leo Ostiensis und Guillermus Apuliensis benutzt ist, denen man sonst fast ausschließlich zu folgen pflegte. Ueber die beabsichtigte Vereinigung des Papstes mit Argyros haben wir das Zeugniß des Papstes selbst in dem Brief an den Kaiser Michael (Mansi Coll. conc. XIX. 667), welches überdies in den Ann. Beneventani auf das Beste unterstützt wird. Der Marsch des päpstlichen Heers wird klar aus den bei Jaffé verzeichneten Urkunden, aus denen auch die italienischen Fürsten ersichtlich sind, die den Papst unterstützten. Die Zahl der deutschen Krieger giebt Amatus auf 300, Leo von Ostia auf 500, Guillermus Apuliensis auf 700 an. Da sie fast alle fielen, und die Annales Beneventani die Zahl der Gefallenen auf ungefähr 300 angeben, scheint die Berechnung des Amatus in ihnen eine Bestätigung zu finden, wie sich denn überhaupt Hermannus Contractus, die Annales Beneventani und Wibert sehr wohl mit den Angaben des Amatus combiniren lassen. Der Schlachtort kann nicht zweifelhaft sein; alle Quellen nennen ihn Civitas mit Ausnahme des Wibert, der die italienischen Namen häufig verdreht und hier Civitatula hat, und der Annales Beneventani, bei deren räthselhaftem Astagnum man über leere Vermuthungen nicht hinauskommt. Daß Civitas in nächster Nähe des Fortore lag, sagt Guillermus Apul. II. v. 178. 179 mit klaren Worten. Die Stelle des längst zerstörten Orts hat Borgia Memorie istoriche della citta di Benevento II. p. 29 mit Bestimmtheit nachgewiesen. Er nennt den Ort Civitate, nicht Civitella, 470—473.

wie man jetzt fast überall irrig findet. Ein castellum de Civitella bei Flaviano unweit Teramo wird bei Palma Storia di Teramo I. 123 sequ. erwähnt; auf dasselbe ließe sich der Name Civitatula des Wibert, aber doch nur dann beziehen, wenn die Nachrichten über die Schlacht in jene Gegend und nicht an den Fortore verwiesen. Die Anführer des päpstlichen Heers werden von Leo von Ostia Werner und Rudolf genannt. Beide erscheinen auch bei Guillermus, denn der L. II. v. 135 und 168 von ihm erwähnte Rodulfus, comes Bovianensis et Molinensis, kann nicht wohl ein anderer sein, als jener Rudolf, den Leo als den designirten Herzog von Benevent bezeichnet. Die französische Uebersetzung des Amatus nennt Ragnolfe und Raynier als Anführer des päpstlichen Heeres; die Namen werden nur vom Uebersetzer oder Abschreiber verderbt sein. Die Nachrichten der von Pertz edirten sogenannten Annales Romani sind hier nicht erheblich, aber verdienen doch Beachtung. Guillermus Apuliensis hat Manches poetisch ausgeschmückt, aber im Ganzen beruht seine Darstellung auf guten Quellen und hält im Wesentlichen an denselben fest; dagegen ist die Erzählung des Gaufredus Malaterra (Murat. Ss. V. 603) schon voll willkürlicher Erfindungen. Für die gleichzeitigen Händel der Normannen mit den Griechen kommt außer Lupus Protospatarius auch der Anonymus Barensis in Betracht.

Seite 473—475. Für Leos Verhandlungen mit den Griechen sind die wichtigsten Actenstücke die beiden Briefe Leos an den Patriarchen von Constantinopel, der Brief desselben an Kaiser Constantinus Monomachus und die Commemoratio brevis rerum a legatis apostolicae sedis Constantinopoli gestarum; sämmtlich abgedruckt bei Mansi Coll. conc. XIX. 635—679. Ueber die damals gewechselten theologischen Streitschriften vergleiche man besonders Gieselers Kirchengeschichte.

476. 477. Ueber die letzten Tage und den Tod Leos IX. berichtet am Glaubwürdigsten Wibert. Der Bericht, der unter dem Titel de obitu Leonis IX. bei Mabillon Acta SS. Saec. VII. P. II. p. 81 gedruckt ist, schmückt bereits sehr willkürlich aus, obgleich er wirklich, wie angegeben wird, von einem Augenzeugen herrühren mag. Noch weniger Glauben verdienen die späteren Lebensbeschreibungen, die schon aus diesem Berichte geschöpft haben. Hildebrands Abwesenheit von Rom bei Leos Ende geht hervor aus Berengars Schrift de sacra coena adversus Lanfrancum ed. Vischer p. 50 sequ. Danach ist Bonizos Nachricht zu beurtheilen, daß Leo an Hildebrand die Leitung des Papstthums übergeben habe.

477. Den Todestag des Markgrafen Bonifacius giebt richtig Donizo und mit ihm übereinstimmend Marangonis Chronicon Pisanum (Archivio Storico VI. P. II. p. 5) auf den 6. Mai an. Der 26. April, der aus Stenzel II. p. 231 in mehrere Bücher übergegangen ist, beruht nur auf einem Versehen in der Berechnung. Ueber das Ende des Bonifaz ist sonst einzusehen Hermannus Contractus z. J. 1053 und Arnulf von Mailand.

479. Den Schwur Hildebrands an Heinrich berichtet Benzo VII. 2. Seine Erzählung in diesem Punkt bestätigt die Epistola Heinrici Spirensis im Codex Udalrici No. 162. Freilich entstellt jedes der beiden Zeugnisse zugleich die Wahrheit. Heinrich von Speier verallgemeinert den Schwur und dehnt ihn auch auf eine spätere Zeit aus; Benzo läßt denselben Schwur gleichzeitig einen Mann leisten, der nicht zugegen sein konnte. Humbert war nehmlich noch nicht von Constantinopel zurückgekehrt, und doch läßt er ihn die Gesandtschaft Hildebrands begleiten.

480. Ueber die Vorgänge bei Victors II. Erhebung auf den Stuhl Petri haben wir neuerdings wichtige und zuverlässige Nachrichten durch den Anonymus Ha-

serensis c. 38 erhalten. Zu vergleichen sind ferner die Annales Romani und
die Annales Altahenses z. J. 1055. Ueber Hildebrands Stellung zu Victor ist
Leo Ostiensis II. c. 86 und Benzo VII. 2 einzusehen.

Die Huldigung Theobalds meldet Herm. Contr. z. J. 1054. Von den Strei- Seite 481.
tigkeiten des Kaisers mit König Ferdinand von Leon und Castilien berichtet Ma-
riana de reb. Hisp. L. IX. c. 5, der sich auf ältere Zeugnisse beruft, die er je-
doch nicht näher bezeichnet. Schon Mascov hat darüber in einem Excurs mit
verständiger Kritik gehandelt. Mindestens nicht geringere Autorität als Mariana
haben die Cid-Romanzen, in denen bekanntlich Heinrich III. und Victor II. eine
namhafte Rolle spielen.

Daß Spitihnew mit Böhmen zu Regensburg belehnt wurde, bezeugen die 482.
Ann. Altahenses; es liegt hierin zugleich eine Kritik der falschen Angabe des
Cosmas Pragensis, daß der neue Herzog gleich am ersten Tage seiner Regierung
den Befehl habe ergehen lassen, alle Deutschen sollten das Land verlassen. Die
Nachricht ist auch wohl im Allgemeinen angezweifelt worden (vergl. Palackys Ge-
schichte von Böhmen I. 292. 293), aber für ganz unbegründet halte ich sie nicht,
nur daß sie in eine spätere Zeit gehören wird. Der Aufenthalt des Kaisers zu
Oetting am 12. März 1055 wird durch eine Urkunde in den Mon. Boic. XXXI.
p. 329 erwiesen. Ueber die Versammlung auf den Roncalischen Feldern ist außer
Berthold auch Arnulf von Mailand III. c. 6 zu vergleichen. Neben Berthold
und den Ann. Altahenses ist für das Folgende Lambert Hauptquelle.

Den Erfolg der Gesandtschaft Leos in Constantinopel erkennt man aus der 483. 484.
Commemoratio brevis rerum a legatis apostolicae sedis Constantinopoli gesta-
rum bei Mansi XIX. p. 676 und aus den Briefen des Michael Cerularius an
den Patriarchen Peter von Antiochia in Cotelerii Ecclesiae Graecae Monum. II.
p. 135 sequ. Das Decret der von Michael versammelten Synode gegen die Ex-
communicationsschrift der päpstlichen Gesandten findet sich in Allatii de libris
ecclesiasticis Graecis diss. II. p. 161. Ueber die Rückkehr der Gesandten und
Friedrichs Eintritt in Monte Cassino berichtet Leo von Ostia II. 85. 86. 88.

Gfrörer S. 613 klagt den Kaiser an, den Tod der beiden Kinder der Beatrix 485.
veranlaßt zu haben. Er beruft sich auf Berthold und Bonizo (Oefele II. 804);
aber Berthold spricht gar nicht von einem Mord, und Bonizo bezeichnet wenig-
stens den Urheber des Mordes nicht.

Victors II. Machtstellung in Italien erkennt man aus dem Anonymus Ha- 486. 487.
serensis c. 38 und aus der merkwürdigen Urkunde vom Juli 1056, abgedruckt in
Ughelli Italia sacra I. 352 und besser in Palma Storia di Teramo I. 130. Ueber
die beneventanischen Verhältnisse sind die Annales Beneventani einzusehen. Die
Gesandtschaft des Argyros kennen wir nur aus der Urkunde im Codex Udalrici
No. 101. Die Gesandtschaft Heinrichs nach Constantinopel berichtet Berthold
z. J. 1055, der auch die Gefangennahme der normannischen Ritter erzählt.

Stenzel I. 164 stellt die Wichtigkeit des letzten Complots der Fürsten gegen 488. 489.
Heinrich III. nicht in das rechte Licht; es fehlten ihm noch die Nachrichten der
Altaicher Annalen, welche hier die Hauptquelle bilden. Neben ihnen sind wichtig
die Annalen des Berthold und das Chronicon Wirzeburgense, beide selbststän-
dige Fortsetzungen der Chronik des Hermanns von Reichenau, wie man erst recht
deutlich erkennt, wenn man die S. Gallener Handschrift, welche Pertz mit 3 bezeich-
net, ins Auge faßt. In den anderen Handschriften ist Berthold durch das Chroni-
con Wirzeburgense interpolirt. In Betracht kommen ferner für das Complot

38*

die Urkunden bei Böhmer No. 1678 und 1682. Wer ist jener Markgraf Otto, der in der Urkunde No. 1677 erwähnt wird?

Seite 488. Markgraf Adalbert von Oestreich starb 1055 nach dem Chronicon Wirzeburgense, und zwar vor dem 20. November, da an diesem Tage bereits Ernst als Graf in comitatu Osterrich dicto erwähnt wird. Vergl. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen von Oestreich S. 7. Die späteren Annalen setzen fast einstimmig Adalberts Tod erst in das Jahr 1056. — Auch der Tod des jungen Herzogs Konrad muß nach dem Necrologium Fuldense und den Annales Augustani in das Jahr 1055 fallen, obgleich ihn Lambert erst in das folgende Jahr setzt. Ob ihn die Annales Altahenses erwähnten, ist mir jetzt zweifelhaft.

489. 490. Ueber die Theilnahme Welfs an der Verschwörung und das Ende dieses Fürsten ist der sogenannte Anonymus Weingartensis de Guelfis principibus einzusehen, der erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts schrieb, aber hier eigenthümliche und wohl im Ganzen zuverlässige Nachrichten hat. Welf wird noch in einer Urkunde vom 11. November 1055 als lebend erwähnt (Böhmer No. 1675); die Bezeichnung gloriosus dux in derselben kann wohl als Lohn seiner Enthüllungen gelten. Der Todestag ist bisher nicht ermittelt. Ueber Konrads Tod berichten das Chronicon Wirzeburgense, die Annales Altahenses und die Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 6.

491. 492. Annos Herkunft, Jugend und die Geschichte seiner Erhebung erhellt aus der Vita Annonis c. 1—7 und den Untersuchungen Köpkes in den Noten.

493. Stenzel I. 167 nimmt nach Keza an, daß 1056 ein Friede mit den Ungern geschlossen sei; nach den Annales Altahenses z. J. 1059 muß man diesen Frieden jedoch durchaus in Zweifel ziehen. — Was Cosmas Pragensis über die Vertreibung der Deutschen in Böhmen berichtet, muß meines Erachtens erst in diese Zeit gesetzt werden. Vgl. oben die Note zu S. 482. Ueber die Kriege der Liutizen unter einander und mit den Sachsen berichten Adam von Bremen III. 21, Helmold I. 21 und Siegbert von Gemblours z. J. 1055. Vergl. Wendische Geschichten II. 99.

494. Siegbert z. J. 1055 giebt allein von dem Angriff Gottfrieds und Balduins auf Antwerpen Nachricht, Lambert allein über die Zusammenkunft in Ivois. Die Könige feierten wahrscheinlich das Pfingstfest zusammen, welches auf den 26. Mai fiel. Kaiser Heinrich war am 16. Mai noch zu Goslar, am 30. Juni war er in Trier zurück. Vergl. Böhmers Regesten, wo die zu Berchtenstat (Bärstadt bei Schwalbach) ausgestellte Urkunde No. 1686 das Datum des 11. Juli, nicht des 9. Juni trägt, wie man aus Lacomblet I. S. 123 ersieht.

494. Das Chronicon Wirzeburgense sagt z. J. 1056 mit dürren Worten, daß sich Gottfried damals dem Kaiser unterwarf. Schon in der Urkunde vom 30. Juni (Böhmer No. 1587) erscheint Gottfried dann wieder am Hofe. (Vgl. Floto I. 181.) Ueber Gebhards und Konrads Begnadigung berichten die Annales Altahenses; man vergl. auch das Chronicon Wirzeburgense.

495. Victors Ankunft in Goslar bezeugen der Anonymus Haserensis c. 39 und Lambert. Daß Victor den Kaiser zu einem Zuge gegen die Normannen habe veranlassen wollen, wie die Annales Romani berichten, ist irrig; sehr glaublich dagegen, daß er Arpi beanspruchte und erhielt, wie Amatus III. c. 45 erzählt. Die Angabe der Annales Altahenses, daß der Papst schon in Worms zum Kaiser gestoßen sei, ist falsch; Victor war noch im Juli 1056 zu Teramo. Vgl. Jaffé No. 3300.

Seite

Den Sieg der Wenden über die Sachsen melden fast alle gleichzeitigen Quellen. Der Ort der Niederlage erhellt aus dem Annalista Saxo, der Tag aus dem Lüneburger Necrologium. Ueber den Tod des Kaisers haben wir die zuverlässigsten Nachrichten im Chronicon Wirzeburgense, bei Berthold, Lambert und dem Anonymus Haserensis. Ueber die Erhebung Heinrichs IV. auf den Stuhl Carls des Großen berichten allein die Ann. Altahenses z. J. 1056. 496.

Agnes Brief an Hugo von Cluny findet sich in unseren Documenten unter No. 13. Die Erzählung des Cardinals Humbert giebt Othlon wieder (M. G. XI. 384). 497.

„Multorum factiones contra imperatoris filium exortae divinitus sedantur." Annales Augustani z. J. 1057. „Summa rerum et omnium, quibus facto opus erat, administratio penes imperatricem remansit, quae tanta arte periclitantis reipublicae statum tutata est, ut nihil in ea tumultus, nihil simultatis tantae rei novitas generaret." Lambert z. J. 1056. Die Stellung Victors bezeichnet scharf Petrus Damiani (Epp. I. 5). Er läßt den Heiland zum Papste sagen: „Sublato rege de medio, totius Romani imperii vacantis tibi iura permisi." Gregor VII. sagt im Regest. I. ep. 19 von Heinrich III.: „moriens Romanae ecclesiae per papam Victorem praedictum filium suum commendavit"; er scheint selbst zugegen gewesen zu sein, da seine Worte: ipsum in regem elegimus sich wohl auf die electio bei des Vaters Tode beziehen, welche das Chronicon Wirzeburgense erwähnt. Abgeschmackt ist, wenn die Annales Romani angeben, der Papst habe dem jungen Könige das Reich per investimentum übergeben; so weit geht selbst Paul von Bernried nicht, er läßt Heinrich IV. folgen hereditario iure, obschon permittente Romano pontifice Victore (Vita Gregorii VII. c. 60). Der Einfluß des Papsts auf die Ordnung der neuen Verhältnisse erhellt aus allen Quellen. Das Chronicon Wirzeburgense sagt: Victor sei nach Rom zurückgekehrt, „multis bene in Germaniae aliisque Romani regni partibus pontificum vel principum secularium consilio dispositis"; der Anonymus Haserensis sagt: „dispositis laudabiliter regni negotiis", Lambert, kein Bewunderer dieses Papsts, wohl aber seines mönchischen Nachfolgers: „compositis mediocriter, prout tunc copia erat, regni negotiis." Es ist das wohl keine zufällige, sondern eine unmittelbar beabsichtigte Correctur des Anonymus, welcher Lambert nach meiner Meinung bekannt war. Ueber den Tag zu Köln und Victors Thätigkeit daselbst berichtet Siegbert z. J. 1057. Was Bonizo p. 804 noch den Kaiser selbst mit Gottfried austragen läßt, kann zum Theil erst damals durch den Papst bewerkstelligt sein. Für Balduins Stellung ist nicht unwichtig der Zusatz der Annales Blandinienses z. J. 1054: Balduinus iunior marchysus Nerviorum comitatum imperiali munificentia et auctoritate apostolica suscepit. Ueber die Anordnungen zu Regensburg vergleiche man das Chronicon Wirzeburgense, Berthold, die Annales Altahenses und Lambert. Der Friede Victors mit den Normannen steht durch das Zeugniß der Annales Augustani z. J. 1057 und des Amatus III. 44 fest. 498.

Ueber die letzten Tage Victors II. finden sich die besten Nachrichten beim Anonymus Haserensis c. 41, in den Augsburger Annalen und bei Leo von Ostia II. c. 93. 94. Auch die Vorgänge bei der Wahl Stephans X. werden a. a. O. von Leo gut berichtet. Ueber die Gesandtschaft Anselms und Hildebrands an den kaiserlichen Hof haben wir jetzt ein gutes Zeugniß in Gundechari Liber pontif. Eichstetensis (Mon. Germ. VII. 246). 499. 500.

Seite

501. Die Stellung Gottfrieds nach Heinrichs III. Tode findet sich in der Translatio s. Servatii von Jocundus nicht übel bezeichnet. Er heißt dort c. 56 „signifer Romanus, marchio Italiae, dux Lothariae, cui fide et virtute militari in toto regno non erat secundus, sicut testantur bella, que gessit perplurima in diversis terrarum provinciis.“ Die Treue Gottfrieds ließe sich wohl in Zweifel ziehen, nicht die Tapferkeit. In den Annales Laubienses z. J. 1070 wird Gottfried „vir mirae audaciae“ genannt.

501. 502. Die sächsischen Unruhen im J. 1057 berichtet Lambert von Hersfeld, den Sieg über die Liutizen das Chronicon Wirzeburgense; das letztere erzählt auch die Unruhen in Franken, welche Friedrich von Gleiberg (bei Gießen) mit seinen Brüdern veranlaßte. Das Stammschloß lernen wir aus Bernold kennen, der aber den Aufstand erst in das Jahr 1059 verlegt; die Herren von Gleiberg waren ein Zweig des Luxemburger Geschlechts und den Welfen verwandt. Irmengarde, die Gemahlin des 1030 verstorbenen Grafen Welf, wird vom Anonymus Weingartensis p. 12 de gente Salica de castro Glizberch genannt.

506. Die Vertreibung der Juden aus Mainz i. J. 1012 berichten die Annales Quedlinburgenses zu diesem Jahre. Das Privilegium des Bischofs Rüdiger für die Juden vom 13. September 1084 findet sich in Remlings Speierschem Urkundenbuch S. 57. Ueber die Kölner Kaufleute sehe man Lambert z. J. 1074; über die Thieler Alpert de diversitate temporum c. 21. Konrads Urkunde für die Kaufleute in Quedlinburg hat Böhmer unter No. 1441 verzeichnet.

507. 508. Ueber die damaligen Bauten in Deutschland ist belehrend der Anonymus Haserensis c. 29; man vergleiche auch Adam von Bremen III. c. 3.

509. Den ersten Unterricht des Erzbischofs Bardo durch eine alte Wärterin erwähnt die Vita Bardonis maior c. 1.

510—512. Daß Mailänder Kleriker in Deutschland studirten, erwähnt Landulf II. c. 71. Ueber Hubald von Lüttich sehe man Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium c. 29. Den arithmetischen Unterricht in der Eichstädter Schule schildert der Anonymus Haserensis c. 28. Ueber die Anfänge der deutschen Prosa in jener Zeit handelt W. Wackernagel Geschichte der deutschen Litteratur S. 77—84. Eine neue Notiz über Williram verdanken wir dem Anonymus Haserensis c. 32.

III. Einige Documente.

Die im Folgenden abgedruckten Briefe stammen aus sieben verschiedenen Handschriften und sind, obwohl sie meist bereits gedruckt sind, so in der Litteratur zerstreut, daß sie für die Geschichtsforschung fast unbeachtet geblieben sind.

No. 1 wurde von Pertz in einer alten Kasseler Handschrift zuerst entdeckt, zuerst aber nach einer Kopie jener Handschrift in einer Brochüre von Hilferding 1856 zu Moskau herausgegeben. Diese Ausgabe, deren Kenntniß ich Jaffés Güte verdanke, ist in Deutschland wenig bekannt geworden, und ein abermaliger Abdruck erscheint hierdurch gerechtfertigt. Die von Hilferding benutzte Kopie der Kasseler Handschrift befindet sich in einem Miscellancodex der Hamburger Stadtbibliothek (Historia No. 321), welcher den Titel führt: Varia politico-historica, quae hinc inde collegit ac per amanuensem describi fecit Z. C. ab Uffenbach 1716. Da meine Bemühungen, eine neue Kopie der Kasseler Handschrift zu erhalten, vergeblich geblieben sind, habe ich mich darauf beschränken müssen den von Hilferding gegebenen Text wiederzugeben, doch habe ich ihn durch Aenderung der Interpunction und einzelne Conjecturen, wie ich hoffe, lesbarer gemacht. Einzelne Vermuthungen hatte bereits Hilferding selbst in den Noten aufgestellt, andere Correcturen rühren von Jaffé her, doch blieb mir auch so noch eine Nachlese übrig. Der ungemein anziehende Inhalt des Schreibens ist bereits S. 192—199 entwickelt worden; es ist nur noch auf eine Stelle in der Interpolation des Ademar (M. G. IV. 129. 130) hinzuweisen, wo sich Bruns Reise zu den Petschenegen erwähnt findet, freilich mit der irrigen Angabe, daß er auf dieser Reise den Tod gefunden habe.

No. 2ª. 2ᵇ. 3 und 6 hat Schannat aus einer Pergamenthandschrift des Stifts Mons s. Petri zu Erfurt in seiner Sammlung der deutschen Concilien herausgegeben. Die Handschrift, schon damals in elendem Zustande, scheint jetzt untergegangen. Die vielfachen Lücken in den mitgetheilten Stücken habe ich nach Schannats Andeutungen auszufüllen gesucht. Den Gedanken des Briefstellers glaube ich dabei richtig getroffen zu haben; in Bezug auf jeden einzelnen Ausdruck wird dies nicht gelungen sein, auch kaum im Bereich des Möglichen liegen. Statt der Siglen sind die vollen Namen nur da gesetzt, wo es mit unzweifelhafter Sicherheit geschehen konnte. Auf die Wichtigkeit dieser Briefe hat bereits Gfrörer aufmerksam gemacht, aber in der Benutzung derselben meines Erachtens manche Versehen begangen. Vergl. S. 561.

No. 4 stammt aus dem Briefcodex des Abts Bern von Reichenau, aus welchem dieses und mehrere andere Stücke Pez im Thesaurus anecdotorum novissimus T. V. P. I. p. 211 und 212 hat abdrucken lassen. Das vielfach interessante Schreiben ist bisher ganz übersehen worden. Ohne handschriftliche Unterstützung habe ich mich begnügt einige offenbare Schäden des Texts zu heilen und Pez's Orthographie zu beseitigen.

No. 5. 8. 9 sind aus einem noch keineswegs genügend durchforschten Lorscher Codex entnommen, der sich aus dem Ende des elften oder aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts herschreibt und sich jetzt in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom (Cod. Vat. Palat. No. 930) befindet. Aus ihm hat zuerst Mone nach einer ältern Abschrift die hier mitgetheilten drei Stücke in seinem Anzeiger (Jahrgang 1838 S. 207 ff.) abdrucken lassen. No. 8 und 9 hat dann Angelo Mai 1841 im Spicilegium Romanum V. p. 150 ff. abermals mit einigen anderen Stücken derselben Handschrift publicirt; endlich hat Böhmer im Notizenblatt (Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen) Jahrgang 1855 S. 520—522 das Schreiben unter No. 8 noch einmal herausgegeben. Auf diesen Abdrücken, von denen die beiden letzten aus der Handschrift selbst gemacht sind, beruht der gegebene Text.

No. 7 bildet die Zueignung eines liturgischen Buchs, das früher dem Kloster Neu-Zelle, dann der Hedwigskirche in Berlin gehörte. Buchstäblich nach dem Original, welches jetzt nicht aufzufinden sein soll, ist der Abdruck Dethiers in seiner Abhandlung: Epistola inedita Mathildis Suevae. Berolini 1842. Dieses Büchlein, nur in wenigen Exemplaren abgezogen, ist wenig verbreitet.

No. 10 und 11 sind in einer Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien (No. 5584) enthalten. Die dazu gehörige Stammtafel Siegfrieds fehlt in der Handschrift, findet sich jedoch in anderen Abschriften; solche Abschriften sind die genealogischen Tafeln in den M. G. VI. 32 und III. 215. (Man vergleiche auch M. G. III. 407 die Notizen im Cod. I. des Flodoard.) M. Büdinger hat No. 10 in Jahre 1853 in einer Brochüre herausgegeben, welche den Titel führt: Zu den Quellen der Geschichte Kaiser Heinrichs III., aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen ist. Außer dieser Ausgabe stand mir eine von mir selbst 1842 in Wien genommene Abschrift, wie eine Collation Wattenbachs zu Gebot. No. 11 war bisher unedirt und ist nach einer Abschrift abgedruckt, welche ich der Güte Wattenbachs verdanke; die Ergänzung der Lücken rührt von mir her.

No. 12 und 13 sind von d'Achery im Spicilegium (Nova editio T. III. p. 443) aus einer nicht näher bezeichneten Handschrift herausgegeben, welche außerdem mehrere Briefe Heinrichs IV. an den Abt von Cluny enthält.

1.

Brief des Erzbischofs Brun an König Heinrich II. Winter 1008.

Viro ecclesiae pio Heinrico regi B[runo] — hic quid nisi miser tantum! — quicquid regem decet et cuncta cernenti domino Deo placet. — Dubio procul sapiat religiosus rex, est nemo vivens super terram, qui plus diligat vestram

salutem secundum Dominum et qui plus velit omnem vestrum honorem secundum seculum, multo labore plenum. Frater [1]) vester optime carus episcopus Bruno, cum moram facerem in terra Ungrorum, dixit mihi, vos, o rex, piam sollicitudinem circa me habere et valde nimis timere, ne vellem perire. Quod utique fecissem et facio, nisi prohiberet, qui adhuc prohibet, clemens Deus et senior meus sanctissimus Petrus. Reddat tibi Deus meritum in terra viventium, quia egregius rex tu, qui debes pene procurare totum mundum, de me minimo servo tuo, ne perirem, dignatus es in nomine Domini habere hanc nobilem curam. Gratias Deo! tu, cum sic rex secundum sapientiam, quam tibi Deus dedit, studium habes, ut sis bonus et catholicus rector, sis et, qualem habere necesse est, sanctae ecclesiae pius et districtus auriga. Similiter et nos — miseri qualescunque, tamen tui — ne hanc vitam in vanum consumamus et nudi inveniamur in die mortis, quantum sola misericordia sancti spiritus flat, operari, laborare studium mittimus secundum illud optimi Pauli: „Non facio animam meam pretiosorem quam me.“ Ergo, quantum ad me, nihil nisi malum facio tantum; quantum vero ad Dominum, ubi vult, citius dicto facit omne bonum.

Opera Dei revelare et confiteri honorificum est, maxime vobis tacere non debeo, cuius sancta persuasione episcopus sum, qui de sancto Petro evangelium Christi gentibus porto. Certe dies et menses iam complevit integer annus, quod, [2]) ubi diu frustra sedimus, Ungros dimisimus et ad omnium paganorum crudelissimos Pezenegos viam arripuimus. Senior Rutorum, magnus regno et divitiis rerum, mensem retinuit me et renitens contra voluntatem, quasi qui sponte me perdere voluissem, sategit mecum, ne ad tam inrationabilem gentem ambularem, ubi nullum lucrum animarum, sed solam mortem et hanc [3]) etiam turpissimam invenirem. Iam cum non potuit et de me indigno visio quaedam eum terruit, duos dies cum exercitu duxit me ipsa usque ad regni sui terminum ultimum, quem propter vagum hostem firmissima et longissima sepe undique circumclausit. Sedit de equo ad terram; me preeunte cum sociis, illo sequente cum maioribus suis egredimur portam. Stetit ipse in uno, nos stetimus in alio colle; amplexus manibus crucem ipse ferebam, cantans nobile carmen: „Petre, amas me, pasce oves meas!“ Finito responsorio misit senior maiorem suum ad nos in haec verba: „Duxi te, ubi mea desinit terra, inimicorum incipit. Propter Deum rogo, ad meum dedecus ne perdas in vanum [4]) vitam. Scio, cras ante tertiam sine fructu, sine causa debes gustare amaram mortem.“ Remisi: „Aperiat tibi Deus paradisum, sicuti nobis aperuisti viam ad paganos!“ Quid plura? Nemine nocente duos dies ivimus, tertio die, qui est VI. Februarii, tribus vicibus — mane, meridie, nona — omnes ad occisionem flexa cervice ducebamur, qui toties ab occurrentibus nobis hostibus (sic duxit [5]) dominus et dux noster Petrus) mirabili signo illesi exivimus. Dominica ad maiorem populum pervenimus, et datum est spatium vivendi, donec per currentes nuncios universus populus congregaretur ad concilium. Ergo ad nonam alia die Dominica vocamur ad concilium, flagellamur nos et equi. Occurrunt vulgus innumerum [6]) cruentis oculis et levaverunt clamorem horribilem; mille securibus, mille gladiis super nostram cervicem evaginatis in frusta [7])

---

1) Erat Hilf. 2) quo? 3) tunc Hilf. 4) invenum Hilf. 5) dixit Hilf. 6) in numerum Hilf. 7) frustra Hilf.

nos concidere minantur. Vexati sumus usque ad noctem, tracti in diversam partem, donec, qui nos de manibus eorum bello rapuerunt, maiores terrae audita nostra sententia cognoverunt, ut sunt sapientes, quod propter bonum intravimus terram eorum. Ita, sicut iussit mirabilis Deus et pretiosissimus Petrus, quinque menses in eo populo stetimus, tres partes circuivimus, quartam non tetigimus, de qua meliorum nuncii ad nos venerunt. Circiter triginta animis[8]) christianitate facta, in digito Dei fecimus pacem, quam, ut illi dixerunt, nemo preter nos facere posset. „Haec pax, inquiunt, per te facta est. Si firma erit, sicut doces, omnes libenter erimus christiani; si ille senior Ruzorum in fide titubaverit, debemus tantum intendere bello, non de christianitate.“ Hac ratione perveni ad seniorem Ruzorum, qui satisfaciens propter Dominum dedit obsidem filium, consecravimusque nos[9]) episcopum de nostris, quem simul cum filio posuit[10]) in terrae medium. Et facta est ad maiorem gloriam et laudem salvatoris Dei christiana lex in pessimo populo, qui sunt super terram, omnium paganorum. Ego autem nunc flecto ad Pruzos, ubi, qui precessit, precedere debet, qui illa omnia fecit et nunc facere debet, clemens Deus et senior meus pretiosissimus Petrus. Audivi eum[11]) de nigris Ungris, ad quos, quae nunquam frustra vadit, sancti Petri prima legatio venit, quamvis nostri — quod Deus indulgeat! — cum magno peccato aliquo cecarentur; qui conversi omnes facti sunt christiani. Haec omnia sola gloria Dei et optimi Petri; quantum ad me, nihil nisi peccatum, et hoc ipsum bonum perditum, nisi miserans Deus propter se faciat, augeat et addat propter sanguinem sanctorum et specialius eorum, qui nostro evo effusus super terram.

Mi senior, omnia bona fecisti ad meam causam; Deus tibi retribuat mercedem in resurrectionem iustorum, maxime quia curam geris mei. Ne pro errore iuventutis secularia agam et spiritualia deseram: inde erat, quod me abeunte videbaris irasci. Inde etiam[12]) fuit, quod me et plura mea digna risui ad circumstantes heroas me absente irrisisti. Quae tria — amorem, iram et derisum — nisi me diligeres, nunquam circa me haberes, et nisi tu bonus esses, certe nunquam, quod[13]) tibi in me malum videbatur, odio haberes. Dico pro consolatione: quantum vult sanctus Deus misereri pio Petro cogente, nolo perire. Quod cum sim in me turpis et malus, dono Dei vellem esse bonus, dico pro oratione: omnipotens et misericors Deus et me corrigat antiquum peccatorem, vosque faciat de die in diem, nunquam mortuo bono opere, meliorem regem. Si quis etiam hoc dixerit, quia huic seniori fidelitatem et maiorem amicitiam porto; hoc verum est: certe diligo eum ut animam meam et plus quam vitam meam. Sed, quem nihil latet, pretiosum testem habeo communem Deum nostrum, quod per gratiam vestram diligo eum, quia, quo plus possum, ad vos volo convertere illum.

Ut autem salva cum venia regis ita loqui liceat: bonumne est persequi christianum et habere in amicitia populum paganum? Quae conventio Christi cum Belial, quae comparatio luci ad tenebras? Quomodo conveniunt Zuarasi vel diabolus et dux sanctorum vester et noster Mauritius? Qua fronte coeunt sacra lancea et, quae pascuntur humano sanguine, diabolica vexilla? Non credis peccatum, o rex, quando christianum caput, quod nefas est dictu, im-

---

8) animas Hilf. 9) nobis Hilf. 10) qui s. c. f. post ivit? 11) enim Hilf. 12) enim Hilf. 13) quid Hilf.

molatur sub demonum vexillo? Nonne melius esset talem hominem habere fidelem, cuius auxilio et consilio tributum accipere et sacrum christianismum facere de oppido pagano posses! O quam vellem, te [14]) non hostem, sed habere fidelem, de quo dico, seniorem Bolezlaum! Respondebis forsitan: „volo!“ Ergo fac misericordiam, postpone crudelitatem; si vis habere fidelem, desine persequi; si vis habere militem, fac cum bono ut delectet. [15]) Cave, o rex, si vis omnia facere cum potestate, nunquam cum misericordia, quam amat ipse bonus, ne forsitan irritetur, qui te nunc adiuvat, Iesus. Nec contradicam regi, fiat, sicut Deus vult et tu vis. Nonne melius pugnare cum paganis propter christianitatem, quam christianis vim inferre propter secularem honorem? Certe homo cogitat, Deus ordinat; nonne cum paganis et christianis hanc terram in viribus regni rex intravit, quam tamen sanctus Petrus, cuius tributariam [16]) se asserit, et sanctus martyr Adalbertus nonne protexerunt? Si adiuvare nollent, nunquam sancti, qui sanguinem fuderunt et sub divino terrore multa miracula faciunt, quinque martyres occisi in terra sua requiescerent. Mi here, non es rex mollis, quod nocet, sed iustus et districtus rector, quod placet; sed tantum hoc addatur, ut sis misericors, et non semper cum potestate, sed etiam cum misericordia populum tibi acquireres, [17]) et, quod nunc in tribus partibus, tunc nec in una parte bellum haberes. [18])

Sed hoc quid [19]) ad nos? Videat in sua sapientia iusti et boni tenax rex, videant et in dando consilio optimus quisque episcopus, comes et dux. Quod ad meam, imo Dei causam pertinet, unum dicam et alterum, quibus ultra non addam. Duo magna mala, quam Deus et pugnans Petrus in rudi paganismo cepere, nova ecclesia prope sentire debet. Primum senior Bolezlavus, qui viribus animi et corporis consolari me ad convertendos Pruzos libentissime voluit et nulli pecuniae ad hoc parcere decrevit, ecce impeditur bello, quod sapientissimus rex pro necessitate dedit; iuvare me in evangelio nec vacat nec valet. Rursus, cum Liutici pagani sint et idola colant, non misit Deus in cor regis, hos tales propter christianismum glorioso certamine debellare, quod est iubente evangelio compellere intrare. Nonne magnus honor magnaque salus regis esset, ut ecclesiam augeret et apostolicum nomen coram Deo inveniret, hoc laborare, ut baptizaretur paganus, pacemque dare adiuvantibus ad [20]) hoc christianis? Sed in hac parte pendet omne malum, quod [21]) nec rex fidem habet Bolezlavoni, nec ipse irato regi. Eheu nostra infelicia tempora! Per sanctum imperatorem magnum Constantinum, per exemplar religionis optimum Karolum! est nunc, qui persequatur christianum, nemo prope, qui convertat paganum. Unde, o rex, si dederis pacem christianis, pugnaturus propter christianitatem cum paganis, placebit tibi in die novissimo, cum, omnibus dimissis, steteris in conspectu [22]) principis eo minori dolore et gaudio maiori, quo recordaris te maiora fecisse bona. Non est, quod timeat rex, ne [23]) religionis homo memor malorum iungat se paganis. Tantum impossibilia nolite querere; aliter, quomodo rex vult noster, hic Bolezlavo vos securum facit, quod [24]) in eternum non debet dimittere, quod [25]) in expugnandis

14) Fehlt bei Hilf. 15) militet? 16) tributarium Hilf. 17) acquirere Hilf. 18) habes Hilf. 19) quod Hilf. 20) sed Hilf. 21) qua Hilf. 22) conspectui Hilf. 23) Fehlt bei Hilf. 24) quia Hilf. 25) cum Hilf.

paganis semper debet vos diligentissime adiuvare et in omnibus libenter servire. O quanta bona et commoda in custodiendo christianismo et in convertendo paganismo concurrerent, cum se, [26]) sicut pater Myseco cum eo, qui mortuus est, imperatore, ita filius Bolezlavus cum vobis, qui sola spes orbis superstat, iungeret, [27]) nostro rege.

Inter haec non lateat regem, quod episcopus noster cum egregio monacho, quem nostis, Rodberto ultra mare in evangelium Svigis transmiserat. Quomodo venientes nuncii verissime dixerunt, ipsum seniorem Suigiorum, cuius dudum uxor christiana erat, gratias Deo! baptizavit, cum quo mille homines et septem plebes eandem graciam mox et [28]) receperunt. Quod ceteri indignati interficere querebant; spem habentes, omnes reverti cum episcopo, ad tempus locum dederunt. De quorum habitu et reversione ad explorandum missi nuncii. Cum [29]) redeunt, quaecunque docent, merito ad vos, veluti ad regem, qui me perfecit in evangelio, servus vester certa mandare curabo.

Quid plura? Scitote sub testimonio Christi: ubicunque possum, fidelissimus fautor sum vestrae parti, et quamvis nesciam orare in conspectu Domini, verum non desinam latrare, ut vos benedicat salutare Dei et in omni opere comitetur vos bona gratia Petri. Vos vero, quicquid in Liuticis et Pruzis convertendis consilium et auxilium potestis [30]) dare, ut pium regem et spem orbis decet, nolite cessare; quia circa horum paganorum dura corda convertenda, flante spiritu sancto, noster labor nunc debet accingi, omnisque opera et studium pugnante Petro indefesse consumi. Vale, o rex, vive vere Deo, memor bonorum operum; morere senex, virtutum et plenus dierum.

2a.

Brief des Erzbischofs Aribo von Mainz an den Bischof Meginhard von Würzburg. 1024.

Domno et confratri Meginhardo Wirziburgensis ecclesiae pontifici venerabillimo [1]) Aribo Moguntinae sedis provisor, quamvis indignus, servitutis et orationis sine cessatione devotissimos conatus. — Cum nobis antiquorum patrum praecipiant instituta, bis in anno generalia celebrare concilia, bonum et utile mihi videtur, ut huiusmodi institutio nostris temporibus saltem semel annuatim minus negligatur. Nam quando praedecessores nostri de conciliis faciendis vigilanter curabant, multae virtutes in sancta ecclesia quasi in iuventute sua fertiles et floriferae fuerant, quae nunc proh dolor propter illius senium et senectam pene redactae sunt in cinerem et favillam. Sed cur illius increpo senectutem, cum nostram potius increpare deberem segnitiem? Illius enim voce dicitur per prophetam: „Vetustam fecerunt pellem meam.“ Nos ergo sanctae ecclesiae pellis sumus, qui sacramenta illius et religionis obser-

---

26) si Hilf. 27) iuveret Hilf. 28) ut Hilf. 29) non Hilf. 30) potestatis Hilf.
1) Sic!

vantiam amplectimur et circumdamus; quam pellem ipsa dolet et loquitur viciis nostris factam fuisse vetustam, quia non aspicit in nobis, quam aspexit in patribus virtutum pulchritudinem solitam. Unde, karissime frater et domne, discutiamus nos e pulvere pigritiae nostrae, surgamus ocius somno negligentiae et, quia sanctae ecclesiae pellis sumus, renovemur velut aquilae iuventute virtutis. Hac de causa cum fratribus nostris decrevi et statui, conveuire nos in unum in vigilia ascensionis Domini in loco vicino, qui dicitur Hosteti iuxta Moguntiam,[2]) ut omnibus cordis et animi viribus occurramus sanctae matris ecclesiae necessitatibus. Proinde vero seorsum cupio ex tuo caeterorumque fratrum nostrorum consilio discere, de legatione sedis apostolicae quid facturus sim; quia, sicut antea tibi per epistolam meam mandavi, ex delatione anathematizatae in me apostolicus mihi interdixit ornatus primos dignitatis meae. Inde vero cum congredior mecum in conscientia mea, nascitur mihi consolatio summa. Sed cum intueor, quid aliis possit evenire, si istud indiscussum tam facile labitur, meror mihi continuo magnus oboritur. Unde, quoniam omnes sumus impulsi ad casum, non furoris tumultu, sed orationis obtentu contra pulsantem opponamus communiter clypeum.

2b.

Brief Aribos an die Kaiserin Kunigunde. 1024.

Divae domnae suae Cunegundi, divina disponente prudentia Romanorum imperatrici augustae, Aribo Dei gratia, quicquid est, affectu cordis avidissimo debitae servitutis et orationis devotissimas exhibitiones in Christo. — Inprimis desidero, karissima domna, ut nullus nisi tibi familiaris [amicus] legat huius epistolae verba. [Tanta scis me] servitute tibi alligari, quanto sine gratiae tuae[1]) dulcedine nihil mihi iucundum potest vel dulce videri. Nam ex quo primum iucundissimo gratiae tuae munere donatus sum, tam multiplex inde mihi fluxerat commodum, ut nihil possit divitiis recompensari nec facundissimi sermonis ornatu digne laudari, ut [fieret] nihil exinde mihi, quod sine tuo iudicio dulce videretur et laetum, nihil tam contrarium vel asperum, quod non aestimarem tua clementi benignitate tuoque consilio facile me[2]) superare [posse]. Caeterum meroris anxietas mentem mihi aliquot dies apostolicis legationibus turbavit, sed conscientiae consolatio tranquillam facit. Idcirco, karissima domna, abscondita est tam diu pietati tuae, quia speravi illam, antequam ad aures tuas perveniret, aliquatenus posse leniri. Non enim ignoro compassionis tuae mirandum ac laudabilem affectum, quem solius Dei dono tibi scio concessum; ideoque solus doloris volui calicem bibere, ne mens tua turbaretur compassionis merore. Sed quia non potest iste transire, nisi tu bibas paulum inde, fac[tum] confido. Quid facturus sim, in epistola tua

2) Hostets iuxta Mogum. Schannat. Die Correctur ergiebt sich aus dem folgenden Briefe.
1) suae Schann. 2) facilime Schann.

rescribito, quoniam erit [mihi cau]sa certissima, quacunque [gratiae] dictaverit sententia tua [niti]. Condictum iam habeo concilium, ad quod confluet fratrum meorum venerandum conlegium, eruntque ibi consilii nostri cooperatores Piligrimus Coloniensis, Poppo Trevirensis venerandi protopraesules. Sed quia de nepote meo Piligrimo [3]) timeo, ut senioris mei artificioso retardetur consilio, commendo id tuae fidelissimae pietati, ut tu illum aggrediaris seorsum et sive volentem sive nolentem in ascensione Domini ad nostrum venire facias concilium. Proinde, karissima domna, [nunc] non possum celare te, quod adhuc [tam] absconditum habeo ab omni [homine], et quidquid desidero, ut a te verbis minacibus audiat quasi me nesciente. [Romae] Coloniensis episcopus ipse na[tali] constitutus, quamvis non ignoraret, quam inrationabiliter me illusum haberet apostolicus, tamen et familiariter eius dona accepit et amicabiliter suis illum muneribus oneravit; et ubi mihi honor pallii, quamvis iniuste, est interdictus, ibi pallii sui honor non solum est melioratus, sed, ut aiunt, quodammodo deauratus, quasi sibi inde sit aucta dignitas sive duplicata festivitas, unde mihi aliquantulum oppres[sionis et] perditi honoris amara calamitas [est]. Et quia pudore non potui, per te [opto], quasi me nesciente [id ei du]rius imputari. Proinde [etiam] celsitudinem tuam obnixius deprecor, ut si fratrem tuum, domnum videlicet Metensem episcopum, antequam ego, videas, de mea parte maximas gratias referas, quoniam apud sedem suam tanta susceptus sum benignitate, ut nec utilius nec honorificius aliquid mihi posset exhiberi Mogontiae illius consiliis, cui [4]) post Deum et te maxime confido. Quoniam id devotissimo promereri [solum] habeo servitio, solotenus prostratus efflagito, ut tuis illum precibus facias apud Hostedi iuxta Moguntiam interesse conventui nostro [velle]; qui conventus in vigilia ascencionis Domini fratribus est nostris denunciatus. Valeat semper in Christo [Jhesu] veneranda dominatio [tua].

3.

Brief der Mainzer Suffraganbischöfe an Papst Benedict VIII. 1024.

Domno Benedicto apostolicae sedis capiti venerabilissimo Burchardus Wormaciensis, Udalricus [1]) Curiensis, Werinharius Argentinensis, Eberhardus Babenbergensis, Walterus [2]) Spirensis, Wiggerus Vardensis [3]), Meginhardus Wirciburgensis, Heimo [4]) Constantiensis, Godehardus [5]) Hildinesheimensis, Heribertus Rubilocensis [6]) Brantho Halberstadensis, Hizzo [7]) Pragensis omnes una intentione [servi]tutis et orationis instantiam pro [suum] posse. — Cecidit corona capitis nostri, ablatae sunt dignitates sancti nostri metropolitani. Illud autem, sicut praemissum est, tantum audivimus; sed auditum minime

3) P. Schann. 4) quia Schann.
1) V. Schann. 2) W. Schann. 3) W. Mur . . . iensis. Schann. 4) H. Schann.
5) S. Schann. 6) H . . . . olacensis Schann. 7) H . . . gensis Schann.

credimus, et quia[8]) ipse auditus nos frangit, a paternitate tua discere cupimus, rei veritas quae sit. Si sic est, sicut audivimus, versa est in luctum cythara nostra et organum nostrum in vocem flentium. Quis enim a lacrymis se temperet, cum innocens metropolitanus ex unius mulieris delatione vel particulam dignitatis amitteret! Absit, domne, absit hoc a te, qui primus post Deum in vice sancti Petri orbem terrae regere debes in aequitate. Si vel minimus[9]) presbyter causa facti huius [gradu] deponeretur, iamdudum universae religionis ordo in favilla confusionis[10]) marcesceret. Sed cur, [domne,] scribimus, quasi haec vera esse credamus[11])? Ea enim, quae audiuntur [nobis], esse possunt et vera et falsa; [unum] autem tribuat, ut iste auditus [speciel] falsitatis exurgat. Nam si metropolitanus noster domnus Aribo propter anathematizatam dignitatis suae aliquantulum perderet, consequens ac tutum foret, ut omnium nostrum[12]) sacerdotium depositionis periculo subiacuisset. Ille enim extra commune nostrum consilium et iudicium nil habet in praefata muliere commissum; ideoque, si cum illa aliquid contra synodale decretum est perpetratum, nos naufragia paciemur; ille securus enatet. Credimus autem tibi, domne, et omnibus ubicunque in mundo existentibus de causa praefatae mulieres aures ita esse repletas, ut ultra opus non sit illius scribere culpas, cum illud potius procurandum sit, qualiter amputata a Christi corpore aut funditus pereat aut, si — quod minime credimus — converti voluerit, [procul] in heremum poenitentiae usque ad finem vitae gemebunda discedat. [Quid!] Nonne, quando super illam anathematis vincula dabamus, [magistratus][13]) adiutores, cum rectius possimus dicere praecessores? Ipsi enim praecesserunt, ipsi prima vincula iniecerunt, deinde noster ordo, sicut decuit, quod ab illis factum fuit, firmavit. Ipsis perniciose luditur, si causa nostra durius tractatur. Unde vero in commune prostrati[14]) rogamus, ut dignitati tuae consulas et, si quid incaute actum sit, id caute resarcias, anathemate obligatam terrore tuae sententiae stringas, domno Ariboni, tibi devotissimo filio, cur[ae et] dilectionis munus impendas, [quippe] qui propter avariciae lucrum nullum palpat peccatum, sed pro amore iustitiae semper exerto graditur mucrone. Valeat in Christo paternitas tua.

4.

Brief des Abts Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof. Juli oder August 1024.

Domno antistiti glorioso A. Berno Dei matris ac virginis servus debiti famulatus et orationis munus. — Licet ob primi parentis culpam assidue karorum mortem cogamur deflere, convenit tamen in illo consolari, qui est pri-

8) quin Schann. 9) minus Schann. 10) consensionis Schann.
11) credimus Schann. 12) nostrorum Schann. 13) ...s tuos Schann.
14) prostati Schann.

migenitus mortuorum et princeps regum terrae. Unde de morte [1]) karissimi senioris [2]) nostri regis et imperatoris Heinrici, tandem quantulumcunque velut consolati, has etiam consolatorias litteras vestrae dieximus sanctitati, solicite admonentes, tam eius digne memoriam semper habere, quam etiam de regni vestri statu non negligere. Quod tunc recte facitis, si minus praecipites in consiliis vestris festinatis. Decet vos ut sapientes regni nostri [3]) exspectare consilium, quatinus nunc iterum unius regis kara iungat societas, regat auctoritas, gloriosos reddat civilitas, quos hactenus nulla Alpium potuit separare asperitas, nec publica aut privata causarum sequestrare diversitas [4]). Sciatis enim, publicum conventum omnium nostrum pridie Non. Sept. esse iuxta Rhenum in loco, qui dicitur Kambe; ubi, si quid utilitatis Domino adiuvante regno nostro fuerit pertractatum, vobis quoque erit proficuum. Nam omnia nostra vestra, ut versa vice omnia vestra nostra.

Te, inclyte Italia, solor salutat Francia, suadens unitatis foedera, quoad libare mutua valeatis oscula, ut Deus pacis et consolationis velociter conterat Sathanan sub pedibus vestris. Sic enim inter vos sociale bonum firmiter constabit, si illud antiquum vestrum: „Idem velle ac nolle“ nullo modo titubabit. Hanc amicitiae legem natura velut quoddam solitarium, ex quo Karoli coeperunt, Ottones in Heinrico desierunt, vobis prae omnibus contradidit munus, ut quasi unus animus esset in vobis pluribus.

Quapropter agite consulte, ius amicitiae servate, magni consilii angelum exspectate, quia scriptum est: „Omnia fac cum consilio et post factum non poenitebis.“ Haec habui pauca, quae commemorarem benevole, vos autem suscipite amice. Leonem vestrum, immo nostrum, fortissimum fide, et Heinricum, virum antiqua virtute, ex nostro officio salutate. [5]) Propterea tibi A. seorsum gratias referimus, quia nostra acsi propria tueri cognovimus.

5.

Brief des Erzbischofs Aribo an die Wormser. Herbst 1025.

Clero, militiae et familiae Wormaciensi Aribo Dei gratia, quicquid est, cum omni bono. — Legatio vestra quantum inaudita, tantum nobis mira videtur. Invitatis me ad vestram voluntatem peragendam in cauda, qui primus fore in electione praesulis Wormaciensis ecclesiae aut cum primis esse debueram. Vix aut nullo modo legatis vel litteris alterius [1]) credere potuissem, domnum nostrum regem, quae nostri iuris sunt et antecessorum nostrorum fuerunt, nobis absente velle invadere et a nobis eligendum et consecrandum

---

1) Fehlt in der Handschrift. 2) salvatoris Pez. 3) vestri Pez. 4) Fehlt bei Pez.
5) Es sind ohne Frage die Bischöfe Leo von Vercelli und Heinrich von Parma gemeint; der Brief ist wahrscheinlich an den Bischof Alberich von Como geschrieben.

1) talibus Mone.

episcopum sine nostro consilio et consensu statuere, nisi vestra eruditio veridica proderet, quod tam enorme et incredibile memoratu foret. De induciis autem adventus mei ad consecrationem episcopi nondum quicquam certi vobis intimare possumus. Verum, utut haec se habeant, quando opportunum fuerit, ex debito officii iuxta qualitatem rei neque canonum instituta neque fratrum consilia renuemus. Valete.

6.

Brief des Bischofs Aribo von Mainz an den Bischof Godhard von Hildesheim. 1026.

Domno Godehardo sanctae Hildesimensis ecclesiae pontifici venerando Aribo gratia Dei, quicquid est, debitum illud orationis, quod humanitas exigit christianitatis. — Quamvis a te, frater, multis sim lacessitus iniuriis indebitisque affectus contumeliis, memor tamen regulae nostrae, qua iubemur nos invicem diligere et in nos peccantibus usque septuagies septies peccata dimittere, nolo fraternae dilectionis erga te claudere sinum, sed dilatato corde meum tibi commendare et tuum contra suscipere libenter consilium. Sumus unius corporis membra et, ut ita dicam, quaedam in eodem corpore luminaria. Quodsi nos minus caligamus propter [dissen]siones, corpori [1]), in quo sumus, rectius [2]) ostendimus iter per [3]) vitae huius caligi[nem. Quae]rendum est ergo nobis omni modo, [ne in nos ex] sententia illa prophetica torquea[tur impre]catio: „Obscurentur oculi eorum, ne videant, et dorsum eorum semper incurva." Nam si propter nos dorsum ad peccati laqueum curvatur, quid restat, nisi ut ipse visus aeterna coecitate dampnetur et in ipsa morte sopiatur? Quid est in fratrum discordia, nisi quaedam, ut ita dicam, in ipsa vita mortis poena? Hinc Ioannes ait: „Qui non diligit, manet in morte." His et aliis auctoritatibus motus et concitatus, moneo te unum esse de nostris confratribus. Et quamvis nostram fraternitatem multis tergiversationibus effugere coneres, revocamus te tamen clarissima voce sincerae dilectionis. Praecessores enim tui huic adherebant fraternitati, nec tu inde rescindi poteris nisi lugentibus et flentibus nobis. Unde tibi, frater, concilium intimamus quod communi consensu fratrum nostrorum in proxima festivitate s. Mathaei apostoli apud Selingestat cum caeteris fratribus et coepiscopis habituri sumus, ipsumque concilium primo rogamus, ut laudes, laudatumque cum caeteris fratribus visites, ut ibi non solum plantemus et aedificemus, sed etiam evellamus, destruamus et dissipemus. Credo, quod tibi commissam ecclesiam rite rationabiliterque habeas circumspectam et quod propter hoc nulla necessitate cogaris nostrum concilium visitare. Verum, quia praecipitur lege canonica bina a provincialibus in anno celebrari concilia, praedictum tibi terminum indicamus et ad eum te enixe rogando invitamus. Nam tibi quamvis nihil, quod

---

1) corporis Schann. 2) rectum Schann. 3) propter Schann.

corrigendum sit, obstat, [quia semper tu]a sanctitas in commisso tibi grege [defendendo diligen]tius vigilat, mihi autem in meo grege procurando propter alias occupationes nimium tremoris incutitur, et ne grex neglectu meo [destitutus inimicorum] pateat morsibus lupinis [omnium fratrum meorum cura] exigat pastoralis. Causa vero huiusmodi iterum et iterum te, frater, obnixius rogamus, ut interesse velis fraterno conventui. Vale.

7.

Brief der Herzogin Mathilde an den König Miecislaw von Polen. 1026 oder 1027.

Domno Misegoni virtutis verae cultori verissimo regique invictissimo Mathildis suppremum in Christo gaudium ac felicem super hostes triumphum. — Quoniam tibi divina gratia regium nomen pariter et honorem concessit arteque regnandi ad id necessaria honestissime ditavit, felici inceptu, ut audivi, ipsi divinitati regni tui primitias devoto pectore consecrasti. Quis enim praedecessorum tuorum tantas erexit aecclesias! Quis in laudem Dei totidem coadunavit linguas! Cum in propria et in latina Deum digne venerari posses, in hoc tibi non satis, grecam superaddere maluisti. Haec et huiusmodi studia te, si in finem perseveraveris, beatissimum praedicant, teque non adeo humano quam divino iudicio electum ad regendum populum sanctum Dei veracissime testantur; qui in iudicio providus, in bonitate conspicuus, in universa morum honestate praeclarus haberis, viduis ut vir, orphanis ut pater, egenis et pauperibus incorruptus defensor ab omnibus comprobaris, non considerando personam pauperis vel venerando vultum potentis, sed libra iustitiae, quae proponantur, cuncta examinas. Christi procul dubio militem sub regalis vestitus cultu ducis absconditum, Deo tantum ut restituas animas, diabolica fraude deceptas, qui talentum tibi commissum reportare centuplicatum vehementer anhelas, auditurus beatam vocem, qua dicitur: „Euge serve bone et fidelis et caetera." Paternis nempe exemplis ammonitus, totus pene versaris in caelestibus qui in illa mundi parte, quam regis, quasi quidam fons et origo sanctae catholicae et apostolicae extitit fidei. Nam quos sancti praedicatores corrigere non poterant verbo, ille insecutus est ferro, compellens ad caenam dominicam barbaras ac ferocissimas nationes. Hunc autem librum ideo tibi direxi, ne quid in divinis officiis incognitum foret tuae regiae dignitati, sciens, te spiritali praerogativa preditum procul dubio habere acceptum. In quo quid significent varietates, quae per diversa tempora in eisdem recoluntur officiis, curiosus lector facile reperiet. Deus omnipotens, cuius constitutione regali diademate coronatus es, ipse tibi spacium vitae palmamque victoriae largiendo cunctis efficiat hostibus fortiorem. Ad velle vale.

8.

Brief an den Bischof Azeko von Worms. November oder December 1035.

Dignissimo dilectae filiolae Wormaciae patri, domno suo Azeconi episcopo, G. infirmus et inutilis summi patris familias vespertinum denarium. — Mallem aures domini mei prosperis semper laetificare quam adverso quolibet nuncio, quod non decet unctum dominum inquietare, sed quia vos michi iam dudum precepisse memini, ne qua vos celem, quae michi alicubi innotescant, precepto et voluntati vestrae in huiusmodi parere non ignoro oportere. A proxima, quae nuper fuit dominica, principes[1]) regni, scilicet H.[2]) Coloniensis archiepiscopus, Bruno Wirzeburgensis episcopus, cum caeteris compluribus nunc usque Moguntia[3]) se continent, multa consiliantes, multa tractantes, multa conferentes. Huius conventus summam quia intimare vobis certam non possumus, quaedam, quae ipsis referentibus reperire nos contigit, vobis scribere curavimus. Ferunt domnum imperatorem augustum, veteris existente causa odii vehementer animatum esse in Adalberonem ducem et marchionem, et ita animatum, quod convocatis coram se principibus, scilicet E. A. marchionibus[4]) caeterisque principibus, qui tunc ibi intererant, quatinus ipsi Adalberoni ducatum suum et marcham iudicio abdicarent, preceperat. Sed ipsi, non id nisi in presentia et iudicio filii sui Heinrici regis fieri debere, accepto consilio responderunt. Quo vocato, imperator iniuriam suam exposuit, filium suum, quatinus Adalberonem omnimodis insequeretur, ut ipse eum se diligere cognosceret, postulavit, simulque ducatum sibi iudicio abdicandum et nunciavit et rogavit. Domnus vero Heinricus rex, etsi patri per omnia obaedire et vellet et deberet, memor tamen cuiusdam pacti, quod cum Adalberoni pepigerat, quod pater rogavit, se non posse nec debere exequi constanti animo iuravit. Quod cum diu tractarent, patre semper et monitionibus et minis et prece omnibusque huiuscemodi exhortationibus incumbente, filio vero econtra obstinato animo et nil a priore sententia mutato recalcitrante, tandem imperator huius doloris immedicabili vulnere tactus, cum ita filium suae voluntati deesse videbat, ante ora omnium iam prorsus elinguis sibi excidebat, et neque loquens neque videns neque quenquam presentium, ut videbatur, agnoscens et ita in ectasy mentis positus inter brachia tollentium in lectum collocatur. Post aliquanta ad se ipsum rediens, convocari iterum iubet filium ad se et principes. Quibus convocatis sciens, quia cor contritum et humiliatum Deus non despicit, sese ad pedes filii sui humo tenus proiecit, lacrimis multum obtestatus, quatinus recordari dignaretur patris, ne inimicis gaudium augeret, ne regno dedecus, ne sibi infamiam pararet, dum a patre discordaret, ne discordando fieret Absalon, dum pacifice vivere posset Salomon. Motus tandem filius piis lacrimis patris ad se rediit; rediit inquam ad se, quia

---

1) princeps Handschrift.
2) Die Sigle H. beruht auf einem Fehler der Handschrift; Erzbischof von Köln war noch Piligrim.
3) Moguntiae?
4) Unfehlbar Eckard von Meißen und Adalbert von Oestreich.

exivit a se; rediit vero ad se, dum rediit ad obaedienciam, ad preceptum, ad voluntatem patris. Sed ita rediit: iuramentum, quod Adalberoni fecit, patri aperuit, eiusque iuramenti Egilbertum episcopum auctorem fuisse retulit. Quod cum imperator vehementer iratus ab Egilberto episcopo, an ita esset, requireret, ille non dissimulavit, non negavit, sed se id ea causa fecisse memoravit, quatinus Adalberonem regi fidum faceret; qui[5]) non aliud esse iuramentum dixit, ni quod absque iuramento custodiri oporteret, scilicet ne sibi in bonis suis dampno esset, ni forte ex iudicio perdidisset. Quo percepto imperator vehementissime in episcopum animatus, inconvenientibus et multimodis conviciis cum magna verecundia ac pudore limen excedere, caminadam egredi precepit. Quo facto redivit ad iudicium, abdicaturque Adalberoni ducatus et marcha. Ergo dicunt ipsum Adalberonem, confisum Cruvvatis et Mirmidonibus, regiae potestati velle resistere; cuius occasionis timore cessabunt domi Bavvarii ab indicta expeditione. Marcham vero ipsius Adalberonis fertur commissam esse cuidam A. de L. [6]); ducatum autem nulli adhuc esse commissum, pro quo petendo domnus Cuono in ista ebdomada ad curtim proficiscitur. Ad ultimum, nisi infirmitas corporis me maxima detineret, videre vos tam diu non distulissem. Verumtamen vita comite videbo vos citissime et, quae nunc non scribo, tunc presens loquar [7]) vobis. Valete.

9.

Brief an den Bischof Azecho von Worms. Juli 1036.

Azeconi presuli egregio dilectoque suo domno I., quicquid est, eodem indignus, orationis hostias in Deo mactandas. — Vestrae sanctitati obaedienter, ut dignum erat, ac decenter paruisse nunciumque vestrum domnae nostrae imperatrici studiose ac diligenter presentavisse, ex hoc aperte sciatis, quod eam ipsam vestri muneris partem propria manu recepisse non dubium est. Deinde quanta benignitate quantaque gratiarum actione vestro se patrocinio et oramine ac servitio visitari meminerit, crebra ac sollicita vestrae sanitatis interrogatio manifestat; in qua videlicet idoneos atque placidos vobis testes adfuisse credatis, domnum Heinricum scilicet cum tenera coniuge Chunigunda, quam etiam post vestrum discessum a nemine se amygdalis donatam, paternis verbis consolatam, satis muliebriter ingemuisse sciatis. Preterea iter vobis domni nostri Chuonradi imperatoris felix prosperumque, quantum adhuc sciri potest, denuncio. Audivimus enim, Saxones ad adiutorium sui uniformiter armari. Porro autem nec illud vos latere volo, quod legati Anglorum nostrae iuniori domnae, nuper infirmae, nunc autem Deo gratias! valenti missi sunt; qui vero dixerunt sibi haec: „Infelix ergo, inquiunt, iniusta noverca vestra, Arduichenut [1]) germano vestro regnum fraude subripere cupiens, uni-

---

5) quod? 6) Arnold von Lambach ist gemeint. 7) loquor Böhmer.

1) Das ist Hardiknud.

versis primatibus nostris convivia maxima celebravit, et nunc eos prece, nunc pretio corrumpere satagens, iuramentis sibi suoque nato subiugare temptavit; qui vero non solum ei in aliquo huiusmodi non consenserunt, verum etiam nuncios prefato germano vestro, quatinus ad eos cito redeat, unanimes transmiserunt." Sed illi quidem talia. Ad haec, ut fideliter semper faciam, notum vobis fieri volo, episcopum Mettensem cum gratia magna a curte recessisse, archiepiscopum vero Coloniensem atque episcopum Leodiensem, abbatem E. [2]) atque abbatem Brumiensem simul cum domna nostra usque IV. Id. Augusti [3]) manere, dieque eadem ipsam a Noviomago Saxoniam tendere depositum laudatumque habere. Quomodo magis sapio, magis intimabo. Bene vale, pater kare.

10.

Brief des Abts Siegfried von Görz an den Abt Poppo von Stablo. Spätsommer 1043.

Sincera dilectione et perfecta veneratione amplectendo domno abbati Popponi frater Sigifridus Gorziensis coenobii indignus minister praesentis vitae prolixam foelicitatem et futurae perpetuam beatitudinem. — Paternitatem vestram meminisse non dubito, quia dudum, cum apud Teodonis villam convenissemus, de periculis nostrae aetatis, temporibus olim ab Apostolo praedictis, de moribus et conversatione hominum, de incestibus et periuriis multorum, de defectu religionis et augmento perversitatis et, ut breviter concludam, de variis ecclesiae periculis multa conquesti sumus. Inter quae, cum pro ausu benignitatis vestrae a vobis requirerem, cur regi nostro taceretis puellam, quam ducere disponit, adeo sibi esse consanguineam, ut ei sine gravi offensione in Dominum coniungi non possit, respondistis, nec vos tacuisse nec illum contra Dominum velle facere, sed potius plurimum postulasse, ut veritatem inquireretis et eum, antequam contra fas quicquam perpetraret, certum faceretis. Igitur de bona eius intentione plurimum confortatus, quicquid de illa parentela iampridem cognoveram, vobis retuli, sed duarum feminarum nomina, quae tunc memoriae deerant, dicere non potui. Rogastis ergo, ut et de ipsis et de aliis huius cognationis nominibus certitudinem diligenter inquirerem vobisque literis intimare curarem. Huic sane petitioni tanto libentius obedio, quanto, ne tantum malum perficiatur, sollicitior existo. Igitur postquam a vobis discessi, quod prius non audieram, a multis didici, videlicet illam, quam prius habuit, et hanc, quam nunc ducere vult uxorem, non plus quam tertia sive quarta generatione a se disiunctas fuisse. Quarum parentelam scribere supersedi cum propter barbariem Danorum sive Nortmannorum nominum tum propter cautelam, ne minus experta pro certis ac per hoc falsa pro veris te-

---

2) F. bei Mone. 3) III. Id. Augusti Mone.

neantur. His omissis iam nunc ad ea, quae plurimis sunt notissima, veniamus. Heinricus rex ex Mathilde genuit tres filios: Ottonem imperatorem, Brunonem archiepiscopum, Heinricum ducem; duas quoque filias, Gerbergam et Hadewidam. Quarum altera, id est Hadewidis, Hugoni; altera, id est Gerberga, nupsit Gisleberto duci eique filiam Alberadam nomine peperit. Post obitum vero Gisleberti iuncta est in matrimonium Ludovico Francorum regi, a quo filios duos, Lotharium regem et Karolum ducem, filiamque Mathildem, postea Cuonradi regis Burgundionum uxorem, suscepit. Porro ex his sororibus, non quidem de uno patre, sed de una matre scilicet Gerberga genitis, de altera quidem, id est Albrada, Ermentrudis, de altera vero, id est Mathilde, Gepa, quae et Gerberga, processit. Et haec prima generatio. Sane Ermentrudis Agnetem, Gepa vero Gislam augustam sororemque ejus Mathildem genuit. Et ecce secunda generatio. Gislae autem filius domnus Heinricus rex, et Agnetis filia simulque equivoca, Agnes ipsa videlicet, de qua hoc totum agitur, in tertia genealogiae linea invenitur. Audivi autem dictum esse regi, aviam suam Gepam non ex Mathilde, sed ex priore Cuonradi regis uxore fuisse progenitam. Quod non ita esse et veridicorum hominum asserit relatio et ipsa feminarum ostendit equivocatio. A Mathilde enim magni Heinrici regis coniuge usque ad Mathildem huius regis materteram genealogiae descensio per Mathildes et Gerbergas facta est, ita ut Mathildis, Gerbergae filia, aviae suae equivoca, filiam suam matris suae nomine vocaret et nepti suae nomen suum ut haereditarium relinqueret. Est et alius huius consanguinitatis descensus, cui nullus sani capitis contradicat, hoc modo: Otto magnus imperator et soror eius saepe dicta Gerberga filias procrearunt, alter Dudicham, altera Alberadam, cuius filia Ermentrudis peperit Agnetem, puellae Agnetis matrem. Otto autem dux, Dudichae filius, avi [1]) equivocus, genuit Heinricum, patrem Cuonradi Caesaris, qui fuit pater huius Heinrici imperatoris. Et sic iste in quinto, puella vero Agnes in quarto genealogiae computatur loco. Ut autem evidentius haec appareant, figuram quandam facere curavimus, in qua supra memorata nec non et quaedam alia utriusque sexus nomina ad eandem parentelam pertinentia descripsimus. Hanc si placet regi ostendite eumque suppliciter obsecrando praemonete, ut, cum ibi parentum suorum nomina invenerit eorumque pericula cognoverit, non induretur cor eius neque ad indignationem et iram, sed potius ad compunctionem et planctum commoveatur, ne (quod absit!) parentum delicta faciat esse sua. Tunc [2]) enim culpa eorum simul et culpae vindicta in ipsum redundabit, si eos in malo imitatus fuerit. Pro his enim, qui parentum vitia sequuntur, terribiliter et veridice Dominus minatur, quod reddat iniquitatem patrum filiis ac nepotibus in tertiam et quartam generationem. Rogate ergo et iterum atque iterum opportune importune eum commonete, ut hanc nimis metuendam sententiam semper in mente habeat ac tantum incurrere periculum vigilanter caveat. Verum non modo animae, sed etiam corporis ei in hac re metuenda est ultio, quia pro certo creditur, generationem ex illicita copulatione venientem diu non posse foeliciter succrescere. Hoc sane quam verum sit, liquido potest agnoscere, si de

---

1) aut Handschrift. Die Correctur ist von Büdinger. 2) Hunc Handschrift. Hinc Glosse. Tunc ist Vermuthung von Wattenbach.

eius nobilissima olimque amplissima parentela quam pauci supersint, prudenter voluerit attendere. Audiat praeterea et diligenter per vos intelligat, quia, etsi omnibus cavenda est infamia, regiae tamen maiestati eo attentius est vitanda, quo omnibus sublimius apparet exaltata. Nam sicut civitas supra montem posita Domino testante non potest abscondi et sicut lucerna super candelabrum levata omnibus lucet, qui in domo sunt, sic regis sive bona fama sive infamia latere non potest plurimos intra et extra regnum suum degentes. Et quod gravius est, ita sunt mores hominum, ut ignominiosa fama celerius crescat latiusque in dies diffundatur et, accrescentibus alis [3]), per ora multorum volitans semper augeatur, honestus vero rumor tardius strictiusque currat, multosque sui infamatores, paucos vero imitatores reperiens, cito minoretur et deficiat. Si ergo voluntatem suam canonicis sanctionibus (quod absit!) praeponens, hoc, quod coeptum est, perficere non timuerit, o quanti, qui eius metu coerceri, ne tale quid auderent, poterant, ipsius exemplo exhilarati audaciamque sumentes, similia multoque deteriora facient, et si ab aliquo commoneri aut argui coeperint, protinus hoc regiae celstitudinis factum in defensionem suorum malorum assument! Pro certo autem credimus, quia quotquot, quos iuvare ad salutem posset, suo exemplo peccare ac per hoc perire fecerit, eorum et culpa et poena in ipsum redundabit. Legat, si placeat, vel coram se legi faciat, quid de Jeroboam rege scriptura sancta dicat, et inveniet crebrius commemorari, quod alios peccare fecerit, quam quod ipse peccaverit. De omnibus enim regibus, ipsum imitantibus, legitur, quia non recesserint a peccatis Jeroboam filii Nabat, et non additur, „qui peccavit," sed signanter dicitur: „qui peccare fecit Israel," ut patenter intelligamus, quam gravissime Dei indignationem incurramus, quotiens nostro malo exemplo alios ad peccandum provocamus. Attendat ergo generositas domni regis et diligenter recogitet, quam multiplex ei immineat periculum, si, quod cogitat, contra canones peregerit malum. Quod si pro timore et amore Dei propriam voluntatem a se reiecerit, si praedecessores suos in illicitis sequi noluerit, si iustitiae ac pietatis amator exstiterit, si inter regalem excellentiam et prosperos successus se pro humilitate tenuerit, si Dei potius quam suam gloriam quaesierit, si denique non modo se ipsum, sed et alios a vitiis reprimere et ad virtutes excitare strenue curaverit — si, inquam, in talibus exercitiis fine tenus vigilanter perseveraverit, profecto non modo parentum aliorumve hominum peccatis [4]) astrictus non tenebitur, verum etiam, Dei gratia se praeeunte ac subsequente, in hac vita et in futura cum Christo regnare merebitur. Sicut namque de malis filiis terribiliter scriptum est, quod peccata patrum ipsis reddantur, sic de bonis misericorditer dictum est, quia filius non portet iniquitatem patris. Iosias rex, ex flagitiosis parentibus natus, cum scelera eorum cognovisset et, libro divinae legis reperto, quanta sibi et populo vindicta immineret, ex ipso libro addisceret, quia doluit, quia amare flevit, quia ad indicium interni doloris, ut tunc mos erat, vestimenta sua scidit, quia denique, paterna mala derelinquens Dominumque toto corde quaerens, ei studiose servire et alios ad placandam divinam animadversionem commonere curaverit, non solum ei praedecessorum suorum culpa non obfuit, sed etiam divinam

3) aliis Handschrift. 4) Fehlt in der Handschrift.

consolationem hoc modo audire promeruit: „Haec dicit Dominus Deus Israel. Pro eo, quod audisti verba voluminis et perterritum est cor tuum et humiliatus es coram Domino, auditis sermonibus contra locum istum et habitatores eius, quod videlicet fierent in stuporem et in maledictum, et scidisti vestimenta tua et flevisti coram me et ego te audivi, ait Dominus; idcirco colligam te ad patres tuos, et colligeris ad sepulchrum tuum in pace, ut non videant oculi tui omnia mala, quae inducturus sum super locum istum." Haec de Iosia rege inserere placuit, ut domnus rex, a vobis commonitus, illum imitari studeat et cum figuram, quam fecimus, in manus sumens nomina parentum suorum inibi adnotata perspexerit, et pro his et pro se timeat, Deique indignationem in se et in populum sibi subditum provocare cavens, contra decreta canonum non faciat, sed Dei voluntatem suae praeponens in omnibus ei placere conetur, quatinus et nunc et semper cum illo gaudere mereatur. Memini praeterea dudum, cum pater eius filiam suam regi Francorum desponsare vellet, et hoc contra fas, sicut in praedicta figura cognosci potest, agere disponeret, multos fuisse, qui imperatoris maiestati placere volentes tales nuptias bene et utiliter fieri posse persuadere contenderent, eo quod per ipsas duo regna in magnam pacem confoederari vel in unum redigi sperarent. Sed et nunc tales non deesse credo, qui similiter adulantes et regiam laudem affectantes eadem dicant et, dum terreno principi placere desiderant, falsitatem proferre ac per hoc Domino displicere parvipendant, non attendentes aut parum metuentes, quod scriptum est: „Quoniam dissipabit ossa eorum, qui hominibus placent." Horum ergo, qui per transgressionem divinae legis promittunt sibi et aliis pacem, venenosam sententiam libet refellere et, quam sit veritati contraria, ostendere. Constat et indubitanter verum est, canonicam auctoritatem Dei esse legem. Qui ergo contra canones facit, contra legem Dei facit; qui autem contra legem Dei facit, impietatem facit, ac per hoc impius est. Scriptum est autem: „Non est pax impiis, dicit Dominus." Ex his igitur colligitur, praevaricatoribus canonum veram non esse pacem. Veram autem ideo diximus, quia et falsam esse pacem non ignoramus. Habent namque reprobi et transgressores pacem, scilicet adulteri cum adulteris, homicidae cum homicidis, periuri cum periuris. Nonnunquam hi [5]) hisque similes habent inter se pacem, sed simulatam, sed deceptoriam, sed sibi et aliis perniciosam. Hanc Dominus Jhesus destruere venit et de ipsa auditoribus suis dixit: „Nolite putare, quod venerim pacem mittere in terram. Non veni pacem mittere, sed gladium." Ceterum eam, quam mundus dare non potest pacem et de qua Dominus discipulis ait: „Pacem meam relinquo vobis, pacem meam do vobis", quamque angeli annunciaverunt canentes: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis", non nisi boni et divinorum praeceptorum observatores habere queunt, psalmista testante, qui ait: „Pax multa diligentibus legem tuam, Domine, et non est illis scandalum." Ubi diligenter attendendum, quia, cum diceret *pax*, addidit *multa*, ac datur intelligi, quoniam, qui non obediunt divinae legi, etsi videntur habere pacem non tamen habent multam pacem, sed brevem et cito mutabilem, et si quando exterius prosperari et quiescere videntur, interius variis impulsi malis semper

---

5) Fehlt in der Handschrift.

agitantur, et dum singulis vitiis vicissim deserviunt, multa intra se ipsos scandala incurrunt. At [6]) diligentibus legem Dei pax multa est, et non est illis scandalum, quia, etsi exterius diversis turbationum procellis inquietantur, interius tamen in verae fidei soliditate fixi, in caritate firmiter radicati, pro spe aeternae retributionis quaeque adversa tranquilla mente tolerant et cum omnibus hominibus, si fieri potest, pacem habere desiderant, ut nec ipsi pro aliquo casu scandalizari nec, unde quisquam scandalizetur, facere volunt, dumque semper ad meliora festinant, Dominum sibi et angelos conciliant, ut eorum auxilio ad aeternam pacem perveniant. Haec per excessum proferre voluimus, ut eos decipi et alios decipere monstraremus, qui dominis suis illicita facere suggerunt et sic eis firmam pacem affuturam promittunt. Quod tale est, ac si dicant: „Faciamus mala, ut veniant bona." Si ergo talem aliquem reperiretis, in faciem ei viriliter resistite et, ne ei assensum praebeat, gloriosum regem nostrum exorate. Et quia constitutus dies nuptiarum iam prope est, obsecro, beatissime pater, ut regem adire et haec ei manifestare non differatis, cum et ipse hoc vos inquirere petierit et multum vobis periculum immineat, si vobis tardante tantum malum peregerit. Festinate ergo illi hanc epistolam cum figura ostendere, eumque obnixe precamini, ne celsitudo eius parvitati meae indignetur, quod tale quid dicere vel scribere praesumpserim, nec attendat ad rusticitatem incultae locutionis, sed consideret intentionem mei cordis et cognoscat, quantam habeam sollicitudinem eius et totius regni salutis. Ex quo enim prius Aquisgrani et postea Mettis pro se orare humiliter me petiit, in oratiunculis meis ac fratrum nostrorum memoria eius non defuit. Quod parum aut nihil profuisse dolebimus, si eum in hoc malum incidere audierimus. Porro si (quod absit!) haec nos scripsisse indigne ferens irasci voluerit, noverit, quia etsi eum (ut par est) reveremur, Dominum tamen plus timere et amare debemus, et idcirco veritatem tacere non possumus. Verum convenientius esse duximus, cum ante factum humiliter commonere, quam post factum mordacius ac per hoc periculosius arguere. Haec et his similia, o venerabilis pater, prout Deus dederit, sine taedio inculcate, quia, quicquid supererogaveritis, cum bonus Samaritanus ad iudicium venerit, multipliciter restituet vobis, et si illum ab incepto revocare potueritis, mercedem a Domino recipietis. Sin autem, vos ipsum a culpa silentii liberabitis.

Praeterea plurima videmus fieri nobis [7]) admodum displicentia et emendatione indigentia, quae interim tacemus, ne regiis auribus molestiam inferamus. Unum tamen est, quod nos plurimum angit et silentii omnino impatientes facit, videlicet quod honestas regni, quae temporibus priorum imperatorum veste et habitu nec non in armis et equitatione decentissime viguerat, nostris diebus postponitur, et ignominiosa Franciscarum ineptiarum consuetudo introducitur; scilicet in tonsione barbarum, in turpissima et pudicis obtutibus execranda decurtatione ac deformitate vestium multisque aliis novitatibus, quas enumerare longum est quasque temporibus Ottonum ac Heinricorum introducere nulli fuit licitum. At nunc plurimi patrios et honestos mores parvipendunt et exterorum hominum vestes simulque mox perversitates appetunt ac per omnia his etiam similes esse cupiunt, quos hostes et insidiatores suos esse

---

6) ac Handschrift. At Verbesserung Wattenbachs. 7) vobis Handschrift.

sciunt, et quod magis dolendum est, hi tales non modo non corriguntur, verum etiam apud regem et quosdam alios principes familiariores habentur, ampliorique mercede eo quisque donatur, quo in talibus neniis promptior esse videtur. Hoc vero alii videntes eorum similes fieri non verecundantur et, quia eos impune ferre simul et munerari considerant, maiores novitatum insanias excogitare festinant. Pro his ac talibus, o beate pater, ideo quam maxime dolebimus [8]), quia cum exterioribus permutationibus simul et mores mutari et in regno aliis hactenus honestiori cedes, rapinas, periuria, traditiones et varias deceptiones paulatim accrescere videmus, et haec maiorum malorum praecurrentia indicia esse timemus. Quocirca suppliciter imploramus et per caritatem Dei vos testamur, ut per domnum regem et per quoscumque potestis his tantis malis pro posse et nosse obviare et mederi curetis. Valete.

11.

Brief des Abts Siegfried von Görz an den Bischof Brun von Toul. Spätsommer 1043.

Verae religionis eximio propugnatori domno B[runoni] episcopo frater Sigifridus ultimus abbatum et minister Gorziensium fratrum qualescumque orationunculas et fidele servitium. — Ex quo sublimitas vestrae nobilitatis parvitatem meam gratiae suae participem esse voluit, dilectionis vestrae calor in me ideo non tepuit, quia zelum Dei et regis iusticiam in corde vestro fervere cognovi. Praeterea relatio consanguinei et amicissimi vestri domni Adalberonis primicerii, mihi et omnibus bonis merito carissimi, ad fidelitatem vestram plurimum me provocavit, qui me et quoscunque potuit de studio vestrae bonae conversationis admodum exhilaravit. Ut autem verum fatear, unum est, quod mihi scrupulum iniecit, meque mirari ac de vestri aestimatione aliquantulum titubare fecit, scilicet quod audieram has illicitas, quas rex vult facere, nuptias vestra legatione et ordinatione esse procuratas. Quia vero non ita esse a familiaribus vestris ac nostris nuper didici, pro fidelitate vestra Deo gratias retuli. Quod si ita, ut fama vulgaverat, esset, non latet prudentiam vestram, quantum sibi periculum instaret, cum de solo consensu vel silentio non modo vobis, sed et aliis pastoribus, ad quos regis et puellae, quam ducere vult, parentelae cognitio venerit, divinae animadversionis ultio sit metuenda, si non restiterint, si canonum defensores non fuerint, et maxime si homini plus quam Deo placere voluerint, si illicitae copulationis fautores extiterint. Quocirca generositatem vestram humiliter imploramus, ut tam magno totius regni periculo viriliter obvietis et coepiscopos vestros, ut vobiscum laborent, opportune et importune commoneatis. Nunc enim declarabitur, qui pastores, qui vero mercenarii merito [habentur]. Expendite, quaeso, quid facerent, si

---

8) dolemus?

Neronianis et Decianis temporibus fuissent, dum sibi tormenta tanta parari viderent, quicunque nunc non solum pro metu [parvi] incommodi iusticias tacent, verum etiam [regi] transitoriae gratiae affectu ad malum favent. Mementote et aliis ad memoriam reducite Ambrosium [episcopum] et imperatorem Theodosium, et episcopos quidem ad Ambrosii constantiam animate, regem vero ad Theodosii mansuetudinem et obedientiam inflectere curate. Epistolam cum figura, quaedam regiae parentelae nomina continente, domno abbati Poponi scripsi et, ut eam domno regi insinuaret, obnixe petii. Hanc si potestis acquirere ei [1]) legere ne, precor, differatis, ut ipsa [de periculo vos commonente] celeriter succurratis et pro laudabili studio aeternam mercedem acquiratis.

12.

Brief Heinrichs III. an den Abt Hugo von Cluny. Anfang des Jahres 1051.

Heinricus Dei gratia Romanorum imperator Augustus Hugoni venerabili abbati Cluniacensi gratiam et salutem. — Visis sanctitatis tuae litteris admodum gavisi sumus. Tuas tanto libentius suscepimus, quanto ferventiori studio divinae contemplationi te inhaerere novimus. In quibus quoniam te dixisti nimium exultasse de reddita nobis sanitate, de concessa coelitus filii adoptione, grates paternitati tuae referimus, grates ex intimo corde persolvimus. Id etiam tam summopere mandamus, quam humiliter deposcimus, ut tua apud clementissimum Dominum nostrum iugiter non desit oratio pro reipublicae commodo, pro totius regni honore, pro nostra nostrorumque salute, ut divinitus nobis collata prosperitas ecclesiarum et populi totius pax possit esse et tranquillitas. Quis enim sapiens tuam orationem tuorumque non exoptet?. Quis insolubili caritatis vinculo retinere non ambiat [2]), quorum oratio tanto purior, quanto ab actibus seculi remotior, tanto dignior, quanto divinis conspectibus extat propinquior. Quod autem pro longinquitate itineris negasti potuisse venire, sicut iussimus, eo ignoscimus tenore, ut in pascha ad nos Coloniam venias, si est fieri possibile, quatinus (si audemus dicere) eundem puerum, de quo ita laetatus es, de sacro fonte susciperes et spiritualis pater tuae benedictionis munere signares, sicque simul expiati fermento delictorum paschali solemnitate mereamur perfrui coelestis gloriae.

---

1) etiam? 2) ambiget d'Achery.

13.

Brief der Kaiserin Agnes an den Abt Hugo von Cluny. October 1056.

Dillectissimo patri et omni acceptione digno Hugoni abbati [Agnes] [1]), quaequae modo Deo iubente sit, salutem et devotum obsequium. — Quia in luctum versa est cithara mea, pro gaudio gemitum, pro exultatione, quam litterae vestrae fecerant, refero lamentabile planctum. Cor tamen moerore tabidum refugit ex toto referre. Quapropter et quia velox fama malorum, ut credo, meum vobis dolorem nuntiavit, precor, ut dominum meum, quem diutius in carne servare noluistis, saltem orando cum vestro conventu defunctum Deo commendetis, filiumque vestrum diu sibi heredem fore ac Deo dignum obtineatis, et turbas, si quae contra eum in vestris vicinis partibus regni sui orientur, etiam consilio sedare studeatis. Vale, pater.

---

1) Der Name fehlt bei d'Achery.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 17. Z. 21. lese man Vertrauter statt Vertreter.
" 22. " 7. v. u. 24. Juli statt 23. Juli.
" 34. " 8. ihn statt ihm.
" 43. " 1. Der erste Feldzug statt die ersten Feldzüge.
" 45. " 16. auf eigene statt seine eigene.
" 50. " 4. v. u. Papstes statt Papst.
" 71. " 7. gehörte statt gehörter.
" 72. " 20. vielmehr vor den versammelten statt vor den versammelten vielmehr.
" 81. " 16. und S. 229. Z. 4. v. u. St. Vanne statt St. Vaast.
" 81. " 28. Robert von Frankreich statt Robert von Flandern.
" 96. " 10. v. u. seines statt seiner.
" 104. " 20. auf den statt auf dem.
" 104. " 10. v. u. die Markgrafschaft statt eine Markgrafschaft.
" 146. Anm. Z. 2. 24. Juni statt 23. Juli.
" 156. Z. 18. setzte hier sich fest statt setzte hier fest an.
" 161. " 24. Waimar III. statt Waimar II.
" 170. " 10. 1019 statt 1819.
" 193. " 7. ihm statt ihn und Z. 17. Sterben statt Streben.
" 237. " 4. und S. 241. Z. 15. Hugo von Egisheim statt von Dasburg.
" 249. " 23. Kostnitz, dem statt Kostnitz dem.
" 267. " 21. und 22. wie nach Erbrecht statt wie in ein Erbrecht.
" 321. " 5. Gozelo statt Gottfried.
" 478. " 13. v. u. ihn statt ihm.

Zu S. 36. Brun von Querfurt war nicht bereits vom Papst in Rom geweiht. Vergl. S. 544.

" " 47. Die Reise Heinrichs II. nach Burgund fällt in den Juli 1006, also nicht nach, sondern vor dem flandrischen Kriege. Vergl. S. 546.

" " 194. 195. Die genaueren Zeitbestimmungen für den Aufenthalt des h. Brun bei Großfürst Wladimir und bei den Petschenegen sind aus der Angabe des brunonischen Briefs gefolgert: tertio die, qui est VI. Februarii. Nach einer mir von Jaffé nachträglich mitgetheilten Conjectur scheint aber Brun VI. feria geschrieben zu haben.

" " 196. Anm. Auch isländische Annalen setzen, wie mir Dr. Styffe aus Stockholm bemerklich macht, die Taufe Olafs des Schooßkönigs in das Jahr 1008 und scheinen so Bruns Angabe zu bestätigen.

" " 241. Die Weihe des Bischofs Brun von Toul ist im Text irrig auf den 9. December 1027 verlegt, an welchem Tage Kaiser Konrad in Toul war; sie war bereits am 9. September desselben Jahrs zu Worms erfolgt. Vergl. S. 567.

" " 526. Nach der früher für verloren gehaltenen Urschrift ist die Geschichte des Michaelsklosters bei Verdun jüngst von Neuem herausgegeben worden: Chronicon s. Michaelis monasterii in pago Virdunensi. Ex antiquissimo codice nunc primum edidit Lud. Tross. Hammone 1857.

" " 552. Eine bisher unbekannte Kaiserchronik vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welche eine ältere sächsische Quelle, wahrscheinlich die noch unedirte Chronik von Pöhlde, mit dem Martinus Polonus combinirt, giebt manche interessante Beiträge zur Sagengeschichte und namentlich auch zur Legende Heinrichs II. Ueber diese Kaiserchronik, welche mir aus einer Pergament-Handschrift der Königsberger Universitäts-Bibliothek erst vor Kurzem bekannt wurde, werde ich an einem anderen Orte weitere Nachricht geben.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google